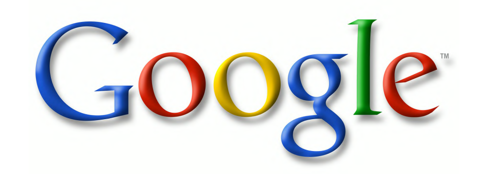
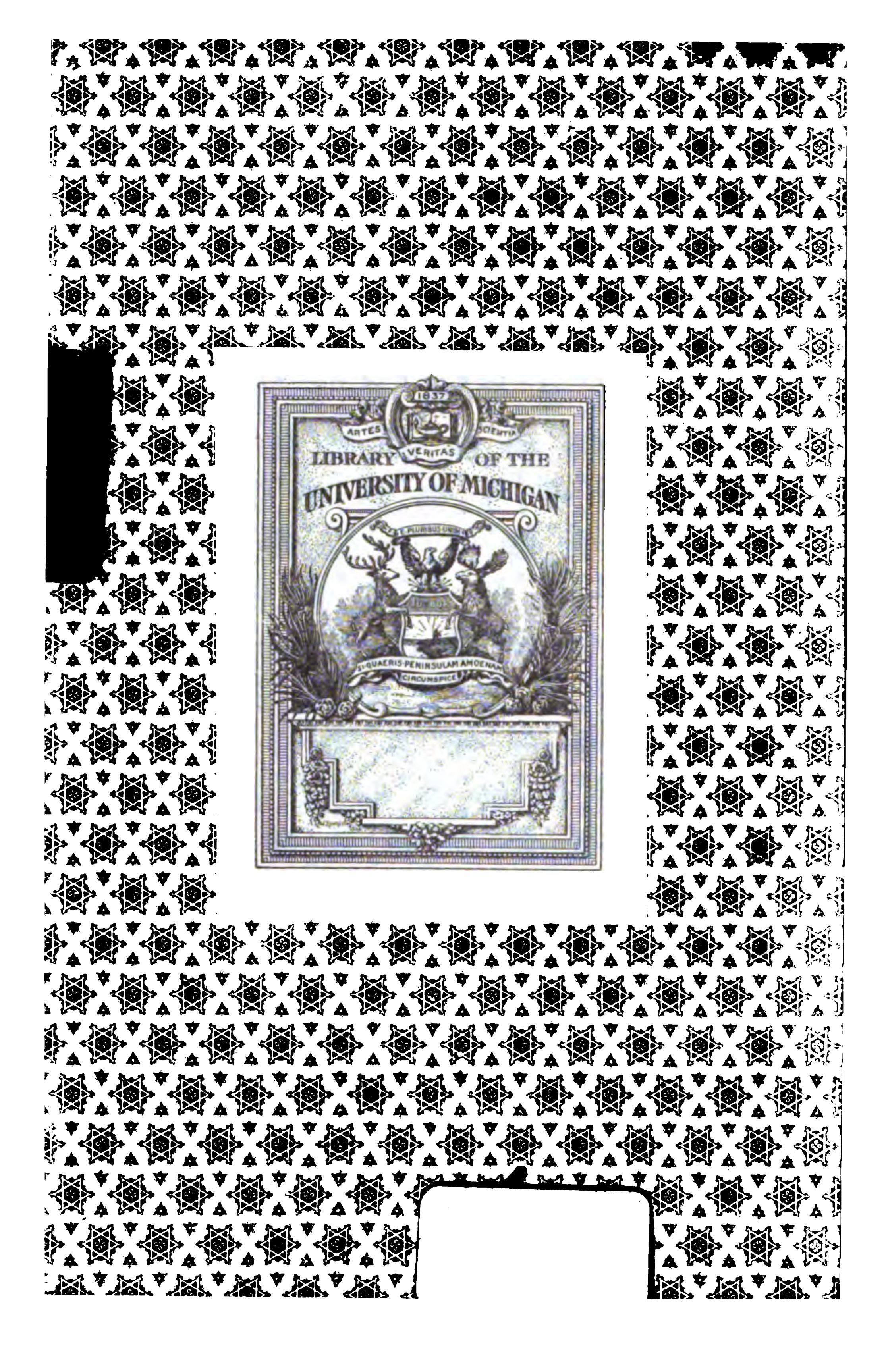
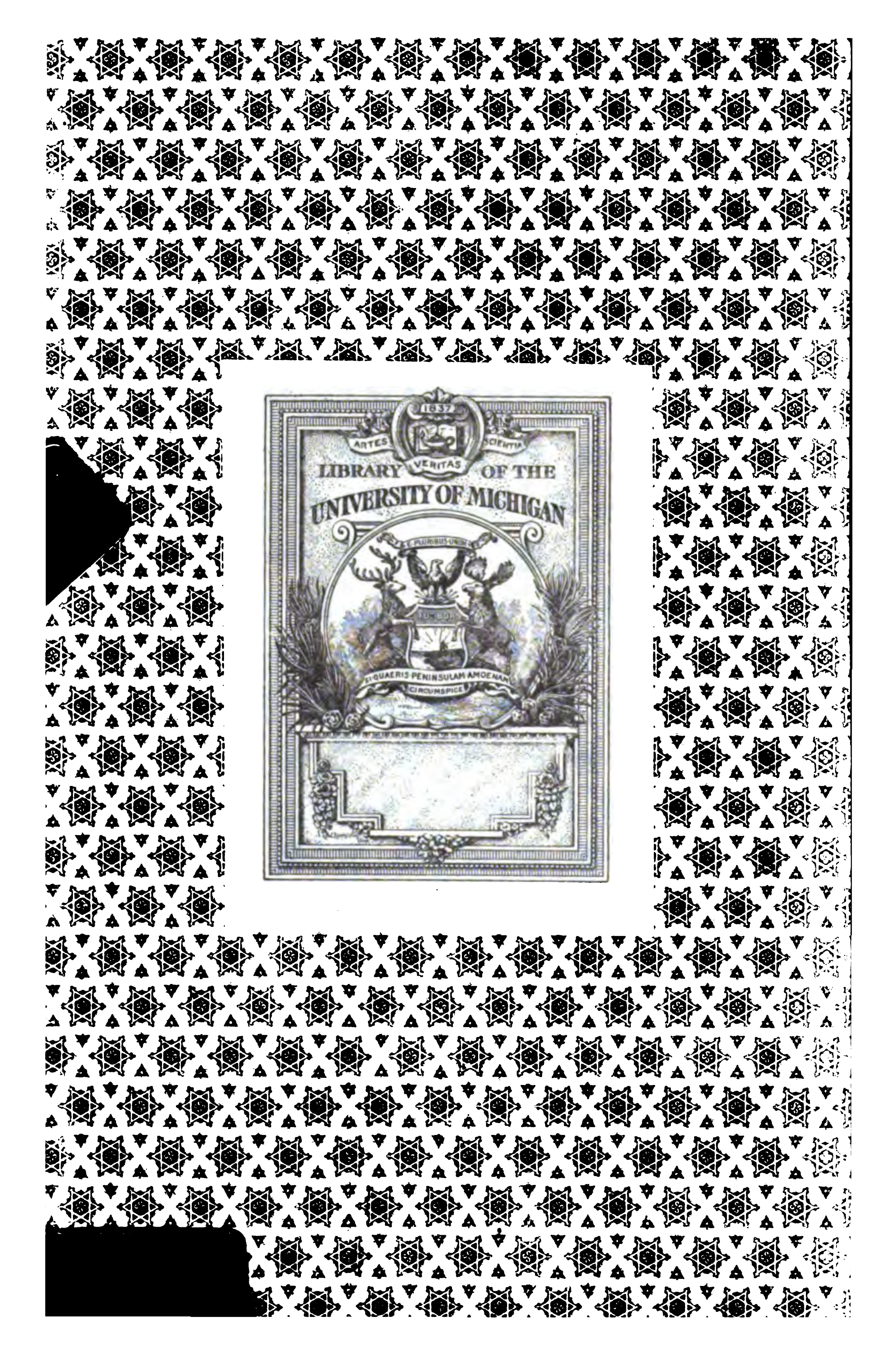
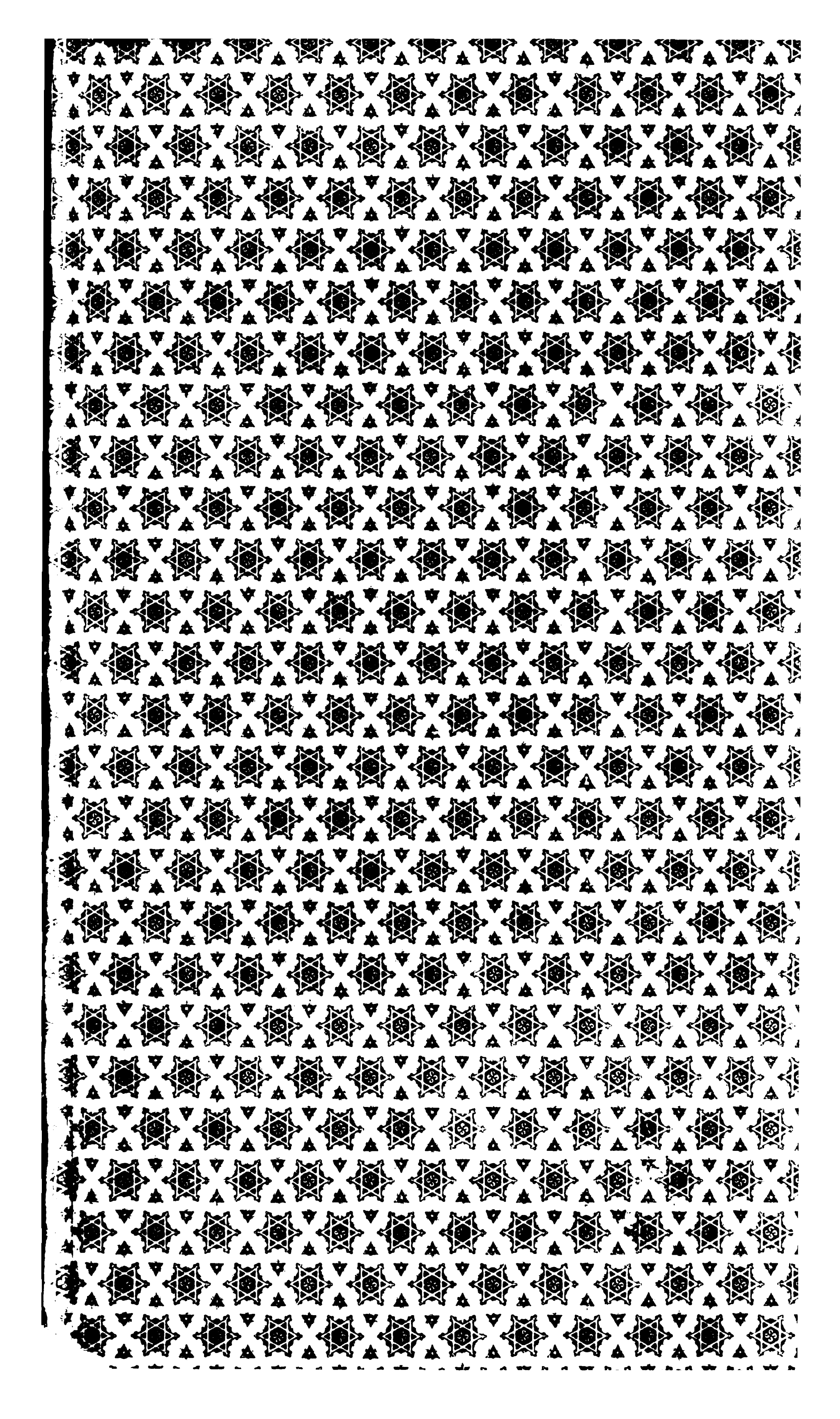



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



ARCHIV

FÜR

LITTERATURGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. FRANZ SCHNORR VON CAROLSFELD,

K. BIBLIOTHECAR IN DRESDEN.

VII. Band.

LEIPZIG,

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1878.

Inhaltsverzeichniss.

* Hiebei ein Carton mit zwei Phototypien.

Die Büchersammlung des Hans Sachs.

Von

Karl Goedeke.

In dem Gesammtregister, das Hans Sachs für sich über alle seine Dichtungen und Dialoge im J. 1560 begann und in den folgenden Jahren fortsetzte, hat er Bl. 118 f. auch den „Schulzetel zu Nürnberg“ aufbewahrt, den Hertel in seinem Programm über die Zwickauer Handschriften des Dichters veröffentlichte. Unmittelbar darauf folgt (Bl. 122 f.), in fünf Spalten, das Verzeichniss seiner kleinen Büchersammlung, das zwar in Bezug auf Genauigkeit der bibliographischen Angaben viel zu wünschen übrig lässt, aber doch einen kleinen Beitrag zur Kenntniss seiner Quellen gewährt. Ich theile es ohne weitern Commentar genau nach der in Zwickau vorhandenen Handschrift mit.

122[a]: Anno salutis 1562 am 28 tag Januarij meins alters im 67 jar hab ich hans sachs diese meine puecher inventirt vnd ain ides puech sunderlich verzaichent nach dem Abc wie wol oft mer puecher dan ains zw samen eingepunden sent in ain puech.

A.

Apuleus mit dem guelden Esel.
Alanus von der menschwerdung Cristi.
Alten weysen Exempel puch.
Antomey puech von allen gliedern des menschen.

B.

5 Bibel das erst dail witenberger druck.
Bibel das ander dail witenberger druck.
Bibel das new thestament.
Brandanus was er auf dem mer fur wunder erfarn.

C.

Concordanz vber die ganz Bibel.
10 Cronica der der [!] Nürnberger gros Kobergers.
Cronica vber ganz deutschlant Sebastian Francken.
Cronica denmark, Schweden vnd nortwegen Alberti Crantz.
Cronica der Augspurger.
Cento Nouella Johannis Bocacij.

D.

15 Das erst gesamelt puch der sermon vnd tractetlein 40 stüeck.
Das 2 gesamelt puech der sermon doctor martinj 10 stüeck.
122[b]: Das 3 gesamelt puech helt inen 39 stüeck.
Das 4 gesamelt puech helt inen 19 stüeck.
Das 5 gesamelt der sermon helt 51 stüeck.
20 Das 6 gesamelt puech allerley materj 21 stück.
Dares phrygius die zerstorung tria [Trojas].
Das erst puech meiner gedicht allerley materj 376 stück.
Das ander gedrucket puech meiner gedicht helt 318 stück.
Das drit gedrucket puech meiner gedicht 102 Comedi.

E.

25 Esopus seine 4 puecher vnd ander fabel auserhalb.
Ewlenspiegel mit seiner schalckheit.

F.

Franciscus petrarcha von paiderley glueck vnd vnglüeck 2 puch
Franciscus petrarcha gedenck puech 4 püecher.

G.

Gesta romanorum der römer gemain geschicht puch.
30 Gart der gesundheit oder natur puech 4 puecher.

H.

Homerus die irrfart vlisis 24 püecher.
Herodotus der kriechisch geschichtschreiber 9 puecher.
Herodianus der gschichtschreiber romischer kaiser 8 puecher.
Hueberinus von zorn vnd güete gottes.
35 Herzog ernst nach der alten peschreibung puech.

I.

Justinus der geschichtschreiber die anfeng der kunigreich 44 puecher.
Johannes Bocacius die 99 durchlewchting frawen.

Johannes Bocius [!] von den vnglueckhaftigen person 9 puecher.
123ᵃ: Jesus sirach gereimet durch herr sebastian grosen.

K.

40 Kurze kriegssordenung.
Kaiserin von rom vertrieben.
Kunst puech von rossen, varben vnd kranckheiten.

L.

Ludowickus vartemanus der lantfarer.

M.

Maister gesang das erst puch meiner gedicht 50 par.
45 Maister gesang das 2 puch meiner gedicht 135
Maister gesang das 3 puch meiner gedicht 166
Maister gesang das 4 puech meiner gdicht 243
Maister gesang das 5 puech meiner gedicht 259
Maister gesang das 6 puch meiner gedicht 274
50 Maister gesang das 7 puch meiner gedicht 318
Maister gesang das 8 puch meiner gedicht 273
Maister gesang das 9 puch meiner gedicht 338
Maister gesang das 10 puch meiner gedicht 415
Maister gesang das 11 puech meiner gedicht 381
55 Maister gesang das 12 puech meiner gedicht 340
Maister gesang das 13 puech meiner gedicht 333
Maister gesang das 14 puch meiner gedicht 320
Maister gesang das 15 puch meiner gedicht 333
Maister gesang das 16 puch meiner gedicht 97
vnd 40 gemaine lieder gaistlich vnd weltlich
60 Maister gesang 1 puch von fremben gedichttn 398 par.
Melusina ein vertewsch franzosisch gedicht.
Mörin vom venus perg.

123ᵇ: N.

Naturlich weisheit der alten 4 püecher.
Naturpuch fisch, fogel, tier vnd Edelgstein.
65 Naturpuch das klain.
Narren schiff doctor Sebastian prant.

O.

Ouidius von verenderung der gestalt.
Ouidius von der lieb arzney.

P.

Psalter ausgelegt durch pomeranum.
70 Plinius von der natur menschen thier vnd fisch 5 puecher.

Plutarchus von den 46 durchlewchting mannen.
Plutarchus von den gueten Sitten 21 puecher.
Pandeckt puechlein der heiligen Schrift Otto prumensis.
Postil des aduent ausgelegt doctor martin luters.
75 Psalter gsangweis sambt andern kirchen gesengen.
Prediger Salomonis ausgeleckt durch doctor Johannen Brentzen.

R.

Rethorica tewsch formular zw Schreiben.
Rechenpuecher 3 von aller art rechnung.
Rollwagen vnd zwo gartten gselschaft vnd 3 Comedi.
80 Register all meiner gedicht gesang Comedj vnd sprüch.

S.

Seneca von guetten sitten 46 puecher.
Schwetonius tranquillus von 12 Keisern 12 puecher.
Sabellicus Exempel puech von Cristen Juden vnd haiden.
Schiltperger ein lantfarer.
85 Schimpff vnd Ernst.
Sews ain müncherey.
124: Spruch puech das erst meiner gedicht vnd Comedi helt 12 stück.
Spruch puech das 2 meiner gedicht helt 57 stück.
Spruch puch das 3 meiner gedicht helt 128
90 Spruch puch das 4 meiner gedicht helt 100
Spruch puch das 5 meiner gedicht helt 108
Spruch puech das 6 meiner gedicht helt 107
Spruch puech das 7 meiner gedicht helt 38
Spruch puech das 8 meiner gedicht helt 66
95 Spruch puech das 9 meiner gedicht helt 64
Spruch puech das 10 meiner gedicht helt 51
Spruch puech das 11 meiner gedicht helt 51
Spruch puech das 12 meiner gedicht helt 130
Spruch puech das 13 meiner gedicht helt 134
100 Spruch puech das 14 meiner gedicht helt 36
Spruch puech das 15 meiner gedicht helt 186 stück.
Sebastianus prant fabel.
das 16 puech meiner S[prüch] helt 194 stück.
Schuldpuecher zwai das alt vnd new.
105 das 17 puech meiner Sprüch helt 118 stück.
das 18 puech meiner sprüch [enthält 196 stück].
aller gedicht 5932 im 1565 jar.
anno 1567 aller gedicht 6032.

T.

Thurnierpuech anfang wie vil ir gehalten sint.
110 Thürckischer kaiser Ankunft und herkumen.

V.

Valerius maximus der romisch geschichtschreiber 9 puecher.
Wanderschaft zumb heilligen grab vnd land.
Weltpuch Sebastian francken.

X.

Xenophons drey puecher vom kung Cirus.

Z.

115 Zwelff artickel des glaubens auf papistisch.

Von diesen Büchern sind noch vorhanden: in Zwickau Nr. 45—48 (Nr. 46 ist erst in neuester Zeit daselbst aufgefunden). 51. 55. 56. 58. 80. 90. 97—99. 103 und 106; in Dresden Nr. 92; in Leipzig Nr. 95 und 96; in Berlin Nr. 60. Dies letztere Buch, aus der Ebnerschen Bibliothek durch Nagler in die königliche zu Berlin gekommen, enthält zwar meistens Meisterlieder von andern Verfassern, aber von Hans Sachs geschrieben, und im Anhange eine Reihe von Liedern des Hans Folz von fremder Hand. — Die Zeilen 107 und 108 sind später an den Rand geschrieben.

Bei diesem Anlass möchte ich jüngeren Freunden des Dichters einen Wunsch vorlegen. Die beiden wichtigen Meistergesangbücher 1 und 16 (Nr. 44 und 59), in die Hans Sachs nach Ausweis seines Registers (Nr. 80 Bl. 73) seine weltlichen Lieder nicht-meistersängerischer Art einschrieb, scheinen freilich verloren zu sein. Aber das 18. Spruchbuch (Nr. 106) ist in Zwickau noch vorhanden. Es enthält, ausser biblischen Stoffen, meistens Psalmen, eine ganze Reihe von Spruchgedichten, die, den Titeln nach, für die Sittengeschichte der Zeit, für die Geschichte Nürnbergs und die Lebensgeschichte des Dichters von Interesse erscheinen. Ich nenne darunter die Reime auf Gold- und Silbergeschirre (auf das silbern kleinat, auf die guelden scheuern, zur silbern cartaun); Bullieder, von denen einige bei Hertel gedruckt sind; Lobsprüche der Städte (der auf Wien ist von H. Haueis 1876 als Programm, der auf Hamburg in Bd. 5, 1866, der Zeitschrift des Hamburg. historischen Vereins gedruckt); besonders aber die Reime zu Bildnissen und Denktafeln, so „14 Reimen zur Contrafactur Albrech Dürers“,

und „meines Adams gedenktafel gepurt vnd Abscheiden, 16 Reimen“, so wie „12 Reimen zu der gedenktafel meines Adams hinden“. Diese Kleinigkeiten verdienten erhalten und bekannt zu werden, da sie über Verhältnisse und Verbindungen des Dichters Aufschluss geben oder geben können. Jüngere Forscher finden vielleicht Gelegenheit, dieselben in einem Schulprogramm zu veröffentlichen und sonst wissenswerthes aus diesem 18 Spruchbuche mitzutheilen.

Das dreizehnte Spruchbuch des Hans Sachs.

Von

Edmund Goetze.

Nachdem Robert Naumann in seinem Programme „Ueber einige Handschriften von Hans Sachs“, Leipzig 1843, gesagt hatte, der grösste Theil der beiden in Leipzig befindlichen Spruchbücher des Hans Sachs sei schon veröffentlicht, doch aber eine wenn auch kleine Nachlese von bisher unbekannten Stücken gab, berichtete Rector Hertel in dem Zwickauer Programm vom J. 1854 zuerst ausführlicher über die im dortigen Rathsarchive vorhandenen Handschriften des berühmten Meistersängers. Er wendete indess seine ganze Aufmerksamkeit nur den Meistergesangbüchern zu, weil der Inhalt der Spruchbücher zum grössten Theile schon bekannt wäre.

Bei genauerem zusehen findet sich aber in den Spruchbüchern noch manches, was Anspruch auf Beachtung machen darf,

Vorderhand habe ich das 13. Spruchbuch durchgearbeitet. dessen Benutzung, wie überhaupt die der ganzen Sammlung mir Herr Bürgermeister Caspari in Zwickau in freundlichster Weise gestattet, resp. zugesagt hat.

Was die Frage betrifft, ob Hans Sachs die Zwickauer Bände selbst geschrieben oder bloss durchcorrigiert habe, so verweise ich auf Schnorrs Schrift „Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs“, Berlin 1872, wo derselbe von S. 25—28 so klare Beweise und zwingende Gründe für die Echtheit der Handschriften vorbringt, dass damit die Sache vollständig erledigt ist. Naumann sagt schon in seinem angeführten Programm, die beiden Leipziger Bände seien unzweifelhaft von H. Sachs geschrieben, und dies ist nach Vergleichung mit den Zwickauer Büchern einfach zu bestätigen.

Die Bände sind so schön und gleichmässig geschrieben und mit so wenig Correcturen versehen, dass wir nicht annehmen dürfen, sie seien der erste Entwurf. Dagegen spräche auch, dass z. B. auf die Fabeln und Evangelien meist eine ganz gleiche Zahl von Versen verwendet worden ist. Wol aber waren dem Dichter diese Bücher der Sammelplatz aller seiner dichterischen Erzeugnisse, die er gewiss sofort nach der Vollendung dort einschrieb.

Im ganzen enthält der 13. Band 46 geistliche spruech, figuren vnd prophezey, 3 Tragedien, ebensoviel Comedien, 2 Fasnachtspiele, 19 Sentenzen aus Philosophen und Poeten gezogen, 15 histori vnd geschicht, 18 Fabeln und 30 gutte schwenck (also 136, nicht 134 Stücke, vgl. oben S. 4, 99).

Vergleichen wir die Datierungen der in das 13. Spruchbuch eingetragenen Dichtungen mit den Tagbezeichnungen in den gedruckten Ausgaben, so finden wir, dass die meisten übereinstimmen.

Unser Augenmerk müssen wir jedoch auf die wenigen Gedichte richten, die in der Chronologie der gedruckten Bände eine andere Stelle einnehmen als im Spruchbuche. Manche Differenzen beruhen auf blossen Schreib- oder Lese- oder auch Druckfehlern und sind deshalb von geringem Belange. Nur werden wir immer genöthigt sein, die Handschrift als massgebend gelten zu lassen, da sie durch die fortlaufende Reihe in der Datierung unterstützt wird.

Bei grösseren Abweichungen erinnern wir uns an den Anfang der „Vored in dis dreyzehent puech meiner Comedj vnd spruech“, wo der Dichter schreibt: „Anno salutis 1558 (bei Hertel a. a. O. S. 12 steht in Folge eines Druckversehens 1538) hab ich Hans Sachs ein liebhaber deutscher poeterey* dis mein dreyzehent puech der Comedj vnd spruech angefangen

* Es sei mir vergönnt, hier eine Stelle meiner Monographie über den Meistersänger A. Puschman (Neues Lausitz. Magazin Bd. 53 S. 64) zu berichtigen. Während nämlich H. Sachs in früheren Bänden, z. B. dem vierten der Meistergesänge, sich wirklich „Schumacher“ nennt, wählt er in den späteren wie in dem obigen die Bezeichnung als Liebhaber der Poeterei. Darnach scheint es, was auch bei der Fülle seiner dichterischen Production wahrscheinlich, dass H. Sachs in seinen späteren Jahren das Handwerk aufgegeben habe.

zw dichten an dem siebenzehenden tag augusti" u. s. w. Daraus dürfen wir unbedenklich folgern, dass die Entstehung aller Dichtungen, die in diesem Bande enthalten sind, zwischen den 17. August 1558 und den 16. August 1559, den Tag, von welchem das letzte Gedicht datiert ist, fällt.

Ebenso kennen wir Beginn und Abschluss in mehreren andern Bänden und dürfen da dem ganz ähnlichen Eingange der Vorreden zufolge auch behaupten: alle in dem betreffenden Buche aufgeführten Lieder sind innerhalb des Zeitraums gedichtet, der durch das erste und letzte Gedicht begrenzt ist. Ja es lässt sich daraus auch der Schluss für diejenigen Stücke ziehen, die in verlorenen Bänden, beispielsweise der Meistergesänge, standen. Wenn der Meistergesang im zarten Ton Frauenlobs „die ungleichen kinder Eue" (gedruckt bei Goedeke, Hans Sachs S. 212) auch in der Göttinger Handschrift (Ms. philol., 194. 4. Bl. 20) unter dem Jahre 1546, August 25. aufgeführt wird, so sagt uns dagegen das handschriftliche Generalregister, dass das Lied im 9. MGesangbande auf Bl. 196 stand, worin Lieder aus dem J. 1546 nicht mehr aufgenommen waren. Das 8. MGesangbuch enthält vielmehr die Gesänge vom 28. November 1545 bis 31. December 1546. Folglich kann das Datum der Göttinger Hsch., trotzdem dass es von H. Sachs selbst geschrieben ist, nicht richtig sein. Und wirklich gibt auch die Dresdner Hsch. M 12 Bl. 145′ den 25. August 1547 als Entstehungstag des betreffenden Gedichtes an. Die eben benutzten Kriterien beweisen auch, dass der bei Goedeke a. a. O. S. 188 abgedruckte Meistergesang im abentton Nachtigals „die zeichen des regenwetters" nicht nach 1545, sondern unter den 1. November des nächsten Jahres gehört, wohin ihn auch die Dresdner Hsch. M 11 Bl. 394′ stellt. Ausserdem haben wir hierzu auch noch den 8. MGesangband selbst als Beweis, der auf Bl. 218′ in der That das genannte Datum, den 1. November 1546, bietet.

Beispiele nun von kleineren Differenzen zwischen der Handschrift und den Drucken, die sich auf das 13. Spruchbuch beziehen, sind folgende:

Das Ewangelium das krumb freulen Aligoria, in der Hans-Sachs-Ausgabe von Keller Bd. VI. (Litt. Verein zu Stutt-

gart 110) S. 304 mit dem Datum des 8. Septembers 1558 versehen, hat in der Handschrift Bl. 33 die Unterschrift des 7. Septembers. — Die Tragedia mit 21 person der Abraham lot vnd opferung ysaac ist im Spruchbuche Bl. 33—56′ ebenso wie in der Nürnberger Ausgabe vom 13. September 1558 datiert, während die Kemptner Ausgabe 3, 1, 1 sie schon unter dem 3. September aufführt. — Das Fasnachtspiel der pauer mit dem saffran (Sprb. Bl. 92′—98′) steht vor einem Gedichte vom 12. November 1558 und trägt das Datum des 10. Nov.; der Druck 5, 346 gibt aber den 17. November. — Die Fabel vom kuen pauer mit dem forchtsamen mawl Bl. 161′—163′ 9. März; dagegen Hans Sachs hggb. v. Keller Bd. IX S. 214 16. März. — Der Schwank der Herr mit dem verspielten knecht Bl. 200′—202 19. April, gedr. H. S. Bd. IX S. 470 29. April; und der knecht mit dem kranich Bl. 202—204 20. April, gedr. Bd. IX S. 474 30. April. — Die Hundert vnd zehen Wasserflues des deutschen landes Bl. 278—281′ vom 20. Juni, gedr. Bd. VII S. 464 vom 26. desselben Monats. — Im Drucke steht die Figur Dina Jacobs dochter (Bd. VI. S. 200) als am 20. December 1558 gedichtet; die Hsch. lässt sie erst zwei Tage später, den 22. Dec., entstanden sein. — Gerade so ist das Verhältniss bei der Aufzählung der 124 fisch, mertier vnd merwunder sampt ir natur vnd art, Sprb. Bl. 215′—220, 1559 am 8. Mai, gedr. H. S. Bd. VII S. 456 am 6. Mai, und bei dem Schwank der doctor mit der grosen nasen, Sprb. Bl. 347—348′ 1559 am 14. August, gedr. Bd. IX S. 527 am 12. August. — Fast möchten wir versucht sein, die darauf folgende aus 1336 Versen bestehende Comedie die edelfraw Beritola, die Bl. 348′—372′ umfasst, in den alten Ausgaben 4, 2, 28 mit dem 31. August 1559 für richtig datiert zu halten, gerade weil das vorhergehende am 14. Aug. entstand; auf dem ersten Blatte des Sprb. jedoch schreibt H. Sachs: „dis mein dreyzehent puech mit comedj vnd spruechen hab ich eben in ainem ganzen jar volendet meins alters im 65 jar wenger 11 wochen“, und jenes Stück hat das Datum des 16. August 1559. Von da bis zum 5. November sind es über 11 Wochen nur wenige Tage, deren der Dichter zur Registrierung des Bandes bedurfte. — Grösser werden schon die Unterschiede, wenn wie

bei dem Haderwasser im Sprb. Bl. 27′ der 5. September 1558 statt wie in dem VI. Bde (Litt. Verein 110) S. 220ff. des 5. Decembers des genannten Jahres steht. — Bei dem Fastnachtspiel der schwanger pauer mit dem fuel Bl. 139—145 ist der 26. Januar 1559, in der Kemptner Ausg. 5, 353 der 26. März angegeben. — Erklärlich erscheint die Verschreibung 1. Mai (Bd. VI S. 200) für den 1. März bei der Fabel von dem eren vnd yrden Hasen (Sprb. Bl. 154′—156′). — Auffallender ist es, wenn die drey spruech wider den reichtum Bd. VII S. 331 unter dem 18. August 1559 stehen, im Sprb. Bl. 232—234 unter dem 18. Mai oder die Fabel des mans mit der hawsschlangen Sprb. Bl. 198′ff. mit 18. April bezeichnet ist, gedr. Bd. IX S. 238 mit dem 28. September. — Die drei nacheinander aufgeführten Schwänke: 1. der Edelman mit dem narren Bl. 306′ff. am 2. August 1559, 2. vom kargen abt mit seinem gastmeister Bl. 308 ff. auch am 2. Aug., 3. der guet montag Bl. 309′ff. am 3. August sind im Drucke der erste Bd. IX S. 521 mit 10. Juli 1559 aufgeführt, der zweite Bd. IX S. 524 mit 7. Juli und der dritte Bd. IX S. 518 ebenfalls mit 10. Juli. — Die 4 eygenschaft des menschlichen lebens, Bl. 339ff. des Spruchbuches, sind am 8. August 1559, nicht, wie der Druck Bd. VII S. 302 sagt, schon am 13. Januar; und endlich das letzte Capitel Ecclesiastes schon am 16. August 1559, nicht erst am 8. September (Bd. VI S. 387) entstanden.

Solche Verschiedenheiten mögen oftmals von Hans Sachs selbst herrühren, der zwar nicht bei vielen, aber doch bei einigen Gedichten die Datierung zu einem bestimmten Zwecke änderte und demgemäss auch innerhalb mancher Umarbeitungen vornahm. So hat er es mit dem Eingangsgedichte zu seinem 2. Buche (Kellers Ausg. Bd. VI. S. 20f.), das vom 16. Febr. 1558 datiert ist, gethan. Er benutzte es als Eingang zu seinem 13. Spruchbuche und setzte dann als Datum den 17. August 1558 darunter. Offenbares Versehen ist es aber, wenn er die drey artlich spruech Chilonis vom 19. statt 29. April datiert, da doch das vorher geschriebene Gedicht: 4 Stueck hintern ain thuegentlich leb (Bd. VII S. 427) am 27. April entstanden ist. Freilich ist der Fehler nun auch in die gedruckte Ausgabe übergegangen (Bd. VII S. 371).

Am stärksten weichen die Zeitangaben ab bei folgenden Gedichten: der mensch kurzet im selb die zeit seines kurzen lebens; dasselbe hat im Druck (Bd. VII S. 299) den 6. Oct. 1546 am Schlusse, im Spruchbuche Bl. 298′ den 29. Juli 1559; das pild der waren freundschaft Bl. 300 den 30. Juli 1559, im Druck (Bd. VII S. 421) 1557 Novemb. 15; das thuegentlich leident herz Bl. 301′ auch den 30. Juli 1559, gedr. (Bd. VII S. 424) 1550, April 26.

Gerade bei diesen indess ist eine Erklärung für die Abweichung möglich. Das Datum des 6. Oct. 1546 trägt nämlich der Meistergesang „die kurz zeit menschlichs lebens“ in des Dichters Rosenton, nach welchem er den Spruch gearbeitet. Derselbe steht im Zwickauer 8. MGesangbuche Bl. 198′, ferner in der Weimarer Foliohdsch. 418 Bl. 429 und endlich in der Dresdn. Hsch. M 11, 289′. — Das Bild der wahren Freundschaft stimmt mit dem Meistergesange im Rosenton, der im 9. MGesangbuche Bl. 309 stand, überein. Wir finden ihn in der eben angeführten Weim. Hsch. Bl. 240, in M 11, 296 und in M 12, 172′; in allen dreien trägt er das Datum 1547, 15. Nov. Auch hier wird der Dichter bei der Drucklegung, wobei ein kleiner Fehler unterlief, das Datum des benutzten Meistergesanges geschrieben haben. Und das gleiche ist wahrscheinlich der Fall bei dem letzten der angeführten drei Gedichte. Nur fehlt mir da der Beleg, und er ist aus der Reihe der MGesangbücher nicht mehr zu erholen, denn das Datum 1550, 26. April gehört in das 9. jetzt verlorne Gesangbuch.

Wollten wir freilich aus dem oben aufgestellten Satze, dass alle in dem 13. Spruchbuche enthaltenen Gedichte auch zwischen 17. Aug. 1558 und 16. Aug. 1559 gedichtet sind, die nahe liegende Folgerung ziehen, dass alle Spruchgedichte, die ein Datum aus demselben Zeitraum tragen und nicht in den Band eingeschrieben sind, auch nur fälschlich so bezeichnet seien, so steht dem der Umstand entgegen, dass das Geburtstagsgedicht vom J. 1558: Ein klag-gesprech über das schwer alter (Bd. VII S. 211), das überdem noch durch einen Sonderdruck für dieses Jahr bezeugt wird (s. Weller, Hans-Sachs-Bibliographie S. 54 Nr. 92), in dem Spruchbuche nicht enthalten ist. Ich füge hier einfach die Namen der vier anderen Gedichte

bei, welche ihrer Jahreszahl nach eigentlich in dem 13. Sprb. eine Stelle haben müssten, ohne dass ich für ihre Weglassung einen Grund beizubringen wüsste. Vom 11. November 1558 ist die Tragedia: die Jungfrau Pura und Ritter Gotfrid datiert, gedr. 3, 1, 231; vom 29. December 1558 der hecker mit den drey seltzamen stücken, gedr. Bd. IX S. 332; vom 10. Februar 1559 Wer der vnseligst mensch sey, gedr. Bd. VII S. 343, und zuletzt vom 5. Juni 1559 die Historia Semiramis, gedr. Bd. VIII S. 695.

Erfreulicher als die trocknen Zusammenstellungen von Zahlen ist die Ausbeute, die uns das Spruchbuch an bisher noch ungedruckten Stücken gewährt. Auf Bl. 8 gibt H. Sachs den in ein poetisches Gewand gekleideten Bericht von der Schlacht bei Gravelingen, höchst wahrscheinlich nach einer der Zeitungen, wie sie Emil Weller, die ersten deutschen Zeitungen (Litt. Verein 111) S. 160 ff. gesammelt hat. Dass es die eben genannte Schlacht ist, welche der Dichter meint, geht aus der Beschreibung hervor. Sie passt nur auf den am 13. Juli 1558 ausgefochtenen Kampf, und über ein gerade einen Monat vorher erfolgtes zusammentreffen der Heere fehlen jegliche Nachrichten.

Das an den Schluss gestellte Datum endlich enthält auch einen Fehler. H. Sachs schreibt, er habe das Gedicht am 27. Juni vollendet. Wahrscheinlich ist ihm der Monatsname aus den Reimen im Gedächtniss gewesen, so dass er ihn ganz einfach wiederholte. Ist es in der That die Schlacht bei Gravelingen, die besungen wird, dann fiele ja jenes Datum von selbst; ausserdem aber hat der Dichter das Buch erst im August zu dichten angefangen. Alles spricht also dafür, zumal da der Bericht zwischen Gedichten steht, von denen das eine am 26., das andere am 29. August verfasst ist, dass wir den 27. August für den Entstehungstag ansetzen müssen.

Kuerze anzaigung der ſchlacht ſoo
ſich zwiſchen küng philips aus Engelant
vnd küng aus franckreich anno 1558
am 13 Juni[!] in flandern pegeben hat.

Nachdem der Herre von der Mas
guebernator zv Calis was
in franckreich oberſter hauptmon

zv fues wol mit zwolff dawſent mon
vnd mit zway dawſenten zv ros. 5
mit ſechs Cartaunen vnd geſchos
gerüeſtet nach dem aller peſten
vnd zwiſchen grefflingen der Feſten
Bl. 8′ vnd dem mer iſt in flandern gfallen
hat darin erobert vor allen 10
dünkirchen das nicht war peſezt
mit gwalt das gwunen vnd zv lezt
auch ſant Minoci perg eingnumen
kam zogen wer iſt im pekumen
wan das volck gflohen wår vor ſchrecken 15
ſo nam er ein vil ſchöner flecken
dorffer vnd Cloſter an dem ent
hat die plündert darnach verprennt
genzlich an allen widerſtant
es war kain kriegſfolck in dem lant 20
vnd pracht ain guete pewt darfon
als des kung philips langet on
zw hant etlich hauptlewt peſant
Eyllent zv nechſt herumb im lant
vom adel vnd riterſchaft wert 25
zway dawſent vnd achthundert pfert
die ſelben füeret man zw ſam
auch pracht man des fueſſolcks mit nam
zv ſamen her von manchem ent
gerüeſt ganzer drey regiment 30
vnd auch der Spanier funffhundert
guet hackenſchüezen auſgeſundert
vnd der war zw fues auf neun dawſet
der keim vor den franzoſen grawſet
von vnferzagten kuenen mannen 35
zuegen vnter ain vndreyſſig Fannen
als nun die franzoſen im lant
gwunen mangel an prouiant
da haben ſie ſich an dem ent
der feſten greffling zv gewent 40
vier venlein zv dünkirchen glaſen
grefflingen pelegert der maſen
doch daraus groſen ſchaden entpfangen
Bl. 9 vom geſchüez das vnter ſie iſt gangen
in auf 400 man erſchoſſen 45
da wichens zw rüeck gar vertroſſen
als ſie nun merckten vor der hant
des künigs zewg aus Engelant

haben ſich die franzoſen dort
gelegert an ain glegen ort 50
ſich wol verſchanzet vnd verwart
das ſie warn anzv grewffen hart
der halb der engliſch hawff erwelt
ſich gem feint in ſchlacht ordnung ſtelt
den ganzen tag gar vnfertroſſn 55
wurt heftig vnter ſie geſchoſſn
das auch mercklichen ſchaden thet
der engliſch hauff kein feltgſchüez het
ſolichs geſchach auf den zwolften tag
des monaz Junij ich ſag 60
des andren tags wurt man zv rat
den feint angriffen mit der that
als abgelawffen war die fluet
rueckt nüeber der rayſig zeug guet
die feint aber auch lerman ſchluegen 65
in ir ſchlacht ordnung gegen zuegen
gewalticlich zv fues vnd ros
vnd lieſen abgen ir geſchos
auf die engliſchen das es erhal
wol auf funff oder auf ſechſmal 70
das auch an ſchaden nit abging
derhalb ſich eylent vnterfing
der rayſig zewg auf der lincken ſeittn
weil das fueſſolck noch war von weittn
doch heftig wart zv in geſchoſſen 75 —
grieff der rayſig zeug fraidig on 77
da wert ſich manch riterlich mon
da wurt von roſſen ain geſtös
Bl. 9′ von hawen ſtechen lawt gedös 80
die franzoſen hielten ſich veſt
die küeraſer thetten das peſt
pis doch lezlichen an dem ent
der franzoſen zeug wart zertrent
das er ſich wendet in die fluecht 85
ider ſein leib zu retten suecht
nach dem kamen erſt aneinander
das fueſſolck der heer paider ſander
auch manlich mit einander draffen
da iſt veſt mancher man entſchlaffen 90
die franzoſen gar dapfer ſtunden
vnd ſich der feint aufhalten kunden
aber der Engelender heer
hetten zwolff ſtreitſchiff auf dem mer

schueſſen hinden in die franzoſen 95
das ſie entlich die ſchlacht verloſen
fluehen in ir wagen purg zv rüeck
der ander dail zv irm vnglüeck
der gab übers waſſer die fluecht
den der feint gar heftig nachſuecht 100
wie wol ſie ſich auch werten rund
doch gingen ſie vaſt all zv grund
ſo erlag der franzoſen macht
gar vnglüecklich in dieſer ſchlacht
verluer als gſchüez | auch kam darfon 105
nichs von aller Municion
der gleich all rewter vnd fueſſannen
auch angfer pey vier dawſent mannen
ſint auch auf irem dail vmbkumn
an die im waſſer ſchaden numen 110
der gleich auch da gefangen was
der öberst der herr von der mas
vnd ſunſt noch acht dreflicher herrn
auch vil von dem adel von ferrn
Bl. 10 auch ſunſt vil gerayſiger mit 115
gefangen gnumen nach krieges ſit
ſuenſt auch üeber funfftawſent knecht
wurden gefangen nach kriegſrecht
Etlich aber der rayſing ſpat
die fluehen auf Calis die ſtat 120
die ſelbigen darfan kamen
der engelender ſchaden namen
zv ros vnd fues auf ſiebenhundert
ſambt etling adel auſgeſundert
got woll ir aller ſel pegnaden 125
ſo alda haben gnumen ſchaden
durch ſein milte parmherzikeit
vnd woll auch geben mit der zeit
ſegen vnd fried aus milter hant
der obrikeit durch alle lant 130
dardurch ſein gotlich er aufwachs
ſambt gmainem nuez Das wünſcht Hans Sachs

Anno ſalutis 1558
am 27 tag Junij [!]
132.

Die an das Ende gesetzte Zahl, welche der Dichter in seinen Spruchbüchern bei jedem Stücke, um die Versanzahl desselben zu zeigen, sorgsam zugefügt hat, besagt, dass in sei-

nem Entwurfe 132 Verse standen. Bei der Reinschrift hat er aber die zweite Hälfte des 38. Reimpaares weggelassen. Das ist ihm gerade in den Gedichten, die ich hier veröffentliche, wiederholt geschehen. Eine Correctur, wie sie sich anderswo häufig findet, ist nicht eingetreten, was um deswillen nicht zu verwundern, weil sie nicht behufs Drucklegung nochmals durchgesehen worden sind. Ich habe die Zählung so dazu geschrieben, dass der Platz für die fehlenden Reime gerechnet ist.

Das nächste noch nicht veröffentlichte Stück auf Bl. 131′ ff. der Hsch. fügt zu den vom Herausgeber dieser Blätter Bd. V S. 149 erwähnten aus dem 6. Spruchbuche stammenden drei Pritschengesängen des H. Sachs zwei neue hinzu, so dass die Annahme immer mehr an Wahrscheinlichkeit gewinnt, Sachs habe, wenn er nicht gar selbst Pritschenmeister gewesen, berufsmässig solche Gesänge für derartige Leute gedichtet.

Ain pritſchengeſang auf
ain groben karcken.

Herzw herzw ir lieben gſelln
helft mir mein pritſchengſang erſchelln
wan wir haben hir ainen gſpon
der kumbt her von Sant grobion
vnd wil zv ſant Dölpian gen 5
des ſint ſeiner nothelffer zwen
die haben an im thun ain zeichen
das er in paiden thuet gelaichen
wan all ſeine wort werck vnd that
im alles maiſterlich an ſtat 10
Bl. 132 das ſein mus lachen ydermon
keins verſtands nembt er ſich nit on
hat kain lueſt zv hofflichen dingen
den wo er hort die pfening klingen
da reckt er hin die oren ſein 15
darmit hat er ſein freud allein
die kratzet er zv ſam mit hawffen
vnd wo im einer thuet entlawffen
ſo iſt es im von herzen laid
darumb ſo mues ich dir pey aid 20
dein grob | dolpiſch vnd karge art
mit der pritſchen auf dieſer fart
hinden von deiner kerben hawen
gar maiſterlich vor man vnd frawen

dich pas pehobeln vnd peſchneiden 25
vnd thueſtw das gedultig leiden
vnd merckſt dis pritſchengſanck von mir
ſo wirt ain waidlich man aus dir
[28 statt 30 Verse.]

Ain ander pritſchen gſang
auf ainen pueller

Wolauff wol her ſeit alle fro
wir haben vberkumen do
ein recht natürlich venus kind
der iſt in puelerey erplind
er lauft vmb wie ain gailer ſtier 35
wie er nachtz der metzen hoffier
nachtz in oft jagen die nachtraben
er maint ſein puelen haimlich haben
ſo wais nimant den ydermon
mit vingern auf in zaigen thon 40
die metz helt in vur ainen lappen
ſtraift im am hals die narrenkappen
er maint ſie thw allain in lieben
ſo hat ſie auch zv im noch ſieben
vnd welcher geit am maiſten aus 45
denſelbn leſt ſie in ir haus
welcher nit angeit ſchenck vnd gab
Bl. 132′ der iſt auſten vnd gar ſchabab
darumb rat ich dw leſt darfon
wan dw gewinſt nit vil daron 50
e dw erpuelſt ain fazilet
es dich ain guete ſchauben gſtet
darumb wil ich auf dein alſpacken
frölich mit diſer pritſchen hacken
das von der pritſchen dir dein ſchellen 55
klingen vnd mueſn auf gſchwellen
vnd wil dir mit der pritſchen ſchern
ob dw ain mal wolſt wizig wern
das ain pidermon werd aus dir
den wirſt des pritſchens dancken mir 60

Anno ſalutis 1559
am 7 tag Januari
60.

Das folgende, Bl. 158′ ff., ist ein Schwank, der vielleicht ein Seitenstück bietet zu dem von Weller, Hans-Sachs-Bibliographie S. 79 Nr. 166 angeführten Schwank: der pauern dantz.

Der purger Danz

Die zwen fordanzer f(agen)

Las vns den rayen fttlich[!] füeren
wie es den purgern thuet gepüeren
so auf die hoch zeit sind geladen
das wir nicht verthien vngenaden
pey dem Junckhern vnd erbarn gesten 5
sunder vns halten nach dem pesten
zv Er dem preutgam vnd der prawt
die vns den vortanz habn vertrawt

Das erst par der gesel

wol mir das ich erlebt den tag
das ich den vorsprung haben mag 10
mit der die mein herz hat erwelt
die mir allein auf erd gefelt

Die jungfraw

Junckher das glaub ich nit gar wol
ir stecket frembder liebe vol
Eur herz ist ein dawbenhaus 15
ein lieb flewgt ein die ander aus

Der prewtgam s

wol euch mein prawt manch junger mon
hat euch zv lieb vnd dienst voron
manch riterliches sper thun prechen
in dem hewtigen gselenstechen 20

Die prawt

Den sag ich danck | hab an dem danz
iedem stecher geschieckt ain kranz
itz mir auch duent manch junckfraw schon
auch manches frewlein wolgethon

Der alt herr

Zart schone fraw ich denck noch wol 25
Das ich war rund vnd frewden vol
itz thuet der altman mit mir ringen
kan nicht wie jung danzen vnd springen

Die fraw s

Herr ich glaub ser wol diesen dingen
man spricht die zeit thuet rosen pringen 30
Bl. 159 das alter kumbt mit mancherley
pricht vil frewd vnd kurzweil entzway

Das halſent par ſpricht er

wolt got das dieſer vmefang
ſolt weren ain ganz monat lang
das erfrewet das herze mein 35
ach wie mecht mir nur pas geſein

Die junckfraw antwort

O junckher ich pin nit die recht
in geſpot weis ir mir zv ſprecht
ich wais aber wol wen ir meint
da euch die liechten ſunen ſcheint 40

Das ander halſent par ſ. er

ach wie iſt mir itzund ſo wol
ich hab ain ganzen arm vol
der wer mir lieber aigen mein
den der güelden zol an dem rein

Die junckfraw antwort

geſpötes hab ich wol gewant 45
derhalb thuet es mir nit mer ant
er lebt denoch hoff ich auf erden
der auch pald eelich mein ſol werden.

Das naigent par ſ. er

Zart fraw nun ſagt mir an fürwar
wie hat euch gfallen mein new jar 50
das euch hewt pracht die ſchweſter mein
das ir dis jar mein puel ſolt ſein

Die fraw antwort

junckher ſer wol ich ſag euch danck
wil euer puel ſein das jar lanck
idoch allain in zuecht vnd eren 55
frewd vnd freuntſchaft darmit zv meren

Das 7 par ſagt der geſel

junckfraw kent ir mich nechten nit
als itz [ich?] zv euch pin kumen mit
der Mumerey | waren verpuetzt
Bl. 159′ gleich ſchwarzen moren aufgemuetzt 60

Die junckfraw antwort

junckher mich dawcht ir dantzt mit mir
het nicht ain güelden ringlein ir
hangen in eurem rechten or
ir wart ein lang gerader mor

Das letzt par ſ ſie

junckher ich wolt euch freuntlich pitten 65
wolt mich vom tanz auf ewrem ſchlitten
haimfüeren wan es hat geſchneit
der ſchne dieff auf der gaſſen leit

Der geſel antwort

Ein man ſol ſich mit dinſt nit ſparn
er ſol reitten | lauffen vnd farn 70
werden frawen zv dinst vnd eren
ir lieb vnd gunſt darmit zv meren

Der drumel ſchlager zum pfeuffer

gſel las vns machen kurze rayen
darmit wir manch jung herz erfrewen
das ſie all fordenz müegen hon 75
paid erber frawn vnd auch mon
züechtig junckfrawn vnd jung gſellen
wen ſie rumb drincken geben wellen
ſo wöllen wir auch knellet drincken
Das wir an wenden haimhin hincken 80

Anno ſalutis 1559
am 3 tag marci
80.

Das letzte, auf Bl. 311 ff., bietet einen für die Geschichte der Spielkarten nicht unwichtigen Beitrag. Wenigstens zeigen die Sammlungen des Germanischen Museums, wie mir auf Anfrage Herr Dr. Frommann freundlichst mittheilt, für das 16. Jahrhundert nichts derartiges; auch die einschlägige Litteratur bringt uns kein Beispiel, dass damals etwa Kartenblätter mit Reimen versehen worden wären. Erst im vorigen Jahrhundert begegnen uns Karten mit wahrsagenden Reimen, die aber ganz verschieden von den folgenden sind.

Ein gantz gereimbte karten

Das daus der pappagay
kund man das verderben
aus füeren auf rad werben

3
kund man des vnglüecks plagen
in ainem korb aus tragen

4
in die gerten ſpacirn 5
macht vnüez zeit verliern

5
durch puelerey vnd zechen
thuet Er vnd guet zerprechen

6

wer gelt heftig nach ſtelt
in vil verſuechung felt 10

7

wer ob ſchant hat kein ſchew
vergleicht ſich mit der ſew

Bl. 311′ 8

uebriger füel wolueſt
macht den ſewen ain wueſt

9

ſtet vnd ſchlöſer aufgang 15
on krieg oft weret lang

10

Das geſprech der pappagey
gleicht ſich den kinden frey

Die küngin

der pappagayn ſcherzen
get wie die lieb von herzen 20

obermon

pappagay pein lewten
iſt geren die in drewten

Der küng

pey mir in kalikut
pappagay niſteln thuet

Das granat daus

wer gar nichs kan verſten 25
mus im kindſwagen gen

3

ſaitenſpil vnd ſtudirn
ſchwechen manchem ſein hirn

4

der ſchwach durch liſt oft ſchwind
den ſtarcken vberwind 30

5

kirſten vnd daige pirn
thund den pawern purgirn

6

wer on ſin wiz thuet geparn
thuet im narrenſchiff farn 34

— —

Bl. 312 9

wer oft zum arzet gat
vmb den es üebel ſtat 40

10

der grant opfel pruech
geit ain lieblichen ruech

Die küngin

die gronad apfel rund
ſind den kranckn geſund

Der oberman

ich wil pald lerman ſchlagen 45
die krigslewt zamen jagen

Der künig

gronat apfel lobleich
wachſen in meinem reich

roſen oder awgelein daus

zw der orgel ich ſchaw
pin doch ain grobe ſaw 50

3

wir halten das wappen
mit vnſern peren dappen

4

Ein ſchönes frawen pild
on duegent iſt doch wild

5

Herauf von deim plaſen 55
farzen kan ich nit laſen

6

on zuecht ain ſchöne fraw
vergleicht ſich ainer ſaw

7

Den genſen predig ich
ir fleiſch erfrewet mich 60

Bl. 312′ 8.

peren | waidlewt vnd kind
ſolten ains ſines ſind

9

roſen vnd negelein
ſint wolſchmeckent vnd fein

10
die vngeschaffen kind 65
den müetern auch lieb sind

Die küngin
der wolgeschmack in wertz
Erhebt ein schwaches herz

Der obermon
ich hab verspilt mein fas
vnd als was darin was 70

Der küng
ich pin der durckisch kaiser
nach krieg ein gwaltig rayser

Aichel daus
wer den sewsack wil nemen
den stechen auch die premen

3
mit leben vnd mit pern 75
sol kain man scherzen gern

4
wappen vnd ghrechtikeit
zirt ain herschaft alzeit

5
ich schlewff vnd pin verirt
mein kling stet kurtzer wirt 80

6
wil [!] sawffen vnd vndewen
kumbt nur zw guet den sewen

7
ach lueg ir vntern füesen
Bl. 313 mues mein vnzuecht wol püesen

8
mich frewet das gesang 85
vur aller geigen klang

9
Es pirgt sich neid vnd has
wie ein schlang in dem gras

10
viel aichel auf dem gew
machen guet faiste sew 90

Die küngin
aichel vor langen jarn
ein speis der menschen warn

Der oberman
ich pin ein grober paur
mein narung wirt mir sawr

Der küng
ich pin gerüest zum krieg 95
hoff zv erlangen sieg

anno salutis 1559
am 4 tag augusti
96.

Zu Lessings Dichtungen.

I.

Von

Robert Boxberger.

1.

„Die Flucht" (Buch I, Sinnged. 31; Grotesche Ausgabe I, S. 12). Menagiana, Paris 1715, II, S. 62: M. du Périer estime la versification de Claudien, de Virgile et d'Horace; encore, dit-il, qu'il ne voudroit pas avoir la réputation de ce dernier, et être accusé de l'infamie dont il se vante lui-même, d'avoir jetté les armes et d'avoir fui dans le combat; mais je le pardonne à M. du Périer, parce qu'il ne sait peut-être pas que les Grecs ont dit en faveur des fuiarts:

Ἀνὴρ ὁ φεύγων καὶ πάλιν μαχήσεται.

Que ceux qui fuient sont en état de se battre une autre fois.

2.

I, 59 (Grotesche Ausg. I, S. 20).

Ich bemerkte dazu, nach Haug: „Nach einem französischen Epigramm." Aber Haug ist sehr unzuverlässig, und jetzt sehe ich, dass Ramler schon 1787 auf die wahre Quelle dieses Epigramms ausdrücklich aufmerksam gemacht hat. Es ist das von ihm in Biesters Berlinischer Monatsschrift X, S. 196 f. folgendermassen übersetzte Epigramm des Martial II, 41:

Auf die zahnlose Maximina.

O lache, Mädchen, wenn du klug bist, lache!
So, dünkt mich, sagte der Peligner Dichter.
Allein er sagte dies nicht allen Mädchen;
Und hätt' er allen Mädchen dies gesaget,
So sagt' er dir's doch nicht; du bist kein Mädchen.

Auch hast du nur drei Zähn' im Munde, Zähne,
Die brauner sind als Bux, die schwarz wie Pech sind.
Nein, Maximina! glaubst du deinem Spiegel
Und mir, so scheue ja das Lachen ärger
Als Spanius den Wind, die Finger Priscus,
Den Regen die bekleidete Fabulla,
Sabellens Bleiweissangesicht die Sonne.
Nimm strengere Geberden an als Priams
Gemahlin oder ältre Schwiegertochter.
Philistions des Lustigmachers Mimen,
Kurzweilige Gelage, Schäkereien
Von aller Art, die sichtbar uns zum Lachen
Die Lippen von einander ziehen, meide;
Nur zu betrübten Schwestern, bangen Wittwen,
Trostlosen Müttern setze dich. Auch halte
Dich ganz allein zur tragischen Kamöne.
Befolge meinen Rath, er ist dir heilsam.
O weine, Mädchen, wenn du klug bist, weine!

3.

„Die blaue Hand" I, 80 (Grotesche Ausgabe I, S. 25). Menagiana II, S. 74: On faisoit lever la main à un Teinturier qui les avoit toutes noires. Le Juge lui dit: Ostez vôtre gand. Le Teinturier dit: Monsieur, mettez vos lunettes.

4.

I, 90 (Grotesche Ausg. I, S. 28).

An ebendenselben (Herrn von Dampf).

Dem hast du nur die Hand und dem den Kuss beschieden.
Ich, gnäd'ger Herr von Dampf! bin mit der Hand zufrieden.

Vergl. Lucians „Nigrinus", übers. von Wieland, I, S. 38 f. „Man muss zu ihnen hingehen, und, indem man schon im Annähern seine Seele vor ihnen erniedrigt, mit niedergeschlagenen Augen und demüthiger Gebehrde sich beugen, und ihnen den Rock oder die Hand küssen, eine Ehre, die von solchen, die dazu nicht einmal gelangen können, mit eifersüchtigen Augen angesehen wird; indessen der eingebildete grosse Mann dasteht, und ein Vergnügen daran findet, die Dauer einer so schmeichelhaften Täuschung zu verlängern. Indessen lobe ich sie darum, dass sie uns andere gemeine Leute für zu gering achten uns zu ihren Lippen zuzulassen." Dazu bemerkt Wie-

land: „Ein bittrer Satyrenzug, der vielen unsrer Leser aus ihrem Juvenal, Martial u. a. verständlich sein wird, und den übrigen nicht erklärt werden kann."

5.

I, 94 (Grotesche Ausgabe I, S. 29).

An ebendenselben (Trill).

Du nennest meinen Rath ein schales Sinngedicht?
Trill, einen andern Rath bekömmst du wahrlich nicht.
Zum Hängen und zum Freien
Muss Niemand Rath verleihen.

Vgl. Shakespeares „Kaufmann von Venedig" II, 9 (übers. von Schlegel):

Nerissa.
Die alte Sag' ist keine Ketzerei
Dass Frei'n und Hängen eine Schickung sei.

6.

„Auf die schöne Tochter eines schlechten Poeten" (I, 97; Grotesche Ausgabe, I, S. 29). Menagiana III, S. 100: M. Cujas avoit une fille assez jolie, fort coquette, et qui ne haïssoit pas les hommes. Dieu sait si les Ecoliers quittoient volontiers les leçons du Père pour aller cajoler la fille. Ils appelloient cela, Commenter les oeuvres de Cujas.* Dazu bemerkt der Herausgeber: Pris de Catherinot dans la vie de Susanne Cujas, copie naïve de la Quartilla de Pétrone, ou de l'Alix de Marot. L'épigramme d'Edme Mérille sur cette lubrique Demoiselle est fort bien tournée:

Viderat immensos Cujaci nata labores
Aeternum Patri promeruisse decus.
Ingenio haud poterat tam magnum aequare parentem
Filia: quod potuit, corpore fecit opus.

7. A.

„An den Trill" I, 93 (Grotesche Ausgabe ebenda). Das Epigramm von Malleville wird gleichfalls in den Menagiana III, S. 156 angeführt (aus S. 363 de l'édition des ses Poésies in 4°) und darunter: Molière sc. 8 du Mariage forcé. Sganarelle. C'est que je ne me sens point propre pour le mariage,

* Nach einer witzigeren Fassung dieser Erzählung: sich auf die Werke des Cujacius legen.

et que je veux imiter mon père et tous ceux de ma race qui ne se sont jamais voulus marier, — M. Ménage avoit copié cette même pensée de Malleville dans une Epigramme qu'il a depuis supprimée dans la dernière édition de ses poésies.

B.

„An den Trill“ I, 93 (Grotesche Ausgabe, ebenda). Menagiana II, S. 197: „On disoit d'un certain bâtard: Il fera comme monsieur son Père, il ne se marira point. — Molière a employé cette pensée dans le Mariage Forcé; j'en avois fait auparavant une Epigramme qui finit par ces quatre vers:

A l'exemple de son père,
A l'exemple de sa mère,
Ce redoutable guerrier
Ne veut point se marier.

Et Malleville avoit dit avant moi:

Pour mettre ton esprit en paix,
Résous-toi d'imiter ton père,
Tu ne te mariras jamais.

8.

„An zwei liebenswürdige Schwestern“ I, 120 (Grotesche Ausgabe I, S. 35). Menagiana II, S. 176 f.: J'ai rendu quelques pensées d'Aristenet en vers grecs — — et cette autre, où il dit en parlant de deux belles personnes, qu'elles ne cédoient aux Graces qu'en nombre. — — Aristenet lettre 2. du l. 1. *καὶ μόνῳ τῷ ἀριθμῷ λειπόμεναι τῶν χαρίτων.* Mercier: et solo numero cedentes Gratiis. Ménage:

Παρθενικῶν πρῶται ʽΡοδόπη καὶ Δωρὶς ἀδελφαί
Καὶ μούνῳ ἀριθμῷ λειπόμεναι Χαρίτων.

9.

Zu dem Gedicht „Eine Gesundheit“ (Grotesche Ausgabe I, S. 128; vgl. A. Schöne in diesem „Archiv“ VI, S. 335 ff., besonders S. 338).

Ich glaube jetzt auch die unmittelbare Quelle zu dem fraglichen Lessingschen Gedichte gefunden zu haben, wonach dann H. M. Richter in seinen „Zeitströmungen“ das richtige getroffen haben möchte, wenn er S. 205 folgende Vermuthung in Bezug auf Lessings Aufenthalt in Wien 1775 ausspricht:

„Im heiteren Freundeskreise entstand auch jenes Impromptu, welches wohl von einem Freunde Lessings nach dessen Tode — im «Wiener Blättchen» 1783 veröffentlicht wurde.“ Denn Lessing war über Dresden nach Wien gereist, und wenn auch kein ausdrückliches Zeugniss dafür vorliegt, dass er damals Ludwig v. Hagedorn, den fast nicht minder als sein Bruder, der Hamburger Dichter, von ihm gefeierten Kunstkenner, besuchte, dessen Stelle ihm im folgenden Jahre, da dieser mittlerweile „blind und kränklich“ geworden war, in Aussicht gestellt ward, so ist dies doch nicht unwahrscheinlich.

Nun finden sich folgende Verse in Fr. v. Hagedorns Werken, hggb. von Eschenburg IV, S. 143:

„Gesundheiten.

1.

O! nicht den Königen, nein, uns den starken Wein!
Denn Bathseba hat Recht; ihr Herren, schenket ein!“

Und zu dem Titel die Bemerkung Eschenburgs: „Sie fanden sich, von seiner Hand geschrieben, nebst ein paar andern zu freien, die ich weglasse, auf einem Blatte, das einem Briefe an seinen Bruder beigelegt war.“ Ich schliesse daraus, dass Hagedorns Bruder sie Lessing mittheilte, und dieser sie in der bekannten Weise umdichtete. Daraus würde sich denn auch erklären, warum sie zuerst gerade in einem Wiener Blatte erschienen, wogegen eine Deutung auf Friedrich den Grossen, wie sie Schöne a. a. O. S. 337 versucht, mir immer bedenklicher wird. Hagedorns Berufung auf Bathseba, die Mutter Salomos, erklärt sich so, dass die Worte der von mir (ebd. S. 338) angeführten biblischen Stelle der „Mutter Lamuels“ in den Mund gelegt und Lamuel, wol nach älteren Auslegern der Bibel, von Hagedorn mit Salomo für identisch gehalten wird.

10.

(Grotesche Ausg. I, S. 169.)

(Aus dem „Fragment an den Herrn Marpurg“.)

Der Schwätzer hat den Ruhm, dem Meister bleibt die Müh?
Das ist der Regeln Schuld, und darum tadl' ich sie.
Doch meinet man vielleicht, dass sie dem Meister nützen?
Man irrt; das hiess die Welt mit Elephanten stützen.

Dazu bemerke ich: „Nach der indischen Mythologie. Es ist noch nicht ausgemacht, woher Lessing diesen Mythus kennt." Er könnte ihn sehr wol aus Shaftesburys Characteristics kennen, denn seine Abhandlung „Pope ein Metaphysiker!" beweist, dass er mit diesen sehr wol vertraut war. Darin heisst es in der Abhandlung The Moralists, Basel 1790, II, S. 166: We ought not to laugh so readily at the Indian philosophers, who, to satisfy their people how this huge frame of the world is supported, tell them it is by an elephant. — And the elephant how? — A shrewd question! but which by no means should be answered. It is here only that our Indian philosophers are to blame. They should be contented with the elephant, and go no further. But they have a tortoise in reserve, whose back, they think, is broad enough. So the tortoise must bear the new load: and thus the matter stands worse than before.

11.

Entwurf des „Nathan", II, 3 (Hempelsche Ausgabe XI, 2, S. 805; Grotesche Ausgabe II, S. 211).

> „Sittah sagt, dass er [Saladin] auf diese Weise seinen Kindern nichts hinterlassen werde. Er antwortet mit der Fabel vom Pfau: «wenn es meine Kinder sind, wird es ihnen an Federn nicht fehlen»."

Diese schöne Fabel, die sich in Saladins Munde vortrefflich ausgenommen haben würde, habe ich seither für eine orientalische gehalten und mich lange bemüht sie in Olearius oder andern Werken, die Lessing bekannt sein konnten, aufzufinden. Jetzt entdecke ich sie in einer abendländischen Quelle, was freilich eine Entlehnung aus dem Morgenlande noch nicht ausschliesst, aber vielleicht hat sie Lessing gerade deshalb weggelassen, weil eine morgenländische Fassung derselben ihm nicht bekannt war. Ich muss zunächst auf den Artikel „Leo Baptista Alberti" in Lessings „Collectaneen" verweisen. Ueber das Leben dieses Mannes, der zugleich gelehrter, Dichter, Baumeister, Bildhauer und Maler war, handelt, worauf auch schon Eschenburg in seiner Ausgabe der Lessingschen Collectaneen verweist, ein Aufsatz in Meissners „Quartal-

schrift für ältere Litteratur und neuere Lectüre" 1783, I, S. 1 ff. Hier findet sich S. 7 folgende für das Lessing-Studium interessante Notiz: „Er (Alberti) schrieb hundert Fabeln. — — Sie waren anfangs lateinisch geschrieben; aber auch sie kenn' ich nur aus der Uebersetzung des Bartoli, und selbst diese Uebersetzung gehört nun unter die Seltenheiten einer teutschen Bibliothek. Lessing suchte lange vergebens nach ihr." Den vollständigen Titel dieser Uebersetzung gibt Meissner S. 13: Opuscoli Morali di Leo Battista Alberti gentiluomo Fiorentino, tradotti e parte corretti da Mr. Cosimo Bartoli; in Venetia, 1568. 4°. Woher Meissner obige Notiz über Lessing hatte, wissen wir nicht; dass es sich aber wirklich so verhält, ergibt sich aus den 1794 zuerst veröffentlichten Briefen Lessings an Heyne, welchem dieser den 4. Mai 1776 schreibt: „Ich habe durch ganz Italien ein Buch gesucht und nicht gefunden, Gli Apologhi di Bernardino Baldi, die Crescimbeni 1702 in Rom herausgegeben. Und noch eins: Gli Opuscoli morali di L. B. Alberti, Ven. 1568. Wenn sich diese beyden Bücher in Ihrer Bibliothek befinden: dürfte ich mir sie wohl auf kurze Zeit ausbitten?" Am Schluss des Aufsatzes gibt dann Meissner eine Reihe von Fabeln Albertis in deutscher Uebertragung und sagt S. 44 in einer Anmerkung, drei derselben: „Der sterbende Pfau", „Der Stern" und „Die Nuss" stehen schon im 1. Theile seiner (Meissners) „Skizzen" (Leipzig 1778). Die erste derselben, die er hier S. 48 wiederholt, lautet:

„Der sterbende Pfau.

Ein sterbender Pfau vermachte seinen schönen Schweif dankbar dem Hausherrn, der ihn ernährt hatte. — Seine Kinder beschwerten sich darüber, als den Verlust eines vorzüglichsten Stücks ihrer Erbschaft. — «O!» rief der Vater ihnen zu, «ihr seid nicht meine Söhne, wenn ihr nicht auch ungeerbt ähnliche Schweife tragt.»"

In der zweiten Auflage seiner „Skizzen" findet sich die Fabel nicht. In Bartolis Uebersetzung steht sie S. 391 und lautet: Il Pagone fatto testamento, morendosi lascio la sua coda alla cresta della celata di un soldato. I figlioli si rammaricavano che egli non lasciassi loro quelle sue tante gioie. Rispose il padre: veramente se voi sarete miei figluoli non vi mancheranno simili cose.

12.

Zu Nathan II, 1 (Grotesche Ausgabe II, 274).

Saladin.

Und dann: wer giebt uns denn die glatten Steine
Beständig? die an nichts erinnern, nichts
Bezeichnen. Hab' ich mit dem Iman denn
Gespielt?

Ich hoffe, die Dunkelheit dieser Stelle, die Gosche a. a. O. anerkennt und die die andern Ausleger übergehen, durch folgende Notiz aus einem Lessing bekannten Werke aufhellen zu können. Zunächst wolle man Lessings Bekanntschaft mit dem sogleich zu nennenden Werke ersehen aus: Grotesche Ausgabe V, S. 140 f., besonders aber aus VII, S. 133, „Der getreuste, Uebersetzer und Ausleger des Alkorans, George Sale, zeigt in seiner Einleitung zum Alkoran, dass der Grundsatz der Lehre Mahomets in der Einheit Gottes beruhe“ u. s. w. Dazu citiert Lessing: G. Sale, Preliminary discourse to the Koran, p. 36 et 63. Dieses Werk liegt mir in französischer Uebersetzung vor unter dem Titel: „Observations historiques et critiques sur le mahométisme, ou traduction du discours préliminaire mis à la tête de la version angloise de l'Alcoran, publiée par George Sale. Genève 1751.“ Hier heisst es S. 345 ff.: Les échecs sont le seul jeu légitime selon les Docteurs Mahométans (Voy. Hyde, De Ludis Oriental. in prolegom. ad Shahiludium), parce que le succès en dépend entièrement de l'habileté et de l'attention, et nullement du hazard; encore y a-t-il eu quelque doute sur ce jeu, qui n'est permis que sous certaines restrictions, savoir, qu'il ne soit point un obstacle à remplir les pratiques de dévotion, et qu'on ne joue ni argent ni aucune autre chose. Les Turcs et les Sonnites observent religieusement ce dernier article, mais les Persans et les Mogols ne se font aucun scrupule de l'enfreindre. Ce que Mahomet blâma le plus dans ce jeu, c'étoient les pièces sculptées en figures d'hommes, d'éléphans, de chevaux, de dromadaires (Voy. eund. ibid. et in Hist. Shahiludii p. 135 etc.); et ce sont, suivant quelques Commentateurs, ces images qui sont deffendues dans un passage de l'Alcoran (Chap. 5). Que les pièces avec lesquelles les Arabes jouoient au tems de Mahomet, fussent

des figures d'hommes ou d'animaux, c'est ce qui paroit par ce que la Sonna rapporte d'Ali, que passant par hazard près de quelques joueurs d'échecs, il leur demanda ce que c'étoient que ces figures auxquelles ils donnoient tant d'attention (Sokeiker al Dimishki et auctor libri Al Mostatraf apud Hyde, ubi sup. p. 8), car elles étoient entièrement nouvelles pour lui, ce jeu n'ayant été introduit que fort tard dans l'Arabie, et peu de tems auparavant en Perse, où il fut apporté des Indes, sous le règne de Khosrou Nushirwan (Khondemir, apud eund. ibid. p. 41). Les Docteurs Mahométans concluent delà, que leur Prophête ne désapprouva ce jeu qu'à cause des figures: c'est pourquoi les Sonnites jouent avec des pièces toutes unies de bois ou d'yvoire; mais les Perses et les Indiens, qui sont moins scrupuleux, continuent à se servir de pièces figurées (Hyde, ubi supra p. 9).

II.

Von

Reinhold Köhler.

Zu Lessings Grabschrift auf einen Gehenkten. (Vgl. Archiv V, 483.)

In den „Gedichten" von Blumauer, 2. Theil, Wien 1787, S. 167 findet sich folgendes.

Grabschrift eines Spaniers für seinen gehenkten Vetter.

Nach dem Französischen.

Hier schloss mein Vetter Raps die Augen zu.
O Wandrer, blick' hier in die Höhe,
Und wünschest du dem armen Sünder Ruh,
So wünsche — dass der Wind nicht wehe!

Die mir unbekannte französische Vorlage Blumauers hat vielleicht auch Lessing gekannt und nach ihr seine Grabschrift eines Gehenkten gemacht: „Hier ruht er, wenn der Wind nicht weht".

Helfrich Peter Sturz.

Von

J. F. L. Theodor Merzdorf.
(† 21. März 1877 zu Oldenburg.)

Helfrich Peter Sturz*, am 16. Febr. 1736 zu Darmstadt geboren, verliess schon 1754 die Schule und studierte 1754—57 zu Göttingen, Jena und Giessen die Rechtswissenschaft, beschäftigte sich aber nebenbei mit den schönen Wissenschaften und Künsten. In den Jahren seines Aufenthaltes zu Giessen scheint er, wenn Brouillons kleinerer französischer Briefchen für Wahrheit anzunehmen sind, ein zärtliches Verhältniss mit einer jungen Dame M. angeknüpft zu haben, das jedoch, wie aus einem noch vorhandenen Concepte eines Briefes an einen Baron Palm d. d. Bingenheim 23. Sept. 1759 hervorgeht, damit endete, dass die geliebte sich anders verheiratete. In genanntem Jahre kam er als Secretair zum Baron von Widmann, der kaiserlicher Gesandter an verschiedenen Höfen, namentlich in München, war. Er verliess aber diese Stellung bald wieder, da er als fremder und Protestant keine vortheilhaften Aussichten auf fortkommen hatte, und wurde bei dem Meiningenschen Geheimrath und Canzler Adolph Gottlob

* Ausser den beiden Lebensskizzen von Gramberg und Sturz selbst, denen wir vorzüglich gefolgt sind, finden sich neben andern kleinern Lebensbeschreibungen ausführlichere in (Küttners) Charakteren deutscher Dichter S. 467—70. Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgez. Deutsch. d. 18. Jahrh. S. 714—17. S. Baur Gallerie hist. Gemälde a. d. 18. Jahrh. IV. S. 239—44. N. histor. Handlexic. Ulm 1783. II. S. 2290—93. Jördens Lexicon etc. IV. S. 744 ff. Clio af J. K. Hoest 1821. I. S. 107 Dess. Struensee u. s. Ministerium 1827. II S. 404 u. s. w., welche alle zu Rathe gezogen sind.

von Eyben in Glückstadt Privatsecretair. So angenehm auch diese Stellung für Sturz war, in welcher er zweimal nach Wien und einmal nach Bernburg gieng, und durch die ihm vielfache Gelegenheit geboten wurde, sich bekannt zu machen, so sah doch von Eyben bald ein, dass diesem ausgezeichneten Arbeiter, der schon durch seine Vermittelung Bernburgischer Rath geworden war, ein grösserer Wirkungskreis zugewiesen werden müsse; er schickte ihn deshalb mit Empfehlungen und Geld nach Kopenhagen, wo Sturz die Bekanntschaft des ältern Grafen Bernstorf machte und 1762 in dessen Dienste als Privatsecretair mit 400 Thlr. Gehalt trat. Hier als Hausgenosse des grossen Staatsmannes kam er in glückliche Verhältnisse, namentlich als er nach einem Ausfluge nach Mannheim, Carlsruhe, Darmstadt, Wetzlar im Herbste 1763 neben seiner Stellung als Privatsecretair noch die erledigte Stelle eines Secretairs im Departement der auswärtigen Angelegenheiten ebenfalls mit einem Gehalte von 400 Thlr. erhielt.

Das Bernstorfsche Haus war der Sammelplatz aller der Deutschen, die nach und nach theils durch Bernstorf, theils schon unter seinem Vorgänger Stellung gewonnen hatten, wie J. E. Schlegel, Klopstock, J. A. Cramer, Basedow, Gerstenberg, Schönborn u. a. m., und Sturz verlebte hier, namentlich im täglichen Verkehre mit Klopstock, seine seligsten Tage. Er selbst spricht in einem Briefe an Boie über Klopstock sich so aus: „Als ich im Hause des unsterblichen Bernstorf mit ihm lebte, mein Herz mit ihm theilte, über alle Wünsche glücklich war unter den besten edelsten Menschen — heiterer Morgen einer trüberen Zukunft! — Meine Bekanntschaft mit Klopstock bildete sich schnell, und in sieben unvergesslichen Jahren sind, ausser einer achtmonatlichen Reise, wenige Tage verflossen, worin wir uns nicht sahen“, und über den Verkehr im Hause Bernstorfs und über den Umgang mit diesem ausgezeichneten Menschen äussert er sich in dem Dedicationsschreiben zu den „Erinnerungen aus dem Leben Bernstorfs“, „dass er seine Empfindungen verkünde, weil er viele freudige glückliche Jahre in seinem Hause unter seiner Leitung durchlebt habe“, in den „Erinnerungen“ selbst aber lässt sich Sturz über jene Zeiten so vernehmen: „Die letzte

Stunde des Abends war die angenehmste seines (Bernstorfs) Tages. Diese brachte er unter seiner Familie mit seinen Hausgenossen und einigen Gelehrten in Unterredungen zu. Klopstock, der Sänger Gottes und Freund und Liebling der Menschen, der rechtschaffene geistvolle Cramer, der reine Lehre und unsträflichen Wandel mit Witz und Munterkeit und ausgebreiteten Kenntnissen vereinigt, gehörten mit zu diesem glücklichen Zirkel. Wir hingen alsdann an Bernstorfs Mund, und labten uns mit Sokratischer Weisheit.“ Hier nun entwickelten sich seine Talente, er arbeitete unter den Augen eines grossen Staatsmannes, bekannt mit Hof und Welt und mit den Musen vertraut, in stetem Umgange mit dem feinern und aufgeklärtern Theile der Welt, und so bildete ihn sein Genie schnell zum Welt- und Staatsmann, zum Schriftsteller und Künstler. Am 30. März 1765 wurde er Canzeleirath und Secretair in der deutschen Canzelei mit 700 Thlr. Gehalt. In dieser Zeit nahm er Theil an den „Briefen über die Merkwürdigkeiten der Litteratur“, welche Gerstenberg 1766—67 zu Schleswig herausgab und an die sich 1770 noch ein Bändchen „Ueber Merkwürdigkeiten der Litteratur“ (Bremen) anschloss. Ob seine Theilnahme sich weiter als auf Rathschläge und Gutachten erstreckte, lässt sich nicht feststellen; so viel ist jedoch sicher, dass kein Beitrag seinen Namen nennt oder eine Chiffre trägt, die sich auf ihn zurückführen lässt. Unter den auf der Oldenburger Staatsbibliothek aufbewahrten Handschriften Sturzs sind es vielleicht „Sygurdh und Brynhilde“ und die Bruchstücke der „Medea“, welche dieser Zeit angehören mögen, denn es herrscht wenigstens im ersten der „skaldrische Geschmack“, von dem Herder (Lebensbild V, 2. S. 196) in einem Briefe schreibt, wo er dieser „schleswigschen Briefe“ mit folgenden Worten Erwähnung thut und ihnen eine besondere Stellung in der Litteratur anweist: „Man sieht offenbar, dass diese Leute eine vierte Faction machen wollen, die die Litteraturbriefe herabzuwerfen, die Gottschedianer etwas zu retten, und die Schweizer, ich weiss nicht zu loben oder zu tadeln sucht. Sie scheinen einen skaldrischen Geschmack aufbringen zu wollen, der zur Bildung Deutschlands viel beitragen kann.“

Als der König Christian VII seine Reise nach Frankreich und England machte, so befand sich Sturz, der am 17. Aug. 1768 Legationsrath mit Justizrathsrange wurde, in dessen Gefolge und kam hier am 6. Juni in Ahrensburg mit dem damaligen Dr. Struensee in einen Wagen. Dieses zusammentreffen bahnte einen gesellschaftlichen Verkehr an, der jedoch nie zu herzlichem Einverständniss erwuchs, wenngleich er späterhin Sturz, der ein treuer und warmer Verehrer Bernstorfs war und blieb, in den Fall Struensees verwickelte und aller seiner Hoffnungen einer glänzenden Zukunft beraubte. Diese Königsreise, die sich bis zum Anfange des Jahres 1769 ausdehnte, erweiterte vielfach seine Kenntnisse und verfeinerte seinen Sinn für Kunst und Natur. Der Verkehr unter den gelehrten und Künstlern Frankreichs und Englands, der Umgang in den vornehmsten Kreisen äusserte seinen bildenden Einfluss auf Sturz, und wir verdanken dieser Reise die hinsichtlich ihres Stils und ihrer Darstellungsweise fast unerreichten Briefe, welche 1777 zuerst im deutschen Museum erschienen. In beiden Ländern erwarb er sich Freunde und Verehrer, mit denen er später Briefe wechselte, so mit Garrick, Riccoboni, Helvetius, den Frauen Necker und Geoffrin, welche alle mit ihrem Briefwechsel nicht allzu freigebig waren. Wie hoch Sturz in England geschätzt wurde, ergibt sich auch daraus, dass er am 3. Octob. 1768 zum Doctor juris in Oxford ernannt wurde. Nach Kopenhagen zurückgekehrt wurde er unter Beibehaltung seines Postens in der deutschen Canzelei am 25. August 1769 zum Director im Generalpostamt mit 2500 Thlr. Gehalt ernannt, in welcher Stellung er bis zur Entlassung Bernstorfs am 13. Sept. 1771 blieb. Wäre Bernstorf, der ihm sehr wol wollte, am Ruder geblieben, so konnte Sturz einer glänzenden Zukunft entgegensehen, zumal er auch bei dem königlichen Hofe beliebt war, den er beispielsweise am 18. Juni 1770 in die Herzogthümer begleitete, den er auch durch seine künstlerischen Talente zu erfreuen wusste. Dass er nach Bernstorfs Falle seiner Beziehungen zur deutschen Canzelei enthoben wurde, ist gewiss dadurch zu erklären, dass man auf diese Weise etwaige Mittheilungen verhindern wollte, welche Sturz seinem Gönner und väterlichen Freunde hätte machen können und die jenem Staats-

manne vielleicht von der grössten Wichtigkeit gewesen wären. Um ihn gewissermassen zufrieden zu stellen, beliess man ihm seinen Posten als Postdirector, so wie den als Mitglied verschiedener Commissionen, z. B. der Commerzcommission, der zur Erhaltung und Erweiterung der Maler- und Bildhauerakademie; auch ward er als Regierungsbevollmächtigter für die zu errichtende Handelsdeputation vorgeschlagen. Letztere kam jedoch nicht zur Ausführung, dafür eine besondere Commerzdeputation, die aus den Etatsräthen Classen, Ryberg und Sturz bestand.

Obgleich Sturz in seinen freundschaftlichen Beziehungen zu Struensee erkaltete, den er durchschaut hatte, und dem er nie die Verdrängung Bernstorfs verzieh, so beschloss er doch, wie er in dem ungedruckten Fragmente seiner Autobiographie sagt, „wohlüberlegt unter dem Ministerium zu verbleiben, diese Leute so viel möglich durch unschuldige Gefälligkeiten mindestens so weit zu gewinnen, dass sie mir nicht weiter schaden möchten; darum verschaffte ich ihnen Kupferstiche, Zeichnungen, Ideen zu Auszierungen und dergl., darum malte ich die Königin und ihre Kinder und entzog mich nicht, wenn sie mich in ihre Gesellschaft wünschten.“ Da Sturz seiner künstlerischen Talente und seines Witzes wegen gesucht und beliebt war, so wurde er oft zu Hofe geladen und verweilte sogar im Sommer 1771 auf Hirschholm, wo er fast jeden Tag bei Hofe erschien. War dies auch alles nur auf seine Eigenschaften als munterer Gesellschafter und ausübender Künstler zurückzuführen, so war das doch Grund genug, ihn unschuldiger Weise in den Struenseeschen Sturz zu verwickeln, obgleich er mit Struensee in den letzten Jahren nie in einem anderen Verhältnisse als einem dienstlichen gestanden hatte und sich bei der Untersuchung der Struenseeschen Papiere nur ein Brief von Sturz vorfand, der aber gerade nicht für die freundschaftlichen Beziehungen, deren man ihn zieh, spricht, sondern voller Liebe zu Bernstorf ist, zu Bernstorf, bei dem Sturz nach seiner Aussage in dem Augenblicke gewesen war, als er seine Entlassung erhielt. Rührend schildert Sturz diese Scene mit den Worten: „Er hatte sich eben zur Arbeit niedergesetzt, als er das Schreiben des Königs empfing, welches ihn den Staatsgeschäften entzog. Er las es mit ernsthafter Stille

und stund mit einem Blicke des Schmerzens auf. Ich bin meines Amtes entsetzt, sprach er mit einem gesetzten bescheidenen Ton und fügte mit gen Himmel erhobenen Augen hinzu: Allmächtiger, segne dies Land und den König." Dieser Brief an Struensee beschäftigte sich mit der Pension Bernstorfs und ist bei Hoest Struensee II S. 237 fragmentarisch französisch mitgetheilt, während er in Hoests Zeitschrift Historie og Politik dänisch zu finden ist.

In diesem Jahre hatte er sich, glückliche Zeiten hoffend, mit der dritten Tochter des dänischen Majors Mazar dela Garde verlobt und gedachte am 24. Januar 1772 seine Hochzeit zu begehen; aber das Geschick wollte es anders, denn am 17. Januar brach die Palastrevolution aus, angezettelt von der Königin-Wittwe Juliane Marie und unterstützt und ausgeführt durch Guldberg, Ranzau-Ascheberg, Köller, Eickstedt und Beringskiold, wodurch der schnell empor gestiegene, verdienstvolle, wenn auch verwöhnte und eigenmächtige Günstling und Minister Graf Struensee, der seit 1768 sich vom einfachen Arzte bis zu seiner hohen Stellung empor gearbeitet hatte, gestürzt und in seinen Fall schuldige und unschuldige, betheiligte und unbetheiligte verwickelt wurden. Mitleidslos rächten sich politische und persönliche Feinde; der leiseste Verdacht genügte, um den unvorsichtigen zu Falle zu bringen. Auch Sturz wurde von diesem Schicksale erreicht, er, der so wenig sich betroffen meinte, dass er seine Papiere bei sich behielt und gleich nach Struensees Falle mit Carstens und Schumacher an die Wiedereinsetzung Johann Hartwig Ernst Bernstorfs dachte, wogegen Osten und Ranzau waren. Das war ein eitler Traum, denn schon am 20. Januar wurde er durch folgende Cabinetsordre seines Amtes enthoben:

> Da ich nicht mehr Ihrer Dienste bedarf und schon auf andere Weise über Ihren Posten als Postdirector verfügt habe, so haben Sie sich von jetzt an nicht mehr mit den Geschäften zu befassen. Ich bewillige Ihnen für die Zeit, bis Sie auf andere Weise in meinen deutschen Provinzen placirt werden, die Pension, wie solche der Etatsrath Holm bis jetzt genossen hat.
>
> Gegeben Christiansburg den 20. Jan. 1772.
>
> Christian. A. Schumacher.
>
> An den Legationsrath Sturz.

Am folgenden Tage (21. Jan.) wurde Sturz verhaftet, von zwei Officieren aus dem Hause seiner Braut geholt* und bei hellem Tage unter Pöbelgeschrei nach der Hauptwache geführt, deren Fenster von aussen mit Latten vernagelt wurden. Wahrscheinlich ist es, dass er später ebenso streng gehalten wurde, wie andere gefangene. Die am 21. Jan. niedergesetzte Inquisitionscommission, bestehend aus dem Geheimrathe Juel Wind, den Conferenzräthen Braem, Stampe, Lüxdorph und Carstens, so wie den Etatsräthen Kofod Ancher, Sevel und Guldberg, denen sich in der Mitte des Februars noch der Generalkriegscommissair Joh. Er. Schmidt anschloss, begann ihre Untersuchung auf das genaueste, konnte aber beim besten Willen gegen Sturz, der nur einmal verhört, seine Unschuld aufs hartnäckigste vertheidigte, auch sich am 15. Febr. 1772 mit einem (in Hoests Zeitschrift Historie og Politik mitgetheilten) Promemoria an dieselbe wendete, nichts finden, und es ergab sich, dass der längere Aufenthalt in Hirschholm und Falkenskiolds unbedachte Frage, ob Sturz auch schon verhaftet sei, Grund zur Verdächtigung und Verhaftung gewesen war. Von Schriftstücken fand sich sonst kein verdächtiges Papier, nur der Brief an Struensee, vor, der mehr für als gegen Sturz sprach. Der Ring, der sich als von der unglücklichen Königin herrührend vorfand, erwies sich als eine Belohnung für Malereien. Es war also nichts ausfindig zu machen, was Sturz zum Verbrechen hätte angerechnet werden können, und so wurde er nebst der Frau Generallieutenant von Gähler, dem Oberstlieutenant von Hesselberg, dem Contreadmiral Hansen, dem Seelieutenant Aboe, dem Etatsrathe Willebrandt und dem Leibarzte Berger unterm 5. Mai in die Rubrik derjenigen gebracht, gegen welche die geringsten Verdachtsgründe vorlagen. Am 19. Mai wurden diese Personen auf freien Fuss gesetzt, und Sturz aufgegeben, sich nach Hol-

* Diese Verhaftung des liebenswürdigen Mannes erregte überall und namentlich im Lessingschen Kreise grosses Aufsehen, doch hielt Lessing von Anfang an daran fest, dass Sturz sich unter keinerlei Umständen auf etwas eingelassen hätte, was einem rechtschaffenen Manne nicht gezieme; vergl. Eva König an Lessing 28. Jan. 4. Febr. 1772, Lessing an Eva König 31. Jan. 27. Juni 1772.

stein zu verfügen, im übrigen aber sollte es bei der Resolution vom 20. Januar verbleiben, kraft welcher er einen Jahrgehalt von 500 Thlrn. bezog, den er jedoch in einem Seeländischen Orte verzehren sollte. Es ward ihm verstattet, nach Uetersen in Holstein zu ziehen. Den im Anfange Juli ihm aufgetragenen Posten eines Zollinspectors zu Elsfleth in der damaligen Grafschaft Oldenburg verbat er sich, da er so lange in Staatsgeschäften gearbeitet und als Director im Postamte gesessen hätte, und lebte nun theils in Glückstadt theils in Altona, kam auch öfter nach Hamburg, suchte aber dort keinen seiner bekannten auf. 1773 gieng er mit einem Gehalte von 800 Thlrn. als Regierungsrath nach Oldenburg, wo bei dem Austausche der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst an den Fürstbischof von Lübeck Friedrich August er in dessen Dienste mit einem um 200 Thlr. vermehrten Gehalte trat, welcher Gehalt 1775 nochmals mit Zulegung des Titels Etatsrath um 200 Thlr. erhöht wurde.

Im Jahre 1774 verehelichte er sich mit seiner Braut, aus deren Hause er damals vor der Kopenhagener Katastrophe so schimpflich geholt worden war. Seine Frau gebar ihm zwei Töchter, deren jüngste ein Vierteljahr vor seinem Tode an den Blattern starb, welche ihr der Provincialmedicus Dr. Stein in Oldenburg inoculiert hatte. Des dritten Kindes Geburt erlebte er nicht. Das Glück seiner Liebe und Ehe erzählt sein Gedicht „Empfindungen", so wie der Brief an Luisen in der „Reise nach dem Deister" wol auch als hierauf Bezug habend angesehen werden kann.

Aber trotz der angenehmen, allerdings ihm nicht völlig zusagenden, auskömmlichen Stellung, trotz seiner Gattin und der Freunde in Oldenburg*, wie Oeder, Gramberg, von

* Oldenburg stand damals in schlechtem Rufe, denn nach einer gleichzeitigen Notiz „sah es elend damals in Oldenburg aus. In der hässlichen Stadt mochte der Hof nicht weilen. Eutin ward Residenz. Was konnte auch für Bildung damals in Oldenburg sein? Das Gymnasium war in der ganzen dänischen Zeit im erbärmlichsten Zustande, seine Rektoren und Konrektoren glücklich, wenn sie kleine Pfarrstellen im Lande erhielten". Aehnlich spricht sich auch Stolberg an den Grafen Holmer in einem Briefe aus Pyrmont vom 9. Aug. 1779 aus: „Für Ew.

Halem, Stolberg*, Graf Holmer, bemächtigte sich seiner Unmuth, Verdriesslichkeit und Hypochondrie. Er sehnte sich nach einem grösseren, belebteren Kreise und verlor sich in Grübeleien, wie der Brief an Boie vom 2. April 1777 das mit klaren Worten sagt: „wenn man erst das Grübeln weg hat und in einem freudenleeren Beruf kaum ein Blümchen abreichen kann, so wird man so klug und so glücklich nicht mehr". Nicht sein liebenswürdiges Weib, nicht der Beifall der Welt, der ihm als Schriftsteller ward, nicht das bewusstsein, von seinen Freunden aufrichtig geschätzt zu sein, konnte ihn beruhigen und sein Unglück vergessen machen. Merck, der ihm sehr befreundet war und ihn während seines Oldenburger Aufenthaltes einmal — wahrscheinlich in Pyrmont — gesprochen, erzählt, dass Sturz ungern von der Kopenhagener Revolution gesprochen und sich des Ausdruckes bedient habe: „es ruhe ewige Nacht auf der Geschichte dieser Zeit!" Still und in sich verschlossen trug er das Leid, das an seiner geistigen und körperlichen Gesundheit nagte und nur einmal in einer Note im Aufsatze „Denkwürdigkeiten von Rousseau" macht sich der verhaltene Groll Luft in den Worten: „aber lernt euer brüderliches Geschlecht an Höfen, lernt eure Nebenbuhler im Amt, im Verstand, im Glücke kennen, erhebt euch durch irgend ein Verdienst und glaubt in der Unschuld eures Herzens, dass man euch liebt und schätzt, weil man euch umlächelt und umarmt! Wenn endlich unter euch der Boden wegsinkt, durch freundliche Mörder untergraben — dann seht, wie sich eure Freunde retten, als vergiftetet ihr die Luft, wie eure Klienten euch für genossene Wohlthaten anspein; ertragt der Glücklichen stolzes, niedertretendes, erwürgendes Mitleid, und liebt die Menschen, wenn ihr könnt."

Excellenz fürchte ich die Geschäfte, die sich gehäuft haben werden, die Zudringlichen und Lästigen in Oldenburg und den gänzlichen Mangel an Gesellschaft in einer Stadt, wo man für den Geist keine Nahrung findet bei den Männern, und nicht für das Herz bei den Frauen. Wenn ich dort nicht in Ihrer Gesellschaft gewesen wäre und Sturz nicht gefunden hätte, ich könnte nicht an Oldenburg denken, ohne zu gähnen.

* Dieser erwähnt in Briefen an den Grafen Holmer unterm 12. Oct. 1776. 2. Aug. 9. Aug. und 13. Nov. 1779 freundlichst Sturz.

Im Jahre 1776 machte er eine Reise in eigenen Angelegenheiten nach Gotha, gelegentlich welcher er Zimmermann in Hannover aufsuchte und die persönliche Bekanntschaft Boies, mit dem er schon länger brieflich in Verbindung war, im Pyrmonter Bade machte, das er auch im Jahre 1777 besuchte. Als er 1778 amtlich sich in Hannover während der Monate Mai bis August aufhielt, benutzte er diese Zeit, um mit Boie einen achttägigen Ausflug nach Braunschweig und Wolfenbüttel zu machen, wo er meist mit Lessing, bei dem er auch wohnte, verkehrte; vergl. Boies Brief an Bürger 30. Mai 1778. In Hannover verkehrte er im Kreise Zimmermanns, Brandes', des gelehrten und kunstsinnigen Besitzers des prächtigen Stammes der Oldenburger öffentlichen Bibliothek, Rehbergs, bei dem er wohnte, und anderer mehr. Bei seiner Rückkehr in das stille Oldenburg sehnte er sich nach diesem geistig bewegten Kreise. Es war für Sturz' letzte Jahre ein Glück, dass Boie ihn aus seiner krankhaften Stimmung riss und seinen schon ganz entschlafenen Trieb zur Schriftstellerei neu erweckte, so dass Sturz auf diese Weise wenigstens durch seine fragmentarischen Beiträge zum deutschen Museum geistig im Hannoverschen Kreise lebte.

Vielfach mit zum Theil schwierigen Commissionen betraut, war er ein Hauptmitglied der Commission für Grenzregulierung mit Bremen und ward wegen seines Kunstsinnes, feinen Gefühles und guten Geschmackes bei der innern Einrichtung und Möblierung des Oldenburger Fürstenschlosses öfter zu Rathe gezogen, aber sein Geist sehnte sich nach einer ausgebreiteteren und angemesseneren Wirksamkeit. Russland oder Dänemark, wo der Neffe seines alten Gönners, Andreas Peter Graf Bernstorf Minister war, schienen die lockenden Länder zu sein, denen er seine Kräfte und Fähigkeiten zu widmen wünschte. Für das erste Land spricht der Briefwechsel zwischen Sturz und dem Herzoge von Oldenburg, dessen Anfang wir vollständig mittheilen, aus den späteren Briefen nur einige Auszüge.

Monseigneur

J'ay eté bien attendri d'apprendre, par Mr. le Comte de Holmer que Votre Altesse a daigné s'interresser a mon sort, c'est la

volupté des coeurs sensibles que de soulager les malheureux, mais je n'ai rien fait Monseigneur pour attirer Vos Regards sur moi, l'attachement que je vous ai voué, ne pouvoit pas me distinguer, car j'en partage les sentimens, avec tous ceux qui respectent la vertu.

Le Projet que Votre Altesse m'indique, me paroit après mure Reflexion, une voye ouverte par la Providence pour sortir de mon facheux Etat, et je suis resolu de la suivre, achevés donc Monseigneur Votre ouvrage, s'il est possible, Je m'abandonne a Votre sagesse et a Votre generosité, et je vous envoye cy joint le Précis de mon histoire, Votre Altesse en pourra faire l'usage qu'elle jugera être convenable. Les faits sont deposés dans la plus exacte verité, J'en puis appeller au Public a mes Juges et a Mr. le Comte de Bernstorff qui est très instruit de ma Conduite et de mes malheurs.

J'ay l'honneur d'être avec le plus profond Respect

Monseigneur

de Votre Altesse

Oldenb. le 3 Juin 1779. le très humble et très obéissant serviteur H. P. Sturz.

Précis de mon Histoire.

Ce fut au Commencement de l'année 1764, qu'agé de vingt et sept ans j'arrivai a Copenhague, ou feu Mr. le Comte de Bernstorff, me fit entrer au service du Roi, comme Secretaire pour les affaires etrangères, avec le Titre de Conseiller. Je fus chargé d'une Correspondence Politique avec plusieurs Cours de l'Europe, et de celle qui avoit pour Objet la Protection generale du Commerce. Le Ministre m'attacha a sa Personne, me logea dans sa Maison, et m'honora jusques a sa Mort de sa Confiance et de son amitié. Il me choisit pour être du Voyage, que le Roi fit l'an 1768 par une partie de l'Europe, Sa Majesté me nomma Son Conseiller d'Ambassade, Elle me gratifia a Son Retour, de la place honorable et lucrative, de Directeur General des Postes, et me laissa celle que j'avois au Departement de mon Bienfaiteur.

Lorsque le Comte de Bernstorff fut obligé d'abandonner la Barque, battue par des tempetes affreuses, je resolus de le suivre, c'étoit le parti le plus naturel, et ce ne fut qu'en deferant a ses avis que je me resignois de rester. On me tolera d'abord, sans me faire ni mal ni bien, mais a l'arrivée du Comte d'Osten on me fit sortir des affaires, parceque l'homme gouté du Comte de Bernstorff, ne l'etoit pas de son successeur.

Quoique Struensée frappa ce coup, inspiré par ses Conseillers, Il eut d'assés bons Procedés pour moi, Il ne me voulut point un mal personel, nous avions voyagé ensemble a la suite du Roi, et

nos Interets ne se croisoient point, car j'étois loin de la faveur. On m'invita de tems en tems, on me trouva. quelque gayeté, qui étoit rare dans cette Epoque, ou la crainte d'un sombre avenir infectoit les Plaisirs factices, on m'engagea de peindre la famille Royale, Les talens qui rendent la vie si douce ont empoisonné la mienne, Je parus souvent a la cour, et mes Envieux disoient tout bas, que j'y pretendois être un Personage. On s'obstinoit a ne point remarquer, que dans le tems, ou l'on me crut si bien traité, je perdis ma place de Confiance, que l'on ne m'en a jamais rendu d'autre, que je n'ay eu ni titre ni gratification, ni augmentation extraordinaire, Tout ceci étoit en Regle, parceque l'homme qui professoit tout haut son attachement pour le Comte de Bernstorff, qui n'a jamais souffert qu'en sa presence on manquat a sa Memoire, et que son Ressentiment a ce sujet avoit brouillé sans Retour avec le Comte de Ranzau d'Ascheberg, n'avoit alors aucun titre aux Graces.

J'entretins avec le Comte de Bernstorff la Correspondence la plus reglée, Je lui rendis Compte de ma Conduite, de mes pensées les plus secrétes, Je versois dans son sein ma Douleur sur les maux de l'Etat, et ce Commerce n'étoit point sans Dangers. J'étois excedé de ma position. Je viendrai chés vous lui ai je dit a pied, le baton a la main, n'y auroit il pas une place dans le monde, qui put me donner le necessaire? J'ay même prédit les Evenemens, Je lui depeignis mes Dangers, Je le conjurois de m'en tirer, mais il ne les croyoit pas pressans, et ne vouloit pas consentir a ma Retraite. „L'Edifice", me dit Il, „se roulera, mais en vous bornant comme vous faites a Votre Direction des Postes, on ne vous inquietera pas, Cette place ne vous expose point, Il faut tacher de vous maintenir, on ne rentre pas si vite, et vous retrouverés tôt ou tard de Vos anciens amis." Ces Raisons étoient solides, attendu que ni lui ni moi, ne pouvions calculer sur sa mort. Mes lettres originales existent encore, on me les a rendu aprés son Decès, elles sont toutes marquées de sa main et prouvent la verité de mon assertion. Il m'en ecrivit une aprés la Revolution, que l'on me remit lorsqu'elle n'étoit plus cachetée a mon addresse, et qui m'est infiniment précieuse parcequ'elle constate, que jusques aux derniers jours de sa vie il m'a conservé son amitié.

A la Revolution, mes Ennemis resolurent de m'écraser. Ce n'étoit pas la famille Royale qui étoit irrittée contre moi, Elle ne vouloit que la Justice, et Mgr. le Prince Frédéric, m'a donné depuis des marques genereuses de sa Protection, mais ceux qui m'avoient maltraité, profitoient du moment, ils m'avoient oté des affaires, et ne me pardonnoient pas le mal qu'ils m'avoient fait. Le Comte de Ranzau figuroit par l'aigreur de ses sarcasmes, et par le Raffinement de sa persecution, Machiavel avoit dit, qu'il ne faut pas offenser a demi — et on voulut m'annéantir. Il n'étoit pas trop difficile de faire naitre des soupçons, on les coloroit, en alleguant mes apparitions

fréquentes a la Cour, on surprit même le Jugement des Personnes les plus respectables, on me déposa de ma place, deux Jours aprés on m'enferma, on m'arracha a ma Promise la veille du Jour fixé pour les Noces, on m'arretta dans sa Maison, on barricada mes fenêtres, on me traita comme un Criminel, on m'interrogea, on fouilla dans mes papiers, on me fit subir l'Inquisition la plus sevère, Le Comte de Bernstorff étoit mort, Monsieur son Neveu hors d'Emploi, La Nation étoit indignée par le souvenir des maux passés, La voix publique crioit vengence, on n'osoit souffler en ma faveur, Le Desespoir me consumoit, La Nature alloit succomber, J'étois malade et mourant, La haine puissante triomphoit, L'amitié timide se tut, Je me crus perdu sans Ressource, et qui peut sauver? dans la crise violente d'une Revolution, lorsque la victime est devouée par quelques auteurs mêmes de l'Evenement? L'Innocence rassure a l'Egard de Dieu, mais non pas a l'Egard des hommes, ne fut elle jamais opprimée? Qui étois je pour demander des miracles? Ce fut pourtant mon Innocence qui me couvrit de son Egide, on ne trouva pas la moindre trace ni d'une Demarche, ni d'une parole suspecte, Je m'étois resserré dans les limites de mon Emploi, J'avois fait quelque bien, et j'avois empeché quelque mal, on ne deterra dans les papiers de Struensée qu'un seul memoire de ma façon, et cet Ecrit avoit pour Objet, de faire conserver au Comte de Bernstorff sa Pension de Retraite que l'on voulut rayer cruellement. J'y fis le tableau de son Ministère, Je detaillois les eminens services,qu'il avoit rendu a l'Etat, en sacrifiant son propre bien, et j'eus l'hardiesse de faire sentir, que la Gloire du Roi étoit interressée, a être juste.

Aprés une Detention affreuse, de prés de cinq mois, on m'annonça ma liberté, on ne m'allegua aucun Reproche, mais on me taxa d'Imprudence, sans me dire en quoi elle consistoit. Je la confesse cette Imprudence, Je devois fuir une Cour, ou grondoient les orages, lorsque le Comte de Bernstorff s'en eloignat. Si je n'y reparoissois plus, Je ne pouvois risquer que ma fortune, mais c'est l'Evenement qui a decidé de mon Erreur, et l'Evenement derange quelquesfois toute la sagesse humaine. Si le Comte de Bernstorff ne mourroit pas, si parmi les acteurs de la Revolution il n'avoit pas eu d'Ennemis declarés, on l'auroit rappellé d'abord et il me retrouvoit en place, Je m'étois alors conservé, malgré ma situation difficile sans participer au Conseil des mechans, Je tenois le fil des Occurences, et je pouvois lui être fort utile. Voila ce qui explique ses conseils, et ma Docilité a les suivre.

On ne me rendit point mes places, mais on m'assigna une pension en y ajoutant la promesse, que je serois replacé dans les Etats du Roi, En effet Sa Majesté me nomma Membre de la Regime du Duché d'Oldenbourg, un an avant la tradition.

Très attaché au meilleur des Maitres, je suis malheureux dans

ma position, et ce Prince respectable a l'Equité d'en convenir. J'ay perdu le fruit des travaux de ma vie, Je n'ai jamais été Juris consulte, Je pensois savoir mon Metier et a l'age de 40 ans je suis redevenu Ecolier. Mes Revenus passent a peine la moitié de mon ancien salaire, Lorsqu'a la suite de longues services, je devois esperer quelque aisance, je suis gené pour le necessaire. Mês Juges et ma Conscience, ont prononcé que je n'ay point failli, et je porte la peine d'un Coupable.

Oldenbourg le 3. Juin 1779. H. P. Sturz.

Antwort des Herzogs.

Mr.

Votre lettre en datte du 3. d. c. m. n'a pu me parvenir que hier par la conséquence naturelle de mon changement de lieu. Je suis faché d. V. voire dans des sentimens qui V. portent à nous quitter Mr. sentimens dont le C. de Holmer m'avoit déja prévenu. Ce qu'il a pu V. dire de la bonne volonté que j'ai temoignés pour contribuer à V. plasser au gré de Vos désirs est très positif, le tout pose cependant sur ces deux poins, si d'abord il y auroit une place vacante, puis si Mr. le GDuc voudra differer à ma récommendation. Quand au premier de ces poins mes dernieres lettres de Russie ne m'apprennent rien de bien satisfaisant, et quand au second votre mérite répondera plus pour l'affirmative que mon credit: J'ai souhaité V. être eutile et je le souhaite plus que jamais. Je me flatte que le C. de Holmer V. a parlé de maniere et que V. envisagiez mes offres non comme d'un succes sertain mais comme les effors impuissans d'une persone qui désire rendre cervice. Je suis trop honet homme pour rien promettre que ce que je suis matematiquement persuadé de remplir: Si Mr. le GDuc daigne monnorer de quelque bonté c'est la suite d'une longue liaison dans laquelle je ne lui ai jamais rien demandé mais dans laquelle j'ai eu souvent lieu de le rémercier, c'est la régle sur laquelle cette liaison subsiste depuis plusieures années, je l'enfreinderez cependant volontier p. V. rendre cervice, mais ce ne sera jamais qu'avec la certitude de nous point exposer à un refu.

Si j'ai l'honneur de V. voir je pourrois V. en dire autant et davantage sur le même suiet, je me procurerois cet avantage si ma maison étoit dispose de maniere à pouvoir recevoir quelqu'un, mais cette dépouille des indes ne veut point encore s'accomoder au gré de ses abitans druides je me flatte cependant que cela sera dans peu.

Je suis très parfaitement Mr.

In der Antwort vom 12. Juni 1779 dankt Sturz für den Wink und fährt dann fort: „dans une immense cour comme celle de Petersbourg il y a plusieurs niches pour des figures

a placer et j'attendrai sans impatience le succès de Ses efforts bienfaisans." Als die Angelegenheit weiter kam, äussert sich Sturz ganz unverholen, wie schon früher einmal gegen Bode, über die wenig zusagende Stellung in Oldenburg und schreibt unterm 15. Sept. 1779: „Les vues genereuses que vous m'avez fait naitre pour la Russie. Il est très decidé, que je ne saurais durer dans la position ou je me trouve, et pour vu que la perspective soit un peu constante je suis homme a faire un voyage a Petersbourg pour voir et pour être vu." Dazu kam es nicht, und die andere von Guldberg mitgetheilte erfreuliche Aussicht aus Dänemark, erhöhte Pension zu erhalten, war — wer mags jetzt noch bestimmen — wahrscheinlich der letzte Grund zu seinem Tode.

Schon längere Zeit krankhaft gereizt und von heftigem Kopfweh geplagt, reiste Sturz nach Bremen, woselbst er Briefe aus Dänemark erhielt, deren freudiger Inhalt ihn bis zur Ohnmacht rührte und so ergriff, dass ihn nach zwei Tagen heftig ein damals grassierendes bösartiges Faulfieber befiel. Die erhaltenen Nachrichten erschütterten seinen geschwächten Körper so sehr, dass die Kunst der Aerzte sich als vergeblich erwies und er im Hause seines langjährigen viel erprobten Freundes, des Holstein-Oldenburgischen Hofrathes Schumacher am 12. Nov. 1779 seinen Geist aufgab.

Dieser plötzliche Tod erregte das Gefühl seiner Freunde, und Boie schrieb unterm 19. Nov. an Bürger:

„Noch zwei Worte, lieber Bürger, zu den Stolbergischen Gedichten die ich Dir hier schicke. Ich habe in diesen Tagen einen sehr empfindlichen Verlust erlitten, von dem ich noch ganz betäubt bin — mein Freund Sturz ist in Bremen an einem bösartigen Fieber gestorben. Von seinen Werken, die ich Dir schicken wollte, habe ich jetzt selbst nicht einmal ein Exemplar. Ich hoffe unter seinen Papieren, die mir die Wittwe schickt, noch Stoff zu einem zweiten Bande zu finden. Fürs Museum hatte er noch allerlei fertig, aber das darf ich jetzt zu dem Behuf nicht mehr brauchen, da ich einen zweiten Band seiner Schriften daraus machen will. Du siehst, mein Lieber, wie viel mehr Ursache ich jetzt habe, zu deiner Freundschaft meine Zuflucht zu nehmen."

Ueber Sturz' Tod findet sich die erste ausführliche Nachricht in einem Briefe des Grafen Holmer an F. L. Stolberg vom 19. Nov. 1779 aus Eutin.

„Unser Freund Sturz ist nicht mehr. Sein Körper war zu schwach um dem innern Kampf seiner Seele und der Heftigkeit des dadurch verursachten bösartigen Fiebers zu widerstehen. Am Freitag Abend d. 12. d. M. ist er in eine bessere Welt übergegangen. Sein Verlust ist für mich in Oldenburg unersetzlich, denn bei einigen Fehlern, die vielleicht das unzertrennliche Loos der Menschheit sind, setzte ihn sein Herz, seine Eigenschaften und seine Talente in die wenig zahlreiche Klasse seltener Menschen. — Er war mein wahrer Freund und mein Herz beweint ihn aufrichtig. Allein der Zettel an mich, den man bei ihm gefunden hat, den er vermuthlich am ersten oder zweiten Tage seiner Krankheit (denn in den letzten zwölf Tagen seiner Krankheit ist er gar nicht wieder zum fortdauernden Bewusstsein gelanget) mit schwacher sterbender Hand unterschrieben, und den ich Ihnen, mein würdiger Freund, hieneben abschriftlich überschicke, hat meine ganze Seele erschüttert. Möchte ich im Stande sein, das Vertrauen des verewigten unglücklichen Mannes nach seinem ganzen Umfange zu rechtfertigen! Alles will ich dazu anwenden. Ein ganz verschuldeter Vermögenszustand, ein dreijähriges hülfloses Kind und eine junge Wittwe, die dem Vernehmen nach seit drei Monaten ein anderes unter ihrem Herzen trägt, — welch ein Gemälde! O mein bester Stolberg, izt vereinigen Sie Ihre Bemühungen mit den meinigen. Auch Bernstorffs edles menschenfreundliches Herz wird die Gelegenheit, wohl zu thun, mit Entzücken ergreifen. Den Tag zuvor ehe der arme Sturz krank wurde, hatte derselbe einen Brief von Guldberg erhalten, der ihm die angenehmsten Hoffnungen in Absicht einer vom Königl. Dänischen Hof zu erlangenden Pension, die ihm alsdann nebst der unsrigen das Leben erleichtert haben würde, bereitete. Sollte es nicht thunlich sein, hiervon nur etwan zweihundert Rthlr. für die unglückliche Wittwe auszuwirken? Ein Gleiches machte ich mich anheischig, derselben von der Gnade unsers besten wohlthätigen Herzogs zu verschaffen; und auf diese Weise, da sie ausserdem fünfhundert Rthlr. L'd'or

aus der Calenberger Wittwenkasse zu erwarten hat, so würde sie nach Kopenhagen ziehen und dorten in dem Schoos ihrer Familie ohne Nahrungssorgen leben können. Die Asche des Redlichen wäre versöhnt, und wir, mein theurer Freund, hätten eine heilige Pflicht der Freundschaft erfüllet. Ihr Herz wird Ihnen hierüber Alles weiter sagen, das meinige ist zu bewegt, um fortfahren zu können. Holmer."

Stolberg hatte den Tod des gemeinschaftlichen Freundes schon in Kopenhagen erfahren und schrieb an Holmer am 20. Nov. 1779: „Der Tod des guten Sturz hat mich sehr geschmerzt. Ich weiss, dass Ew. Excell. sich mit mir darüber betrüben. Armer Sturz! Wenn der Kelch, den er leerte bis zur Hefe, ihm bittrer erschien, als er ihm hätte erscheinen sollen, war er darum weniger zu beklagen?", beantwortete aber Holmers Brief unterm 23. Nov. in folgender Weise: „Sobald ich den Tod unsers Freundes erfuhr, fiel mir mit dem Gedanken unsres Verlustes auch der Jammer seiner Wittwe und des Kindes aufs Herz. Ich wusste, dass Ew. Exc. sich gewiss für diese Unglücklichen mit dem Eifer bemühen würden, der Ihrem Herzen eigen ist.

„Ich schätze mich glücklich, mich vielleicht nicht ohne Nutzen dieser Sache hier annehmen zu können. Bernstorff verspricht, mich zu unterstützen; sagt aber dabei, von den Collegien wäre nichts zu hoffen, blos von der Schatulle des Königs, und also von Guldberg.

„Sein letzter Zettel an Ew. Excell. hat mich erschüttert. Armer Sturz! Eine Reihe von fehlgeschlagenen Hoffnungen hatte sein Herz dem Trost verschlossen. Gott wolle ihn trösten, dort wo Hoffnung und Erfüllung nicht mehr von einander getrennt sind! Es schmerzt mich tief, dass er vielleicht bis zuletzt mich für einen kalten Freund gehalten hat, weil ich einige Schritte für ihn nicht thun konnte, deren Fruchtlosigkeit er nicht einsehen wollte. Ich folgte meiner Einsicht, und vielleicht kann ich nun desto eher etwas für diejenigen erhalten, deren Noth seine letzten Stunden verbitterte."

Auf Graf Holmers wiederholtes drängen an Stolberg, sich der Wittwe des Freundes anzunehmen, bezieht sich folgende Antwort vom 17. Juni 1780: „So oft ich mit Guldberg wegen

der Wittwe unsers Freundes gesprochen habe, hat er mir immer Hoffnung zu einer Pension gemacht, aber auch immer mit einfliessen lassen, dass sie wohl thun würde, sich in den Landen des Königs zu etabliren. Ich habe eben wieder mit Bernstorff ihrentwegen gesprochen; er hält für sehr rathsam, dass sie herkomme, etwa unter dem blossen Praetext ihre Mutter zu besuchen und in Person bei der Königin sollicitire, alsdann wird sie, ohne sich verpflichten zu müssen im Lande zu bleiben, vermuthlich reussiren. Ich werde fortfahren Guldberg an sie zu erinnern. An seinem guten Willen zweifle ich nicht und bin versichert, dass Bernstorff die Sache aus allen Kräften unterstützen wird.“ Noch unterm 26. Sept. schreibt Stolberg an Holmer: „Ew. Excell. können versichert seyn, dass ich nicht ablassen werde, mich bei Bernstorff und Guldberg für die unglückliche Wittwe unsers Freundes Sturz zu verwenden. Ich hoffe auch gewiss, dass sie endlich die kleine Pension von 200 Rthlr. erhalten werde. Es ist nun einmal die Art des hiesigen Hofes, nichts dergleichen in verbindlicher, entgegenkommender Weise zu thun. Man glaubt, durch Aufschub und Schwierigkeiten der spätern Wohlthat den Schein eines grössern Werths zu geben, indem man in der That ihn um vieles verringert.“ Die Frau Sturz ist darauf nach Kopenhagen gegangen, dort geblieben und hat wol ihren Zweck erreicht, denn in einem Briefe Stolbergs vom 17. October dess. Jahres heisst es: „Bernstorff, Guldberg und sogar Schimmelmann versprechen, sich für sie zu interessiren. Es rührte mich sehr, die Wittwe meines Freundes in diesen Umständen, mager, blass und doch noch so schön zu sehen.“

Nach dieser Abschweifung, welche das Schicksal der Sturzschen Familie veranlasste, wenden wir uns zu Sturz selbst zurück.

Sturz (dessen Bildniss in der Ausgabe der Schriften 1782, von Ganz gezeichnet und von C. G. Raspe gestochen, nicht gut getroffen ist, aber dennoch vor dem 1. Bändchen der Originaldialogen und Erzählungen der Deutschen, Berlin 1789, nachgestochen und in Kurz' Gesch. d. deutschen Litt. Bd. III (1859) S. 65 in Holzschnitt wiederholt wurde) war wolgewachsen, gross, stark, von ziemlicher Corpulenz, mit frohem Herzen begabt, er schien auf Greisenalter Anspruch zu haben. Aber

die Unglücksfälle untergruben seine Gesundheit, er ward hypochondrisch, weichlich, indolent, sein Ansehen ward aufgedunsen, sein Fleisch schwammig, seine Farbe gelblich. Das „Fragment aus den Papieren eines verstorbenen Hypochondristen" verräth deutlich, dass er aus Erfahrung spricht und vielerlei Curen gebraucht hat. Aber — und dadurch ward sein körperlicher Zustand nicht besser — seine Lebensweise entsprach nicht seinen Körperleiden; er sass viel, machte sich wenig Bewegung und verdarb durch pikante Gerichte* seinen Magen wieder, nachdem er ihn durch fasten eine Zeitlang scheinbar in Ordnung gebracht hatte.

Der deutschen und französischen Sprache vollkommen mächtig, schrieb und sprach er auch englisch und dänisch (letztere Sprache hatte er innerhalb eines halben Jahres sich angeeignet), und las auch spanisch und italienisch. Er liebte die alten Classiker und bildete nach ihnen und den besten Engländern und Franzosen seinen Stil, der gedrängt und voll, fast zu üppig ist. Er feilte viel an seinen Arbeiten, wie aus den zum Theil noch vorhandenen Handschriften ersichtlich ist. Seine Kenntnisse, abgesehen von den Staatswissenschaften als dem Studium seines Lebensberufes, waren ausgebreitet, sein Gedächtniss glücklich; sein Witz, reich, fein und lachend, gefiel stets und beleidigte nie; er war, wie Wieland im Musarion sagt,

„— Ein Witz, dem's nie an Reiz gebrach;
Zu stechen oder liebzukosen
Gleich aufgelegt, doch lächelnd, wenn er stach,
Und ohne Gift."

Ein glücklicher Erzähler und trefflicher Gesellschafter war er oft der Mittelpunct der guten Gesellschaft, die er und die ihn liebte, und verlieh den Gesprächen die Würze, die so nothwendig zur angenehmen Unterhaltung ist. Der Adel seiner Seele und die Güte seines Herzens riefen für ihn das seltene Glück hervor, allgemein hoch geschätzt und geliebt zu sein.

Für einen Mann von richtigem und feinem Geschmack

* In dieser Beziehung ist zu beachten, was Boie an Bürger am 3. Mai 1778 schreibt: „er (Sturz) wohnt bei Rehberg, und, soviel immer seine Schmausereien Zeit lassen, stecken wir zusammen."

und Kenner in den Werken der Kunst, die einen Haupttheil seiner Nebenbeschäftigungen ausmachten, da er sich theoretisch sowol als praktisch mit Kunststudien beschäftigte, galt er als Portraitzeichner und Maler, namentlich als Pastellmaler, nicht bloss bei seinen Freunden (vgl. Nagler, Künstlerlexic. XVIII S. 528). In Kopenhagen, Hamburg, Hannover, Gotha finden sich Pastellportraits von ihm vor, und man kann wol sagen, dass das portraitieren der Königin Mathilde und ihrer Kinder einen Theil der unschuldigen Ursachen seines Falles bildete. Nach seinem Tode fanden sich noch zwei angefangene Portraits in Tusche, nach dem Leben gezeichnet, die Garricks und Klopstocks vor; wohin diese gerathen sein mögen, dürfte schwer nachzuweisen sein, jedesfalls war das Klopstocksche Bild ein anderes als dasjenige, von dem Cramer (Klopstock. Briefe von Tellow an Elise S. 85) spricht: „daher ist mirs begreiflich, dass noch kein einziger Maler, auch Sturz nicht, der einer der grössten Treffer ist, ihn (Klopstock) hat ähnlich malen können.“ Ob dies Bild mit dem von der Angelica Kaufmann an Klopstock unterm 28. August 1769, 2. October und 4. December 1770 erwähnten eins und dasselbe ist, dürfte jetzt auch schwer zu erweisen sein, zumal unter den bekannten gemalten und gestochenen Portraits Klopstocks sich keines findet, das Sturz zugeschrieben wird, obgleich ein solches fertig vorhanden gewesen sein muss, denn Angelica sagt: „mit welchem Vergnügen erwarte ich die Zeichnung, die Herr Sturz von Ihnen machen wird, und mit welcher Freude werde ich trachten dieselbe alsdann (so gut als möglich) in das Kupfer zu bringen.“ — „Ich hoffe, Herr Sturz wird nun zurückgekommen sein. Sie wissen schon, was ich sagen will, ich lasse Ihnen keine Ruhe, Ihr Portrait muss ich haben, gemahlt oder gezeichnet, das ist mir das nämliche, wenns nur ähnlich ist.“ — „Hätte ich das behalten, was mir Herr Sturz gewiesen!“ In der grossen Lavaterschen Physiognomik finden sich Stiche nach seinen Zeichnungen, so ein Garrick und vor allen a. a. O. IV S. 125 Taf. 5 Beatrice Cenci nach Guido (oder Dolci), von Lips gestochen. Neben der praktischen Ausübung der Kunst legte Sturz sich auch aufs sammeln von Kupferstichen und hinterliess bei seinem Tode einige Mappen

schöner Kupferstiche der besten Meister, welche der Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg für fünfhundert Thaler ankaufte und seinen eigenen kostbaren Sammlungen einverleibte. Die kleine, aber schätzbare Bibliothek jedoch, welche ziemlich viel englische und französische Schriften enthielt, die er zum Theil auf seinen Reisen gesammelt hatte, ist freilich dem gewöhnlichen Schicksale der Privatbibliotheken erlegen und in alle Winde zerstreut worden, ohne dass sich ihre Ueberbleibsel nachweisen lassen.

Was nun Sturz als Schriftsteller im grossen ganzen anbelangt, so stimmen alle Litterarhistoriker und Kritiker von dem Verfasser der ersten Recension der Werke (1779) bis auf Ebeling in seiner Gesch. der komischen Litteratur (1869) darin überein, in ihm einen trefflichen Prosaisten und feinen Beobachter von Welt, Litteratur und Menschen anzuerkennen. Nicolai sagt in einer Anmerkung zu seinem Briefe vom 5. Juni 1769 an Lessing (Werke XIII, 178) ganz richtig: „Nach der Lage und der allmähligen Bildung unserer Sprache, würde ich diejenigen in Absicht auf die Sprache als klassische Schriftsteller nehmen, durch welche unsere Sprache irgend eine Art von Bildung erhielt. So wäre ich z. B. geneigt, Sturz unter die klassischen Schriftsteller zu setzen, aus dem ich in meinem Wörterbuche jedes Wort würde ausziehen, und die Art bestimmen lassen, wie er es gebraucht hätte; ungeachtet wir gute Schriftsteller haben, denen er an Werthe weit nachzusetzen ist, wenn man auf den ganzen schriftstellerischen Charakter sieht. Aber Sturz war einer der ersten Schriftsteller, der nicht als ein Gelehrter schrieb, sondern als ein Weltmann, der die grosse Welt gesehen und fein beobachtet hatte. Daher liegt für unsere so arme Konversationssprache mancher Schatz in Sturzens Schriften, den unsere Lustspiel- und Romanschreiber nicht vernachlässigen würden, wenn sie den Werth von Sturzens Schriften erkennten und glaubten studieren zu müssen, ehe sie schreiben.“ Wenn Wachler (Litteraturgesch. III, 413) zugibt, dass Sturz aus britischen und französischen Classikern die Prosa bereichert und ihr feine Geschliffenheit gegeben habe; wenn Bouterweck (Gesch. d. Poesie XI, 501) ihn witzig, geistvoll und elegant nennt, so findet der letztere doch

einen Fehler darin, dass er zu elegant habe schreiben wollen und über dem streben nach einem glänzenden Ausdrucke öfter in das prunkende und gesuchte gefallen sei. Dieses prunkende hatte schon der Recensent der Ausgabe von 1779 in der Hamburger neuen Zeitung (1779 St. 193) nach dem Lobe erwähnt, jedoch zugleich einen Milderungsgrund angefügt, indem er sagte: „Mag doch seine Schreibart hie und da zu üppig sein, man weiss, dass Männer dieser Art von eingeschränkten Köpfen, die's nie zu Schulden gebracht, oder fast nur von ihnen allein gerügt werden. Wo man so viele grössere Schönheiten bemerkt, vergisst und verzeiht man sie leicht.“ In gleicher Weise — sogar ohne irgend einen Tadel — äussert sich Eschenburg in der Beispielsammlung VIII, 2, S. 166.

Küttner spricht 1781 in seinen Charakteren teutscher Dichter und Prosaisten Sturz viel Anlage zum classischen Schriftsteller zu, eindringenden Verstand, leichten Witz, sehr lebhaftes und starkes Gefühl mit hinreissendem Enthusiasmus, welcher allen seinen Ausdrücken Leben und volle Kraft gebe, und er meint, dass er als Kenner der Welt und des feinsten Umgangs die Menschen im gesellschaftlichen Leben und auf der Bühne studiert habe. Es entspann sich über Sturz' Werth als Schriftsteller eine ausführliche Discussion; im deutschen Museum 1781, Bd. II S. 305 nämlich fand sich ein französisches Schreiben einer unbekannten Dame (der Frau von Grävemeyer vergl. Weinhold, Boie S. 261 Note) an den St. M. v. H. (Staatsminister von Hertzberg?) über die deutsche Litteratur, worin es heisst: „nul auteur avant Sturz n'a atteint cette précision, finesse et flexibilité d'expressions, qui jusqu'ici ne sembloit être que le génie particulier et inimitable de la langue française. C'est: «ce style laconique et pittoresque en même tems», ce «peu de paroles et beaucoup de sens» que le Roi nous dispute.“ In der darauf folgenden Antwort wird Sturz feiner Beobachtungsgeist und ein weiter Umfang von gelehrten und Welt-Kenntnissen zugesprochen, anerkannt, dass in seinen Schriften der Ton der wahren guten Gesellschaft herrsche, seine Gesinnungen gross, seine Bemerkungen neu und interessant, seine Sprache edel, sein Periodenbau harmonisch und gefallend sei. „Es ist wahr,“ sagt der Verfasser, „Sturz hat den leichten gallischen

Witz, das blühende Colorit, die auffallenden Antithesen, die an unseren Nachbarn am andern Ufer des Rheins so sehr gefallen, und er dürfte hierin wahrscheinlich eine Vergleichung mit den besten Franzosen sehr gut aushalten, aber gerade diese Vorzüge erlauben nicht, ihn an die Seite einiger anderer grosser Deutschen zu stellen. Seine kleinen gelegentlichen Stücke sind Ergiessungen des Genius in glücklichen Stunden, die man wohl nennt, aber nicht über die Meisterstücke eines Lessing, Wieland und Möser erheben darf.“ Es wird weiter dann ausgeführt, Sturz suche auch dann und wann nach Witz und verfehle ihn deshalb; als Beweis für diese Ansicht wird die Stelle über Rangstreit „Rang ist nicht“ bis „Heraldiker der Natur“ angeführt, wo nur die Uebereinstimmung in dem von beiden (den Himmelskörpern und dem Range der bürgerlichen Gesellschaft) gebrauchten Ausdrucke „seinen Platz behaupten“ den Verfasser auf die ganze Vergleichung geführt habe. Ebenso wenig tief sei die Materie von der Todesstrafe behandelt, die Darstellung leide an Einseitigkeit, und der Ausdruck über Russlands Menschlichkeit sei geradezu unrichtig, auch sei im fünften Briefe die Aeusserung: „dass in England das Richteramt vom Throne unabhängig sei“, was als Vorzug der englischen Verfassung gerühmt werde, vollständig überflüssig, da dies in allen civilisierten Staaten ebenso der Fall sei.

Diesen Vorwürfen tritt nun ebendas. 1782. I S. 178 ff. die Verfasserin des französischen Briefes in einer deutschen Antwort entgegen, indem sie sagt: „Schönheit des Styls war eigentlich das, was ich an einem meiner Lieblingsschriftsteller lobte, nur beiläufig erwähnte ich des innern Gehaltes seiner Schriften — und deshalb nannte ich Sturzen nicht als das erste deutsche Genie*, sondern als Kenner, Künstler und Meister der Sprache. Zwei ausländische Eigenschaften schienen mir bisher über unsere Anlagen zu gehen, die erste ist die feine Reizbarkeit des Geistes, die dem Witz Colorit giebt, und

* Zimmermann im hannov. Magazin 1779 S. 636 bezeichnet allerdings Sturz als „ein Genie von der ersten Classe“, während Jean Paul in seiner Aesthetik ihn zu den genialen Mannweibern rechnet, die unter dem empfangen zu zeugen glauben.

die dunkelsten Empfindungen schnell in einer treffenden Beziehung entwickelt; die andre, der rechte Gebrauch des Witzes. Für Beides stand mir nun Sturz als Muster unter uns. Zu neuen Schattirungen musste er neue Zusammensetzungen wählen, zu dem Feuer und der reichhaltigen Kürze seiner Gedanken neue Wortfügungen und zu dem Ausdruck seiner Art zu empfinden den neuen Periodenbau, der uns nun von dem Wohlklang unserer Wörter überzeugt. Ich bewundere insbesondere die Leichtigkeit seines Ausdruckes, die alles, was er sagt, zu Phrasen des gemeinen Lebens macht. Nirgends findet man bei ihm Büchersprache; alles stehet da, als wie in dem Conversationston der feinen Welt." Die oben gerügte Stelle wegen des Ranges wird dadurch vertheidigt, dass Sturz nur von der Materie spricht, über Staatsverfassung und Todesstrafen wage sie nicht zu urtheilen. - Die Verfasserin behauptet ferner, und mit Recht, worauf, wie wir gleich sehen werden, auch andere aufmerksam gemacht haben, der Schriftsteller müsse auch nach der Lage beurtheilt werden, in welcher er schreibe: „daher musste Möser bei seinem edlen patriotischen Verhältnisse in Osnabrück ganz anders schreiben, als Sturz mitten in den glänzenden Scenen der Welt und dem Gefolge eines jungen Königs. Dennoch sah er Kleinigkeiten, die ihn umgaben, mit dem hellen Auge, das den Zusammenhang des Ganzen umfassete, in welchem die unbedeutendste Sache ihren Platz und die angebetetste Thorheit ihre Würdigung findet. Im Geräusche der Reisen und bei niederschlagenden Widerwärtigkeiten des Schicksals ist die Seele nicht in Ruhe und zu keiner mühsame Anstrengung erfordernden Arbeit geschickt. Sturz zeichnete nur Blumenstücke, aber auch in Raphaels Skizzen entdeckt man die Hand des Meisters, der sie entwarf. In jeder Zeile seiner Schriften athmet das wärmste Gefühl des Wahren und Schönen. Seine Seele hatte Sinn für alles, lag jedem Gegenstand offen, dem grossen in der Natur sowohl, wie der zärtesten Abglättung der Kunst, vom einfach schönen Sommermorgen auf Garricks Landhause an, bis zu der ephemerischen Architectur des Damenputzes auf dem Balle des Prinzen von Soubise. Ohne mühsame Folgerung, mitten im leichten Scherz, in der naivsten Erzählung liegen grosse, weitaus-

sehende Gedanken, die nur auf reichem Grund und Boden entspringen. Einfach ist sein Styl nicht, aber unsere Begriffe und unser Geschmack sind es jetzt auch nicht. Die Einfalt ist längst von Deutschlands Gränzen gewichen."

Schon früh wurde Sturz mit Möser verglichen, und bei aller Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Essayisten hat doch schon Nicolai im Leben Mösers (1797) S. 93 ff. in feinen Bemerkungen die Verschiedenheit beider mit Recht hervorgehoben. Nicolai, der beide kannte, sagt: „Sturz ist ihm (Möser) gewissermassen am ähnlichsten, aber doch sehr wesentlich von ihm unterschieden. Beide besitzen die reife und mannichfaltige Weltkenntniss, die unter den Gelehrten aller Nationen nicht so gar gemein ist, unter den Deutschen aber am seltensten gefunden wird. Beide haben Menschen aus allen Ständen kennen lernen, und schildern sie mit gleich grossem Talente nach dem Leben und mit lebendigen Farben. Aber jeder von diesen Schriftstellern sah Welt und Menschen aus ganz verschiedenem Standpunkte, beurtheilte sie also auch anders.

„Sturz lebte am Hofe und unter Hofleuten; Möser im Geschäftskreise und in der bürgerlichen Gesellschaft. Möser kannte die feine Gesellschaft auch, wenn auch nicht durch den Hof, doch durch die, welche an den Hof gehen, und trug auch das Seinige bei, den Ton des Mittelstandes unbefangener und feiner zu machen. Da aber die bürgerliche Gesellschaft weitumfassender ist und höhere Zwecke hat als blos den Ton, so sind auch Mösers Absichten weitumfassender und gehen mehr aufs Nützliche. Sturz amusirte sich selbst und suchte andere zu amusiren, freilich mit einer Feinheit, mit einer Weltwissenschaft, mit einer Kenntniss der Konvenienzen der Lebensart in der grossen Welt, und in einer leichten Schreibart dieser Konvenienz selbst angemessen, dergleichen vor ihm bey keinem deutschen Schriftsteller zu finden war. Sturz, wie ein Hofmann, sah an Menschen und Gegenständen vorzüglich die äussere Seite, so wie sie sich in der feinen Gesellschaft mit Vortheile oder Nachtheile zeigt; Möser, immer den Mittelstand und die bürgerliche Gesellschaft vor Augen, wusste ins Innere der menschlichen Charactere und Handlungen zu dringen und

stellte sie vor in der Absicht, das menschliche Leben überhaupt zu bessern und angenehm zu machen. Jener, als ein Hofmann hat immer etwas Gemächliches in Beobachtung und Schreibart und fast beständig die höfliche Wendung, die das Widrige, was zu sagen ist, verschleiert und wie von ohngefähr etwas Verbindliches einfliessen lässt. Dieser, beständig in thätigem Leben, kennt auch die sehr nöthige Schonung, aber indem er äusserlich schont, vergiebt er der innern Energie nichts. Sturz war sehr oft, und wie man merkt, sehr gern in dem, was die grosse Welt Gesellschaft heisst, «wo — um seinen eigenen Ausdruck zu brauchen — wo alle schwatzen, niemand sich unterhält, und im Gedränge, wo man einsam ist.» Möser kannte die grosse Welt auch, war oft in grosser Gesellschaft und hatte dergleichen nicht selten in seinem Hause, nicht aus Neigung, sondern Anstandes wegen; und dennoch war er in solchem Gedränge weniger einsam als ein Hofmann, sondern gleichsam immer zu Hause, weil seine Menschenkenntniss vielseitiger war. Er konnte also jeden tiefer beurtheilen und selbst an dem alleruninteressantesten Menschen wenn er mit einem solchen in Gesellschaft sein musste, eine interessante Seite finden, und mit der Gutmüthigkeit, welche am Hofe und in der politischen Welt so selten ist, wusste er Menschen an Menschen zu knüpfen. Sturz sah das menschliche Geschlecht vom Hofe aus und aus den glänzenden Weltgesellschaften, welches eben nicht der erfreulichste Gesichtspunkt ist. Er sagt (im Aufsatze über Rousseau) mit Bitterkeit: «Lernet euer brüderliches Geschlecht am Hofe kennen und liebt die Menschen, wenn ihr könnt.» Möser hingegen schrieb die herrliche Politik im Unglücke, worunter er hauptsächlich rechnete, «das Leere der glänzenden Freuden zu erkennen.» Wäre er unglücklich geworden, würde es ihm leicht gewesen sein, diese Politik selbst auszuüben, ihm der ganz andere Freuden kannte. Er würde, hätte er unglücklich werden sollen, leicht «der Glücklichen stolzes, niedertretendes Mitleid» ertragen haben, welches Sturz auch ertrug, aber mit trauriger Anstrengung. Möser hätte freilich verzweifelt, diese verächtlichen Menschen lieben zu können, aber nicht überhaupt die Menschen zu lieben, denn er kannte die Men-

schen mannichfaltiger: und wirklich erscheint die Menschheit viel liebenswürdiger im Gesichtspunkte des thätigen und häuslichen Lebens betrachtet, als in dem Gesichtspunkte des Hofes und der grossen Welt. Sturzens Schilderung ist schrecklich wahr, aber nur von wenigen der Menschen, «die im Leeren der glänzenden Freuden leben».* Der Hof kann sehr leicht eigensüchtig und fühllos machen, so wie die Macht den Fühllosen im Kriege hart und übermüthig und die äusserste Noth den Unterdrückten grausam. So sind aber nicht die Menschen überhaupt. Der thätige Mittelstand, der sich beständig wechselseitig braucht, ist sittsamer und milder und man darf nicht so leicht an ihm verzweifeln, auch hebt sich eher seine Moralität wieder durch eigene Kraft, und dieser schätzbare Mittelstand war Mösers eigentlicher Wirkungskreis als Schriftsteller. Die verschiedene Art Menschen von verschiedener Art zu betrachten, hat auf beider Schriftsteller so verschiedenes — es ist kein deutsches Wort da, die Franzosen nennen es faire — den sichtbarsten Einfluss. Doch geht zuweilen einer unvermerkt in des andern Manier über. Sturzens: Wer ist glücklich? und dessen berühmte Reise nach dem Deister sind beinahe Möserisch und Mösers: ein kleiner Umstand macht Vieles ist beinahe Sturzisch."

Auch Gervinus Gesch. d. Nationallitt. IV (1852) S. 540—42 nennt Sturz neben Möser und Merck, aber gibt ihm doch eine eigenthümliche Stellung, indem er sagt: „er gehört seiner praktischen Richtung nach zu Möser, nach seiner Kenntniss und Liebe für die englische Litteratur und Schauspielkunst zu Lichtenberg, nach seinen Verbindungen zu Klopstocks Kreise, nach seinen Schriftchen zu der grossen Klasse jener Fragmentisten, in deren Mitte Lichtenberg und Lessing stehen, nach seinem Character und physischer Beschaffenheit zu den vielen Hypochondristen und Humoristen jener möserschen Periode.

* Julian Schmidt (geistiges Leben 1864. II 396) sagt, indem er auf die menschenverachtende Stelle bei Sturz Rücksicht nimmt, ähnlich ganz mit Recht: „die Menschenkenntniss nimmt eine ganz andere Färbung an, wenn eine freie Bildung und ein festes, selbstgewisses, liebevolles Herz die Menschen ansieht, sonst wird sie leicht zur Hypochondrie."

Auch er billigt (Briefe aus England) die Revolution in unserer Litteratur, und meint, es sei endlich Zeit, dass die Natur rede, wie ihr der Schnabel gewachsen sei, dass nicht allein der Kenner befriedigt werde, sondern auch die unverdorbene Klasse der Menschen; sei diese erst gebildet, so werde ihr Beifall das Siegel der Vortrefflichkeit. Er freut sich, dass die populäre Litteratur schon aus den Zimmern unter die Treppe wandele, und erzählt mit Vergnügen, dass er eine Lesegesellschaft kenne, in die ein Paar Kutscher gehörten."

Wenn Gervinus Sturz zu den Stürmern und Drängern rechnet, so ist er jedesfalls zu weit gegangen; denn ist auch — wie Hettner bei der Besprechung Gerstenbergs, der schleswigschen Beiträge etc. nachweist — das Kriterium für diese in die Verehrung von Rousseau und dessen Ansichten zu setzen, und ist mit Koberstein (Litteraturgeschichte 1856. II S. 1522 ff. Note) Sturz als ein Mann der neueren Zeit zu betrachten, was aus seinen Verbindungen mit Klopstock, Gerstenberg, dem deutschen Museum ersichtlich, so sprechen doch Sturz' eigene Aeusserungen sich gegen die sogenannten Originalgenies und Kraftmänner aus und gegen alle Beförderer der Empfindsamkeit und Schwärmerei. Wir verweisen auf den Schluss des Aufsatzes „über den Vaterlandsstolz", worin er die Geniemänner zur Bescheidenheit ermahnt, und auf den Anhang zum 12. seiner Reisebriefe unter der Ueberschrift „Note Hubern betreffend", der angeblich von Freundes Hand geschrieben in starkem Unmuthe sich über die neuesten Litteraturzustände auslässt, die durch den Sturm und Drang so wie durch das Empfindungsfieber herbeigeführt wurden. Zürnend und schmerzlich weist er hin auf „die Thränenübung im Mondschein, auf den Veitstanz konvulsivischer Leidenschaften, auf den starkseinsollenden Unsinn, abentheuerlich aus Barden und Skalden geplündert, auf die Dramen, wo alle Helden Renomisten und alle Bösewichter Schaarwächter wären," auf die Dichter, welche „mit dem Stabe in der Hand unsere Mord- und Gespenstergeschichten absängen, oder gar den Geist und die Kraft der Nation in Krügen und Herbergen suchten" und „Volkslieder nachzuleiern nicht errötheten, als wäre es ein schimmerndes Verdienst, so witzig als ein Handwerksbursche zu sein," auf

die sinnlose, zerhackte, holprige Prosa oder die flachen Knüttelreime," die auch jetzt nach 10 Jahren geboten würden, nachdem Lessing, Mendelssohn, Zimmermann, der Agathon und Sulzer gelesen würden und Klopstocks himmlische Gedichte erhoben, Wielands irdische ergötzt hätten; er weist hin auf die „Pöbeleien im Drama und in der Satire", auf die Einfälle sich „niederzulassen in der leeren sumpfigen Gegend der Natur, dort allein Moor- und Haideblumen zu sammeln", oder den Dichter bei dem „Strohfidelversler und dem Bänkelsänger", den Redner bei dem „spruchreichen Hochzeitbitter und dem kranzaufsteckenden Zimmergesellen" in die Schule zu schicken. Durch solche Würfe seien wahrlich die Griechen nicht unsterblich geworden. Von ihrem Genie, das in der vollkommensten Euphemie tiefen Gehalt in reizenden Ausdruck gekleidet, habe Aristoteles seine Regeln empfangen und nicht Gesetze gegeben, die man jetzt so gern verachten möchte, weil man sie nicht mehr ausüben könnte. Sturz erklärt nun freilich zuletzt feierlich, er nehme an diesem Ausfalle keinen Antheil, aber seine Erklärung, deren ironischen Ton Gervinus übersehen hatte, und die ihn daher zu Folgerungen veranlasste, als stände Sturz auf Seiten der Geniemänner, zeigt durch die ganze Stimmung vollkommen, dass er die Ansichten seines angeblichen Freundes — unter dessen Maske er nur sich selbst versteckt — vollkommen theilte. Dass wir Sturz' ernsthafte, wirkliche Meinung in der Opposition gegen das Geniewesen vor uns haben, zeigt auch die kurze Note im Aufsatze über Rousseau: „Nicht Sturm und Drang, das ist eine Kinderkrankheit. S. Rosenstein von Würmern."

Hillebrand (Nationallitter. 1850. I, S. 249) stellt Sturz mit den beiden Publicisten Möser und Moser zusammen, mit denen er zwar nicht in gerader Linie stehe, aber doch in Absicht auf das wesentliche der Ueberzeugung, das Princip der Menschenwürde und des freien menschlichen Rechts dem politischen bewusstsein näher zu bringen, nahe verwandt sei. Auch er sei politisch, wenn gleich er nicht so unmittelbar wie jene politischen Schriftsteller die politischen Zwecke im allgemeinen zum Hintergrunde seiner meisten Schriften genommen habe. Fast überall begegne man Fragen und Urtheilen, welche mehr

oder weniger in dieses Fach hinüberspielen und an manchen Stellen ganz den Möserschen Phantasien ähneln, nur dass Möser frischer und unbefangener erscheint als Sturz, der zuweilen durch eine gewisse Gesuchtheit und unzeitige Fülle die wolgefällige Harmonie seiner Rede stört. Jean Paul, welcher in seiner Aesthetik Sturz' Sprache „Klangwerk“ nennt, fühlt sich durch den Glanz der herrlichen Prosa erkältet, weil dieselbe keinen neuen Geist zu offenbaren, sondern nur Welt- und Hofwinkel hell zu erleuchten hat. Schäfer und Kurz sind voll Lobes über die Sturzsche Ausdrucksweise, und der letztere stellt ihn mit Schlözer und Herder zusammen, gibt jedoch zu, dass an Umfang der Kenntnisse Schlözer, an Grösse und Tiefe der Gedanken Herder über ihn hinausgehe, während er als Schriftsteller beide an Schönheit der Sprache übertreffe.

Ziehen wir nun das Gesammtresultat, so finden wir, dass Sturz einer unserer vorzüglichsten Stilisten ist, dem man vielleicht zum Vorwurf machen kann, er habe sich zu sehr den englischen und französischen Mustern nachgebildet und seinen Stil nicht ganz rein deutsch gehalten. Aber — diesen Mangel zugegeben — seine Prosa bleibt immer noch mustergiltig. Durch die geistreichen Wendungen, in denen sie sich zu bewegen pflegt, so wie die glänzenden Antithesen erzielt sie schöne Wirkungen. Leicht, anmuthig, künstlerisch abgerundet besitzt sie doch inhaltreiche Kürze und eine Eleganz, welche viele bewogen hat, in Sturz den ersten zu erkennen, den man den französischen Essayisten und Fragmentisten mit vollem Rechte entgegensetzen konnte. Freilich — und das muss gesagt werden — bleibt er, obwol theoretisch das Princip der neuen Litteraturrichtung anerkennend, in der poetischen, namentlich dramatischen Praxis hinter der Theorie zurück und beurkundet damit in dieser Richtung sein Unvermögen, das aus einer gewissen Förmlichkeit nicht herauskommen konnte.

Vielseitig wie er selbst ist auch seine schriftstellerische Wirksamkeit. Frühzeitig (1767) sich dem Hamburger dramatischen Kreise nähernd trat er dem Strome der Zeit folgend mit einem bürgerlichen Trauerspiele „Julie“ auf, dessen Abdruck eine auch jetzt noch beachtenswerthe Abhandlung über

Theaterwesen beigegeben ist. Julie, die Heldin dieses Trauerspiels, das einem damals beliebten englischen Romane des Frances Brooke, „the history of Lady Julie Mandeville“, nachgebildet ist, wird zu einer Heirat gegen ihre Neigung genöthigt und geht zu Grunde. Menzel (deutsche Dichtung 1859. III, S. 57. 58) hat nicht Unrecht, wenn er die Motivierung der Katastrophe schwach, die Entführung unnöthig und Belmonts Missverständniss durch ein Paar Worte lösbar findet, aber auch das rührende im Charakter und benehmen der zärtlichen Julie anerkennt. Die Ueberreizung hat mit der der Lessingschen Emilie grosse Aehnlichkeit, wie auch die Sprache an Lessings Mustersprache erinnert, nur trockener und nüchterner sich gibt und den Beweis liefert, dass diese Gattung nicht in Sturz' Bereich war, was er selbst wol auch fühlte, da wir von dramatischen Arbeiten ausser der Julie nichts weiter besitzen als einige wenige in den Oldenburger Handschriften erhaltene Fragmente einer Medea, die in Prosa geschrieben sind. Die Kritik verfuhr nicht gerade glimpflich mit der Julie, denn wenn auch die Göttinger gelehrten Anzeigen dadurch, dass sie überhaupt auf das Stück — was sonst nicht Brauch der hochgelehrten Herren war — eingiengen, demselben eine Bedeutung zusprachen, so kann doch der Ausspruch (1767 S. 1168): „das Trauerspiel ist von der schaudrigen Art und endet aufs allerschrecklichste, der Zuschauer wird auch um desto trauriger überrascht, da er die Hauptperson durch Waldemars Grossmuth in Sicherheit glaubt,“ nicht gerade als unbedingtes Lob aufgefasst werden, wenngleich das Urtheil in der Klotzischen deutschen Bibliothek Bd. 1. St. 1. S. 112—124 ganz anders lautet. Dasselbe wendet sich namentlich gegen die Vorrede, die dramaturgische Abhandlung, und schliesst mit den Worten: „möchte doch unser Verfasser den Ariste des Diderot nachahmen! Dieser merkté, dass er noch vieles zu lernen hätte, schloss sich ein, studierte und ergriff nach einigen Jahren erst wieder die Feder.“ Die Recension ist nicht bloss unfreundlich, sondern offenbar parteiisch, gerade wie die gleich voraus gehende über „die schleswigschen Beiträge“, an denen Sturz betheiligt gewesen sein soll. Die Berufung auf Lessing war schon Grund genug, um Klotz gegen die Sturzsche Julie in

Harnisch zu bringen. Lessing hat, wenigstens nach einem Berichte Boies über ein mit demselben geführtes Gespräch, an Gleim sich dahin geäussert, „dass er die Julie weit lieber gemacht haben möchte, als den Medon (von Chr. Aug. Clodius)."

Weit bedeutender tritt uns Sturz als Biograph entgegen Seine „Erinnerungen an Bernstorf", seinen Wohlthäter, sind ein wahres Meisterstück, das uns dessen öffentliches und Privat-Leben in anziehendster Weise schildert.* Mag der Aufsatz „über Rousseau", wie der mäkelnde Körte (Briefe der Schweizer Bodmer etc. S. 343 Note) behauptet, zum Theil einem Berichte Wegeles entstammen und zum Theil eine freie Bearbeitung eines französischen ungedruckten, auf der Oldenburger Bibliothek befindlichen Aufsatzes der gefeierten Julie Bondeli** sein, was Sturz ja auch nie in Abrede gestellt hat, so wird man doch nicht umhin können, die feine und gewandte Darstellung zu bewundern. Daran reihen sich die Aufsätze über Pitt, Foote, der Brief über Klopstock und die auf der Oldenburger Bibliothek aufbewahrten Fragmente einer Autobiographie, die freilich vorzüglich nur sein Verhältniss zu Struensee und sein bitteres Schicksal berühren.

Der Brief über Klopstock führt uns zu einer andern Gruppe schriftstellerischer Thätigkeit, nämlich den Briefen, von denen die aus dem Jahre 1768, welche über den Aufenthalt in Paris und London in fragmentarisch-geistreicher Weise sprechen, die Zustände jener Weltstädte, die er in der besten Gesellschaft zu sehen das Glück hatte, in anmuthigster Form zur Anschauung bringen. Diese Briefe sind, abgesehen von der stilistischen Vollendung, auch heute noch für die Kenntniss jener Tage kaum zu entbehren. Andere Briefe, wie der eben angeführte über Klopstock, über Herder als Prediger, so wie die hier zum erstenmale veröffentlichten an Lavater, Lessing (leider nur als Fragment), Boie und Zimmermann, lassen uns den liebenswürdigen, fein fühlenden Schriftsteller erkennen.

---

* Boie nennt dieselben (an Bürger, 2. October 1777) „ohne Zweifel die feinste Composition der Art in unserer Sprache."

** Vgl. Ed. Bodemann, Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis Wieland, Rousseau etc. Hannover 1874.

Als Humorist begegnet uns Sturz in seiner bekannten „Reise nach dem Deister“, die am meisten nach Möser hinüberneigt. Boie theilt Nicolai unterm 29. Dec. 1796 merkwürdiger Weise die Nachricht mit, dieselbe sei von der Frau von Grävemeyer. Das muss jedesfalls ein Irrthum sein. Diese Reise (wenigstens die ersten drei Abschnitte) erschien zuerst im Hannoverschen Magazin 1778 und wurde in der 1779 von Sturz selbst besorgten Sammlung seiner Schriften aufgenommen, ohne dass er irgend eine Bemerkung dazu gemacht hätte. Die ganze Schreibweise spricht für Sturz und kennzeichnet sogar den fortgeschrittenen Schriftsteller. Wäre die Reise einzeln früher erschienen und die Sammlung der Schriften erheblich später von Sturz veranstaltet worden, so könnte man wol mit Gerstenberg, der die Sammlung seiner Schriften im hohen Alter selbst besorgte, behaupten, es sei schwierig, das eigene echte aus früheren Jahren selbst wiederzuerkennen, weil man weiter fortgeschritten und das alte einem selbst fremder geworden sei. In diese satirisch-humoristische Gattung gehören die 1767 entstandenen „Menechmen“, eine Kritik einer elenden Kopenhagener Zeitschrift, Paridon Zeisig und die „Briefe eines deutschen Edelmannes, der nach Paris gereist ist“. Letztere sind mit etwas stärkeren Farben gemalt, ermangeln aber darum doch nicht der natürlichen Wahrheit. Nach dem Zeugnisse des Sturzschen Freundes Gramberg ist Sturz auch der Verfasser des „Fragments aus der Beschreibung einer gewissen Insel“ (Deutsch. Museum 1779. I, 56 ff.), eines Stückes, das in keiner Ausgabe der Schriften aufgenommen ist und sich vorzüglich gegen den Adelsstolz wendet.

Unter den übrigen kleinen Schriften nimmt der Aufsatz „über Physiognomik“ eine besondere Stellung ein. Lavater hatte seine sogenannte kleine Physiognomik durch Zimmermanns Vermittelung im Hannoverschen Magazin 1772 erscheinen, und letzterer dieselbe nochmals in Buchform abdrucken lassen; Sturz hatte eine Recension in der Hamburger Zeitung (sollte das die in Stück 154 Freitag 25. Septbr. sein? denn eine andere findet sich nicht vor) gegeben, und Lavater dieselbe übel genommen und sich im ersten Bande seiner physiogno-

mischen Fragmente darüber ausgelassen. Darauf hin schrieb Sturz den Aufsatz, schickte ihn an Zimmermann mit der Bitte, Lavater davon Mittheilung zu machen, der auch nicht versäumte, dies zu thun. Der Aufsatz ist ironisierend, was Lavater auch erkannte, aber bei aller Ironie leuchtet doch durch, dass Sturz an der Anwendbarkeit der Physiognomik nicht zweifele. Es klingt allerdings wie Ironie, wenn Sturz behauptet, dass er, wenn er sich seinen Gedanken überlasse, dass die Ausführung eines physiognomischen Elementarwerks nicht unmöglich sei, noch mehr als Lavater erwarte. Er denke sich dann eine so ausgebildete Sprache, dass nach einer wörtlichen Beschreibung eine Gestalt wieder hergestellt werden könne, dass ein Physiognom aus einem künftigen Plutarch grosse Männer zu palingenisieren vermöge und dass es ihm leicht werde, ein Ideal für jede Bestimmung der Menschen zu entwerfen. Aber die Briefe an Lavater und Zimmermann ergeben, dass Sturz das gesunde in der Physiognomik anerkannte und nur vor dem überschwänglichen und unmöglichen warnen wollte. Sturz hatte noch mehr Aufsätze über Physiognomik geschrieben, dieselben aber auf Wielands anrathen vernichtet, und ist nichts davon übrig geblieben als ein „Fragment über die Schönheit“, das im Deutschen Museum erschien und in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1777 S. 152 eine lobende Erwähnung fand.

Was nun ausser den erwähnten Schriften: „Menechmen“, „Julie“ und „Erinnerungen an Bernstorf“, die übrigen Essays unsers Sturz betrifft, so sind dieselben meist im Deutschen Museum während der Jahre 1776—1779 entweder mit oder ohne Sturz' Namen erschienen. Eine grössere Anzahl (1776: Vaterlandsstolz, Montesquieu, Erziehungstribunal, Königswahl, Erzähler, Mode, Serena; 1777: Wer ist glücklich, Montagu, Sadi, Gallicismus, Zweikampf; 1778: Empfindungen) trägt die Chiffre Ue. Nur zweimal gebraucht er eine andere Chiffre, nämlich 1777 für den Aufsatz „Regenschirme“ O und für „alte Münzen“ R; warum, ist nicht ersichtlich (vgl. unten S. 77). Von verschiedenen dieser Aufsätze finden sich in den Händen des Professors Weinhold in Breslau die zum Druck gebrauchten Handschriften, die jedoch keine besondere

Bedeutung haben, da sie den ungeschickten Abschreiber verrathen, an dessen Fehler dann Boie beim Abdrucke die bessernde Hand anzulegen hatte.

Lassen wir nun hier ein genaues Verzeichniss der selbständig in Buchform erschienenen Schriften folgen.

1. Die Menechmen oder zwey Wochenschriften von gleicher Statur in vier Aufzügen. Mit einer Liste von Druckfehlern und einem Titel vielleicht auch mit einer Vorrede versehen und des Spases wegen dem Publico Preiss gegeben. Copenhagen i. d. J. 1767. 8 unpp. 64 SS. und 1 unp. Bl. 8.
2. Julie, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Mit einem Brief über das deutsche Theater, an die Freunde und Beschützer desselben in Hamburg. Kopenhagen und Leipzig, bei Gabr. Christ. Rothens Wittwe und Proft. 1767. 136 SS. 8.

Rec. Götting. gel. Anzeig. 1767 S. 1168. Klotz deutsche Bibl. Bd. 1. St. 1. S. 112—124.

Dieses Trauerspiel ohne die Abhandlung über das deutsche Theater findet sich als von „Herrn Stortz“ im Theater d. Deutsch. Bd. VI (Berlin 1768) S. 97—174 genau abgedruckt. — Nachdrücke Frankfurt-Leipzig (Rabenhorst) 1782. 8. und Frankfurt-Leipzig (Mannheim, Kaufmann) 1795. 8.

3. Erinnerungen aus dem Leben des Grafen Johann Hartwig Ernst von Bernstorf. Leipzig, Weidmann Reich, 1777. 120 SS. 8.

Rec. Goth. gel. Zeitung 1777. St. 102. S. 839 ff.

4. Schriften von Helfrich Peter Sturz. Erste Samlung. Leipzig, Weidmann Reich, 1779. 8 unpp. und 276 SS. 8.

Rec. Götting. gel. Anz. 1780. S. 135. 136. Hamburg. neue Zeitung 1779. S. 1193. Literatur- und Theaterzeit. 1780. N. 9. S. 239. Goth. gel. Zeitung 1779. St. 100 S. 825—829. Teutscher Merkur 1779. Bd. 2. S. 257.

Diese Sammlung, von Sturz selbst besorgt, hat ein kurzes an Zimmermann unter dem Datum Oldenburg 2. Juli 1779 gerichtetes Vorwort: „Hier sind meine Briefe aus England und Frankreich, weil Sie es, liebster Freund, so wollen, gedruckt. Aber die Herren im Tribunal werden finden, dass Nachrichten

vom Jahre 1768 — keine Neuigkeiten sind. Ich habe noch andere Aufsätze angehängt, wovon einige aus dem Museum bekannt sind; und ich nenne das meine erste Samlung, ohne darum eine zweite zu versprechen, die vielleicht auch Niemand verlangt. Es sind Kleinigkeiten, hingeworfen in Erholungsstunden von ernsthaften Geschäften, und sie mögen ihren Tag mitflattern, unter den Ephemeren dieser Zeit."

5. Schriften ... Zwote Samlung. Bremen, Cramer, 1782. 360 SS. 8.

Diese zweite Sammlung wurde vom Buchhändler Cramer in Bremen veranstaltet, welchem Sturz' Freund, Gramberg in Oldenburg, Nachrichten über die zerstreuten Stücke sowie die Menechmen und Julie mitgetheilt hatte. Ein Brief Grambergs vom 7. Mai 1780 an Reichard in Gotha, welcher eine Biographie von Sturz enthielt und schon im 2. Stücke (1780) der Olla potrida erschienen war, wurde beigegeben so wie ein Brief von Sturz' Bruder* (an Lichtenberg), datiert Darmstadt 10. Aug. 1780, welcher erstere Biographie (als deren Verfasser der Stiftsamtmann von Oeder oder Etatsrath Georg in Oldenburg vermuthet wurde) in einigen wenigen Dingen ergänzte und früher im Deutschen Museum 1780. Bd. II. S. 435—439 gestanden hatte. Zwei Gedichte von Gramberg und von Halem auf Sturz' Tod würden als Schluss beigegeben. Diese Ausgabe ist sehr selten, und das Oldenburger Exemplar vielleicht ein Unicum, da Reich in Leipzig die ganze Auflage aufkaufte und nun herausgab

---

* Früher wurde Merck in Darmstadt als Verfasser angenommen, aber ein bis jetzt unbekannter Brief von Sturz' Bruder an Boie d. d. Leipzig 17. Juni 1782 verräth den Verfasser, denn es heisst: „Den Aufsatz in der Olla potrida habe ich gelesen, ohne übrigens den Verfasser zu kennen; ich schrieb ihn damals, ob mit Recht ist mir unbekannt geblieben, dem Herrn Etatsrath Georg in Oldenburg zu. Der im Museum ist von mir selbst und sollte eigentlich eine Berichtigung des ersten vorstellen. Gedenken Ew. Wohlgeb. Ihrer Ausgabe eine Art von Lebensnachricht meines Bruders vorzusetzen, so bin ich von ganzem Herzen bereit, die Ihnen etwa fehlenden Umstände zu suppliren, wenn Sie mir den Aufsatz entweder ganz oder was Sie zu wissen verlangen, Auszugsweise mittheilen wollen." (Davon ist nichts bekannt geworden.)

6. Schriften . . . Zweite Samlung. Leipzig, Weidmanns Erben, Reich, 1782. 414 und 2 unpp. SS. 8. nebst Sturz' Portrait, von Ganz gezeichnet und von Raspe gestochen.

Diese Ausgabe, welche Boie besorgte und mit einer Vorrede versah, unterscheidet sich von der vorigen dadurch, dass deren Vorrede weggefallen ist, der erste Bogen (worin Grambergs Brief unwesentlich gekürzt ward) umgedruckt und vier Bogen angehängt wurden. Die beiden Gedichte von Gramberg und von Halem fehlen ebenfalls. Die beiden Biographien bleiben in allen Ausgaben.

In der Vorrede spricht sich zwar Boie gegen die Bremer Ausgabe aus, gibt aber doch auch nichts anderes. Wichtig darin ist der ausgesprochene Grundsatz möglichster Vollkommenheit und die Verweisung auf eine vielleicht spätere, vollständigere, besser gewählte und geordnete Sammlung der sämmtlichen Schriften von Sturz.

Recensiert ward diese Ausgabe in den Göttinger gel. Anzeigen 1783. S. 40.

Von dieser ersten Gesammtausgabe 1779—1782 erschienen bald Nachdrücke und zwar: Carlsruhe bei Schmieder 1784. Thl. I. 6 unpp. und 351 SS. Thl. II. 525 und 2 unpp. SS. 8.; zu München bei Joh. Baptist Strobl 1785. Thl. I. 6 unpp. und 231 SS. Thl. II. 8 unpp. und 334 SS. 8. Ob bei Ebeling (Gesch. der kom. Litter. II S. 387 ff.) „zu München, Frankfurt, Leipzig 1785. 2 Bde. 8.“ so zu verstehen, als gäbe es noch andere Nachdrücke als die eben verzeichneten, lassen wir dahin gestellt sein. Unseren Nachforschungen wenigstens haben sich solche entzogen. Die Nachdrücke aber veranlassten den Verleger so wie den Herausgeber der Originalausgabe, Boie, zu einer neuen Auflage, welche unter dem Titel erschien:

7. Schriften von Helfrich Peter Sturz. Neue verbesserte Auflage. Leipzig, Weidmanns Erben, Reich, 1786. Thl. I. 14 unpp. und 352 SS. Thl. II. 4 unpp. und 392 SS. 8.

In der Vorrede sagt Boie, dass diese Ausgabe weder eine vermehrte noch vollständige Ausgabe sei, was sie auch nicht beabsichtige. Man habe nur aufgenommen, wovon man mit ziemlicher Gewissheit vermuthen konnte, dass auch der Verfasser

seinen Schriften es künftig einverleibt haben würde. „Vielleicht hätten sogar einige der hier nicht aufgenommenen Stücke mit einer leichten Ueberarbeitung, kleinen Weglassungen und Zusätzen ihren Platz darin gefunden, und vielleicht hätte ein Freund des seligen Sturz, den dieser seines ganzen litterarischen Vertrauens würdigte, diese gewagt, wenn nicht alle Meisseleyen an fremder Arbeit ihm so verhasst wären, als Sturzen selbst. Wären auch ungedruckte Aufsätze in seinen Händen; so würde er, eingedenk des Verbotes von einem Sterbenden, sie nicht zum Drucke hergeben, so wenig als er der Verräther seiner freundschaftlichen, sonst des Lichtes im hohen Grade würdigen Briefe werden will. Manches schöne Fragment, besonders aus den Briefen eines Reisenden, deren noch mehrere folgen sollten, erinnert er sonst sich gesehen zu haben, das, selbst als Fragment die Zierde dieser Ausgabe sein würde.“ „Unter seinen unvollendeten Arbeiten bedauert er vorzüglich eine sehr glückliche Verdeutschung der heimlichen Heirath von Coleman und Garrick und unter den unausgeführten Planen eine Geschichte Peter des Grossen, die, bei den jetzt dazu vorhandenen Hülfsmitteln, unter Sturzens Hand gewiss ein Meisterwerk geworden wäre.“

Diese Ausgabe nun, welche in der Allg. deutsch. Biblioth. Bd. 80 S. 108—9 und der Gelehrten Beilage z. Hamburg. Correspond. 1787 St. 4 besprochen wurde, hat das Portrait weggelassen, weil dasselbe „bei weniger Aehnlichkeit, zu wenig von Sturzens Geist darstellte, dessen Aeusseres diesen freilich mehr verrieth, als zeigte“. Ebenso fehlen in dieser Ausgabe: die Briefe eines Edelmanns, Fragment eines Gesprächs, über Kunstrichterei, Amerika, Gallicismus, die beiden Briefe über Herder und Goldast, Eginhard und Emma, Julie und Menechmen, so dass sie in der That kein vollständiges Bild von Sturz' litterarischer Thätigkeit zur Anschauung bringt.

Nachgedruckt ist dieselbe: Wien, Armbruster, 1819. Thl. 1. 248 SS. nebst Kupferstichtitel, Thl. II, 266 SS. nebst Kupferstichtitel 16., in welcher Ausgabe noch eine neue unbedeutende Biographie hinzugekommen ist. In der Hildburghauser Miniaturbibliothek deutscher Classiker finden sich auch „Sturz ausgewählte Schriften“, und in verschiedenen Beispielsammlungen

und Anthologien sind Proben aus den Sturzschen Schriften aufgenommen, von denen wir hier nur die bedeutendsten erwähnen wollen: Beispiele von allen Arten des deutschen prosaischen Styls aus den besten Schriftstellern gezogen u. s. w. Leipzig, 1799, S. 41. 47. 174 (wo zugleich sprachliche Bemerkungen beigefügt sind), Eschenburg, Beispielsammlung Bd. 8 Abth. 2 S. 166 ff., Uebersicht der schönen Litteratur der Deutschen in auserlesenen Beispielen, Strassburg. Paris 1808, S. 124—131, (Jördens) Originaldialoge Bd. I S. 80—82. 226—250. Bd. II S. 75—86. 202—9. Matthisson, lyrische Anthologie Thl. V S. 113—123, Pölitz, praktisches Handbuch zur Lectüre deutscher Classiker Thl. I S. 395—99. Thl. IV S. 45—46 mit sprachlichen Erläuterungen, Kurz, Gesch. d. deutschen Litteratur. III S. 652 ff. 779. Wolff, Encyclopädie d. Nationallitt. VII S. 275 ff. Ebeling, Gesch. d. komisch. Litter. II S. 387 ff.

Eschenburg hat in den Beiträgen zur weiteren Ausbildung der deutschen Sprache (1795) Bd. I. S. 38 ff. Sprachbemerkungen über Sturz' Schriften gegeben und geht in dem Aufsatze davon aus, dass eine Bereicherung unserer Sprache sich durch Bekanntschaft mit ausländischen gewinnen lasse, dass aber dazu Geschicklichkeit, Talent, Witz und Scharfsinn gehöre, denn unter gemeinen und ungeschickten Händen erwachse der Sprache kein Vortheil, nur Nachtheil. Häufig übersehen nun Nachahmer dergleichen und lassen sich durch den Namen eines mustergiltigen Schriftstellers verlocken, weil ihnen die rechte Art des verstehens fehlt, dessen Fehlern anstatt seinen Vorzügen zu folgen. Um nun zu verhüten, dass diese Fehler dem noch nicht ganz ausgebildeten Geschmacke Schönheiten und Bedürfnisse scheinen und manche verkehrte Bewunderung und Nachahmung veranlassen könnten, so hat Eschenburg, ohne die hervorstechenden Schönheiten Sturzscher Schreibart und Sprache zu übersehen, darauf aufmerksam gemacht, wie ein gewisses bestreben nach Kunst, Feinheit und Rundung nicht selten an Kostbarkeit und Gezwungenheit grenze und darüber Leichtigkeit, Fasslichkeit und Einfachheit des Ausdrucks zuweilen merklich beeinträchtigt werde. Dies zu erhärten gibt er nun Beispiele, in denen er die gebrauchten Ausdrücke entweder tadelt oder billigt. Der Aufsatz ist auch

heute noch für Lexikographen nicht ohne Nutzen und ihnen zur Durchsicht zu empfehlen. Damit kann auch verglichen werden „Schriften der kurfürstl. deutschen Gesellschaft in Manheim“ Bd. II S. 282 ff., wo sich L. Meister in einem Aufsatze „über die Hauptepochen der deutschen Sprache“ vernehmen lässt.

In der Clio von Hoest finden sich Bd. I S. 114 ff. einige Bruchstücke Sturzscher Schriften in das Dänische übersetzt.

Aus diesen erwähnten Einzeldrucken und Gesammtausgaben in ihren verschiedenen Auflagen lässt sich wol das Bild gewinnen, das Sturz in seinem erscheinen vor dem Publicum zeigt, aber den Einblick in die Werkstätte seiner Arbeiten geben vier eigenhändig geschriebene Bände in Folio, welche auf der Oldenburger Staatsbibliothek aufbewahrt werden und die den Gesammttitel führen: „Remarques et excerptes melées tant en allemand, français, italien, latin et l'anglais, regardant l'histoire, la philosophie, la theologie, medecine, poesie, peinture, eloquence, langues et morale compilées par H. P. Sturz de Hesse Darmstadt Secretair de S. E. Mr. le Baron de Eyben conseiller privé de S. M. le roy de Danemarc a Gluckstadt dans le pais de Holstein d. 5. Juin 1760“. Dieser Titel gibt scheinbar den Tag an, an welchem diese Sammlung angelegt wurde, aber nur scheinbar, denn derselbe ist erst später hinzugefügt worden, da sich die Brouillons von Briefen der Jahre 1758 und 1759 darin vorfinden.

Diese Bände enthalten nun — wie es im vorigen Jahrhundert vielfach Gebrauch war, wo man mit der Feder in der Hand zu lesen pflegte — vorzüglich Auszüge aus den verschiedenartigsten Schriftstellern und Wissenschaften, aber die leeren Blätter wurden zur Aufnahme eigener Arbeiten benutzt. Denn den Inhalt dieser Blätter bilden die verschiedenen Um- und Ueberarbeitungen der in den Sammlungen gedruckten Stücke, welche dafür Zeugniss ablegen, mit welcher Mühe und Sorgfalt Sturz feilte und umgestaltete, um seinen Schriften die Glätte und Eleganz zu geben, wodurch sie sich auch heute noch auszeichnen. Manche Partien sind so drei- und vierfach umgearbeitet. Ausserdem enthalten die genannten Bände Fragmente eines Trauerspiels Medea, einen Sigurd, Betrachtungen über Ideal und Genie, Fragmente einer Autobiographie, allerlei Bruchstücke, kleinere

Mosaikstücke, Gedankenspäne, Concepte von Briefen an Lavater, Lessing (nur Fragment) und Zimmermann, welche wir hier mittheilen so wie die uns freundlichst von Weinhold überlassenen an Boie.

Die Sturzsche Handschrift ist sehr schwierig zu lesen, weil sie an und für sich schlecht durch vielfache Verbesserungen, häufiges durchstreichen, umstellen und mannigfache willkürliche Abkürzungen bis zur Undeutlichkeit verschlimmert worden ist, wie dies Sturz selbst sehr gut wusste, denn er schreibt unterm 2. April 1777 an Boie: „Mein Diener schreibt ab, eine blose Maschiene, und ich componire oft in Ziffern.“ Die in Weinholds Besitze befindlichen Abschriften von Sturzschen Beiträgen für das Deutsche Museum sind des Zeuge, da sie einen ungeübten, nicht nachdenkenden Copisten verrathen, der nun Boie zu Berichtigungen und Verbesserungen den mehr als nothwendigen Anlass bot.

Ausser dem eben angeführten enthalten die Handschriftenbände noch folgendes: 1758 August aus Giessen datierte drei unbedeutende französische Liebesbriefe an Mademoiselle M....... c (von denen fraglich sein kann, ob sie Stilübungen sind oder auf erlebtem beruhen. Das letztere kann man annehmen, wenn der an Baron Palm am 23. Sept. 1759 von Bingenheim gerichtete Brief damit in Zusammenhang gebracht wird, in welchem von der Liebe zu einem jungen Mädchen die Rede ist, das sich in diesen Tagen verheiraten will und dessen Bräutigam B.... nicht gar zu günstig geschildert wird); ein französisches Begleitschreiben zu einer (fehlenden) Relation über den Wiener Hof aus Plön 12. Nov. 1762 an Graf Rantzau-Ascheberg; an denselben vom 28. Febr. 1763 aus Glückstadt ein französische Höflichkeitsschreiben; einen französischen Brief aus Glückstadt 6. März 1763 an den Erbprinzen von Anhalt-Bernburg mit Gratulationen zu „des lieus heureux“; Schreiben ebenfalls französisch aus Glückstadt v. 13. März 1763 an Msr. de Schaden a Wallenstein (er war in Kiel, um zwischen streitenden Parteien Frieden zu stiften, der Brief bespricht die Avanturen der Madem. de Fr....... g, welche unbedingt einen Platz in der Geschichte der filles celèbres verdiene, da sie ohne jeglichen Reiz und schon in gewissen Jahren verstanden einen jungen

Mann zu fangen, verspottet die „sehr vortrefflichen Gesandtschaften“ auf dem Regensburger Reichstage und berichtet, dass sein Process in Wien gut stehe); Schreiben aus Wetzlar v. 11. Sept. 1763 an Palm ebenfalls französisch (mit der Mittheilung, dass er in Mannheim und Carlsruhe, dann in Darmstadt gewesen sei und seit Anfang dieses Monats sich in Wetzlar befinde, dass er auf eine bessere Stelle Hoffnung habe, doch könne die Aussicht noch länger währen); einen englischen sehr durchcorrigierten, fast unleserlichen Brief an Garrick d. d. 21. Aug. 1776 (wegen dessen Rücktritts von der Bühne). Folgende undatierte Briefe sind ebenfalls vorhanden: zwei deutsche Briefe ohne Datum und Adresse nur mit gewöhnlichen Freundschaftsbezeugungen, ein deutscher fast unleserlicher Brief an Zimmermann, aus dem nur zu errathen, dass er bald schreiben wolle, für Briefe dankt und über seine Lage seufzt. Dann findet sich noch ein englischer Brief (an Garrick?) ohne besonders hervorragenden Inhalt vor. Von französischen Briefen liegen ferner vor: ein sehr durchcorrigierter, fast unleserlicher an eine Dame, nur complimentierend und ohne Datum, wie der an Riccoboni über Theater und theatralische Aufführungen, an Madame Necker mit der Notiz, dass Dorat ihm über verschiedene Episteln, welche er wolle drucken lassen, geschrieben habe, und zuletzt ein undatiertes Schreiben an Graf Andreas Peter Bernstorff mit dem Gesuche um Verwendung in einer ähnlichen Stellung, wie er sie bei dessen Onkel eingenommen. Die Briefe an Garrick, Riccoboni, Madame Necker sind Früchte der Reise und der an Bernstorff eine Folge seiner Verbannung.

In der Handschrift findet sich noch ein einfaches Routenverzeichniss über die in der Begleitung des Königs von Dänemark unternommene Reise vom 4. Juni 1768 bis zum 31. Dec. 1768, von Travendal bis Paris und London und zurück nach Celle, so wie ein kurzer französischer Reisebericht über die Tage vom 4. Juni bis 6. Aug. d. i. bis zum Eintritt nach Frankreich, der nichts besonderes enthält, meist nur kurze Notizen über Empfang und Begrüssung der hohen reisenden. Neben vier Blättern einzelner Gedankenspäne und Notizen, die offenbar künftig gebraucht werden sollten, stehen noch einige unbedeutende Zeilen über die Genien, ein französisches Bruchstück von un-

gefähr 24 Zeilen über Pflicht und Philosophie, vierzehn Zeilen über Handelsmonopol, namentlich das durch die englische Navigationsacte festgestellte Gesetz, wonach alle fremden Waaren nur von solchen Handelsplätzen nach England geführt werden sollten, wo diese natürlich oder künstlich produciert wären, einzelne Zeilen und unzusammenhängende Strophen, die ihrem Inhalte nach für die Medea als eine Art Chorgesang bestimmt waren. Uebersetzungen sind auch erhalten, nämlich von einem Theile des bekannten Pliniusschen Briefes über die Eruption des Vesuv und des Onkels Tod, so wie eine prosaische der vom König Carl I. 1648 zu Carrisbrookcastle geschriebenen Verse, welche in Percys relics (Lond. 1765) II S. 334 ff. stehen.

Ob sich von Sturz überhaupt mehr von Belang vorfinden dürfte, erscheint fraglich, vielleicht ausser den von uns hier mitzutheilenden Briefen noch andere, die er, wie sein Bruder an Boie mittheilt, meist französisch schrieb, und einiges über die Kopenhagener Verhältnisse, von dem derselbe meldet, dass dies in mancherlei Hinsicht gar nicht von der Beschaffenheit sei, öffentlich dargestellt zu werden. Manches möchte wol in den Nachlassenschaften von Sturz' Bruder, von Merck, Lavater, Zimmermann, Mazar de la Garde, dem Neffen von Sturz' Wittwe, welcher Hoest, dem Herausgeber von Politik og Historie und der Clio, das dänische Promemoria und Bruchstück der Biographie mitgetheilt hatte, vorhanden gewesen sein, aber wohin sind mehrere dieser Nachlassenschaften gerathen?

In dem verzeichneten dürfte wol alles echte von Sturz aufgeführt sein, fraglich dürften nur „die Beschreibung einer merkwürdigen Insel“, welche Gramberg Sturz zuschreibt, und die anonyme Recension von Mendelssohns Phaedon, (Hamburger) Unterhaltungen Bd. III. St. 6. S. 531—36 sein, wenngleich beide Stücke der Sturzschen Schreibweise nicht widersprechen. Von einigen wird Sturz, ausser Falkenskiold oder dem Prinzen Carl von Hessen, als Verfasser von „Authentische und höchstmerkwürdige Aufklärungen über die Geschichte der Grafen Struensee und Brandt. Aus dem franz. Mscpt. einer hohen Ungenannten. Germanien 1788“ (282 SS. 8) genannt, aber innere Gründe sprechen gegen Sturz' Autorschaft und weisen mehr auf Prinz Carl hin.

Wir theilen nun bis jetzt unbekannte Briefe mit, welche unserer Ansicht nach den Wunsch rege machen werden, es möchten sich noch andere auffinden lassen; die an Boie verdanken wir der Freundlichkeit Weinholds, die andern stammen aus Sturz' handschriftlichem Nachlasse, welcher sich auf der Oldenburger Staatsbibliothek befindet.

An Boie.

Oldenb. d. 12. Octob. 1776.

Freylich möchte ich bey Ihnen seyn liebster Mann, und mit Ihnen und meinen neuen Freunden in Hannover mein Leben zubringen, weil Sie sämtlich in meine Classe und theils gar in meine Spielart passen, und weil ich hier in this eternal drudgery ohnmöglich immer bleiben kann und will, aber das wollen wie es scheint die unsterblichen nicht. Seitdem Deucalion die Menschen rückwärts hinter sich schleuderte, ist nie einer so sehr auf den unrechten Platz gefallen als ich.

Nun noch ein wenig Gedult so sollen Sie Wunder meiner Arbeitsamkeit für das Museum erblicken, unter folgenden Titeln, Noch Etwas über Todesstrafen, über die gute Gesellschaft in Teutschland, Frankreich und Engelland, Nachrichten von Foote, Briefe von Garrick, Briefe über das Pastellmahlen, von der Ewigkeit der Schriftsteller in lebendigen Sprachen. Alles ist würklich auf dem Amboss. —

Wer ist Funcke? Der Verfasser der flachsten aller Lavateriaden? Sagen Sie gelegentlich Herrn Dohm, dass er Pinto in einer Stelle etwas unstatistisch missverstanden hat; der irgendwo sagt, dass man sein Capital nur alle drey Jahre aus dem amerikanischen Handel wieder erhalte, und der nach Herrn Dohm damit zugestanden haben soll, dass dieser Handel 33⅓ Proc. abwerfe. So einen Handel giebt es nun in der weiten Welt nicht mehr, Pinto wollte bloss sagen, was jedermann weiss, der den Handel nach Amerika kennt, dass man sein darin gestecktes Capital nicht eher als vor Ablauf dreyer Jahre wieder erhalte, so wie man in dem Handel nach Südamerika auch oft damit ins dritte Jahr warten muss, weil die Englischen Colonisten besonders nur in langen Terminen und mit Enqueten bezahlen, die nicht so geschwind wieder realisirt werden können; aber vom Profit des Handels ist in der angeführten Stelle von Pinto gar nicht die Rede. Unser Stollberg ist nach Copenhagen verreist. Ich habe hier mit ihm seinen übersetzten Homer gelesen.

Können Sie eben so gut lesen, als ich schlecht schreibe, tant mieux. Hier ist auch eine kleine Zeichnung von mir.

T. T.

H. P. Sturz.

An Boie.

Oldenb. d. 1. Nov. 1776.

Hier ist einiges liebster Freund, sehen Sie es fleissig nach und legen Sie ein Anathema auf Druckfehler, die mich immer gewaltig verdriessen.

Das Fragment über die Schönheit ist reinlicher gefeilt als meistentheils mein Schnickschnack ist; wenn Sie und Herr Zimmermann glauben, dass es passieren kann, so lassen Sie meinen Nahmen stehen, wo nicht, sine me liber ibit in urbem. Es ist nicht affectation sondern Wahrheit, wenn ich Sie versichere, dass ich nie mit meinen Sachen zufrieden bin. Die Materie habe ich freylich lange hin und her durchdacht, aber unter trockenen Acten und Processen verwelkt die Blume des Geistes. Unter das andere habe ich ein fremdes Zeichen gesetzt, ich habe Ursachen dazu. Schreiben Sie doch an Weidmann und Reiche, ob er die Erinnerung aus dem Leben des Grafen von Bernstorff recht schön drucken und mir 50 Exemplaria geben will. Ich versichere Herrn Struve meiner ewigen und aufrichtigsten Hochachtung, empfehlen Sie mich allen meinen Freunden bestens und bezeigen Sie Herrn Papa meine Theilnehmung an seinem Verlust, er hat mir geschrieben und Antwort verbeten, so etwas versteh ich nach dem Buchstaben.

Vielen Dank für Ihren Chandler, ich will ihn ersten Tages lesen. Das zweyte Manuscript kriegen Sie heute nicht.

T. T.
H. P. Sturz.

Wer ist denn Ihr Funcke? Hat der Mann keine Plafonds gesehen? die in Deutschland zu Schönbrunn und Würzburg? um zu wissen, dass man Colossalfiguren mahlt und mahlen muss und ohne Nachtheil der Schönheit mahlt.

Frau von Döring die kleine interessante Frau wird von mir unter Bekannten in Hannover immer mit einem Accente gegrüsst, und das Brandesische Haus, wie sich das versteht, Garrick schreibt mir vergnügt über seine Trägheit, the last part of my road is all turnpike, ein kurzer kräftiger Ausdruck.

An Boie.

Oldenb. d. 6. Nov. 1776.

Hier ist die Abhandlung mit dem fremden Zeichen, setzen Sie im Fragment über die Schönheit, statt der Worte — fordert Klopstock wenn er etc: Verlangt Klopstock zuviel wenn er etc.

Nicht dass ich meinen Freund Klopstock für den Pabst halte, der nicht irren könnte, sondern weil es höflicher ist.

Ihr Freund, der Bibliothecarius werden will, kann seinem Cammerherren im Vertrauen sagen, dass hier nicht ein Schatten von einer Bibliothek ist und auch vorerst keine angelegt werden wird,

sonst sind mir Ihre Empfehlungen immer dringend. Vergessen Sie den jungen Boyme nicht. Garricks Brief mit meinem will ich Ihnen zwar schicken, aber nicht fürs drucken, sondern bloss zum lesen.

T. T.

H. P. St.

An Boie.

Oldenb. d. 27. Nov. 1776.

Herrn Reichen grauet für Maculatur, ich habe darum mit ihm gerne Bekanntschaft machen wollen, weil ich seit Jahren ein Werk von einiger Wichtigkeit bearbeite, das aber auch in Jahren noch nicht fertig ist, aber er soll durch meine Schuld nicht zurückkommen.

In Flensburg kann ich nicht wohl drucken lassen, so gerne ich auch Ihrem Herrn Schwager etwas schickte, auch darum nicht, weil ich schon lange Ettingern etwas versprochen habe.

Erzeigen Sie mir doch den Gefallen und vergüthen Sie ihrem H. Bruder einliegende kleine Rechnung in Flensburg und schicken mir die quittirte Rechnung zurück, ich will Sie von hieraus wieder berichtigen. Könnten Sie mir nicht Pallas Reisen 3 Theile nunmehr aber die Petersburger Ausgabe vermuthlich in Leipzig zu haben verschaffen? Noch ist manches in Arbeit, nur strömt einige Wochen lang Chicanenfluth auf mich her. Wenn ich länger als ein Jahr noch in dieser Provinz Mühlen treibe, so müssten die Sachen wunderlich gehen. Corrigieren Sie im Fragment der Schönheit als Druckfehler: in den Zimmern im Louvre und setzen Sie dafür in den Zimmern in Luxembourg; ein haarklaubender Reisekundiger möchte sich sonst gewaltig über meine Betise verwundern, dass ich Louvre nicht vom Luxembourg unterscheiden könnte. Meinen Freunden und Freundinnen ein Compliment von mir dem Pere de famille der vor 6 Tagen mit einer jungen Tochter behaftet worden.

T. T.

H. P. Sturz.

An Boie.

Oldenb. d. 25. Dec. 1776.

An Reiche wird nicht mehr geschrieben, Sie erhalten mit ehestem ein ganz Paquet denn wir haben Ferien und ich finde zum Glück einen Haufen Briefe zusammen, die ich ehemals aus Engelland und Frankreich über interessante Menschen geschrieben habe.

Lichtenbergs 2. Brief über Garrick ist besser als der erste, er hatte im ersten zu viel gesehen. Sprickmanns Erzählung ist reitzend und gut, für das französische Parterre würde sie sich nicht schicken. Ich höre nichts von Lavatern. Ich hoffe nicht, dass er noch böse auf mich sein wird tantane animi coelestibus ira! Wie

gefällt ihnen der Streit zwischen Philosóphie und Enthusiasmus, der seit einiger Zeit so durch den Mercur geschleppt wird! Ich dächte ein jeder brächte zu Markte, was auf seinem eigenem Mistbeet geräth, ohne sich zu bekümmern, welche Art Gurken den Vorzug verdient. Wir haben so viel Leute, die ihre Zeit damit verderben aus zu grübeln, wie mans machen und nicht machen soll, aber wenig, die machen. Alles hat seine Zeit, aber gesunder Menschenverstand reicht am längsten, wenn anders hierüber das Schicksal der Alten entscheidet, dieses ist die Epoche der dunklen Leute des Gefühls, das ein ganz manierliches Gewandt für die Unwissenheit. Man kann dadurch viel und dreiste über Sachen reden, die weder der Autor noch der Leser begreift. Bezeugen Sie der Brandesischen Familie meine herzliche Freude über die recht gute Heyrath ihrer Tochter, Herr Heyne hat schon lange meine ganze Hochachtung.

T. T.

St.

An Boie.

d. 14. Jan. 1777*.

Nach so langem Stillschweigen liebster Freund muss ich nicht mit leeren Händen erscheinen, also hie ein paar Verse, Dank für Ihre Bemühung bey meiner Schrift, in dem Ding über Regenschirme lassen Sie die Worte Pelotons gebt Feuer weg, es ist genug wenn da steht und wie klingt euer Commandowort gegen den Zuruf des Vultejus u. s. w. Zwanzig Sachen sind auf dem Amboss, aber da fällt so viel Grobschmidsarbeit, dass ich ans ciseliren nicht denken kann. Danke für Zieglers Bekanntschaft, ein heller guter Kopf, Ich hatte seine Preissschrift mit Aufmerksamkeit und Vergnügen gelesen, er sagt mir, dass Leisewitz mit ihm hätte reisen wollen, den hätte ich recht gern kennen gelernt. Wenn irgend etwas merkwürdiges in Teutschland herauskommt, so besorgen Sie mir's doch, Ich erfahre hier Neuigkeiten, die in der ganzen Welt schon vergessen sind.

T. T.

Ein paar Briefe aus Engelland von 1768 sollen Sie bald haben.

An Boie.

Oldenb. d. 22. Jan. 1777.

Bald kommen meine Beyträge. Brockmann ist ein sehr guter Schauspieler, aber wie Allegris Compositionen nur in Rom gut ausgeführt werden, so wird gewiss Shakespear nur in England gut gespielt, weil das Spiel seiner Stücke nun durch lange Uebung und

* Das Datum „Jn." ist undeutlich, den Anspielungen nach jedoch eher für „Januar" als „Juni" zu verstehen.

Urtheil so berichtigt ist, dass jede Abweichung davon Fehler wird, und ein Teutscher muss sehen, er kann das nicht im Zutappen treffen. Man hat mir gesagt, Brockmann wolle eine Reise nach England thun, ich will ihm auf den Fall einen Brief an Garrick mitgeben.

Im Fragment über die Schönheit sind einige ganz menschenverstandswiedrige Druckfehler, ich bitte im Januar folgendes unter die Errata zu setzen:

Da im Fragment über die Schönheit einige Druckfehler vorkommen, die allen Verstand der Stellen aufheben, so sind folgende zu ändern

pag. 1144 Zeile 9 anstatt in tönende Worte gebildet liess gekleidet

p. 1148 lin. 23 anstatt der Graf dürfte liess durfte

p. 1150 lin. 26 anstatt aller im verblasten Umriss liess verblasenen.

T. T.

H. P. Sturz.

An Boie.

Oldenb. d. 13. Febr. 1777.

Hier sind für März und April Briefe, denn nun rasselt die Wage der Frau Justitia wieder;-Gott gäbe, dass ich bald von dem blinden Weib geschieden würde, sehen Sie doch der Druckfehler wegen das Manuscript genau nach, besonders muss der Franzoss nicht verstümmelt werden, denn er ist ein ächter Franzmann, ich kenne aus dem letzten Krieg, wo ich Jahre mit ihnen lebte, den Genius ihrer teutschen Sprache genau. Der nächste Brief betrifft Reynolds und Angelika und bey Gelegenheit dieses Briefes ist eine grosse Abhandlung übers Portraitmahlen entstanden; man hat darüber viel geschwatzt und wenig ad rem. Bücher möchte ich wohl für meine Schnurren zuweilen haben, wenn es der Verkauf des Musäums verträgt. Grüssen Sie alle Freunde und Herrn Zimmermann etiam atque etiam.

T. T.

Ich bin auf H. Leisewitz Geschichten des dreyssigjährigen Krieges begierig, wird es ihm nicht Mühe kosten zu bändigen und zu zäumen im Style der Geschichte luxuriam orationis? — Da ist es, wo ich ihn erwarte.

An Boie.

Können Sie mir werther Freund ein ganz unverständliches Räthsel erklähren? Ich finde in der Erfurther Zeitung eine Sammlung*

* Diese Sammlung ist von Klamer Eberh. Schmidt, Leipz. 1776, und finden sich die angeführten Verse S. 15 in dem Gedichte „der Steuer-

von Fabeln und Liedern angezeigt und zur Probe folgenden Schluss einer Erzählung angeführt:

Der Sie mit kleinen schwankenden Begriffen
Das grosse Meer der Critiker beschiffen,
Herr Zeitungs-Macher Sturz, Sie geht das Mährgen an.
Was lesen all und midasiren kann,
Das läuft mit Ihnen aus, Sie sind der Steuermann,
Das Wasserhosgen ist Herr Steffens grosser Band
Voll Nichts und wieder Nichts von allen ausgepfiffen
Nur nicht von Ihnen selbst, ders neu und herrlich fand.
O kommen Sie zurück, Sie finden niemahls Land.

Ich habe zwar wohl Depechen genug aber keine Zeitungen geschrieben, kaum welche gelesen, und nichts in der Welt, als Lavaters Entwurf critisirt, (der sich durch keine Grobheiten rächt) weil ich das Critiker- oder Abdecker-Handwerk von Herzen verachte und nichts, was an der Viehseuche stirbt, anatomiren mag, Ich finde nichts unter der Sonne neu und sehr wenig herrlich, am wenigsten aber grosse Bände, auch nicht Herrn Steffens seine, die ich nicht die Ehre habe zu kennen, also begreife ich nicht, was der Spassvogel mit meinem Nahmen will, und errathe auch nicht, wer jetzt in Teutschland zu einem solchen plumpen Burschen-Streich aufgelegt ist, denn Klotz ist todt und die Bande der Scurilischen Briefsteller ist so viel ich weiss einzeln aufgehoben und abgethan. Indessen hat der Mann doch mehr ausgerichtet, als er selbst vielleicht glaubt, denn er hat mich von aller scribendi cacoethes curirt. Ich lege meine 2 letzten Beyträge fürs Musäum bey, die schon abgeschrieben waren, als ich die Entdeckung machte, und will nicht mehr gedruckt seyn, denn wenn man durch ernsthafte Geschäfte bekannt ist, so mag man nicht gern seinen Nahmen in der Schenke missbrauchen hören.

Diese Ungezogenheit junger teutscher Genies hat von jeher viel gesetzte Männer abgeschreckt und darum blieb auch die Teutsche schöne Literatur länger als die anderer Völker in ihrer Minderjährigkeit. Wer sich dahinein mengen will, muss denken und handeln wie ein fideler Bursche und immer bereit seyn jedes pereat mit einem Nachttopf zu vergelten: facit indignatio versum, doch bin ich so

---

mann". Wir glauben kaum, dass unser Sturz gemeint sei, sondern wie der Herr Steffens nur fingierte Personen. Von einem Steffens, der 1784 starb, kennen wir allerdings eine Nachahmung der Aulularia von Plautus, des Oedipus von Sophokles und drei Theaterstücke Placidius, Gabinia, Clarissa, so wie eine lateinische Uebersetzung der Emilia Galotti, aber der kann unmöglich gemeint sein. Wahrscheinlicher dünkt uns, dass Schmidt als ein Anhänger von Klotz aufs gerathewol Sturz und Steffens nannte, vielleicht weil er den ersten als einen Mitarbeiter der früheren Schleswigschen Beiträge vermuthete und den letztern als Anhänger Lessings ansah.

böse nicht mein lieber Freund, und werde immer gern gute teutsche Sachen, ihr Musäum, und recht gern ihre Briefe lesen, aber nicht mehr schreiben.

Wo bleibt denn der Februar in Pallas Reisen? Ich habe Forsters Reise aber die Englische Ausgabe schon verschrieben. Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden, lassen Sie sich nichts von dem Innhalte dieses Briefes öffentlich merken, denn eigentlich ist die Sache zu abgeschmackt, um nur ein Wort darüber zu verlieren. Ich bin allezeit

Oldenb. d. 19. Mz. 1777. der Ihrige S.

N. S. Glaubt denn jemand, dass ich irgend an einem Journale Bibliothek Wochenblatt oder wie die Abtritte heissen, arbeite? Denn jemehr ich nachdenke je unbegreiflicher kömmt mir dieser Nahmen in diesen Versen vor; ich habe nie auf dem todten Meere der Critik als Passagier, geschweige als Steuermann gefahren.

An Boie.

Oldenb. d. 2. April 1777.

Was Zimmermanns Stimme bey mir vermag, beweist gleich die Beylage; der Streit mit unserer Muse ist nur zu oft ein Depit amoureux und endigt sich mit Tecum vivere amem tecum obeam libens. Aber ich will mich doch wohl dafür hüten, dass mir Euer beyder allzugütiges allzuwarmes freundschaftliches Urtheil keine Grillen in Kopf setzt, denn ich weiss recht gut, wo mirs gebricht: quod spiro et placeo (si placeo) vestrum erit.

Sagen Sie mir doch, was Zimmermann von dieser Erzählung urtheilt? Ich habe so ziemlich meine Philosophie hineingewebt, und sie con amore gearbeitet; das heist ich habe sehr oft wie Lord W. gegrübelt und wünschte wie Williams zu empfinden, denn wenn man erst das Grübeln weg hat und in einem freudenleeren Beruf kaum ein Blümgen abreichen kann, so wird man so klug und so glücklich nicht mehr. Ida im letzten Musäo ist wohl von Bürger? es sind vortreffliche Stellen darin, aus der teutschen Volkspoesie liess sich dünkt mich doch so recht viel nicht heraus destilliren, wenn der Alchymist nicht Bürger ist, der immer einen Klumpen eigenen Goldes in die Retorten wirft. Lieber hätte ich die Bardenlieder, welche Charlesmagne abschreiben liess.

T. T.

H. P. Sturz.

Die Druckfehler im Fragment von der Schönheit sind noch nicht corrigirt, sehn Sie doch ja zu lieber Boie, dass dem Unwesen gesteuert werde. Mein Diener schreibt ab, eine blosse Maschiene, und ich componire oft in Ziffern.

An Boie.

Oldenb. d. 15. Mai 1777.

Folgendes, lieber Boie muss des Sinnes und des Wohlklangs wegen in meinen Versen geändert werden

in der 1. Strophe Zeile 8
Anstatt
wenn die schwarze
setzen Sie
wenn Ihn schwarze u. s. w.

3. Strophe
6. Zeile anstatt Sclaven s. Knechte
7. Zeile anstatt Schritten s. Tritten.

Die 4. Strophe muss lauten wie folget

Wer umlocket seine bleichen Wangen
Freundlich mit dem früh bereiften Haar?
Und wer hängt mit innigsten Verlangen
Aus der feilen Odalisken Schaar
An dem stolzen Blick der Götter Söhne
Unterm Weyhrauch, den ein Sclave streut?
Ach! wer trocknet ihre stille Thräne
Durch den warmen Kuss der Zärtlichkeit?

In der 6. Strophe
1. Zeile
anstatt: wer ist's der, Ist Sie's die u. s. w.

7. Strophe 3. Zeile
anstatt diesen Thau, und den Thau.

Zimmermann und ich haben einen Freund verlohren, dessen Todt uns beyde empfindlich kränkt, Gondela hiess der würdige Mann.

Sie können Voss auch die Verse schicken, wenn Sie wollen. Ich ehre ihn auch darum, weil er die Griechen im Teutschen treu empfinden lässt, aber ändern Sie gleich was ich melde.

T. T.

An Boie.

Oldenb. d. 24. May 1777.

Lavater hat mir selbst geschrieben, und dieser Streit ist auf eine sehr angenehme Art geendigt. Freylich liebster Freund ist eine Herausgeber-Heyrath keine Verbindung die lange dauert und auch der [die?] Umwechsel[ung?] nach Art Griechischer Feldherren hat ihre Inconvenienzen, denn Dohm kann die Bataille wieder verlieren, die Sie einen Monat vorher gewonnen, Apropos der Bataille wäre es nicht gut, dass das Musäum die Arena für D. und Schl. würde. Pallas ist erschröcklich theuer, doch will ich ihn behalten, wenn

meine letzten Worte gedruckt sind, so schicken Sie mir ein Laus deo. Ich kann heut nur kurz seyn.

T. T.

An Boie.

Hier einiges über Amerika muss bald erscheinen, weil das Interesse sonst aufhört. Ueber Garrick ist wieder ein Brief abgeschrieben, und kommt mit erster Post. Wenn diese Schnurren Beyfall finden, so kommen noch Briefe über Foote, die Republik der Gelehrten in Engelland überhaupt, über die Kunst daselbst, besonders Reynolds Benjamin West Coates Strenge Angelica, aus Frankreich ein Brief an Garrick über das Spiel der Clairon, über das Hauss und die Gesellschaft der Madame Geoffrin, Alembert, Helvetius, über die Künste daselbst, Boucher Pierre Lagrencé Louthebourg, über einige Zeichnungen von Raphael in Mariettes Sammlung und s. w. Von dem Traum der Ewigkeit unter den Gelehrten sage ich nach der Rede an die Gelehrten nichts mehr, ist sie nicht von Zimmermann? sagen Sie gelegentlich dem Prinzen Carl, dass ich mein Versprechen ihm etwas gemahltes zu schicken nicht vergesse.

d. 29. Jan. 1777.

H. P. Sturz.

Für Druckfehlern behüte uns lieber Herre.

An Boie.

Hier ist liebster Boie ein Exemplar für Sie von Bernstorffs Leben. Ich habe Ihnen lange nicht geschrieben, weil ich lange sehr zerstreut gelebt habe, nun geht unsere Ruhe und meine Schreiblust wieder an. Vieles ist auf dem Amboss, das nun zusammengeschweisst werden muss. Lassen Sie sich von Zimmermann ein Portrait für Lavatern zeigen. Ich finde eine Anecdote von dem Herzog von Montagu noch nicht im Musäum, Sie haben sie doch erhalten? Wenn Sie ein Urtheil über Bernstorffs Leben lesen, so schreiben Sie mirs. Ist Roques ein Offizier.

Oldenb. d. 27. Septr. 1777.

Dirigiren Sie Ihr Exemplar nach Zimmermann hin.

An Boie.

Nunmehr kann ich Ihnen mit Zuverlässigkeit sagen, dass ich, wenn kein Erdbeben hindert, künftigen Dienstag von hier reise, im Lande mich noch 2 Tage wegen einer Commission aufhalte und sodann zu Ihnen komme, sagen Sie das meinem lieben Zimmermann Dörings Rehbergs Brandes u. s. w.

H. Rehberg schreibe ich noch einmahl an dem Tag meiner Ab-

reise, damit er mich nicht vergeblich erwarte und den Tag meiner Ankunft bestimmt weiss.

Wollen Sie wohl einen Theil dieser Catalogen in Hannover austheilen und einen andern nach Göttingen schicken?

Oldenb. d. 23. März 1778.

Ich bin der Ihrige.

An Boie.

Zimmermann wird Ihnen, liebster Boie, mein Packet Schriften geben, und Sie werden es freundschaftlich und unbarmherzig durchsehen, alsdann aber nach Leipzig schicken, Reiche erwartet es von Ihnen.

einige kleine Aenderungen
in den Denkwürdigkeiten von Rousseau
sage ich irgend wo von Voltaire

Dieser einzige glänzende Mann, hatte also doch den Freybrief nöthig, welcher die Yoricks aller Zeiten in Schutz nimmt

streichen Sie das aus und setzen Sie davor

Dieser einzige glänzende Mann hatte also doch die Yoricks-Marque nöthig, welche die weltklugen Weisen aller Zeiten in Schutz nimmt

und ein Verzeichniss der Stücke am Ende, das ich vergessen, bitte ich auch über solche hinten zu setzen.

Die gedruckten Stücke sind mit einem * bezeichnet und solches dann auch geschehen.

d. 12. Jan. 1779.

Totus Tuus

H. P. St.

An Boie.

Ich werde Ihnen nächstens lieber Boie einen wohlgenährten dicken Beytrag fürs Musäum schicken, aber eins versprechen Sie mir, dass Sie meine Schriften, die ich in ohngefähr 3 Wochen an Zimmermann senden werde, mit kritischem Auge für den künftigen December durchgehn, und die Schreibfehler vertilgen, denn keiner meiner Freunde ist darin so zuverlässig als Sie; eine andere Bitte ist, kein Blatt von diesen Schriften irgend jemand zu zeigen.

Wie hat mein Brief über den König von E. in Hannover gefallen? oder was hat man darüber geschwatzt?

Sagen Sie doch Freund Rehberg mit meinem besten Gruss, dass ich einer Antwort auf meinen Brief vom 25. Febr. entgegen sehe. Grüssen Sie Zimmermann und glauben Sie, dass ich beständig bin

Old. d. 28. April 1779.

der Ihrige

H. P. Sturz.

Für Vossens Odyssee subscribiren Sie doch. Wer ist Freund Kraft, der alles kann, wenn er will und nur etwas vernünftiges schreiben entweder nicht will oder nicht kann.

Ich sitze seit acht Tagen tief in lauter Acten, dem Regenwetter zu ehren und will das dumme Zeug vor dem Frühlingsmonat aus dem Wege haben, sonst verderben sie mir die Freude.

Wenn Sie doch E. H. Hardenberg Reventlow sehen, so grüssen Sie ihn doch herzlich von mir, Ich bestelle diesen Gruss in allen meinen Briefen nach Hannover.

An Boie.

Oldenb. d. 23. Juni 1779.

Noch eine Anmerkung liebster Boie.

In der Geschichte von Rousseaus Verfolgung in Motiers Travers habe ich immer den Nahmen des Priesters Montmollin ausgeschrieben, da ich aber höre, dass er sehr würdige noch lebende Verwandten von seinem Nahmen hat, so streichen Sie überall den Nahmen aus und setzen nur ein M. an die Stelle. An dem Ende der Geschichte dieser Verfolgung setzen Sie unten folgende Anmerkung als Note hin:

> Ich erzähle aus öffentlich gedruckten Memoiren, Ich verehre den Geistlichen Stand und habe würdige Freunde darin. Bossheit entehrt den Zunftgenossen, aber niemals die Zunft.

Mit künftiger Post ein paar kleine Aufsätze fürs Musäum. Im dritten Theil der Physion. Reisen habe ich es herausgebracht, dass Lichtenberg ohne Zweifel der Verfasser ist. Der Schalk, um uns irre zu machen, setzt da eine Zeile hinein, als wenn er sich selbst lobte, nennt sich den Seher Lichtenberg, behält aber doch eine Hinterthüre offen, denn wenn es herauskommt, und man ihm einen Wielandismus Schuld geben will, so wird er sagen, Seher bin ich allerdings — Sternseher nehmlich.

T. T. Sturz.

An Lavater.*

(Oldenburg 1777.)

Ich habe lange geschwiegen, würdiger Mann, weil mich Geschäfte und Kopfschmerzen drückten und weil für Schönheit und Kunst und Lavatern nur heitere Stunden gehören.

Erst einig sein unter uns beiden, — denn unser Sinn ist zwar nicht zu gleichem Gefühl aber doch zu gleicher Liebe für die Wahr-

---

* Dieses Brieffragment ist offenbar im Jahre 1777 nach dem erscheinen des dritten Theils der Physiognomischen Fragmente Lavaters, und zwar nachdem im Museum schon der Sturzsche Aufsatz Bd. 1 S. 399 veröffentlicht war, geschrieben.

heit, zu gleicher Anhänglichkeit an das Gute und das Vortreffliche in der ganzen Schöpfung gestimmt; lassen Sie uns die herrlich geschmückte Erde durchwandern, die Felsen erklimmen und die Flächen und Hügel bewundern, die Gottes Hand bekleidet hat, und am Abend wollen wir die Beute unsers Tageswerks mit einander theilen.

Ihre Anmerkungen unterrichten mich oft und reizen mich durch den Ton der nachgebenden Liebe, mit der Alles gegen ihre Widersprecher gesagt wird, und ihre bündigen Nachrichten, die zwischen sense und non sense wie zwischen Thür und Angel stehen, haben mich belehrt und bin ich ihnen freimüthige Beistimmung und nähere Erläuterung schuldig. Boucher ist allerdings nur der französische ombre von Grazie, ohne Gefühl für das erhabene ruhige Schöne, ohne Sinn für die grossen Formen der Natur, seine stumpfnasigen vollgebrusteten aber engeingeschnittenen oder schnörkelartig umrissenen nackten Mädchen, die Schlangenlinien u. s. w. alles zeigt eine Manier- und hat den Manufacturstyl von schnörkelicher künstlicher Naivität. Der herrschende Ton der Academie ward verbraucht, die Tugend vergessen. Er war ein Schüler von Lemoine, der freilich auch an der Opernschönheit hieng, aber doch meist einen Ausdruck Wahrheit im Nackten behielt. Dieser Same ging bei Boucher guter Erde wollüstig auf. Sein Bild in einem Alter von 25 Jahren gemalt erklärt seinen Geschmack, im Auge ist der helllodernde Funkelblick der Sinnlichkeit und daraus kommt endlich ein solches Criminalraths Gesicht, weil niemand peinlicher aussieht als ein verloschener Sultan. Die Zwillingsbrüder, von denen ich sprach, waren Officiers in einem preussischen Husarenregimente und wirklich einander so äusserst ähnlich, wie man sein kann. Man versicherte, dass sie eben so verschieden in ihrem Character, ihren Grundsätzen und ihrer Handlungsweise seien, aber ich habe sie selbst nicht genug gekannt, um dem Zeugniss beizutreten, und die Beurtheiler waren vielleicht nicht Menschenkenner genug und nehmen anders gefärbte Frucht derselben Art für Frucht verschiedener Gattung. Die Art der Empfänglichkeit und auch die verschiedene Richtung sehen ungleiche Menschen. Das nämliche feine Gefühl nur anders gerichtet und genährt erhebt zur Grösse und Fleischeslust, treibt mit Macht Gedanken und im Herzen wird ein Sang an die Götter oder ein Lied an Phaon.

Ueber ihren dritten Theil sag ich ihnen noch nichts, denn von einem opere absoluto darf man nicht sprechen wie im ersten Einfall. Ueber die Schwierigkeit auf die nur betrachtenden Ansichten einen Grund suchen und durch das Gefühl abzulenken, kann bereits meine Bekanntschaft sprechen, also keinen Tadel, keine Widerlegung mehr sondern nur einzelne Beobachtungen, wenn mich ihr Werk erquicken soll.

Zimmermann war Zeuge meiner Freude, dass ihre Begriffe

reiner Schönheit mit den meinigen so sehr zu stimmen scheinen, aber P. hat meine Fragmente im Musäum schief genug verstanden und beurtheilt und zwar mit der argivischen Urbanität, mit welcher sein Kraftgefühl unsrer Zeit gehört.

An Lessing.*

Bernstorff, d. 23. Sept. 1767.

Wenn Ihnen mein kühnes Urtheil über den Phaedon** missfällt, so glauben Sie darum nicht, dass ich das vortreffliche darinne verkenne, Moses ist einer unter den wenigen, welchen es gelingt diese Weissheit mit der Sprache der Empfindung zu lehren und die Hohlwege der Metaphysik mit Blumen zu bestreuen, indem ich die Manier des Socrates vermisse, so lasse ich der seinigen Gerechtigkeit wiederfahren.

Aber Ihr Laocoon*** ist ein meisterhaftes Werk, setzen Sie nur immer ἐποίησε drauf oder die Nachwelt wird es thun. Man kann nicht schöner über die Kunst vernünfteln, Sie sind tief in das Heiligthum gedrungen und das ferne von den Werken der Kunst, bloss durch ein richtiges Gefühl, durch ein mit Gelehrsamkeit genährtes Urtheil, und den Ihnen eigenen Forsch-Geist, welcher Sie auf allen Ihren Spaziergängen im Reiche der Wissenschaften begleitet. Was würden Sie nicht leisten, wenn Sie in dem palazzo Albani mit Winkelmann lebten?

So sehr man es Ihnen verdanken muss, dass Sie auf dem streitigen Gebiete der Poesie und Mahlerey Gränzsteine gesetzt haben, so dünkt mich doch der von Ihnen bestrittene Irrthum war mehr dem Kunstrichter als dem Künstler und dem Dichter schädlich, denn

---

* Es sind ausser diesem noch andere Briefe an Lessing vorhanden gewesen, vergl. Carl Gotth. Lessings Brief an Eschenburg vom 7. Mai 1788 (Heinemann zur Erinnerung an Lessing S. 148); da dieselben aber in keiner Lessingschen Ausgabe zu finden sind, so dürfte wol anzunehmen sein, dass dieselben verloren gegangen sind.

** Ob damit die (anonyme) Recension in den (Hamburger) Unterhaltungen Bd. III. St. 6. S. 531—536 gemeint ist, kann nicht festgestellt werden; doch widerspricht die ganze Haltung der Recension nicht der Annahme, als sei ihr Verfasser Sturz. Sturz erklärt zwar in einem Briefe an Boie vom 19. März 1777 nie eine andere Kritik als die über Lavater geschrieben zu haben, aber könnte ihn sein Gedächtniss bezüglich einer früheren nicht getäuscht haben? Hat Sturz Recht, so ist nur anzunehmen, dass er Lessing brieflich sein Urtheil über Mendelssohns Phaedon hatte zugehen lassen.

*** Verschiedene der hier ausgesprochenen Gedanken werden auch in der „neueren Anmerkung zum sechsten Briefe aus dem Jahre 1768“ berührt, namentlich was den Faltenwurf betrifft.

jener kann nur wenig von dem Reichthum seiner Nachbarn nutzen, und dieser hat bei seinem Ueberfluss keines Almosen nöthig, indessen war es gut den Dichter zu erinnern, dass er dem grössten Vortheil seiner Kunst entsagt, wenn er die Manier des Homer verlässt, bloss cörperliche Schönheit nicht ihre Wirkungen schildert und seine Gemählde nicht durch Handlung belebt.

Bei einzelnen Stellen sind mir zuweilen Zweifel, zuweilen Anmerkungen eingefallen, die ich nach der Ordnung niederschreiben will.

P. 23. Aber wie schon gesagt u. s. w.

Die höchste Schönheit sollte freylich der Haupt-Vorwurf des Künstlers seyn, auch ohne dass es ihm ein Gesetz geböte, aber wenn er der einzige wäre, so müsten wir eine Menge grosser Compositionen entbehren, wo starke Leidenschaften, dem Tod nahe Alten oder Kranke vorkommen müssen, denn gewisse Gemüthsbewegungen auch im gemilderten Grad entstellen die Schönheit, der Schröcken zum Exempel, das Alter und die Krankheit zerstört sie, man soll diese Gegenstände nicht mahlen. Indessen ist der sterbende Germanicus von Poussin ein vortreffliches Stück und ich empfinde so viel bei dem Testament des Eudamidas (dessen Lucian erwähnt) von dem nehmlichen Meister, dass ich es nicht gern vermisse.

Auch grosse Künstler unter den Alten mahlten nicht immer die Schönheit: Aristides von Theben z. E.

> pinxit proelium cum Persis, centum homines in tabula complexus etc. Plin. XXXV. XXXVI.

hier waren vermuthlich getödtete, verwundete, sterbende und mehr als ein fürchterlich Gesicht.

> pinxit et agrum sine fine laudatum. Plin. ib.

Ferner, so ist die Schönheit so weitläuftig in der Natur verstreut, dass sie der Künstler in einer Menge Formen aufsuchen muss, ehe er sein Ideal zusammensetzen kann, man entkleidet auf jeder Academie wohl zwanzig Menschen, ehe man ein wohlgewachsenes Model antrifft, und schöne weibliche Gestalten sind noch seltener, der Künstler muss also lange nach unvollkommenen Formen arbeiten; soll er alle diese Früchte seines Fleisses vertilgen? Wie machten es die Griechen? Ihre Natur war schöner, auch ihr Portrait erhob sich zuweilen zur höchsten Schönheit, zum Ideal einer Göttin, wenn es wahr ist, dass die Venus Anadyomene die Geliebte des Apelles, Pancaste war.

P. 25. Ferner erhält dieser einzige Augenblick durch die Kunst eine längere Dauer.

Sie haben ein glückliches Exempel gewählt, denn Lamettrie grinset schon beym ersten Anblick, aber schränken Sie die Kunst nicht auf leblose unbewegliche Figuren ein? manche Bewegung irgend eines Gliedes, manche Miene ist ebenso transitorisch als das Lachen. Sie wollen dem Künstler irgendwo in ihrem Buche sogar

den Reiz nehmen, die Schönheit in Bewegung. Sie glauben, dass der Künstler eine Grimasse daraus macht, die Venus χαριτα des Apelles? die mediceische Venus widerlegt Sie.

Die Bewegung des Schnelllaufens ist sehr transitorisch, und doch gehört Hoplites in certamine ita demersus ut sudare videatur unter die nobilissimas picturas des Parrhasius. Pl. 35. 36. 5.

Aristides pinxit et currentes quadrigas. Pl. 6.

P. 95. Tibi, cum sine cornibus adstas
Virgineum caput etc.

sagt wohl nichts mehr und nichts weniger als dass der Gott sich auch zuweilen ohne Hörner gezeigt habe, aber nicht dass die Hörner ein bloser Hauptschmuck gewesen sind, was der Kopf zu Berlin dafür beweisst, das beweisst wohl der Bachus im Mediceischen Garten darwieder, wenigstens so lange bis es ausgemacht ist, dass er ein Satyr sey.

P. 124. Es giebt sogar Fälle u. s. w.

Es dürfte wohl nie einem Künstler gelingen eine Landschaft im eigentlichen Verstande nach dem Thomson zu mahlen, ebensowenig als eine Pflanze nach dem Linné oder ein Thier nach der Beschreibung des Buffons. Die Schilderung des Dichters kann seiner Einbildungskraft wohl zum Leitfaden dienen, sie kann ihn reicher zusammensetzen lehren, aber er mählt demohngeachtet mit dem Thomson in der Hand nichts als was er wirklich gesehen hat, Gärten in Italien und Wüsten in der Tartarei.

P. 125. Ich nenne es nicht allein vorerst Enthaltsamkeit sondern das erste Gesetz des Künstlers dem Verdienst der Erfindung zu entsagen, und bekannte, sehr bekannte Vorwürfe zu wählen. Er sei der Erfinder der glücklichsten Fabel, die unter der Feder des Dichters ein vortreffliches Trauerspiel geworden wäre, er wähle den rührendsten Augenblick, was kann es verrathen, was er will? welches Vater Mutter oder Tochter ist, und warum sie leiden? Der Zuschauer ist in dem Fall eines Fremden, welchen man in dem Augenblick, da Oedipus sich auf der Erde windet, vor die Bühne brächte und so wieder wegführte. Die Gemähldenfolge des Hogarth erweitert die Gränzen der Kunst, aber welche Erklärungen sind dem ohngeachtet nicht nöthig?

Die dichterische Erfindung des Mahlers ist also freylich nichts weiter als die Weisheit in der Wahl des Augenblicks, die Anordnung und der Ausdruck.

P. 178. Ich will in dieser Absicht nicht anführen u. s. w.

Wenn mehr als ein Augenblick auf einem Gemählde merklich wäre, so könnte solches meiner Meynung nach durch nichts, durch keine Feinheiten in der Anordnung entschuldigt werden, denn es ist ein Fehler und gegen die Wahrheit. Ich kann auch in der Stelle

aus dem Mengs nicht finden, dass Raphael zwei Augenblicke gemahlt hätte. Wenn ein weitbekleidetes Glied langsam eine andere Stellung annimmt, so ist es nach Beschaffenheit des Zeuges weniger oder mehr natürlich, dass bey der neuen Stellung noch einige durch die vorhergehende Richtung verursachte Falten übrig bleiben. Diese Ueberbleibsel der vorigen Faltenordnung mahlte Raphael und man ersieht die Bewegung des Gliedes, er mahlte nur den jetzigen Augenblick und die in solchen noch übrige sichtbare Falte des vorigen.

Lassen Sie eine weitbekleidete Figur sich bewegen, indem der fortschreitende Fuss das Gewand verlässt, so vergeht ein Zeitraum, ehe dieses dem Fusse wieder folgt und sich anschmiegt. In diesem Zeitraum giebt es einen Augenblick, wo der Eindruck des Fusses auf dem zurückgebliebenen Gewand noch merklich ist. Kann der Künstler diesen Augenblick nicht wählen?

Es ist wahr leichte leinene und wollene Zeuge entfalten sich schnell, bei seidenen dauern die Brüche länger und oft werden grobe und steifere Zeuge mit Vorsatz gewählt, wenn man gewisse Massen nöthig hat, denn sie brechen sich in grossen Parthien.

P. 226. Nur wenn der Künstler mit dem Dichter in einer Natur lebt, kann das Lesen seiner Einbildungskraft einen vortheilhaften Schwung geben. Aber setzen Sie den Mahler nur unter grosse vollkommene Formen mit dem Gefühle der Schönheit, eine Gabe des Himmels, so wird er den Homer und alle Dichter entbehren. Er giebt ihm zwar oft das Sujet und eine Idee der Zusammensetzung, aber diesen Dienst kann ihm ein Chronikenschreiber leisten. Sein erster Gedanke, wenn er die Verse des Homer liest, welche Zeuxis unter seine Helena setzte, ist dieser: wo findet sich die Schönheit, die den Ausspruch der Alten verdient? Er schweift hierauf in seiner Einbildungskraft von einer weiblichen Gestalt zur andern, setzt ein Ideal zusammen und mahlt eine Samojedin, wenn er nie Siberien verliess.

Phidias war daher ein wenig zu bescheiden, wenn er das göttliche Antlitz seines Jupiters vom Homer gelernt haben will, denn den Ausdruck der Augenbrauen konnte er nicht anders denn an jedem Zornigen gesehen haben. Sie wagen es endlich den Laocoon vor ein neueres Werk auszugeben, das mögen Sie mit Winkelmann ausmachen, Ich kann nicht einsehen, dass Plinius in der angeführten Stelle von Zeitverwandten redet und similiter geht wohl gewiss nur auf den Umstand der gemeinschaftlichen Arbeit, denn hiervon ist hauptsächlich die Rede, warum nennt er die andern gemeinschaftlichen Künstler nicht? warum soll er sie just alle nennen?

Es ist freylich unbegreiflich, dass in ältern Scribenten nichts von diesem Werke vorkommt, aber halten Sie es (hier bricht das ganze ab).

An Zimmermann.*

(1776?)

Endlich verehrter Herr Leibarzt will ich in einer heitern Stunde Ihnen mein Bekenntniss über die Physiognomik mittheilen. Ich habe nun auch den zweiten Theil mehr verschlungen als gelesen, denn Lavater reisst fort. Er hat mit meinem Herzen gegen meinen Verstand cabalirt, wie ich fürchte.

Ich hatte die Sache nur flüchtig durchdacht, wo es mir in meiner schlimmen Laune einfiel über Lavaters ersten Entwurf zu spotten**; als sein erster Theil erschien, traf ich auf Anspielung, die mich reizte. Ich schrieb in dem ersten Feuer einige Briefe und schickte sie an Wieland, der aber, Dank sei es ihm, von ihrer Bekanntmachung abmahnte. Diese Briefe sind verbrannt, ich habe nichts davon gerettet als ein Fragment über die Schönheit, welches im Museum*** erscheinen wird.

Theilen Sie alles, was ich Ihnen schreibe, Lavatern mit und versichern Sie ihn meiner aufrichtigsten Hochachtung. Ich denke, wenn es angenommen wird, meinen Tribut als Kunstliebhaber zur Physiognomik zu liefern, Garrick nach dem Leben von mir gezeichnet, der wenigstens das Verdienst einer guten Aehnlichkeit hat. Winkelmann von der Angelika Kaufmann radiert wie vornehm . . . . Jetzt nehme ich wieder auf lange Zeit Abschied von Schriften und Kunst und der Wollust des Geistes; aufgethürmt ist der Dienst der Acten und es geht mir etc.

---

* Dieser Brief ist handschriftlich zweimal im Brouillon da und sehr durchcorrigirt. Der Inhalt ähnelt in den Concepten dem Aufsatze über Physiognomik.

** Dies geschah in der Recension in der Hamburg. neuen Zeitung 1772 St. 154. Septbr. 25.

*** Da dies im Deutsch. Museum 1776. II, 1144 erfolgte, so ergibt sich daraus, dass dieser Brief 1776 geschrieben sein muss. Vgl. oben S. 77.

Zu Goethes Gleichnissen.

Von

Karl Goedeke.

Einem Freunde, der von dem sichern festen Boden seiner exacten Wissenschaft etwas mitleidig zu den mikrologischen Untersuchungen auf litterargeschichtlichem Gebiete herüberlächelte, sagte ich einmal scherzend, er selbst solle noch daran Theil nehmen und zwar als Erläuterer Goethes, indem er herauszubringen habe, ob im Herbste 1781 in der Gegend von Weimar bis Gotha ein Nordlicht sichtbar gewesen sei. Vermöge er dies nachzuweisen, so werde er sich ein Verdienst um die Erklärung eines kleinen Goetheschen Gedichtes erwerben und durch den speciellen Fall die Regel bestätigen, dass Goethe sich in seiner Lyrik immer eng an einen wirklichen Moment anlehne. Der Freund meinte, es sei nichts leichter, als die verlangte Auskunft über die in jener Zeit und Gegend gesehenen Himmelserscheinungen zu geben, ja er mache sich anheischig, das Wetter in Thüringen von Tage zu Tage nachzuweisen. Aber wozu? Ich zeigte ihm in Goethes Briefen an Frau v. Stein 2, 106 das aus Gotha an die Freundin gesandte Gedicht, das zwischen Briefchen vom 2. und 9. October steht, selbst aber kein Datum trägt:

Den einzigen, Lotte, welchen Du lieben kannst,
Forderst Du ganz für Dich und mit Recht.
Auch ist er einzig Dein. Denn seit ich von Dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich Deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke,
Sie leuchtet mir freundlich und treu
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.

Der Freund lobte die Richtigkeit und Schönheit des Gleichnisses. „Aber die Dichter!“ Das könne zu jeder Zeit gesagt sein, ohne dass zehn Jahre lang ein Nordlicht sichtbar gewesen. Als ich entgegnete, das Gedicht selbst sei für mich ein sichres Zeichen, dass Goethe in jener Zeit mit der

Freundin ein Nordlicht beobachtet haben müsse, blickte mich der Mann der exacten Wissenschaft mit schelmischem Mitleid und kopfschüttelnd an und meinte, es lohnte sich kaum der Mühe, weiter nachzusuchen. Aber sein Interesse war doch erwacht, und einige Tage später kam er mit einem Quartanten unter dem Arme. „Das hätte ich nicht gedacht! Aber Sie haben Recht. Goethe hat das Nordlicht nicht aus der Luft gegriffen; er hat es am Himmel gesehen. Denn es war damals sichtbar.“ Damit schlug er den Quartanten auf. Es waren die Ephemerides meteorologicae Palatinae. Historia et observationes anni 1781. Mannheimii 1783. Er zeigte mir darin S. 113, dass am 4. October 1781 in Mannheim dicke Luft gewesen, und S. 140 vom selben Tage: Suspicio aurorae borealis c. 12. hora. „Aber“, warf ich ein, „was man in der Pfalz gesehen oder nicht gesehen, ist von keiner Bedeutung; es handelt sich um Thüringen!“ — „Geduld! Wir kommen auch nach Thüringen; nur auf einigen Umwegen.“ Diese Umwege, die ich geführt wurde, will ich nicht wiederholen. In den Ephemeriden liegen von Padua bis Berlin tägliche dreimalige meteorologische Beobachtungen vor, die es allerdings ermöglichen, von den Witterungsverhältnissen und den Erscheinungen des Himmels sich ein genaues Bild zu machen. Eine der Beobachtungscolumnen gibt Rechenschaft über trüben oder heitern Himmel, Schnee, Hagel, Regen, Gewitter und auch über Nordlicht. Danach wurde am 7. und 9. September in Würzburg ein Nordlicht bemerkt, am 18. in Peissenberg, Erfurt und Berlin, am 19. in Berlin und ein zweifelhaftes in Sagan, am 22. in Prag, und am 23. und 24. September in Erfurt ein weisses Polarlicht bei nicht reinem Himmel und am 23. bei Regen. In Erfurt selbst wird dann erst wieder am 15. und 16. October ein Nordlicht angemerkt, als Goethe schon von Gotha zurückgekehrt war; aber in Peissenberg und Andechs war ein solches auch am 25. September sichtbar. Es war damit erwiesen, dass Goethe sein Gleichniss von einer frischen Anschauung hergenommen hatte, und der realistische Charakter seiner Lyrik war auch in diesem Falle bestätigt.

Schiller und Garve.

Eine Untersuchung.

Von Daniel Jacoby.

. . . . *χάριν ἔχειν δίκαιον* . .
καὶ τοῖς ἐπιπολαιότερον ἀποφηναμένοις.
Aristoteles.

Wenn ich über ein bisher nicht genug beachtetes und gewürdigtes Verhältniss Schillers zu einem Zeitgenossen zu reden gedenke, so geschieht es in der Hoffnung, dass ich die Freunde unseres Dichters durch diese Darlegung an seine Gesammterscheinung zugleich erinnern kann, dass aber auch der genaue Kenner manche Anregungen finden wird.

Grosse Denker haben, wie sie selbst gerne eingestanden, die vielfachste Anregung von ihren Vorgängern erhalten: erinnern wir uns nur an Aristoteles, der sich mit den früheren so eifrig auseinandersetzt, die statt zu „staunen" begreifen wollten, an Leibnitz, an Kant, der offen gestand, dass ihn die skeptischen Gedanken Humes aus dem dogmatischen Schlummer aufgerüttelt hätten. — Wie in der Philosophie, so in der Dichtung. Die „Originalen", die sich so viel damit wissen, dass sie von todten nichts gelernt, kennzeichnet ein bekanntes Epigramm Goethes. Wie ist gerade dieser in „Dichtung und Wahrheit" zu zeigen bemüht, welche Einflüsse auf ihn gewirkt, welche Männer ihn in heilsame Bewegung gebracht haben.

Gerade der bedeutende Mann, denn sein Geist ist geschärfter, sein Gemüth reizbarer, erfährt die mannigfachsten und vielseitigsten Einwirkungen. Nur weiss er sie rascher, feuriger und umfassender zu bewältigen und mit freiem selb-

ständigem Geiste das angeeignete schöpferisch neu zu gestalten. Das finden wir in hohem Masse auch bei Schiller. Das Leben Schillers, sagt Palleske* sehr richtig, zeigt uns eine Befruchtung so reicher Art, seine Werke eine solche Vielseitigkeit, dass wir viele Elemente in Anschlag bringen müssen, um sein werden uns einigermassen zu erklären.

Sehr früh, schon auf der Karlsschule, wirken auf ihn die verschiedensten Geister; von den Dichtern besonders Klopstock, Lessing, Haller, Goethe, Bürger, Gerstenberg, Leisewitz, Schubart. Fast gleichzeitig aber mit der Lust zu dichten und zu fabulieren erwacht in Schiller die Lust zu philosophischer Forschung.

Schiller war eine ganz besonders männlich geartete Dichternatur. Trotz der Ungunst und Widrigkeit der Verhältnisse, die ihm entgegenstanden, trotz mancher leidenschaftlicher Ausschreitungen, denn Schiller ist durchaus nicht der schemenhaftblutlose Jüngling gewesen, zu dem ihn nur falsch verstandene Pietät der Wahrheit zuwider und mit einem tadelnden Seitenblick auf Goethe noch immer machen möchte, gelangte er durch zusammengefasste Kraft, durch unausgesetzte, nie zufriedene Arbeit an sich selbst bald zum Siege über alle Verwilderung und Roheit, zur Reinheit künstlerischer und menschlicher Gesinnung. Denken und dichten waren bei ihm von früher Jugend an eins. Es gibt kein Beispiel in keiner Litteratur eines Dichters, bei dem die philosophische Denkkraft in so enger, in so unauflöslicher Verbindung mit seinem dichterischen Genie sich findet. Was anderen Dichtern gefährlich wurde, weil der Denker leicht den Dichter überragte, war es nicht für Schiller. Die Reflexion lähmte nicht seine freie Dichterkraft; die dichterische Glut der Phantasie aber wurde durch die kalte Ruhe des Denkers nur gemässigt und gezügelt.

Seit seinem achtzehnten Lebensjahre, von dem an allmählich die „Räuber“ entstanden, zeigt sich eine bedeutende Umwälzung in seiner Geistesentwicklung. Der kirchlich gläubige Sinn, der sich noch in den frühesten Gedichten zeigt, weicht

* I[9], 88 (1877).

einem kühnen Zweifel, der mit leidenschaftlichem Forschungsdrang den Räthseln des daseins nachspürt und in die Labyrinthe der Menschenbrust grübelnd sich versenkt. In dem Jahre, als Lessing im einsamen Wolfenbüttel, am Ende seines Lebens, mit wunderbarer Ruhe und Heiterkeit des Gemüths seinen „Nathan“ dichtete, hatte der zwanzigjährige Schiller schon die Fesseln des starren Kirchenglaubens von sich geworfen.

In den 1786 bis 1789 verfassten und bekannt gewordenen „philosophischen Briefen“, zu denen Schiller aber schon spätestens 1782 den Plan gemacht*, hat er in den Worten des Julius an Raphael dargestellt, was er empfunden, als er aus der beseligenden Kindlichkeit des Gefühls, „da er noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte, wie ein Trunkener“, zum läuternden Schmerze des denkens und des Zweifels heranreifte. Die Rückkehr unter die Vormundschaft der Kindheit, wie es dort heisst, war nun auf immer versperrt; sein Weg gieng vorwärts, und er bedurfte keiner Schonung mehr.

Auf der Karls-Akademie las Schiller besonders die Schriften Rousseaus, für den seine Begeisterung in der Jugend eine rückhaltlose war. Seine Feinde nennt er in der bekannten Ode an Rousseau „kindische Zwerge“; ihn selbst rühmt er als den grossen Dulder, das Opfer des „Drillingsdrachens“, des Vorurtheils, der Dummheit, des Eigennutzes. — Daneben aber beschäftigten ihn die Schriften Herders, Lessings, Mendelssohns, Sulzers; für sein Fachstudium las er viel in Hallers Werken. Sein damaliger Liebling unter den Philosophen aber, wie uns Karoline von Wolzogen berichtet**, war Garve, „dessen Anmerkungen zu Fergusons Moralphilosophie er beinahe auswendig wusste.“

Zunächst bedenken wir, dass Rousseau mehr das nach Freiheit lechzende Gemüth unseres Dichters ergriff, als seinen Verstand befriedigte. Rousseau erschien ihm gleichsam als die Verkörperung der von den Tyrannen und den Mächten

* Zuerst darüber Karl Hoffmeister, Schillers Leben I, 45 (1838). — Die „philosophischen Briefe“ nennt Kuno Fischer (Schiller als Philosoph. Vortrag. 1868. S. 19) „gleichsam den Prolog für die gesammte Philosophie Schillers“.

** Schillers Leben 1845 S. 13.

der Finsterniss gemisshandelten und verfolgten Freiheit. Aber ein systematischer Denker war Rousseau nicht; und in der spätern Zeit, da Schiller über Rousseau ruhiger dachte, seine Schwächen erkannte und in vielem von ihm abwich, vor allem darin, dass er das Heil der Menschheit nicht in einem erträumten Naturzustande sah, nennt er ihn auch charakteristisch genug einen grossen philosophischen Dichter*. Von den ursprünglich vierzehn Strophen der Jugendode liess Schiller zwei stehen mit dem bekannten Schluss: Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen, Rousseau, der aus Christen Menschen wirbt.

In den Schriften Garves aber konnte Schiller einen systematischeren und mehr methodischen Denker finden. Garve gehörte zu den hervorragenderen Popularphilosophen des vorigen Jahrhunderts. Er war in der Schule der englischen Philosophen, ferner in den Systemen der englischen wie der schottischen Moralphilosophien herangebildet. Auf die deutsche Bildung übte er wie der ihm befreundete Moses Mendelssohn in den sechziger und siebenziger Jahren den grössten Einfluss aus. Die Philosophen, sagt Goethe im VII. Buch von „Dichtung und Wahrheit“, fanden sich nun genöthigt, um popular zu sein, auch deutlich und fasslich zu schreiben. Mendelssohn, Garve traten auf und erregten allgemeine Theilnahme und Bewunderung. — Bei seinen Zeitgenossen war er in Ehren und bekannt genug durch seine treffliche, noch jetzt sehr beachtenswerthe Recension des Lessingschen „Laokoon“, die Lessing selbst, ohne den wahren Verfasser zu kennen, rühmte**; durch Uebersetzung und Erläuterung mehrerer englischer Werke, die für die Aesthetik sowol als für die Moralphilosophie von Bedeutung waren; bekannt durch zahlreiche Abhandlungen über die Natur des Menschen, die alle den feinen und freien Denker bekundeten.

Garves philosophisch-moralische Aufsätze und Abhandlungen zogen Schiller wie alle die menschliche Natur analysierende Beobachtungen bedeutend an. Aber nur, was er

* Vgl. Johannes Schmidt, Schiller und Rousseau, Berl. 1876 S. 35.
** Lessings Werke, Ausg. Lachmann-Maltzahn XII, 266.

zugleich poetisch und damals speciell dramatisch verwerthen konnte, fesselte ihn dauernd und nachhaltig. Später, in seinem 29. Lebensjahre schreibt er einmal an Körner: „Ich habe immer nur das aus philosophischen Schriften — den wenigen, die ich las — genommen, was sich dichterisch fühlen und behandlen lässt."

Gleich in dem ersten wissenschaftlichen Versuch Schillers, in der Dissertation „Philosophie der Physiologie", worin der zwanzigjährige von seinem eifrigen Studium Hallers Zeugniss ablegt, erwähnt er Garve. Das Bruchstück der Abhandlung findet sich jetzt in der kritischen Ausgabe I, 74 f. Nur das erste Capitel, und nicht einmal ganz vollständig, betitelt „das geistige Leben", ist erhalten; in § 2 bespricht er die schwierige Frage, wie die Materie auf den Geist wirken könne. Oder ist der Geist selbst Materie? Oder täuschen wir uns, wenn wir glauben, unsere Ideen und Empfindungen von aussen zu empfangen? Dann sind wir unabhängig von der Welt, sie ist unabhängig von uns. Schiller entscheidet sich für eine „Mittelkraft", die das Band zwischen Geist und Materie bildet, welche „undenkbar" sein mag, deshalb aber nicht unmöglich ist (§ 3). In den folgenden Paragraphen theilt er die vorstellenden Organe ein und redet in § 8 vom Denkorgan, zunächst von dem „ersten Grundpfeiler" des geistigen Lebens, der Vorstellung, die den Stoff bildet, „worinn der Verstand wirket und schaft." Mit Garve bezeichnet er die Vorstellung, indem er eine Stelle aus dessen Abhandlung von den Neigungen citiert, als einen einzigen Actus einer einfachen Kraft auf Veranlassung einer Veränderung des Nervengeistes bei der Sensation.

Mit dieser Dissertation, die ihm den Austritt aus der Akademie verschaffen sollte, hatte Schiller kein Glück bei seinen Beurtheilern. Sie stiessen sich, ungewohnt der Kühnheit der Sprache, an seinem „etwas zu stolzen Geiste, dem das Vorurtheil für neue Theorien und der gefährliche Hang zum Besserwissen allzuviel anklebet." Und der Herr Hofmedicus Reuss sagte: „Der Styl ist durchaus frey und schwülstig, die Gedanken reich und aufbrausend, jedoch auch manche Stellen noch laconisch." Viel scharfsichtiger war der Herzog

selbst, der zwar bestimmte, Schiller solle noch ein Jahr in der Akademie bleiben, „wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann," aber hinzusetzte, wenn er fleissig zu sein fortfahre, werde er gewiss einmal ein recht grosses Subjectum werden können.*

Als Schiller ein Jahr darauf zum Behufe des neuen Prüfungsthemas die Gegenstände seines Studiums angeben sollte, schrieb er: „Folgende Materien sind aus dem philosophischen und physiologischen Fach, und dieses ganze Jahr der hauptsächlichste Gegenstand meines Studirens gewesen, dass ich etwas erträgliches davon versprechen kann.

I. Ueber den grossen Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.

II. Ueber die Freiheit und Moralität des Menschen.

Die erste lässt sich sehr physiologisch abhandeln.

Eleve Schiller."**

Die Behandlung des ersten Themas, die ihm gestattet wurde, war von der ein Jahr zuvor durchgeführten im Wesen gar nicht verschieden, wie der Plan des Bruchstücks schon zeigen kann. Die interessante Abhandlung findet sich auch in den kleineren Ausgaben. Aber auch das zweite Thema, das Schiller vorschlug, über die Freiheit des Menschen, weist, wie ich zeigen zu können hoffe, deutlich auf seine damalige Beschäftigung mit Garve hin. Die Fragen nach dem Wesen der Tugend, nach der Freiheit des menschlichen Willens, über die Verbindung des Leibes mit der Seele, waren die Probleme, welche des Dichters Geist in der Jugend eingehend beschäftigten und die in späterer Zeit gereifter und vertiefter wieder zum Vorschein kamen. „Die Lectüre von Fergusons Moralphilosophie mit Garves Anmerkungen insbesondere," sagt Tomaschek***, „macht sich in der reineren Auffassung der Glückseligkeitslehre und in der Idee von dem Einfluss der natürlichen Triebe auf die Weckung des geistigen Menschen bemerklich." Aber Tomaschek wie die Biographen begnügt

* Schillers sämmtl. Schriften I. Theil von K. Goedeke S. 72 und 73.

** ebd. S. 134.

*** K. Tomaschek, Schiller in s. Verh. zur Wissenschaft. 1862. S. 11.

sich mit dieser allgemeinen Bemerkung, und doch lohnt auch eine kurze Betrachtung der Gedanken Garves die Mühe reichlich. — Garve spricht über einige Mängel des Buches von Ferguson. Es sage sehr wenig von der Freiheit. Auf dieses Problem, dessen Materie, wie Garve sich ausdrückt, eine von den „Grenzen“ unseres Verstandes ausmacht, geht er in der Weise ein, dass man vorübergehend an die viel späteren Ausführungen Kants in der Kritik der reinen Vernunft erinnert wird. Der Kern seiner Entwicklung ist dieser*: In beiden herrschenden Systemen von der Freiheit zeigen sich Schwierigkeiten, die sich nicht heben lassen. Nur die Empfindungen des Menschen von Recht und Unrecht sind unwandelbar und gewiss und hängen von keinem System ab, so dass wir immer Glück von Verdienst und die Empfindung der Lust an einer Sache von der Empfindung des Beifalls, den wir einer Handlung geben, unterscheiden werden. Wenn des Thieres Kraft bestimmt wird durch die körperliche Empfindung und die Kraft des Menschen durch die geistigen Vorstellungen, so wird der Mensch nur insofern freier sein als das Thier, insofern die Vorstellungen des Verstandes unabhängiger sind als die Empfindungen des Körpers. Sind sie das aber wirklich? Die geistigen Vorstellungen sind immer Folgen eines vorhergegangnen nachdenkens; dieses nachdenken ist die Folge eines vorhergegangnen Entschlusses, die Sache zu untersuchen; dieser Entschluss die Folge neuer Vorstellungen, und so zurück, bis wir auf Vorstellungen kommen, die mein nachdenken nicht hervorgebracht hat, die also in der Natur meines Geistes, meines Körpers, oder der Umstände liegen. Die Kette ist also lang, an welcher meine gegenwärtige Handlung hängt; sie endigt zuletzt mit einem Gliede, das ausser mir liegt. Sagt mir daher die eine Empfindung, meine Tugend besteht darin, dass ich durch die Vorstellung des guten angetrieben werde, es zu verwirklichen, so sagt die andere: Urheber bin ich nur einer Handlung, wenn sie von nichts

* Adam Fergusons Grundsätze der Moralphilosophie. Uebersetzt und mit einigen Anmerk. versehen von Christian Garve, Leipz. 1772, S. 288—298.

ausser mir abhängt, also auch nicht von meinen eignen Vorstellungen, denn diese hängen zuletzt selbst von Dingen ausser mir ab.

Aus dem Dilemma der Ansichten der Fatalisten und der Anhänger der „Freiheit der Gleichgültigkeit" hilft sich Garve mit Worten, die ebenfalls an spätere Kants merkwürdig anklingen. Er warnt vor der Verdammung eines Menschen, weil er unter zwei Empfindungen, die sich in der Theorie nicht vereinigen lassen, einer anderen als wir den Vorzug gebe. Es finde sich ein Punct der Vereinigung. Der Glaube an das dasein der Tugend ist vorhanden und er ist früher als alle Systeme. „Ich weiss nicht, wie ich frey bin, aber ich weiss, wie ich vollkommen seyn soll."

Im ferneren zeigt Garve, dass Ferguson in der Eintheilung von den thierischen und vernünftigen Trieben Willkürlichkeit sich habe zu Schulden kommen lassen. Diese Materie, meint er, wäre besser erklärt worden, wenn man nach dem Beispiel der alten Philosophen die Geschichte erzählte, „auf welche Weise nach und nach aus den thierischen Trieben die vernünftigen bey dem Menschen erwuchsen."*

Das weitere aus den Ausführungen Garves berühre ich, wenn ich nun auf die Frage antworte: Und wie verfährt Schiller in seiner Abhandlung?

Schiller geht in der Einleitung, ganz ähnlich wie Garve bei seinem Gegenstand, von den beiden Einseitigkeiten der Philosophen aus, welche einerseits die Vollkommenheit des Menschen ganz abhängig machen von der Verbesserung seines Körpers, andererseits den Menschen ausschliesslich in seinem Geiste suchen.

Ebenso einseitig ist es, den Körper, wie er ausführt, gleichsam als den Kerker des Geistes zu fassen, denn dadurch will man uns fälschlich in den Rang idealischer Wesen erheben, wie es einseitig ist, den Menschen allein vom Körper abhängig zu machen. Schiller will das Gleichgewicht zwischen beiden Lehrmeinungen halten, um die „Mittellinie der Wahrheit desto gewisser zu treffen." Er stellt darauf den Einfluss

* Vgl. ebd. S. 319.

des thierischen Empfindungslebens auf das geistige dar: der Mensch ist ihm das „unselige Mittelding von Vieh und Engel“.* Durch die thierische Empfindung der Lust und Unlust wird die Seele mit unwiderstehlicher Macht zu Leidenschaften und Handlungen fortgerissen; aber sie bewirkt auch, dass wir für die Erhaltung der Maschine besorgt sind. Bei der Darlegung des Gedankens, dass geistige Lust jederzeit eine thierische Lust, geistige Unlust jederzeit eine thierische Unlust zur Begleiterin hat, führt er Beispiele aus Dichtern an. Geistige Schmerzen, besonders wenn starke Anstrengungen des denkens sie begleiten, „nagen gleichsam an den Grundfesten des Körpers“. Dem in Angst gejagten Richard III. bei Shakespeare fehlt seine sonstige Munterkeit, weil diese von einer ihm aus dem Kern der Maschine aufgedrungenen Empfindung von Unbehaglichkeit verscheucht wird. Und wie von einem fremden Dichter führt Schiller auch ein Beispiel aus seinen „Räubern“ an, welche er wie zum neckischen Spotte der Herren Examinatoren unter dem Titel *life of Moor by Krake* citiert.

Dass die Gewalt der thierischen Triebe — der Erhaltungstrieb, der Reiz der sinnlichen Lust — die geistigen weckt und entwickelt, dass durch sie „das innere Uhrwerk des Geistes gleichsam in den Gang“ gebracht wird, beweist Schiller, der eben angegebnen Weisung Garves folgend, aus der Geschichte

* Diesen Ausdruck hat Schiller von Haller entlehnt; s. Gedichte des Herrn v. Haller, Wien 1765, S. 46: „Unselig Mittelding von Engeln und von Vieh! Du prahlst mit der Vernunft, und du gebrauchst sie nie“ (vgl. Danzel, Lessing 1850, I. S. 127), im Gedicht „Ueber den Ursprung des Uebels“ (ebd. S. 123): „Zweydeutig Mittelding von Engeln und von Vieh, Es überlebt sich selbst, es stirbt und stirbet nie.“ Wie oft Schiller auf Haller zurückkommt, zeigt schon ein Blick auf das Register in Band XIV und XV der Hempelschen Ausgabe von Schillers Werken (vgl. die Anmerkungen von Boxberger). — „Die Bewunderer von Haller,“ sagt Lichtenberg, „ich rede hier bloss von den Dichtern, waren gemeiniglich Leute von Geist und Nachdenken . . hingegen mit Klopstocks Bewunderern verhielt es sich gerade umgekehrt“ (vgl. Erich Schmidt, Richardson, Rousseau u. Goethe 1875 S. 211). Auch Karoline von Wolzogen berichtet von Schillers tiefer Verehrung für Haller und erzählt, Schiller habe den Schwestern passende Stellen aus der Physiologie gelesen, die er „in Hinsicht auf Darstellung als ein hohes Werk des Genius betrachtete“ (Leben Schillers S. 127).

des einzelnen Menschen wie aus der des ganzen Menschengeschlechts. Der Körper, zeigt er, ist der erste Sporn zur Thätigkeit, Sinnlichkeit die erste Leiter zur Vollkommenheit. Auch in der ganzen Darstellung aus der Geschichte des einzelnen, des Kindes, Knaben, Jünglings, Mannes, schweben ihm die Ausführungen Garves vor. Vom Knaben bemerkt Schiller: „Hier ist schon Reflexion, aber immer nur in Bezug auf Stillung thierischer Triebe. Er lernt, wie Garve sagt, die Dinge anderer Menschen und seine Handlungen gegen sie dadurch schätzen, weil sie ihm (sinnliches) Vergnügen gewähren." Die Sinnlichkeit allein, fährt Schiller bald darauf wörtlich fort, ist die Sonne, wie Garve an einem andern Orte* bemerkt, die durch sich selbst leuchtet und wärmt; alle übrigen Gegenstände sind dunkel und kalt. Und über die ganze Individualgeschichte jedes Menschen bemerkt er: „Hierüber kann nichts Vortrefflicheres gesagt werden, als was Garve in seinen Anmerkungen zu dem Kapitel über die natürlichen Triebe in Fergusons Moralphilosophie entwickelt hat," worauf er die ganze längere Ausführung Garves citiert. Nur der letzte Satz aus ihr mag hier noch stehen: „Zuerst liebte er die Menschen, weil er glaubte, dass sie ihm nutzen können; jetzo liebt er sie noch mehr, weil er das Wohlwollen für den Zustand eines vollkommnen Geistes hält."

Gern und oft stellt Schiller auch in späteren Abhandlungen und Gedichten dar, wie der Mensch aus der Dumpfheit des thierischen Lebens allmählich zur Klarheit und dem bewusstsein des geistigen erwächst. Schillers Gedankenkreis war, wie er in einem Briefe an Goethe selbst gesteht, kleiner als der Goethes, aber er weiss die Welt seiner Gedanken mit wunderbarer Schnelligkeit und Meisterschaft zu durchlaufen und immer wieder in neuer Form seine Ideen auszusprechen. Wenn ihm die Wechselwirkung zwischen Seele und Körper unbegreiflich ist, so hat er doch als praktisches Postulat schon frühe festgehalten, dass der Mensch Sinnlichkeit und Vernunft harmonisch zu verbinden trachten müsse. Jener Gedanke seiner frühesten Abhandlung kehrt in den verschie-

* Die ganze Stelle bei Garve a. a. O. S. 393.

densten Formen bei ihm immer wieder: die Gegensätze heissen bald Natur und Cultur, bald Freiheit und Gesetz, Pflicht und Neigung, Staat der Noth und Staat der Freiheit, Erfahrung und Vernunft, Idealismus und Realismus. In der Schönheit und in der Kunst, durch welche, wie Schiller schon in der Vorbereitungszeit ahnt und andeutet, der Mensch erzogen werden soll, sind Sinnlichkeit und Vernunft zu reiner Harmonie ausgesöhnt. Darum wendete sich Schiller mit dem Gedichte „die Götter Griechenlands“ so energisch von den Anschauungen der frommen Dichter seiner Zeit ab und so sehnsüchtig den Hellenen zu*, welche die Sinne nicht sklavisch unterjochen wollten; bei ihnen glaubte er jene Harmonie, jene Ganzheit des Wesens zu finden, die allein den Menschen beruhigt. — So lässt er auch in der ersten Gestalt des „Dom Karlos“ Posa ausrufen: Sünderin Vernunft, bekehre dich zu frommer Tollheit wieder! Zerbrich dein Wappen, ewige Natur! — Bei den Griechen findet er auch später in den „Briefen über die aesthetische Erziehung“ alle Gemüthskräfte noch in harmonischer Vereinigung: „Damals hatten die Sinne und der Geist noch kein strenge geschiedenes Eigenthum.“

Schillers Geist wusste freilich alle Eindrücke, die er empfieng, in seiner originellen Weise umzuschmelzen und in sein Eigenthum zu verwandeln. Aber er selbst hat nicht verhehlt, was er Garve zu danken hatte. Wenn daher der verdiente Biograph Schillers** die Abhandlung des einundzwanzigjährigen Jünglings „vortrefflich, ja bewundernswürdig“ nennt, so muss nun andererseits auch Garves Einwirkung in das rechte Licht gestellt werden. Schillers Ausdruck ist knapper, gedrungener als der Garves, durch poetische Bilder feuriger und belebter; aber dafür fehlt ihm die ruhige Klarheit jenes Beobachters.

Fragt man dann, was den Jüngling, vor dessen leidenschaftlicher Phantasie die gigantischen Gestalten der „Räuber“

---

* Mit diesem Gedanken soll keineswegs die Erklärung des Gedichts erschöpft sein. Die Eindrücke, welche der Antikensal in Mannheim auf Schiller ausübte, schildert sein „Brief eines reisenden Dänen“; s. Ludwig Hirzel, „Schillers Beziehungen zum Alterthum“, (Aarau 1872) S. 18—19. Vgl. weiter unten S. 114.

** Hoffmeister a. a. O. I, 59.

schwebten, in dessen Kopfe die kühn philosophischen, grüblerischen Monologe des Franz und Karl Moor lebendig wurden, zu den Schriften des nüchternen Garve hatte hinziehen können? Gerade seinem mächtig sich regenden dramatischen Talente musste Garves grosse Beobachtungsgabe, sein Scharfsinn im zergliedern der menschlichen Seelenkräfte willkommne Nahrung bieten. — Die Probleme, die ich berührte, beschäftigten Schiller gleichzeitig wissenschaftlich und dichterisch. Aus den „Räubern“ will ich nur ein schlagendes Beispiel anführen. Im zweiten Acte gleich zu Beginn, da Franz über die Mittel nachdenkt, wie des Vaters Leben abgekürzt werde, ohne dass er der Mörder heissen könne, ohne dass des Zergliederers Messer irgend welche Spuren von Wunde oder Gift finden könne, lässt Schiller diesen scharfsinnigen Bösewicht sagen: Wir vermögen doch die Bedingungen des Lebens zu verlängeren, warum sollten wir sie nicht auch verkürzen können? Philosophen und Mediciner lehren mich, wie treffend die Stimmungen des Geistes mit den Bewegungen der Maschine zusammenlauten. Gichtrische Empfindungen werden jederzeit von einer Dissonanz der mechanischen Schwingungen begleitet — Leidenschaften misshandlen die Lebenskraft — der überladene Geist drückt sein Gehäuse zu Boden. — Wie denn nun? Wer es verstünde, dem Tod diesen ungebahnten Weg in das Schloss des Lebens zu ebenen? den Körper vom Geist aus zu verderben? Und Franz grübelt nun über die Mittel, um „die friedliche Eintracht der Seele mit ihrem Leibe zu stören.“ Zorn, Sorge, Gram, Furcht, diese Henker des Menschen sind ihm zu träge, aber der Schrecken in Verbindung mit der Reue und Selbstverklagung, hofft er, werden seinen Plan vollführen helfen.

Dass Schiller im übrigen in seinem ersten Trauerspiele gern die Resultate seiner Studien und besonders der Wissenschaft, die sein specielles Studium war, der Medicin, verwerthete, ist schon öfter hervorgehoben worden und zeigt besonders jene Stelle, da Franz, um Amaliens Liebe zu seinem Bruder durch Verleumdung zu vernichten, ihr in grausigen Worten das Bild eines von einer entsetzlichen Krankheit heimgesuchten Jünglings vorführt. Da redet in der That fast mehr der Mediciner als der Dichter!

Auch in der ersten Vorrede* zu den „Räubern" vom Jahre 1781, nachdem sich Schiller vertheidigt hat, dass er unmoralischen Charakteren von Seiten des Geistes glänzende Eigenschaften geliehen, stützt er sich wieder auf Garve. Er sagt dort: „Jeder dramatische Schriftsteller ist zu dieser Freiheit berechtigt, ja sogar genöthigt, wenn er anders der getreue Kopist der wirklichen Welt sein soll. Auch ist, wie Garve** lehrt, kein Mensch durchaus unvollkommen, auch der lasterhafteste hat noch viele Ideen, die richtig, viele Triebe, die gut, viele Thätigkeiten, die edel sind. Er ist nur minder vollkommen."

In den späteren Lebensjahren begleitet Schiller die Erinnerung an den Mann, der seinen philosophischen Geist kräftig angeregt hatte: erst als er Kant kennen lernte, fesselte ihn dieser mehr als alle anderen Philosophen. In einem Briefe an Reinwald vom 9. Dec. 1782 bittet der Dichter*** um die

* Sämmtl. Schriften II, hrsggb. von W. Vollmer, 1867 S. 5. Erst in der zweiten Vorrede steht dafür nur folgender Satz: „Auch ist ein Mensch, der ganz Bosheit ist, schlechterdings kein Gegenstand der Kunst und äussert eine zurückstossende Kraft, statt dass er die Aufmerksamkeit der Leser fesseln sollte . . ."

** Die Worte bei Garve a. a. O. 377, wo er vom Morde redet, der in seinem Ursprung „der Zustand eines unvollkommnen, aber nicht durchaus unvollkommnen Geistes" sei. „Denn eben dieser Mensch hat noch viele Ideen" u. s. w.

*** Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und Reinwald, hrsggb. von W. v. Maltzahn, Leipzig 1875, S. 9. Schiller verlangt ebenso Gerard, über das Genie, ein Buch, das Garve aus dem Englischen übersetzt hatte, Leipzig 1776. Man weiss, wie eifrig sich Schiller später im Anfang der neunziger Jahre mit dem Begriff des Genies beschäftigte (s. Tomaschek a. a. O. 243). Ferner begehrt dort Schiller H. Homes „Grundsätze der Kritik". Die zweite Ausgabe dieses von Meinhard übersetzten Werkes erschien, durch Garve und Engel besorgt, 1772 in 2 Bänden. In diesem Buche wird der Versuch gemacht, den Begriff der Schönheit zu zergliedern (I, 275 f.), auch der Unterschied des schönen und erhabnen berührt (280 f.), und wiederholt werden Beispiele aus Shakespeare angeführt. Schiller hat die berührten Fragen später tiefer behandelt; Homes Werk hat er gelesen. Hier will ich gleich erwähnen, dass Schiller für seine aesthetischen Vorlesungen an der Universität Jena bei der Erklärung des schönen auch besonders auf Burke Rücksicht nimmt („Fragmente aus den aesth. Vorlesungen", Winter

Bücher, welche seinem „gegenwärtigen Wunsch am nächsten liegen"; „Mendelssohns, Sulzers, Garves philosophische Schriften" finden sich darunter.

Im Jahre 1786 verlangt er von dem Buchhändler Göschen in Leipzig, dieser möge ihm „vor allem" Garves Abhandlung über die Neigungen, welche er, wie wir gesehen, früh gekannt hat, senden; und noch 1791 bittet er neben Kants Kritik der reinen Vernunft um Garves vermischte Schriften.*

Schiller kann nicht Garves „vermischte Aufsätze" meinen, sondern nur die „Sammlung einiger Abhandlungen", welche dieser bereits 1779 hatte erscheinen lassen.** Ich erwähne das ausdrücklich, weil sich in jener von Schiller gewünschten

---

1792—93, Sämmtl. Schriften X, 51, hrsggb. von R. Köhler; vgl. auch besonders Brief an Körner, 25. Januar 1793, Briefwechsel II[2], 6). Burke erst hatte die Bahn betreten, welche zur Kritik der Urtheilskraft führen musste (s. Imelmann, Schillers „Künstler", Berlin 1875, S. 40). Schiller selbst sagt im 15. „aesth. Brief" in einer Anmerkung, nachdem er Burkes Buch und eine Schrift von Raphael Mengs angeführt: „Wie in allem hat auch in diesem Stück (Erklärung der Schönheit) die kritische Philosophie den Weg eröffnet, die Empirie auf Principien, und die Speculation zur Erfahrung zurück zu führen." — Das im vorigen Jahrhundert viel gelesene Buch Burkes über den Ursprung unserer Begriffe vom erhabenen und schönen hat ebenfalls Garve 1772 aus dem Englischen übersetzt Lessing wollte es übersetzen; „ich weiss nicht," sagt Koberstein (III[5], 341, 39), „ob es vor Garves Uebertragung schon verdeutscht worden ist." — Am 11. Januar 1793 schreibt Schiller an Körner: „Besitzest oder weisst Du wichtige Schriften über die Kunst, so theile sie mir doch mit; Burke, Sulzer, Webb, Mengs, Winkelmann, Home, Batteux, Wood, Mendelssohn nebst 5—6 schlechten Compendien besitze ich schon."

* K. Goedeke, Geschäftsbriefe Schillers. 1875. S. 16 und 75.

** Die „vermischten Aufsätze", in welchen Garve die „einzeln oder in Zeitschriften" erschienenen Arbeiten sammelte, gab er erst 1796 (den I. Theil) heraus. Wenn Goedeke (a. a. O. 75) die Bemerkung macht, „Kant und Garve bezeichnen den Beginn der methodischen Studien der Philosophie für Schiller", so passt für solche am wenigsten der erste Theil jener „vermischten Aufsätze"; der zweite erschien erst 1800 nach Garves Tod. Sie behandeln nämlich Gegenstände wie diese: über den Charakter der Bauern; Lob der Wissenschaften; die Lage Schlesiens u. s. w. Da andrerseits Garves „Versuche", von welchen bald die Rede sein wird, erst 1792 (der I. Bd.) herauskamen, so kann Schiller nur die 1779 veröffentlichte „Sammlung einiger Abhandlungen aus der Neuen Bibliothek

Sammlung im ersten Theile ein Aufsatz Garves befindet, der mit Unrecht viel zu wenig beachtet worden ist. Er heisst „Betrachtung einiger Verschiedenheiten in den Werken der ältesten und neuern Schriftsteller, besonders der Dichter“. Dass diese Arbeit Schiller die Anregung gegeben zu seiner tiefer begründeten und für die Litteraturgeschichte Epoche machenden Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung“ (1795—96), will ich gleich hier in Kürze und nach den wesentlichen Puncten hin zu beweisen suchen. Zwar ist mir nicht unbekannt, dass die französischen Schriftsteller schon vielfach die Frage beschäftigt hatte betreffend die Vorzüge der alten und der neueren Dichter, zwar hatte auch Herder* diese Frage wenigstens berührt, allein alles weist darauf hin, dass Schiller nur durch Garves Behandlung den Anlass erhielt, die Frage vertiefter und gereifter ihrer Lösung entgegenzubringen.

Seit Winckelmann die Begeisterung für die antike Welt in den edelsten Geistern Deutschlands entzündet hatte, war die „Nachahmung“ der griechischen Werke und der griechischen Dichter im Gegensatz zu den lateinischen das allgemeine Losungswort geworden (vgl. Herder, Fragmente zur deutsch. Litteratur,

---

der schönen Wissenschaften und der freien Künste“ meinen, von der eine neue Ausgabe 1802 in zwei Bänden erschien.

Der oben genannte Aufsatz Garves erschien zuerst einzeln im X. Bd. der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste, Leipzig 1770, 1. Stück S. 1—37, 2. Stück S. 189—210. — Es liegt mir ferne zu verschweigen, dass auch Heinrich Kurz (Handbuch der deutschen Prosa, Zürich 1845, III, 184) — meines wissens der einzige — dem Aufsatze Garves die gehörige Beachtung geschenkt hat. „Wenn Schillers Abhandlung,“ sagt er, „von grösserem Erfolge war als der Aufsatz Garves, . . . so dürfen wir doch nicht verkennen, dass Schillers Grundgedanke schon von Garve ausgesprochen und klar erkannt war.“ — Tomaschek in seinem trefflichen Buche sagt nichts davon.

* Selbst in den „Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie“, 1794—1796, (15. u. 16. Bd. Zur Litteratur u. Kunst) wird der „berühmte Streit über den Vorzug der alten oder der neuern Nationen in Wissenschaften und Künsten“ nur kurz berührt, und der Rangstreit in ganz andrer Weise als „nichtig“ gezeigt (16, 171 f.). Wie viel schärfer handelt Schiller über diese Frage! Auch hierin musste sich Herder überflügelt sehen. — Garves kurzes Urtheil über Schillers Aufsatz unten S. 132.

dritte Sammlung). Aber wenige waren sich klar geworden, wie diese Nachahmung unter den vollständig veränderten Verhältnissen und Bedingungen geschehen sollte. Besonders der Schluss von Garves Aufsatz zeigt, dass dieser besonnene Forscher sich über die oft berührte Frage selbst Klarheit zu verschaffen suchte und dass er, wenn auch noch nicht so bestimmt und nachdrucksvoll wie Schiller, von dem neueren Dichter die Lösung ganz anderer Aufgaben erwartet. Als er seine Abhandlung verfasste, war Goethes „Iphigenie" noch nicht gedichtet, welche so deutlich zeigt, wie der wahre Dichter verfahren muss, um bei aller Begeisterung für die alten nicht ihr sklavischer Nachahmer zu werden und um allen Zeitgenossen, die ihn verstehen und empfinden wollen, verständlich zu sein.

Zu Anfang seines Aufsatzes spricht Garve von der nothwendigen und unausbleiblichen Verschiedenheit, die zwischen den ältesten und den spätern Arbeiten des menschlichen Geschlechts und des einzelnen Menschen bestehen muss. In den Werken der Kindheit sehen wir eine Kraft, die sich durch ihre blosse Energie und die Gegenstände getrieben fühlt zu wirken, in den Werken des männlichen Alters eine Kraft, die erst durch ein besonderes Interesse gereizt werden muss. Ausführlich zeigt er, dass die ältesten Dichter und Schriftsteller ihre Ideen so zu sagen „entschütteten", ohne Absicht auf Beifall, die neuen dagegen zum Zwecke das Vergnügen der Leser haben und ihren eignen Ruhm. Ferner: die alten Dichter lebten mehr in der Natur, sie standen ihr näher und lernten die Dinge besser kennen. Die Sinne waren ihre Lehrer; „sie sahen, sie hörten, sie dachten zu Folge der Eindrücke, welche die Natur und ihre Verhältnisse mit andern Menschen auf sie gemacht hatten." Wir neuere hören schon vieles durch Unterweisung und Ueberlieferung, bevor wir es gesehen; die Dinge selbst lernen wir erst später kennen. Wir beobachten sehr wenig selbst; durch die Copien werden wir auf die Originale aufmerksam, weil wir in der Vergleichung zwischen beiden eine Beschäftigung finden, die mehr nach unsrer jetzigen Denkungsart ist als die freie Beobachtung selbst. „Bei den Alten unterrichten die Sinne den Verstand, bei den Neuen der

Verstand die Sinne mehr.“ Homer kennt und stellt Dinge dar, die unsre Dichter nicht aus Erfahrung wissen und kennen, sondern durch Fleiss und Studium. Er kennt den Bau des Pfluges, des Webstuhles, Schiffes; ihm ist die Lage aller Städte und Dörfer seines Vaterlandes bekannt; er kennt die Rüstung der Krieger, ihre Art zu fechten; er ist von den Producten, dem Klima jeder Provinz unterrichtet u. s. w. Der alte Dichter sah die Natur — „naiv“ an, heisst es später bei Schiller —, wie Garve sich ausdrückt, ohne zu wissen, dass er diese Betrachtung als seine Bestimmung oder als das Mittel zu gewissen Absichten aufzufassen hätte. Unsere Dichter, wenn sie die Natur beobachten, thun es schon immer in der Absicht sie zu schildern, sie wollen sie gern schön sehen, oder wenigstens so, wie sie sich schön ausdrücken lässt. Die den alten zugeschriebene „Simplicität“ hat darin ihren Grund; sie schildern alle Arten von Gegenständen, seltene und gemeine, bekannte und fremde: wir sind gewohnt, nur gewisse Gegenstände der Beschreibung und Betrachtung werth zu halten; den alten war kein Theil der Dinge, keine Verrichtung des Menschen verächtlich.

Auch die Sprache der alten war dazu gemacht, sinnliche Bilder auszudrücken, die Worte machten den sinnlichen Anblick der Sache unmittelbar in der Einbildungskraft rege; die Ideen des Verstandes erschienen bei ihnen noch unter körperlicher, sichtbarer Gestalt. „Unsere Sprache ist für abstracte Begriffe gemacht, und unser Geist hat ihrer weit mehr als Bilder. Wenn Verstandesideen durch Bilder ausgedrückt werden, so ist es nicht mehr Bedürfniss, sondern Zierrath; es ist nicht mehr die einzige Art sie zu denken.“

Aber andrerseits, wenn die alten Dichter mehr nur die Erscheinungen der Dinge zeigen, lernen wir den innern Bau derselben kennen und erforschen. Sie gehen mit ihrer ganzen Absicht niemals weiter als uns das Bild der Sache, von der sie reden, zu überliefern: wir brauchen die Begebenheiten, die wir erzählen, die Objecte, die wir schildern, gewöhnlich nur als Gelegenheiten, eine Anzahl guter Ideen anzubringen. Die alten zeigten mehr das äussere der menschlichen Handlungen, die neueren zeigen uns mehr das innere. „Unsere Dichter sind

schon eine Art Metaphysiker und müssen es fast für uns sein." Sie zergliedern die Empfindung in die Summe der einzelnen Bewegungen, aus denen sie sich erklären lässt. Die alten erzählen umständlich die Wirkungen, die neuen bestimmter die Ursachen; wir haben den Vorzug voraus, den Menschen von seiner innern Seite, die Philosophie des Herzens, wie Garve sagt, genauer zu kennen. „Wo wir also noch original sein können, das ist in den feinern Beobachtungen des menschlichen Geistes, der Denkungsart, der Sitten." Die alten Dichter sind auch nur national, sie kennen ihr Land, ihre Menschen, ihre Geschichte: wir gehen mit unsern Erdichtungen in die weite Welt hinaus. „Wir richten uns bloss nach den allgemeinen Gesetzen der Natur; sie weit mehr nach den Verfassungen und Denkmälern ihres Volkes." Die Bewunderung, zeigt Garve des weiteren, der alten Dichter hat ihre Nachahmung veranlasst. In seiner Darlegung, dass die Werke der neueren auch beim Wunsche der Nachahmung in der Ausführung immer das Gepräge eines Jahrhunderts behalten werden, welches unter „der Aufsicht der Philosophie" steht, liegt deutlich der Hinweis, dass die neueren Dichter eine andere Aufgabe haben. „Die Werke unsrer Zeit", so schliesst Garve, „sind Denkmäler von dem, was der menschliche Geist nach Absicht, mit Bewusstsein und durch sich selbst hervorzubringen im Stande ist."

Und nun denken wir an Schillers berühmten Aufsatz, der 25 Jahre nach dem Garves verfasst ist. In den Horen erschienen im Jahre 1795 zunächst die beiden Abtheilungen „über das Naive"* und „die sentimentalischen Dichter"; bald darauf das Gedicht „die Sänger der Vorwelt", welches in den Horen noch die den Gegensatz schärfer hervorhebende Ueberschrift hatte: „Die Dichter der alten und neuen Welt".

Die Frage, welche Schiller viel beschäftigte und welche er in einem Briefe an Wilhelm Humboldt**, den „Einfluss

* Ende October beendigt. Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller I[3], 100.

** 26. October 1795. Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt (1876)[2], 184.

philosophischer Studien auf seine Gedankenoekonomie“ betonend, aussprach: Inwiefern kann ich bei dieser Entfernung von dem Geiste der griechischen Poesie noch Dichter sein, und zwar besserer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben scheint, diese bedeutsame Frage beantwortet er in der genannten Abhandlung, welcher Goethe verdankte, „erst mit sich selbst einig geworden zu sein“ (Brief an Schiller, 29. Nov. 1795). — Nach einer genauen Darlegung des Begriffs des naiven und zwar der Natur wie der Person, wobei er auf den oft ausgesprochenen Gedanken zurückkommt, der Mensch solle auf dem Wege der Freiheit und der Cultur jene Harmonie erreichen, welche nach dem Gesetze der Nothwendigkeit in der physischen Welt herrscht, stellt Schiller dar, dass wir in allem, was Natur ist, von den alten unendlich übertroffen werden. Weil aber bei uns die Natur aus der Menschheit verschwunden ist und wir nur in der unbeseelten Welt sie antreffen, darum huldigen wir ihr gerade und hangen mit Innigkeit an ihr. Wir „hören im fernen Auslande der Kunst der Mutter rührende Stimme“*; die Griechen empfanden natürlich, wir empfinden das natürliche. Der Grieche ist zwar „im höchsten Grade genau, treu, umständlich in Beschreibung von Naturscenen und Naturcharakteren, aber doch gerade nicht mehr und mit keinem vorzüglicheren Herzensantheil, als er es auch in Beschreibung eines Anzuges, eines Schildes, einer Rüstung, eines Hausgeräthes“ ist. Die Natur scheint mehr seinen Verstand und seine Wissbegierde als sein moralisches Gefühl zu interessieren; er hängt nicht mit Innigkeit, mit Empfindsamkeit an ihr, wie wir neuere: „Unser Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit.“

So wie die Natur als Erfahrung zu verschwinden anfieng, tritt sie in der Dichtung als Idee und als Gegenstand auf. Die Dichter, ihrem Begriffe nach die Bewahrer der Natur, werden entweder Natur sein oder die verlorene suchen, d. h. sie gehören je nach Zeit und Umständen entweder zu den naiven oder zu den sentimentalischen. Die naiven Dichter

* Gerade so in der Strophe 5 der 1795 gedichteten „Macht des Gesanges“.

ahmen möglichst vollständig die Wirklichkeit nach; die sentimentalischen erheben die Wirklichkeit zum Ideal. „Wer nur irgend“, sagt Schiller wie mit einem Seitenblick auf Garve, „dem Geiste nach und nicht bloss nach zufälligen Formen eine Vergleichung zwischen alten und modernen Dichtern anzustellen versteht, wird sich leicht von der Wahrheit des Gedankens überzeugen können.“ So ergibt sich der Vorzug wie die Einschränkung der alten Dichter: sie wählen solche Gegenstände, die sie ganz bewältigen können; sie gehen in ihren Gegenstand vollständig auf, übertreffen den neueren in der Bestimmtheit und Einfalt der Darstellung, „in der Kunst der Begrenzung“. Die neueren aber haben ihre Stärke gerade in dem, was undarstellbar und unaussprechlich ist. „Jene rühren uns durch Natur, durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; diese rühren uns durch Ideen.“ Die alten Dichter können in uns nicht das Gefühl des unendlichen erwecken, nicht jeden Gegenstand auf die Idee beziehen. Der naive Dichter erhält seinen Werth durch Erreichung einer endlichen Grösse; der sentimentalische, welcher es mit einer Aufgabe zu thun hat, die nur annähernd gelöst werden kann, erlangt ihn durch Annäherung zu einer unendlichen Grösse. Man hätte, meint Schiller, alte und moderne, naive und sentimentalische Dichter entweder gar nicht oder nur unter einem gemeinschaftlichen höhern Begriff mit einander vergleichen sollen. Wie im Leben der Realist, der nüchtern beobachtende und dem gleichförmigen Zeugniss der Sinne fest anhangende, und der Idealist, der die Gründe der Erscheinungen aufsucht, einander ergänzen müssen, um den wahren Charakter der Menschheit herzustellen, so ergänzen einander auch naive und sentimentalische Dichtung, um den Begriff der Poesie herzustellen, der kein anderer ist, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben. Darum, können wir im Sinne Schillers hinzusetzen, ist der Streit über die höhere Rangordnung der alten und neueren Dichter ein ganz müssiger: zusammen repraesentieren sie zwei gleichberechtigte Richtungen des menschlichen Geistes.

Jetzt erst konnte Schiller die quälende Sehnsucht gestillt sehen, welcher er als Jüngling rührenden und ergreifenden

Ausdruck gab in dem so oft verkehrt aufgefassten Gedichte „die Götter Griechenlands“.

Brauche ich nach dem gesagten breit auszuführen, dass die Einwirkung Garves unmöglich geleugnet werden kann, obwol ihn Schiller gar nicht erwähnt? Gewiss hat Schiller Garves Gedanken, den Gegensatz der griechischen und der modernen Dichtungsweise, mit tieferem Geiste erfasst und durchdrungen; manchen Punct hat er origineller beleuchtet und vor allem nicht bloss auf den Unterschied der Zeit, sondern den Unterschied der Manier geachtet*; durch die treffliche Analyse des naiven gelangte er erst zu der folgereichen Zweitheilung. Und in der That nur ein Dichter und nur ein Dichter wie Schiller, der sich so oft und selbstprüferisch, um nicht zu sagen selbstquälerisch, mit den alten Dichtern verglichen hatte, der in sich selbst eine Tiefe der Ideen bemerkte, welche er bei den alten vermisste, konnte jene Frage allumfassend und mit kritischem Geiste beantworten! —

Persönliche Bekanntschaft hat Schiller mit Garve nie gemacht; doch sollte er bald in nähere Verbindung mit ihm treten. Garve seinerseits, und damit gehen wir in die Zeit vor Abfassung des Aufsatzes „über naive und sentimentalische Dichtung“ wieder zurück, erwähnt den Dichter, so viel ich finden konnte, erst im Jahre 1788 in einem Briefe an Weisse**, in dem er Schillers historische Aufsätze lobt; „vielleicht ist er da mehr in seinem Fache, als im Drama, weil dort seine Einbildungskraft mehr im Zaume gehalten wird.“ Von dem Aufsatze über „Anmuth und Würde“, der in der Thalia erschien, heisst es***: „Er ist zuweilen schwer und gekünstelt, aber er enthält viel Schönes.“ — Des Dichters intimster Freund

* S. Schillers Anmerkung zu Anfang des Abschnitts „Die sentimentalischen Dichter“. — Auch in neuesten Zeiten, heisst es dort, haben wir naive Dichtungen, und nicht bloss in demselben Dichter, auch in demselben Werke trifft man häufig beide Gattungen vereinigt an wie in Werthers Leiden. Nach dem oben entwickelten stehe hier noch Hettners Satz (Goethe u. Schiller II, 199. 1870): „Schillers Abhandlung ist eine Auseinandersetzung sowohl mit den Griechen wie mit Goethe.“

** Briefe von Garve an Weisse. Bresl. 1803. I, 323.

*** 5. Oct. 1793 (ebd. II, 122).

Körner hatte im Juli 1792 Gelegenheit, Garve in Dresden zu sehen. Auf seiner Reise nach Altenburg und Halle kam Garve dahin*; Körner sah ihn „bei Wagners". In seiner Art zu philosophieren fand er etwas vornehmes und hofmässiges. „Im Gespräch hat er das Talent eines klaren und ausgesuchten Vortrages. Aber mit dem Inhalt darf man's nicht so genau nehmen." Seine neuesten Versuche, setzt Körner hinzu, habe ich noch nicht gelesen. Von diesen „Versuchen über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben", von denen der erste Theil 1792, der zweite 1796 erschienen, hat, wie wir sehen werden, Schiller eifrig Kenntniss genommen.

Schiller besass ein reges Dankbarkeitsgefühl für diejenigen Schriftsteller, welche auf seinen Geist in der Jugend mit Kraft eingewirkt: in diesem Sinne schrieb er noch 1803 seinem Schwager Wolzogen, als dieser sich nach Petersburg begab, er möge dem General Klinger, der auf sein dramatisches Talent Einfluss gehabt, von seiner ehrenden Hochschätzung Zeugniss geben: „Diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschlich."**

Es war daher nicht bloss das egoistische Interesse, einen geschätzten und beliebten Schriftsteller als Mitarbeiter zu gewinnen, wenn Schiller im Jahre 1794, als er die Horen ins Leben rief, unter den hervorragenden Autoren Deutschlands auch Garve einladete. Auch dieser, schreibt er an Körner, habe die Einladung angenommen und zu Beiträgen Hoffnung gemacht.*** Und am 10. Juli an Cotta†: „Schon sind 4

* Briefwechsel mit Körner, hrsggb. von Goedeke, I², 459. — An Spalding schrieb Garve von Konnewitz bei Leipzig 22. August 1792: „In Dresden habe ich 12 sehr angenehme Tage zugebracht, während welcher ich in des braven Adelungs Hause wohnte ... und manche neue schätzbare Bekanntschaft machte;" s. Erinnerungen an Garve von S. G. Dittmar. Berlin 1801. S. 53.

** Palleske I⁹, 113.

*** Briefwechsel zwischen Schiller u. Körner II², 105. — Die „Einladung zu den Horen" ist datiert vom 13. Juni 1794, von der „keinen öffentlichen Gebrauch zu machen" Schiller am Schlusse bittet. Sämmtl. Schriften X (hrsggb. von R. Köhler), 235.

† Briefwechsel zwischen Schiller u. Cotta, hrsggb. von W. Vollmer. 1876. S. 16.

vortrefliche Männer unsrer Societät beygetreten, Göthe, Herder, Garve und Engel.“

Die Antwort Garves auf Schillers Einladung lautet:*

Breßlau, d. 28. Jul. [!] 1794.

Von einem Manne, den ich selbst so sehr schätze, und von dessen Geistesproducten ich so oft bin vergnügt und belehrt worden, die Versicherung zu erhalten, daß auch meine Schriften auf ihn Eindruck gemacht haben, und selbst, wenn er mir nicht schmeichelt, ihm nützlich gewesen sind: das gehört unter die angenehmsten Belohnungen, die einen Schriftsteller, für die mit seiner Arbeit verbundnen Anstrengung und Beschwerde, schadlos halten können. Es könnte mir auch, bey dem allgemeinen Beyfalle, den alles, was aus Ihrer Feder kömmt, erhält, und mit dem mein eignes Urtheil übereinstimmt, nichts ehrenvoller seyn, als mich mit Ihnen, und einer Gesellschaft, die Sie gewählt haben, zu einer gemeinschaftlichen Arbeit zu vereinigen. Demohnerachtet trage ich Bedenken, diesen Antrag unbedingt anzunehmen. Ich bin nur selten zu schriftstellerischen Arbeiten aufgelegt. Meine Gesundheit ist seit langer Zeit geschwächt. Seit wenigen Jahren ist ein äußrer Schaden an meinem Auge hinzugekommen, der mir das Schreiben beschwerlich macht. Dieß ist Ursache, daß ich die von mir selbst unternommene Arbeiten nicht endigen kann. Es ist unerlaubt, neue Verbindlichkeiten einzugehen, ehe man seine alten erfüllt hat. Demohnerachtet versage ich mir die Hoffnung nicht, daß ich auch einmahl einen kleinen Beytrag zu der von Ihnen veranstalteten Samlung werde liefern können. Und ich werde gewiß, wenn ich irgend einen Aufsatz fertig haben werde, von dem ich glaube, daß er dem Zwecke ihrer Zeitschrift entspricht, und der guten Gesellschaft werth ist, unter der er erscheinen soll, diesen Weg der Bekanntmachung mit großem Vergnügen wählen.

Nur eine Anmerkung erlauben Sie mir: warum lassen Sie nicht das Unternehmen unter dem Nahmen der Thalia fortgehen, der schon beym Publicum, durch meisterhafte Producte mit Ehren bekannt ist? Dieser Titel ist auch weit umfassend genug, um in die Zeitschrift, welche ihn trägt, alle die verschiedenen Gegenstände aufzunehmen, welche Sie für diese neue bestimmen. Doch Sie können vielleicht Ursachen

---

* Der Freundlichkeit des Herrn Dr. Robert Boxberger, der ohne irgend welches zuthun von meiner Seite auf die blosse Nachricht von meiner Arbeit sie unterstützen wollte, habe ich die Abschrift dieses Briefes zu danken, der, so viel ich weiss, noch nicht gedruckt vorliegt. Ich bemerke, dass in der Abschrift das Datum 28. Jul. steht; nach dem oben gesagten kann es nur Juni heissen. — Leider fehlt mir Schillers Schreiben, der Garve erklärt haben muss, wie viel Anregung er durch seine Schriften erhalten.

haben, da Sie neue Arbeiter mit sich verbinden, auch ihr gemeinschaftliches Werk durch einen neuen Titel zu unterscheiden. Was mich bey der Sache am meisten freuet, ist, daß ich aus dieser Unternehmung auf Ihre wiederhergestellte Gesundheit schließe. Denn man sagte mir vor einiger Zeit, daß Sie Jena, und alle gelehrten Arbeiten Krankheits wegen verlassen hätten, und in Ihrem Vaterlande Ruhe und Erhohlung suchten. Möchten Sie sie doch daselbst gefunden haben! Es waltet, wie mir manchmahl geschienen hat, ein unglückliches Schicksal über die Literatur Deutschlands: weil eine lange Kränklichkeit oder ein früher Tod das Loos so vieler derer ist, die im Stande wären, ihr Ehre zu machen.

Der Schritt wenigstens, den ich, durch Ihre freundschaftliche Aufforderung zu einer nähern Verbindung mit Ihnen gethan habe, ist ein Vortheil, den ich nicht wieder aufgeben will, wenn ich mich auch nicht als ein sehr fleißiger Mitarbeiter Ihres Journals zeige. Ich bitte um Ihre Freundschaft und versichere Sie meiner Hochachtung, mit der wahren Empfindung, die Ihrem Verdienste und meiner Liebe zu Wissenschaft und Tugend gemäß ist.

Garve.

Die Antwort Schillers auf diesen Brief, vom 1. October 1794, bin ich in der Lage mittheilen zu können* und bemerke nur noch, dass im ersten Theil der Versuche Garve im ersten Aufsatze „über die Geduld“ handelt, im dritten „über die Maxime Rochefoucaulds: das bürgerliche Air verliert sich zuweilen bey der Armee, niemahls am Hofe“. Schiller hatte sich später noch ein Exemplar der Versuche bei Cotta bestellt, dann aber durch Garve selbst dieselben erhalten.** — Schillers Brief lautet nach der Abschrift genau so:

---

* Durch die Vermittlung von Herrn Professor Ludwig Hirzel in Bern erhielt ich von Herrn Dr. Salomon Hirzel die Abschriften zweier werthvoller Briefe Schillers an Garve, die, wenn vielleicht auch früher schon einmal gedruckt, doch nie verwerthet worden sind. Salomon Hirzel schrieb: „Ich halte die Briefe nicht für ungedruckt, glaube vielmehr mich zu erinnern, sie vor langen Jahren einmal in einem schlesischen Blatte gedruckt gefunden zu haben.“ — (Schlesische Provinzialblätter?) — Meinen Dank für diese Zusendung kann ich leider nur an einen edlen todten richten.

** Schiller an Cotta (a. a. O. 180): „Den Garve, welchen Sie mir geschickt haben, brauche ich nicht. Der Verfasser hat mir selber ein Exemplar gesendet.“ Vergl. Schillers Kalender vom 18. Juli 1795—1805. (1865) S. 24. „20. Mai 1796. Von Garve nebst Büchern.“ Der dritte Theil der „Versuche“ erschien erst 1797.

Jena, den 1. October 1794.

Die freundschaftlichen Gesinnungen, die in Ihrem Briefe athmen, und die wahre Sprache des Herzens, die in demselben nicht zu verkennen ist, haben mich höchlich erfreut, und von ganzen Herzen stimme ich in den Ton ein, den Sie für unser künftiges Verhältniß darin festgesetzt haben. Ja mein vortreflicher Freund, laßen Sie uns einander von nun an nicht aus den Augen verlieren, und betrachten Sie mich als einen alten Gefährten auf dem Wege zur Wahrheit, auf dem man nicht genug Gesellschaft finden kann, und doch oft so vergeblich sucht.

Ich möchte gleich jetzt von diesem vertraulichen Verhältniß, das Sie mir erlauben, Gebrauch machen, und fragen, mit welcher Materie Sie Sich jetzt beschäftigen? Das Gebiet, worinn Sie wirken und am liebsten verweilen, ich meyne die durch philosophischen Geist beleuchteten moralischen WeltErscheinungen sind so mannichfaltig und unerschöpflich, daß sie sich unter den Händen des Forschers eher vervielfältigen, als vermindern. Ich habe in Ihren Versuchen über verschiedene Gegenstände aus der Moral ꝛc. aufs neue Gelegenheit gehabt, das schöne philosophische Licht zu bewundern, das Sie selbst über solche Gegenstände zu verbreiten wußten, die der Willkühr allein ihren Ursprung und ihre Form zu verdanken schienen. Ihre Betrachtungen über die Stelle von Rochefoucauld sind gewiß das Gedachteste, was je über diesen Gegenstand mag gesagt oder geschrieben worden seyn. Ich erwähne hier deßwegen dieses Aufsatzes ins besondere, weil er einer Arbeit, mit der ich mich seit einiger Zeit beschäftige, ziemlich nahe liegt, und mich gewißermaßen zu Ihrem Nachbar in diesem Fache macht. Ich habe nehmlich den Versuch gemacht, in einem Aufsatze über den aesthetischen Umgang den Grundsatz der Schönheit auf die Gesellschaft anzuwenden, und den Umgang als ein Objekt der schönen Kunst zu betrachten. Da ich auf diesem Wege natürlicherweise darauf geführt werde, den sogenannten guten Ton, wie ihn Zeiten und Verhältniße eingeführt haben, nach objectiven Principien des Geschmacks zu beurtheilen, so komme ich Ihnen sehr nahe, obgleich unsre beiden Felder nicht ineinander laufen. Aber es freute mich unendlich, zu sehen, daß meine Ideen über diese zarten und delikaten Phänomene, den Ihrigen begegnen, und daß wir in den Hauptpunkten sicher einverstanden sind.

Es ist noch eine Materie, die ich von Ihnen vorzugsweise beleuchtet wünschte, das Verhältniß des Schriftstellers zu dem Publikum und des Publikums zu dem Schriftsteller. In unsern Zeiten, wo ein so großer Theil der Menschen seine eigentliche Erziehung durch Lecture bekommt, und wo ein anderer nicht unbeträchtlicher Theil sich diese Erziehung durch Schriften zum Geschäft seines Lebens macht, scheint es mir eben so interessant als zweckmäßig das Innere dieses wechselseitigen Verhältnißes aufzudecken, die Folgen die es für beide Theile

hat, anthropologisch zu entwickeln, und es wo möglich, durch ein aufgestelltes Ideal von dem, was es für beide Theile seyn könnte und sollte, zu reinigen und zu veredeln. Vielleicht sind Sie nicht abgeneigt, diese Materie einmal Ihrer nähern Prüfung zu unterwerfen.

Ich will Ihnen bey dieser Gelegenheit auch melden, daß unser Journal nun gewiß zu Stande kommt, und alle Umstände sich zu Begünstigung desselben vereiniget haben. Es sind bereits 16 bekannte und gute Schriftsteller demselben beygetreten, und versprechen den thätigsten Antheil. Darf ich mir Hofnung machen, daß wir etwa in einem der ersten drey Monathstücken etwas von Ihrer Feder erhalten. Sie werden dadurch unsre ganze Gesellschaft höchlich verbinden, am meisten aber

Ihren
herzlich ergebenen und Sie innig
verehrenden Freund
F. Schiller.

Dieser interessante Brief gibt in mancher Beziehung zum nachdenken Anlass. Zunächst beachten wir Schillers Worte, er beschäftige sich seit einiger Zeit mit einer Arbeit, die ihn gewissermassen zu Garves Nachbar in diesem Fache mache. Schon aus Schwaben hatte der Dichter an Körner* 4. Oct. 1793 geschrieben, er sei froh, wenn er bei seinem körperlichen Leiden von Zeit zu Zeit ein kleines ganzes vollenden könne. „Ich habe jetzt wieder eine kleine Schrift, etwa wie «Anmuth und Würde» angefangen, die mir oft viele Freude macht. Sie handelt vom aesthetischen Umgang. So viel ich weiss, hat man darüber noch nichts Philosophisches, und ich hoffe, Du sollst an der Ausführung sehen, dass diese Materie von sehr vielem Interesse ist.“ Ueber das naive, setzt er hinzu, werde er gleichfalls einen kleinen Tractat aufsetzen. Dieser Aufsatz über den aesthetischen Umgang ist nie selbständig erschienen. Es scheint, sagt Tomaschek,** er ist in die Briefe (an den Herzog von Augustenburg) selbst oder erst in deren spätere Ueberarbeitung für die Horen verwoben worden.

Unzweifelhaft finden sich viele Gedanken über die Gesellschaft, vom „Grundsatz der Schönheit“, wie unser Brief sagt, betrachtet, in den Briefen „über die aesthetische Erziehung“

* II², 81.
** Schiller in seinem Verhältniss zur Wissenschaft S. 260 Anm. 2.

(Horen 1795, 1. Stück). Man denke besonders an die Briefe 26 und 27, in denen Schiller zeigt, wie der Spieltrieb den Bildungstrieb aufweckt, wie erst, wenn das Bedürfniss gestillt ist, die Einbildungskraft ihr ungebundenes Vermögen entwickelt. Der aesthetische Schein der Dinge ist des Menschen Werk; ein Gemüth, „das sich am Scheine weidet,“* ergetzt sich schon nicht mehr an dem, was es empfängt, sondern an dem, was es thut. Aber nur soweit der Schein aufrichtig ist und selbständig, ist er aesthetisch; sobald er Realität heuchelt und deren zu seiner Wirkung bedürftig ist, kann er nichts für die Freiheit des Geistes beweisen.** Erst durch mancherlei Uebergänge gelangt der Mensch auf jene Höhe der freien Betrachtung, auf der sich ihm die Welt wie ein Schauspiel darstellt. Gegen diejenigen, welche die Frage aufwerfen: was hat wol die Gesellschaft dabei gewonnen, dass jetzt die Schönheit dem Umgange Gesetze gibt (vgl. Brief 10), führt Schiller durch, dass die Schönheit, wie sie den Streit der Naturen in seinem einfachsten Exempel, in dem ewigen Gegensatz der Geschlechter*** löst, ebenso wenigstens dahin zielt, ihn auch in dem verwickelten ganzen der Gesellschaft zu lösen und alles sanfte und heftige in der moralischen Welt zu versöhnen (Brief 27). „Jetzt wird die Schwäche heilig und die nicht gebändigte Stärke entehrt; das Unrecht der Natur wird durch die Grossmuth ritterlicher Sitten verbessert.“ Wenn in dem dynamischen Staate der Rechte der Mensch dem Menschen als Kraft begegnet, in dem ethischen Staate der

* S. „Das Ideal und Leben“ 1795. „An dem Scheine mag der Blick sich weiden.“

** Prolog zum Wallenstein: „Danket ihr's, dass sie ... die Täuschung, die sie schafft, aufrichtig selbst zerstört und ihren Schein der Wahrheit nicht betrüglich unterschiebt.“ Vergl. „an Goethe“ (1800): „Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen“ und: „nichts sei hier wahr und wirklich als die Thräne; die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn. Aufrichtig ist die wahre Melpomene, sie kündigt nichts als eine Fabel an.“

*** Vgl. die Gedichte „die Geschlechter“, „Macht des Weibes“ (beide 1796 gedichtet). Wilhelm Humboldts Abhandlungen „über den Geschlechtsunterschied“ und „über die männliche und weibliche Form“ erschienen 1795 in den Horen.

Pflichten sich ihm mit der Majestät des Gesetzes entgegenstellt, so darf er ihm im Kreise des schönen Umgangs, in dem aesthetischen Staate nur als Gestalt erscheinen, nur als Object des freien Spiels gegenüber stehen.* Hier darf weder das einzelne mit dem ganzen, noch das ganze mit dem einzelnen streiten; hier darf es nur Sieger, aber keinen besiegten geben. In dem Reiche des aesthetischen Scheins wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer so gern auch dem Wesen nach realisiert sehen möchte. Wie die reine Kirche, heisst es am Schluss in einer Anmerkung, und die reine Republik dem Bedürfniss nach in jeder feingestimmten Seele, der That nach wol nur in einigen wenigen auserlesenen Cirkeln sich finden, so ist es auch mit dem Staate des schönen Scheins, „wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigne schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch weder nöthig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuwerfen, um Anmuth zu zeigen.“ Die Verfassung eines solchen Staates als „einen ersten Versuch derselben“ zu geben, verspricht Schiller zuletzt, offenbar auf die beabsichtigte Abhandlung vom aesthetischen Umgange hindeutend.**

Aber nicht bloss in den „Briefen“ finden wir Gedanken, welche auf Schillers Beschäftigung mit diesem Thema hindeuten: auch im Aufsatz über das „Naive“ treffen wir solche. Schon 1794 hatte der Dichter freudige Befriedigung gefühlt über das zusammenstimmen aller seiner Ideen. In Schwaben waren sie reif geworden, und später gab er ihnen in rasch aufeinander folgenden Aufsätzen und Gedichten Ausdruck.***

---

* „Ideal und Leben“ (1795) Strophe 6: „Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen“ und: „Nur der Stärke wird das Schicksal zwingen, Wenn der Schwächling untersinkt“; Strophe 11: „Des Gesetzes strenge Fessel bindet Nur den Sklavensinn, der es verschmäht“; Strophe 3: „Aber frei von jeder Zeitgewalt . . . Wandelt göttlich unter Göttern die Gestalt“, vergl. 13.

** Vergl. Schillers Werke (Hempel) XV (hrsgb. von Maltzahn und Boxberger) S. 444.

*** So schreibt er Dec. 1795 Körner: „Der Aufsatz über aesthetische Sitten ist schon ein alter und ganz, wie er da ist, vor mehr als zwei Jahren in Schwaben gemacht.“ (Briefw. mit K. II^2, 182.)

„Eine solche Einheit," schreibt er an Körner* 5. Januar 1795, „als diejenige ist, die dieses System zusammenhält, habe ich in meinem Kopfe noch nie hervorgebracht." Es ist daher kein Wunder, dass auch in der 1795 in den Horen erschienenen Abhandlung „über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen",** ferner im Aufsatze „über den moralischen Nutzen aesthetischer Sitten", der 1796 in den Horen erschien, Schillers Gedanken über jenes Thema wiederkehren und er an Garves Behandlung wenigstens anstreift.

Betrachten wir Garves Aufsatz*** in zusammengefasster Kürze — die redselige Breite schadet der Wirkung seiner feinsinnigen Abhandlungen, und zuweilen fällt leider dem Leser derselben das Wort Voltaires ein, le secret d'ennuyer est celui de tout dire — wir werden sehen, dass Schiller in den „Briefen über aesthetische Erziehung" über „diese zarten und delikaten Phaenomene" ihm, wie er in unserm Briefe sagt, nahe kommt, aber doch nie mit ihm ganz übereinstimmt. Garves Aufsatz ist gewiss auch sittengeschichtlich von Interesse.

Auf Anlass der Bemerkung Rochefoucaulds, dass der vornehm gewordene Bürger die vornehmen Sitten eher unter Soldaten als unter Hofleuten erlernen könne, legt Garve sich die Frage vor, ob und worin ein Vorzug des Adelstandes vor dem Bürgerstande existiere. Er betrachtet den Umgang als eine „Kunst", die wie alle Künste nur durch Uebung zur Vollkommenheit gebracht wird; es ist Thatsache, dass „die grösste Feinheit der Sitten", „der wahrhaft gute Ton" nicht in den Handelsstädten, nicht in den Universitäten und Musensitzen, sondern in den Hauptstädten und Residenzen gesucht wird.

In der sogenannten guten Gesellschaft oder in der, welche sich an die grossen des Landes anschliesst, findet man mehr Personen, die ein natürliches Wesen zeigen, die Abwesenheit

---

* Briefw. II², 134.

** Ursprünglich erschien sie in den Horen in zwei Abtheilungen: „von den nothwendigen Grenzen des Schönen besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten" und „über die Gefahr aesthetischer Sitten", sämmtl. Schriften X, 387 ff.

*** Versuche I. Theil, S. 297—452.

alles Zwanges und aller Spuren von Verlegenheit, den vertraulichen Ton mit seines gleichen, der doch nie aus den Schranken des Anstandes tritt. Auch Hofleute „von sonst mittelmässigem Verdienste“ haben diese Vorzüge. Um Fortschritte in der Kunst des Umganges zu machen, ist der vielfache und häufige Verkehr der Menschen unter einander nothwendiger als zur Vervollkommnung jeder andern Kunst. Im Umgang „bringt jeder seine Gerechtsame, seine Ansprüche, seine Absichten, seine Leidenschaften mit;“ es müssen Mittel gefunden werden, wodurch bewirkt wird, dass alle bei einander vergnügter sind, als sie einsam sein würden.

Musse gehört zum Genuss des Umgangs, sie aber setzt Befreiung von Nahrungssorgen voraus: die begüterten adlichen besitzen weit mehr die Musse als die reichen anderer Stände, die durch Geschäfte oder Gewerbe, denen sie ihre Reichthümer verdanken, abgehalten werden. Dazu kommt, dass auch sonst ungleichartige Menschen vereinigt und vergnügt werden durch einen „gewissen Genuss verfeinerter Sinnlichkeit“. Der reiche Kaufmann aber bewegt sich in einem weit engeren Kreise von Gesellschaften, auf welchen er Einfluss hat; bei dem Adel dagegen ist es allgemein Sitte, dass in den grossen Häusern viele täglich eingeladen und bewirthet werden, die niemals daran denken, diese Gastfreiheit zu erwidern. In der grossen Welt und an den Höfen ist die Gesellschaft zahlreicher, mannigfaltiger zusammengesetzt, abwechselnder: dadurch wird die Gleichförmigkeit in Geist und Sitten vermieden, dadurch werden die Menschen mehr geschickt, sich gegenseitig abzuschleifen. In dieser Sphaere wird in der That der Umgang, der nur eine Erholung des Lebens sein sollte, zu einem Geschäfte; die ganze Thätigkeit richtet sich darauf, Gesellschaften anzuordnen oder sich zu andern vorzubereiten. So sehr der Umgang daher feinere Ausbildung befördern mag, „so kann er doch in Absicht der wahren Veredlung des Geistes die Stelle des Studiums und des ernsthaften Nachdenkens nicht ersetzen.“ — Im Begriffe „des bürgerlichen Airs“ (402—407) findet Garve folgende Bestandtheile: ein affectiertes und ceremoniöses Wesen, welches die Pflichten der Höflichkeit übertreibt und weitschweifig macht, so dass die Gesellschaft da-

durch belästigt wird; dann eine gewisse Blödigkeit, die doch nicht ohne Stolz ist. „An allen Orten und Enden der Welt ist der edle Anstand derjenige, welcher das Bewusstsein einer gewissen Würde ausdrückt“ (383). Die Furcht aber ver achtet zu sein oder verachtet werden zu können, die ein schickliches Betragen erschwert, wandelt den adlichen viel seltner an, der oft doch nur ererbte oder unverdiente Vorzüge hat. Endlich finden wir Unwissenheit der bestimmten Rechte und Forderungen jedes Standes und also „Unwissenheit in Absicht des Grades von Freimüthigkeit und Zurückhaltung“.

Rochefoucauld aber hat Recht (408—411), wenn er meint, dieses bürgerliche Air verliere sich eher in dem rohen Militärstande, unter dem Getümmel der Waffen, als in Gesellschaften, wo die äusserste Verfeinerung der Lebensart herrscht. Denn die schnelle Versetzung in eine glänzendere Sphaere muss die Schüchternheit und Affectation eher vermehren als vermindern. In dem Militärstande, ist die Ansicht Garves, lernt der bürgerliche freimüthig und unerschrocken handeln, andrerseits vertraulich und ohne Zwang mit sehr vielen und vielerlei Menschen umzugehen. Nach diesen des weitern ausgeführten speciellen Beobachtungen kommt Garve zum Schluss, dass es „zwei Hauptarten der Erziehung des Menschen“ gebe; die eine nennt er die gelehrte, welche den Verstand bereichert, die moralischen Gefühle vervielfältigt und verfeinert, die andre die militärische, welche den Körper abhärtet, die Sinne schärft, den Muth stählt, in die Ausführung Festigkeit und Kraft bringt.

Auf jeder dieser Laufbahnen gelangt der Mensch zu gewissen Vorzügen und geht anderer verlustig. Nur wenn zuweilen (428) durch glückliche Umstände sich in einer Person der militärische Geist mit dem philosophischen vereinigt, dann erscheinen die grössten Männer und die liebenswürdigsten Menschen. Friedrich II. von Preussen zählt er zu diesen.

Zum Schluss sieht Garve, „vielleicht in den Aufwallungen eines Enthusiasmus, der die Erfahrung in seinen Ahndungen überfliegt“, den glücklichen Zeiten entgegen, „wo von adlichen Sitten und bürgerlichem Air unter uns weit weniger die Rede sein wird,“ wo auch Schilderungen wie die seinige „nur als

historische Denkmäler eines ehemaligen Zustandes der Dinge werden interessiren können“ (446). Einerseits wird der gesellige Umgang in den höheren Classen immer mehr von den Fesseln willkürlicher Regeln befreit werden, andererseits die Gelehrsamkeit sich immer mehr mit dem Geschmack vereinigen. „Wo beide vereinigt sind, führen sie unfehlbar den Menschen zur Geselligkeit.“ Der wahrhaft grosse Mann, so schliesst Garve, ist ebensosehr über seinen eigenen Stand, und wenn er der höchste wäre, als über die übrigen Stände erhaben. Er für sein Theil strebt nach den Vollkommenheiten des Menschen und nach den Verdiensten eines Weltbürgers.

Gewiss begegnen sich manche Ideen Schillers und Garves auch hier; in die Lücke, da Garve nur von der militärischen und gelehrten Erziehung redet, tritt Schillers aesthetische ein. Auch Garve sieht den Umgang als Kunst an; Freiheit von den Fesseln willkürlicher Regeln und Geschmack, das ist sein Gedanke, führen den Menschen zu jener Geselligkeit, wo jeder, nach seinen Worten, „seine Gerechtsame“ hat; auch er sieht am Schluss eine Zeit voraus, wo diese Geselligkeit ins Leben treten wird, ohne dass er so wenig wie Schiller an einen freien nationalen Staat denkt. — Aber gegenüber Garves empirischer Beobachtungsweise ist Schillers Augenmerk darauf gerichtet, objective Normen des Geschmackes aufzustellen. In unserm Briefe vom 1. October 1794, in der Zeit, wo er schon mit der Arbeit an den „Briefen über aesthetische Erziehung“ beschäftigt ist, deutet er daher sehr schonend an, dass bei aller Nachbarlichkeit „ihre Felder doch nicht ineinander laufen.“

Seinem erhabenen Geist kann der Hinweis auf die „geistlose Nachahmung fremder Sitten“ nicht genügen; auch beim Umgang soll die Freiheit des Menschen in die Erscheinung treten, seine „eigne schöne Natur soll sein Betragen lenken“.

Oben sagte ich, Schillers Gedankenarbeit streife nicht bloss in den „Briefen“ an die Garves, sondern ebenso in dem Aufsatze, der ursprünglich in den Horen unter dem Titel erschien: „von den nothwendigen Grenzen des Schönen besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten“, in welchem Schiller auch auf jene Abhandlung Garves über Rochefoucaulds Maxime hinweist. Schiller bespricht die drei Arten, Erkennt-

nisse mitzutheilen. Nach den Kategorien Kants soll die streng wissenschaftliche Darstellung die Erkenntnisse als nothwendig, die populäre als wirklich, die schöne als möglich und wünschenswerth mittheilen. Die wissenschaftliche Schreibart zeigt, dass das vorgetragene sich nothwendig so verhalten müsse, sie bewirkt strenge Ueberzeugung aus Principien.* Der Verstand wird durch den stetigen Zusammenhang der Begriffe allein befriedigt; dieser aber wird jedesmal gestört, so oft die Einbildungskraft ganze Vorstellungen in diese Kette von Abstractionen einschaltet. Daher, sagt Schiller in einer Anmerkung, wird ein Schriftsteller, dem es um wissenschaftliche Strenge zu thun ist, sich der Beispiele sehr ungern und sparsam bedienen.** Die schöne Darstellung erst zeigt die „beiden vornehmsten Eigenschaften", Sinnlichkeit im Ausdruck und Freiheit in der Bewegung; sie trägt die Wahrheit so vor,

---

* Sämmtl. Schriften X, 390.

** Es ist der Bemerkung sehr werth, dass Garve schon 1793 einen kleinen Aufsatz veröffentlichte „von der Popularität des Vortrages". Heinrich Kurz (a. a. O. 331) meint, dieser Aufsatz „findet zum Theil in Schillers Abhandlung neue Begründung". Allein 1795 erschien die Schillersche, Garves Abhandlung 1793 in den „schles. Provinzialblättern", wo Schiller sie wol nicht kennen lernte; erst 1796 liess Garve sie im ersten Theil der „vermischten Aufsätze" (S. 331—358) wieder abdrucken. — In dem unbedeutenden Aufsatz richtet sich Garve gegen diejenigen Schriftsteller aus der Kantischen Schule, welche an den Namen eines „Populärphilosophen" eine verächtliche Nebenidee knüpfen. Bilder und Beispiele, meint er, zeichnen den populären Vortrag am meisten aus: darum müssen dem Schriftsteller, der für das grössere Publicum arbeitet, neben dem Verstand auch Witz und Einbildungskraft zu Hilfe kommen. Er kommt zum Schlusse, dass eine Untersuchung tief und gründlich und doch allgemein fasslich, selbst leicht sein könne.

Wenn Schiller Garves Aufsatz auch nicht gekannt hat, so ist es doch interessant, dass er sich mit einem ähnlichen Thema beschäftigte; in der Behandlung desselben fand man in Berlin, wie ich aus einem Briefe Wilhelm Humboldts sehe (1795 Nov. S. 213[2]), „die Art zu philosophiren wieder, an die man sonst durch Lessing, Mendelssohn u. s. f. gewöhnt gewesen sei." Und Humboldt selbst setzt hinzu: „Sie haben mir noch nie ein Wort über diesen Aufsatz gesagt. Haben Sie doch die Güte, mir auch einmal historisch zu bestätigen, dass er von Ihnen ist."

dass der Einbildungskraft ihre Freiheit bleibt trotz der innern Nothwendigkeit der Sache.

Aber, führt Schiller aus, der schöne Ausdruck passt ebenso wenig für den Lehrstuhl als der schulgerechte für den schönen Umgang und für die Rednerbühne. Daher hält er es für schädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, „worin wissenschaftliche Materien in schöne Form eingekleidet sind, denn der Verstand wird bei dieser Lectüre immer nur in seiner Zusammenstimmung mit der Einbildungskraft geübt und lernt daher nie die Form von dem Stoffe scheiden. Ueberhaupt findet er es bedenklich, dem Geschmack seine Ausbildung zu geben, ehe man den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Daher sieht man den Geist der Oberflächlichkeit sehr oft in solchen Ständen und in solchen Cirkeln, die sich sonst nicht mit Unrecht der höchsten Verfeinerung rühmen. „Herr Garve", setzt Schiller in der Anmerkung hinzu, „hat in seiner einsichtsvollen Vergleichung bürgerlicher und adelicher Sitten im ersten Theil seiner Versuche (einer Schrift, von der ich voraussetzen darf, dass sie in Jedermanns Händen sein werde) unter den Prärogativen des adelichen Jünglings auch die frühzeitige Kompetenz desselben zu dem Umgange mit der grossen Welt angeführt, von welchem der Bürgerliche schon durch seine Geburt ausgeschlossen ist." Garve aber habe seine Meinung nicht gesagt, ob in Absicht auf die innere Bildung des adelichen Jünglings dieses Vorrecht als ein Vortheil zu betrachten sei: „Wenn es auch fernerhin bei der Einrichtung bleiben soll, dass der Bürgerliche arbeitet, der Adeliche repräsentirt, so kann man kein passenderes Mittel dazu wählen, als gerade diesen Unterschied in der Erziehung, aber ich zweifle, ob der Adeliche sich eine solche Theilung immer gefallen lassen wird."

Erst wenn wir einer Wahrheit schon in hohem Masse mächtig sind, können wir ohne Gefahr die Form verlassen, in welcher sie gefunden wurde; man muss einen grossen Verstand besitzen, um selbst in dem freien Spiele der Imagination sein Object nicht zu verlieren. Die schöne Darstellung soll die Totalität der Geisteskräfte beschäftigen; „sie bemächtigt sich des ganzen Menschen, seines Verstandes, seines Gefühls, seines

Willens zugleich." Wer die Kenntnisse nicht bloss richtig erfasst hat, sondern auch schön mitzutheilen weiss, beweist, dass er sie in seine Natur aufgenommen hat und in seinen Handlungen darzustellen fähig ist.* Nichts als, was in uns selbst schon lebendige That ist, kann es ausser uns werden.

Bei dem aesthetisch erzogenen Menschen, das ist die eigentliche Meinung Schillers, die er zu Beginn des Aufsatzes anführt und worin er mit Garve im wesentlichen übereinstimmt, sind „die sinnlichen und geistigen Kräfte in Harmonie" gebracht und in einem innigen Bündniss vereinigt.

Wie dann in der kleinen Abhandlung „über die Gefahr aesthetischer Sitten" 1795 gezeigt wird, dass der Geschmack verderblich im Gebiete des eigentlich moralischen wirke,** wenn er das erhabene Gefühl unserer persönlichen Würde verdränge, wenn der Mensch im Conflict mit andern Aufforderungen die heilige Stimme der Pflicht überhört, so führt Schiller andrerseits in der ein Jahr später erschienenen „über den moralischen Nutzen aesthetischer Sitten" durch, dass der Geschmack der sittlichen Cultur zu Hilfe komme. „Der Geschmack fordert Mässigung und Anstand, er verabscheut alles, was eckigt, was hart, was gewaltsam ist." Dass wir auch im Sturm der Empfindung die Stimme der Vernunft anhören, fordert bekanntlich der gute Ton, der nichts anderes ist als ein aesthetisches Gesetz, von jedem civilisierten Menschen. Der Geschmack, der die blinde Gewalt der Affecte bricht, bringt zwar noch keine Tugend hervor, aber er gibt dem Gemüthe eine für die Tugend zweckmässige Stimmung, weil er die Neigungen erweckt, die ihr günstig sind.

In unserm Briefe wünscht Schiller zuletzt von Garve „das Verhältniss des Schriftstellers zum Publicum" und umgekehrt beleuchtet zu sehen. Dieses hat ihn in jener Zeit viel be-

---

* Vergl. „22. Brief über aesthet. Erziehung" und das Epigramm „Mittheilung" 1796 („bei dem Schönen allein macht das Gefäss den Gehalt").

** Vgl. „der Genius" 1795:

„Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz, —
O, dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld!" u. s. w.

schäftigt. Schon vorher (12. Sept. 1794) forderte er Körner* auf, sein Ideal der Schriftstellerei bald möglichst hinzuwerfen. Als dieser erwiderte, durch Schillers neunten aesthetischen Brief sei die Materie vorweggenommen, meint Schiller, es sei vielmehr noch alles zu sagen übrig, und eine Uebereinstimmung in Principien ja eher zu wünschen als zu fürchten (10. November). Der Dichter entwickelt dabei seine Ideen; bei dem schriftstellerischen Vortrag solle auf die Gattung gewirkt werden, „und das muss durch die Gattung geschehen," zugleich solle auf jedes Individuum gewirkt werden, „und das muss durch Individualität geschehen." Also sei die Forderung: generalisierte Individualität. Die Materie sei aber noch unendlich reicher, wie Körner finden werde. — Garve muss auf den vorliegenden Brief in einer Weise geantwortet haben,** welche Schiller nicht befriedigen konnte. Seinem Körner schreibt er nämlich: „aus dem Briefe Garves, den ich beilege, siehst Du, dass Du seine Concurrenz in dem Aufsatz über Schriftstellerei, auch wenn er über diese Materie schreiben sollte, nicht zu fürchten hast." Und hart bezeichnet Körner Garves Brief als das Geschwätz eines kranken.*** „Fast sollte man glauben. er hätte sich Mühe gegeben, die platteste und trivialste Seite des Gegenstandes herauszusuchen."

Gegen Ende desselben Jahres 1794, da Schiller in Redactionsnoth ist, stellt er dem Freund seine Lage vor: Goethe, Herder, Fichte lassen ihn warten, „Garve krank, Engel faul." „Ich rufe also Herr, hilf mir, oder ich sinke."

In ganz ähnlicher Weise, wie er Körner seine Gedanken über Schriftstellerei mittheilte, schreibt im Beginn des folgenden Jahres Schiller an Garve in einem durch den Druck bereits bekannten Briefe.† Dort bedauert er, dass es ihm nicht

* Briefw. mit K. II², 113; vgl. II, 121 und 123.

** Die „N. Freie Presse" in Wien, wie das Feuilleton in Nr. 4229. 1876. mittheilte, ist im Besitze Garvescher Briefe an den Dichter. Auf eine Anfrage bezüglich des Inhalts erhielt ich keine Antwort.

*** 20. Nov. 1794. a. a. O. II, 126.

† 25. Jan. 1795. s. Schillers Briefe, Berlin, allg. D. Verlags-Anst. II, 1, 111 f. Das Original ist nach Aug. Kahlert, der das Schreiben zuerst im Deutschen Museum, Jahrg. 1. 1851. Januar — Juni S. 144—146,

gelungen sei, Garve zur Behandlung des Gegenstandes aufzumuntern. Es sei ein ganz eigenthümliches Unterscheidungszeichen der neueren Welt von der alten, den grössten Theil ihrer Ausbildung auf diesem Wege zu erhalten. Da beim sprechenden das Individuum sich schon mehr in die Sache mische und mischen dürfe, von dem schreibenden aber die Sache weit strenger gefordert werde, so müsse man auf ein Mittel die Aufmerksamkeit richten, der Sache nichts zu vergeben und dennoch durch Mittheilung seiner Individualität den Vortrag zu beseelen.

In jenem Briefe übersendet Schiller das erste Stück der Horen mit dem Beginn der „Briefe über aesth. Erziehung". — „Möchte der Inhalt des Stückes," schreibt er Garve, „Ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth sein." Da Garve damals allgemein für einen Schriftsteller galt, der auch ganz besonderes Talent für die Fragen des Rechtes und der Politik bewährte,* so äussert Schiller: „Ich würde mich sehr freuen, wenn das politische Glaubensbekenntniss, das ich in dieser ersten Lieferung meiner Briefe ablege, auf irgend eine Weise mit dem Ihrigen übereinstimmte." Zugleich gibt Schiller eine Rechtfertigung über den Gebrauch des Wortes „aesthetisch", gegen welches Garve Einwendungen gemacht haben muss. Es gebe in unsrer Sprache kein Wort, welches die Beziehung eines Gegenstandes auf das feinere Empfindungs-Vermögen bezeichne. Wie er von einem moralischen Umgang spreche, wenn er auf solche Verhältnisse gehe, die sich durch Pflichten bestimmen lassen, von einem physischen, wo bloss das natürliche Bedürfniss Gesetze gebe: so nenne er ihn aesthetisch, wo sich die Menschen nur als Erscheinungen gegen einander verhalten und wo nur auf den Eindruck, den sie auf den Schönheitssinn machen, geachtet werde.

---

herausgab, fälschlich vom „25. Jenn. 94" datiert. Der Name des Adressaten ist von demselben durch Vermuthung gefunden.

* Zunächst verweise ich hier nur auf Fr. Gentz Briefe an Garve 1789—98 hrsggb. von Schönborn 1857. Dass die Abhandlung Garves „über das Verhältniss zwischen Moral und Politik" 1788 sogar Kant zu seinem Entwurf „zum ewigen Frieden" (1795) angeregt hat, hoffe ich bei späterer Gelegenheit einmal zu erweisen.

Für die Horen lieferte Garve nichts; seinem vertrauten Freunde* berichtet er: „Schiller, der mich auch unter die Mitarbeiter seiner Horen gesetzt,** hat dabei mehr auf seine Anfrage bei mir als auf meine Antwort gesehen. Diese war weit mehr eine Entschuldigung als eine Zusage“ (s. S. 117). Im Juni desselben Jahres 1795 bemerkt er vom fünften Stück der Horen, es enthalte interessante Materien und in den Aufsätzen auch gute Sachen. „Aber wo man schlichte Prosa erwartet, findet man Poesie; wo man Thatsachen oder gemeine Erfahrungen und leichte Schlussfolgen erwartet, findet man ein tiefsinniges Raisonnement, dem man kaum folgen kann.“*** — Wie gut charakterisiert damit Garve seine und die Schillersche Art der Behandlung; was Wunder, dass Schillers „Briefe“ seinen Beifall nicht ganz finden!† „Ich dächte, leichte Sachen“, schreibt er, „wären darin schwer gemacht. Gute, aber nicht tiefsinnige Ideen sind in einem tiefsinnigen Gewande vorgetragen: das Umgekehrte würde mir besser gefallen. Suaviter in modo, sed fortiter in re.“ — Die Gespräche der Emigrierten (von Goethe) haben ihm dagegen gefallen. „Das ist ein Wort geredet zu seiner Zeit.“ Im April des J. 1796 äussert er sich auch über Schillers Abhandlung über „naive und sentimentalische Dichtung“; ihm ist „die Eintheilung und die fernere Classification ein philosophischer lusus ingenii, recht artig, auch oft lehrreich, aber nur sehr willkührlich, aus der Luft gegriffen und auf die wirkliche Beschaffenheit der Dichter nicht anwendbar.“†† Von einer Einsicht bei Garve keine Spur, dass seine eigne Vergleichung der alten und modernen Dichter durch Schillers Behandlung eine ungeahnte Vertiefung erhalten hat!

---

* An Weisse a. a. O. (1803) II, 186.

** S. „Ankündigung der Horen“, sämmtl. Schriften X, 270.

*** Vgl. W. Humboldt (a. a. O. 59) 17. Juli 1795: „Zuerst über die Horen. Man klagt im Ganzen über Mangel an Leichtigkeit . . .“

† An Weisse a. a. O. 188. Vgl. W. Humboldt aus Tegel 15. Aug. (a. a. O. 70): „Ueber Ihre Briefe ist tiefes Stillschweigen. Jemand sagte mir, er verstehe sie nicht, und es sei eine schlimmere Undeutlichkeit als z. B. in Kant.“ Nur Gentz, „hier gewiss der denkendste Kopf“, habe sie mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen.

†† An Weisse a. a. O. 215.

Schiller ward immer unwilliger über die Aufnahme der Horen, „nicht allein deswegen“, wie er Humboldt schreibt,* „weil es zweifelhaft ist, ob uns das Publicum treu bleiben wird, sondern weil die Armuth am Guten, die kaltsinnige Aufnahme des wenigen Vortrefflichen mir die Lust mit jedem Tage raubt.“ Dazu kamen noch die Angriffe besonders gegen die „Briefe“ von „lauter trivialen und eselhaften Gegnern.“** So reifte der Gedanke an die Xenien heran: Goethe und Schiller unternahmen den kräftigen und rücksichtslosen Kampf gegen die meisten ihrer litterarischen Zeitgenossen. Der erste Gedanke, macht Palleske*** jetzt wahrscheinlich, gieng von Schiller aus. Nicht bloss die unbedeutenderen Poeten und Kritiker der Leipziger Geschmacksherberge, wie Schiller in einem Briefe an Goethe die Recensenten der neuen Bibliothek der schönen Wissensch. und Künste daselbst nannte, wurden von den Pfeilen des Spottes getroffen. Auch die sonst geheiligten Häupter Klopstocks, Ramlers, Gleims, selbst der befreundete Wieland blieben nicht unverletzt. In diesem Kampfe verschonten jedoch beide Garve. Es ist für diesen ehrend genug, dass er neben Lessing, neben Kant, neben Voss von unseren grossen Dichtern allein rühmend genannt wird. Zwar war er, der älteren Generation angehörig, in gewisser Beziehung doch ein Vertreter der zurückgebliebenen Richtung. Doch Garve war nie so einseitig befangen wie Nicolai in Berlin und wie die Leipziger; er rühmte nicht rückhaltlos die neue Dichtung, aber er stand bescheiden und mit nüchtern prüfendem Urtheil vor ihren Schöpfungen.

In den Xenien zeigt Schiller seine liebende Zuneigung zu dem Freunde seiner Jugend, dem er so manche Anregung verdankte, in einem schönen Epigramme. Garve war von schwerer Krankheit heimgesucht, aber die Standhaftigkeit des Geistes hatte er sich bei allen Schmerzen bewahrt. Darum redet ihn der Dichter an:

Hör' ich über Geduld Dich, edler Leidender, reden,
O, wie wird mir das Volk frömmelnder Schwätzer verhasst.

* A. a. O. 90 (1795, 21. Aug.).
** An Körner (Nov. 1795) a. a. O. II, 177.
*** Schillers Leben II[9], 370.

Diese Verse sind, was selbst Boas* und Saupe nicht bemerkt haben, auf den Aufsatz Garves „über Geduld“ im ersten Theile der „Versuche“ zu beziehen. So bekommt die Anspielung Schillers erst die volle Bedeutung. Ein Satz nur aus Garves Aufsatz (S. 88) zeuge von dem Geiste der Schrift: „wenn sich in der Seele eines Weisen diese Principien der Religion (das dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele), geläutert von den Schlacken des Aberglaubens und der Schwärmerei, mit allen Vorzügen der intellectuellen und moralischen Bildung ... vereinigen, ... welches weit edlere Schauspiel giebt nicht sein Sieg über das Uebel?“

Garve seinerseits lobte die Goethe-Schillerschen Epigramme nicht, da er die rühmlichen Absichten beider nicht erkannte, noch viel weniger aber die rein persönlichen und grob gehaltenen „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar,“ welche Manso gegen die Dioskuren veröffentlichte.** „Hätte mein Freund Manso,“ schreibt er Weisse am 6. December 1796, „mich zu Rathe gezogen, so hätte er sie unterdrückt. Der Unwille, nicht die Muse, hat sie ihm eingegeben.“

Voll Unwillen, wie er 14. Januar 1797 schreibt, den der Angriff wie die Vertheidigung der poetischen Streiter in ihm erregt hatte, gab er seiner Stimmung in sechs Epigrammen Ausdruck: an einigen Abenden, wo der Schmerz an seinem Auge ihn zu allem lesen unfähig gemacht, habe er sie verfasst.*** Das erste Distichon, das hier stehe, spielt nach Garves eigenen Worten auf das wirklich gute in Schillers Musenalmanach an, wo den Deutschen empfohlen wird, alles mit Lust und Liebe zu thun.

Die Selbstverdammung.

Ernst und Liebe, sie kleiden, so sagt ihr, einzig den Deutschen.
Deutsche seid ihr; drum stehn Spotten und Hassen euch schlecht.

Gegen Manso aber richtet sich „die unerlaubte Verstellung“:

---

* Boas, Xenienkampf I, 111; Saupe, Die Xenien 1852, S. 133; Sämmtl. Schriften XI, 118.

** Sehr sorgsam darüber Boas und Maltzahn, Schillers und Goethes Xenienmscr. Berlin 1856. S. 191—196.

*** An Weisse a. a. O. II, 241.

Heuchlerisch loben, was man im Herzen verachtet, ist schändlich.
Ist's dann, in Versen zu schmähn, was man doch achtet, erlaubt?

Im Februar bittet er seinen Freund Weisse ängstlich, von seinen „Spielereien“ ja keinen Gebrauch zu machen, da er bei diesem „fatalen Gezänke“ nicht genannt werden möchte. „Schon das ihm günstige Epigramm“ hätte er aus Schillers Almanach heraus gewünscht und ebenso, dass Nicolai* in seinem Nachtrage nicht diese Schonung gegen ihn „relevirt“ hätte.

Schiller muss Nachricht über Garves Missstimmung zugekommen sein: er glaubte, auch Garve wie so viele andere** hätten sich von ihm abgewandt. Aber dieser fühlte das Bedürfniss, mit dem edlen Dichter in einem ungetrübten Verhältniss zu bleiben. Besser als viele Worte wird der folgende Brief Schillers an Garve das bezeugen:***

Jena 6 November 1797.

Vor einigen Stunden,† mein theurer und verehrter Freund, erhalte ich Ihr so herzliches freundschaftvolles Schreiben, dessen Inhalt mir aus mehr als einem Grunde erfreulich ist und seyn muß. Der vornehmste aber ist dieser, daß es mir eine Versicherung Ihrer Liebe überbringt, zu einer Zeit wo ich mich durch ein Misverständniß des Herzens, denn so muß ich es nennen, von Ihnen geschieden glaubte.

---

* Boas, Xenienkampf II, 10. In Nicolais „Anhang“ hiess es: „gegen Einige sind sie recht manierlich . . . bieten einem Voss oder Garve im Vorbeigehn eine Prise Weihrauchkörner aus ihren hölzernen Tabaksdosen an. Danken schön! es sind allzuschmutzige Hände darin gewesen.“

** Herder war empört; Wieland fand Goethes und Schillers Muthwillen „kaum verzeihlich“; selbst der für Schiller begeisterte Boie, der ähnlich wie Garve sich von allem Parteitreiben fernhielt, billigte die Xenien nicht und hoffte auf „Besserung der beiden Sünder“ durch Nicolais „Anhang zum Musenalmanach“. (Vgl. K. Weinhold, Boie, Halle 1868. S. 226.)

*** Garves Brief besitze ich leider nicht. — Die Abschrift auch dieses Briefes verdanke ich der Güte des Hrn. Dr. Salomon Hirzel. — S. im übrigen S. 143.

† S. Schillers Kalender (S. 53): „6. Nov. von G. — an G.“ — Am 8. Nov. steht im Kal. „von Garve (Schrift über G. und E.)“. — Es war der III. Theil der Versuche, die erste Abtheilung von „Gesellschaft und Einsamkeit“ enthaltend, 1797. Ueber den Brief, der am achten bei Schiller eintraf, sieh S. 143.

Mich schmerzte längst dieser Gedanke, aber ich mußte es der Zeit überlassen, sich hier ins Mittel zu schlagen, da in Sachen der moralischen Empfindungen durch Erklärungen nicht viel ausgerichtet wird.

Um so mehr danke ich mein vortreflicher Freund, für diesen unerwarteten freiwilligen Ausdruck Ihres edlen Herzens, der seine volle Wirkung bei mir gethan hat und mich den Werth Ihrer Achtung und Liebe in vollem Maaß hat empfinden lassen.

Mein langes Stillschweigen* auf Ihren letzten Brief und auf das angenehme Geschenk Ihrer Schrift ist in der ersten Zeit bloß durch äusere zufällige Ursachen und vorzüglich meine anhaltende Kränklichkeit veranlaßt worden; nachher aber entsprang es, wie ich nicht läugnen will, aus einem gewißen Zweifel in Ihre Wohlmeinung von mir, in den ich durch gewiße Insinuationen geschäftiger Leute versetzt worden bin.

Doch davon nichts mehr. Es ist Schade, daß wir einander nur durch das unzureichende Medium der Schrift und durch das, meistens unreine, Medium anderer Menschen, nicht aber persönlich kennen. Hätten die Umstände mich einmal mit Ihnen, theurer Freund, zusammenbringen wollen, so würde über meine Denkungsweise und Empfindungsweise in Ihnen vielleicht nie ein ungünstiger Zweifel aufgekommen seyn.

Und so würden wir uns auch sehr wahrscheinlich im Raisonnement viel schneller und leichter begegnen, denn nach meinen Erfahrungen wirft das Total und die vollständige Individualität eines Menschen, die nur im Umgang, im Anschauen, und in einer gewißen Suite des Lebens erkannt wird, das gehörige Licht über seine einzelne Äuserungen, Meinungen und Urtheile.

Wie wünschte ich, mein edler Freund, daß mein Schicksal mir die Gunst erwiesen hätte, Ihnen näher zu seyn. Ihnen zwar kommt man in Ihren Schriften näher, als bei den mehrsten Schriftstellern sonst der Fall ist; hell und rein drückt sich Ihr Geist, Ihr Herz in allem aus, was Sie schreiben.

Herzlich wünsche ich Ihnen soviel heitre leidenfreie Stunden, als Ihre Kränklichkeit zuläßt. Auch die Kränklichkeit ist zu was gut, ich habe ihr viel zu danken.

Leben Sie recht wohl edler Freund. Ich werde Ihnen zu einer anderen Zeit einige Gedanken über Ihre Schrift vortragen.

Ihr

Schiller.

Leider kann ich dem Leser nicht den folgenden Brief Schillers vorlegen, welchen er, nach dem Kalender (S. 54), am 27. November desselben Jahres an Garve abgesendet hat.

---

* Seit 20. Mai 1796, s. oben S. 188 Anm. **.

Vielleicht hat er darin über den zweiten Theil der „Versuche“ einige Gedanken mitgetheilt.

In diesem zweiten Theile (1796 erschienen) steht unter anderem auch ein interessanter Aufsatz über die „Wahnwitzigen in Shakespeares Schauspielen und über den Charakter Hamlets insbesondere“. Garve hatte während der Shakespeare-Vergötterung der siebenziger Jahre Gelegenheit gehabt, über das nachäffen Shakespeares in Wahnsinnsscenen Betrachtungen anzustellen*. Aber bei dem ersten Aufsatze dieses Bandes verweile ich allein, weil sich von neuem zeigen wird, wie der Genius Schillers durch eine sinnige Betrachtung Garves, und hier auf seinem eigentlichen Gebiete, dem der Dichtung eine Anregung erhielt. Erinnern wir uns zunächst, dass die Ballade „der Ring des Polykrates“ im Juni 1797 entstand;** dass Schiller dann mit diesen Worten Goethe anzeigt: „Montag denke ich Ihnen eine neue Ballade zu senden; es ist jetzt eine ergiebige Zeit zur Darstellung von Ideen!“

Garve handelt in dem Aufsatze „über zwey Stellen des Herodots“ zunächst über Solons Unterredung mit Kroesus (Her. 1, 30—33), welche er wörtlich übersetzt und dann darüber seine Reflexionen anstellt (S. 1—73). Der Gang der Untersuchung ist dieser: In den Urtheilen und Aussprüchen Solons findet Garve schon die Keime unsrer Moralphilosophie. Dass Solon den Reichthum nicht für Glückseligkeit gelten lassen will, ist schon von Interesse: denn der erste Schritt von der Roheit des Naturzustandes zur bürgerlichen Verfeinerung, sagt Garve S. 13, ist die Liebe zum Eigenthum,*** darauf folgt die Achtung

---

* Erich Schmidt, H. L. Wagner. 1875, S. 3: „Eine Wahnsinnsscene durfte kaum in einem Drama fehlen.“ — Ich bemerke noch, dass Goethe bei Besprechung des Theater-Almanachs von Iffland 1807 Nicolais Worte erwähnt, „durch das Spiel eines Brockmann und Schröder schaue man besser in die Tiefen von Hamlets Charakter als durch die Abhandlungen darüber von Goethe und Garve an bis zu Ziegler.“ Goethes Werke (Hempel) 28. (hrsggb. von Strehlke) S. 700. In der Anmerkung zu der Stelle fehlt nur der Nachweis über Garves Abhandlung.

** Kalender S. 44: „24 Juni. Ring des P. fertig.“

*** S. das Gedicht vom J. 1798 „das eleusische Fest“, das Garve (s. unten S. 144) rühmt. „Bei den Anfängen der Civilisation, überhaupt dem

des Reichthums unmittelbar. Der erste Schritt jedoch der philosophierenden Vernunft ist die Anerkennung des höheren Werthes der geistigen Güter. Aber Solons Antwort ist noch merkwürdiger „als Denkmal der ältesten griechischen Moralphilosophie" denn der Inhalt seiner Erzählungen. Neid und Schadenfreude legt Solon den Göttern bei, welche er doch als Geber aller menschenbeglückenden Güter vorgestellt hatte. Homer und seine Zeitgenossen bis herunter auf Solon schildern ihre Götter zum Theil verächtlich und doch haben sie Ehrfurcht vor ihnen. Aus ihrer Erhabenheit nämlich und der überragenden Macht, welche die ersten Gegenstände und Gründe der Verehrung sind, folgt, dass die Götter sich dieselben nicht nehmen lassen wollen, dass sie diejenigen Menschen hassen, welche zu einer Gleichheit mit ihnen aufstreben. Die Götter hassen den Uebermuth, das erste Verbrechen in den ältesten Religionen, der den Menschen nach höheren Dingen streben lässt, als seiner Natur gemäss ist oder die festgesetzte Ordnung der Dinge erlaubt.

Der Neid also, den Solon bei Herodot den Göttern zuschreibt, ist der Unwille eines höheren gegen den Uebermuth der niedrigeren; „das ist noch die Denkungsart unbefestigter und schwacher Regenten." Als jedoch die Götter nicht mehr als menschenartige Wesen von grosser, aber doch endlicher Macht aufgefasst wurden, gieng aus dem ältesten Begriffe des Neides der spätere der Nemesis hervor. Die Griechen glaubten nun, nicht das Glück der Menschen an sich missfiele den Göttern, sondern das unverdiente, das unwürdig erlangte, das übel angewandte und gemissbrauchte. Nach und nach endlich wurde die Göttin Nemesis selbst gerechter und weiser: aus einer „blossen Aufseherin* über die, welche unwürdiger Weise

---

Uebergange vom Nomadenleben zum Ackerbau verweilte Schillers Phantasie vorzugsweise gern." Wilh. Humboldt Brfw.[2] Vorerinnerung 18.

* Dass Garve Herders Aufsatz über die Nemesis benutzt hat, ist deutlich. 1786 erschien dieser zuerst in den „zerstreuten Bl. Zweite Sammlung." Ein Jahr darauf schreibt Garve an Weisse (a. a. O. I, 270) über Herders zst. Bl.: „auch der Aufsatz über die N. gehört unter die vorzüglichsten, die Herder geschrieben hat." — Herder sagt bei „Entwicklung des Begriffs" ebenso von der Nemesis (zur L. u. K. 1830. 19, 170f.):

zum Glück gelangen, aus einer blossen Ausgleicherin dessen, was in den Schicksalen der Menschen zu ungleich ist, wurde sie die austheilende Gerechtigkeit“ (S. 49).

Lange Zeit blieb es die feste und unabänderliche Meinung der alten, dass ausserordentliche Glücksfälle die Vorboten von Unglück wären. Unter vielen Beispielen, sagt Garve (51), will ich dem Leser nur die Geschichte des Tyrannen von Samos, Polykrates, beim Herodot (III) eingedenk machen; worauf er die bekannte Erzählung genau berichtet. Allerdings, setzt er hinzu, musste in jener älteren Zeit, „wo fast jeder Reiche ein glücklich gewordener Abenteurer und jeder Fürst ein Räuber einer unrechtmässigen Gewalt war“, in diesem Zustande allgemeiner Unsicherheit das Glück der Menschen noch häufiger und noch in einem höhern Grade als zu unsrer Zeit abwechseln.

Zur Balladendichtung wandte sich Schiller im Mai 1797; in einem Briefe vom 2. Mai bittet er Goethe um den Text von Don Juan, „um eine Ballade daraus zu machen“. Und Goethe hofft, die „allgemein bekannte Fabel, durch eine poetische Behandlung, wie sie Ihnen zu Gebote steht, in ein neues Licht gestellt, wird guten Effect machen.“ Darauf wurde Schiller durch Goethes „Braut von Korinth“ recht fühlbar, wie er diesem am 23. Mai schreibt, „wie auch ein kleines Ganze, eine einfache Idee, durch die vollkommne Darstellung einem den Genuss des Höchsten geben kann.“

Zu den am 14. und 19. Juni geendigten Balladen „der Taucher“ und „der Handschuh“ hatte Schiller moderne Quellen benutzt; erst 1798 suchte er, nach einem Briefe im August an Goethe, in der Fabelsammlung des Hygin nach ergibigen Stoffen.

Schadenfreundin ist sie nicht, da sie Unrecht verhütet und den Neid zu entfernen trachtet; — sie ist „strenge Aufseherin und Bezähmerin der Begierden, des Uebermasses Feindin, die das Gleichgewicht herstellt. Herder will aber nicht leugnen, dass der Name Nemesis und noch mehr ihr Beiwort Adrastea auch in weiterer Bedeutung gebraucht wurde, sogar dass Philosophen es zur austheilenden Gewalt des Schicksals personificierten. — Garve hat mehr als Herder die allmähliche Entwicklung aus „den rohen Vorstellungen des Alterthums“ in seinem Aufsatze betont.

Die Lectüre des Garveschen Aufsatzes musste ihm die bekannte Geschichte von Polykrates poetisch zu behandeln nahe legen. Die „Darstellung von Ideen“ lag damals noch ganz in seiner dichterischen Disposition, auch im „Taucher“ tritt die Idee deutlich hervor, dass die Gottheit ein freventliches überschreiten der dem Menschen gesetzten Schranken bestrafe. — Körner tadelte, dass das übersinnliche im erzählenden Gedichte herrschte, er vermisste im „Polykrates“ wie in den zwei Monate später verfassten „Kranichen des Ibykus“ eine menschliche Hauptfigur. Schiller aber entgegnet darauf, dass Goethe nicht dieser Meinung sei*; „die Darstellung von Ideen, so wie sie hier behandelt wird, hält er für kein Dehors der Poesie und will dergleichen Gedichte mit denjenigen, welche abstracte Gedanken symbolisieren, nicht verwechselt wissen.“

Es ist schon gezeigt worden**, dass Schiller in unserer Ballade den bei Herodot episch aus einander liegenden Stoff räumlich und zeitlich zusammengefasst hat, wie ferner das Glück des Polykrates nicht als ein vollendetes und fertiges, sondern als ein werdendes vor uns sich darstellt. Darauf aber weise ich noch hin, dass in der That in den Balladen des Jahres 1797 und speciell in unserer die Personen wenig charakterisiert und individualisiert, dass sie vielmehr als Träger der Ideen unbestimmt gelassen sind, so dass der Dichter auch nicht Namen nennt. Furcht und Mitleid, wie im Drama, versteht Schiller in uns zu erregen und aufs höchste zu steigern: wir ahnen, die Glückesfülle muss mit heillosem Unglück endigen.

Und doch tadelt den Schluss M. W. Götzinger, der in seinem Buche „deutsche Dichter“*** meines wissens allein auf Garve mit der kurzen Bemerkung hinwies, seine „scharfsinnige Untersuchung über das Verhältniss zwischen Göttern und Menschen veranlasste unser Gedicht“. Denn, meint er, „wie das Gedicht jetzt, so plötzlich abgebrochen, erscheint, kann es nur der verstehen, der die Geschichte aus der Darstellung des Herodot kennt.“ Doch, wie mir scheint, tadelt Götzinger ganz mit Un-

---

* Brfw. II,[2] 295 (27. April 1798).

** Hoffmeister a. a. O. 1839. III 306; Viehoff, Schillers Gedichte erläutert II,[4] 176.

*** M. W. Götzinger, Deutsche Dichter. 5. Auflage. Aarau 1876, II, 194.

recht den Schluss; Goethe lobte gerade, dass die „Erfüllung *in suspenso*“ bleibt.

Polykrates, der voll Ueberhebung auf sein Glück gepocht hat — gestehe, dass ich glücklich bin —, will sich, durch den Freund gewarnt und endlich selbst „von Furcht bewegt“, der furchtbaren Gewalt, die ihm droht, allein vergeblich entziehen; staunen, entsetzen, grausen, was der königliche Gast empfunden, fühlt auch der Leser oder Hörer: seine Phantasie erwartet zum Schlusse das schlimmste. Es gibt gerade das unbestimmte, wie Schiller im Aufsatze „über das Erhabene“ einmal bemerkt, der Einbildungskraft Freiheit, das Bild sich nach eigenem gefallen auszumalen; und eine Stelle in Lessings Laokoon damit ergänzend, stellt er es als ein Ingrediens des schrecklichen hin. Und ich meine, gerade die Ballade liebt dieses Helldunkel, diese von Blitzen durchzuckte Nacht, wie die Goetheschen zur Genüge zeigen.

Zuletzt verdient gewiss bemerkt zu werden, dass Schiller der oben angeführten Andeutung Garves folgend, uns nahe genug gelegt hat: der „vergnügte“ Fürst, der auf das beherrschte Samos, das ihm „unterthänige“, hinschaut, war ein solcher glücklich gewordener Abenteurer, wie Garve sagt, der durch Bezwingung derer, „die vormals seines Gleichen waren“*, zur Macht gelangt ist.

Garve hatte von Schillers dichterischer Grösse so wenig wie von der Goethes die richtige Vorstellung, obwol er die Dichtungen beider oft lobt, so die im Musenalmanach für 1797 befindlichen**. Im Januar desselben Jahres sagt er bei der falschen Nachricht von Engels Tode***: „eine solche Verbindung von Dichter- und philosophischem Genie, von so viel Klarheit und Popularität mit so vielem Tiefsinne existirt jetzt in dem weiten Raume der deutschen Autorwelt nicht, so weit ich dieselbe kenne.“ Dass Goethe und Schiller ihre dichterischen Zeitgenossen weit überragten, war ihm wie den meisten in jener Zeit keineswegs deutlich.

* Der Bote, der den Fall des Rebellen meldet, nimmt auch „ein wolbekanntes Haupt“ hervor.

** An Weisse Nov. 1797 (II, 260).

*** Ebd. II, 240.

Schiller hatte ihm, wie der oben veröffentlichte Brief Garves zeigte, bemerkt, dass ihm seine Schriften nützlich gewesen. Aber Garve ahnte nicht, was wir nun, auf Schillers erste philosophische Arbeit, auf seine Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, auf die aesthetischen Briefe u. s. w. auf die Ballade aus der Zeit seiner künstlerischen Reife zurückschauend, wissen: dass der Dichter überall aus Kiesel Feuer zu schlagen wusste.

Gegen Ende erst von Garves Leben urtheilt Schiller über ihn unfreundlicher. In den neunziger Jahren war eine vollkommne Revolution im deutschen Leben, in Wissenschaft und Kunst eingetreten. Die ganze Periode der Aufklärung hatte einen sehr gleichmässigen Charakter der Denkweise; mit dem Höhepunct der Wirksamkeit von Männern wie Kant, Goethe, Schiller trat die lange vorbereitete Umwälzung der Anschauungen in Kunst und Wissenschaften deutlich und in ihrer imponierenden Reife hervor*. Garve wie Mendelssohn und andre Popularphilosophen hatten der neuen Richtung und Bildung den Boden geebnet; sie waren die Wetzsteine für andere, wie Garve selbst einmal von sich sagt, gewesen: aber die neue Zeit erkannte ihr Verdienst nicht mehr unbefangen und ganz an.

Eine besondere Verstimmung musste in beiden Dichtern Garves Urtheil über Wilhelm Meisters Lehrjahre hervorrufen. Zwar ist dieses mir nur bekannt aus den Briefen Garves an Weisse und Thümmel, während die Briefe Garves an Schiller, in welchen er über die Xenien gesprochen und seine zurückgebliebenen Anschauungen dargelegt haben muss, mir, wie oben schon (S. 135) bedauert wurde, leider nicht vorliegen: aber nicht viel anders wird er sich geäussert haben. Ich hebe hier** nur hervor, dass Garve charakteristisch genug der Roman nur schätzbar ist wegen „gewisser tief ins menschliche Herz und Leben eindringender Reflexionen“; seinen Werth mache besonders die Philosophie aus, welche in dem Buche verstreut sei.

* Aehnlich darüber Dilthey, Schleiermacher 1870 I, 79. Vgl. die Charakteristik dieser litterarischen Revolution bei Wilhelm Scherer, Vorträge u. A. 1874 S. 340.

** Näheres über Garves Stellung zu Goethe hoffe ich später zu bringen.

Für ein „vollendetes Kunstwerk“ kann er den Roman nicht halten; er nimmt zudem daran Anstoss, dass Goethe die oft geschilderte Schauspielerwelt uns vorführe. So urtheilte man auch in Berlin; man verlangte von Goethe einen neuen Werther, und Humboldt schreibt an Goethe*: „auch begreift man nicht, wie Meister sich ewig mit dem Theater beschäftigen kann.“ Die wenigsten Zeitgenossen, selbst der feinfühlige Humboldt nicht**, fanden den richtigen Standpunct für die Beurtheilung. Kein Wunder daher, dass im Vergleich zu den begeisterten Aussprüchen Schillers, Körners, Friedrich Schlegels über Goethes Schöpfung, die so tief dichterisch und menschlich weise in allen Theilen ist, Garve gar kühl sich äussert.

Die am 6. und 8. erhaltenen Briefe Garves sendete Schiller mit der Bemerkung an Goethe am 22. November 1797, dass diese ihm „auf eine andere doch verwandte Art, als der Brief des Räthselmannes, die deutsche Natur vergegenwärtigen werden“. Und Goethe, der am 24. sie zurücksendet, wünscht, „der arme alte kranke Mann schölte noch viel ärger auf uns, wenn er dadurch nur gesund und froh werden könnte.“ Man bemerke bei diesem so guten und wackern Manne keine Spur eines aesthetischen Gefühls: „es ist aber nur gut, dass Sie ihn durch drei Worte wieder versöhnt haben“ (s. den Brief S. 135).

Zuletzt spottet Goethe über die Zumuthung, dass ein Autor Zeit seines Lebens seine besten Bemühungen verkennen und sich hänseln und hudlen lassen solle. Er „soll geduldig, seiner hohen Würde eingedenk, mit über einander geschlagenen Händen, wie ein Ecce Homo dastehen, nur damit Herr Manso und seines Gleichen auch in ihrer Art für Dichter passiren können.“

Noch den Tag darauf beklagt sich Goethe in einem andern Briefe bitter über die prosaischen Naturen, deren Urtheile grob materiell seien. „Auf alle Fälle sind wir genöthigt, unser Jahrhundert zu vergessen, wenn wir nach unsrer

---

* Goethes Brfw. mit den Gebrüdern H., hrsggb. v. Bratranek, S. 6.

** Vgl. die Besprechung des obigen Brfw. von R. Henning Ztschr. f. d. Alterth. VIII, 2, 122 (Anzeiger).

Ueberzeugung arbeiten wollen.“ Weiter führt er aus, dass „selbst ein Mann wie Garve, der doch auch zeitlebens gedacht haben will und für eine Art von Philosophen galt“, nicht die „geringste Ahnung von dem Axiom“ habe, dass die Poesie doch eigentlich auf „die Darstellung des empirisch pathologischen Zustandes des Menschen“ gegründet sei. Die folgenden Worte zeigen, dass auch Garves Urtheil über den Meister und Goethes Dichtung überhaupt nicht frei von tugendsamer Prüderie gewesen sein wird. „Hält Garve“, so wendet sich Goethe an seinen Freund, „Sie nicht darum nur für einen würdigen Dichter, weil Sie sich den Spass gemacht haben, die Aussprüche der Vernunft mit dichterischem Munde vorzutragen? was wol zu erlauben, aber nicht zu loben ist. Wie gerne wollte ich diesen prosaischen Naturen erlauben vor den sogenannten unsittlichen Stoffen zurückzuschaudern, wenn sie nur ein Gefühl für das höhere Poetisch-sittliche, z. B. im Polykrates und Ibycus hätten und davon entzückt würden.“

Nicht schärfer kann die Kluft bezeichnet werden zwischen der alten Geschmacksrichtung und der Dichtung Goethes, dem die meisten, nach Schillers Wort, seine Wahrheit und tiefe Natur nicht verzeihen konnten.

Auf den Brief und die Sendung, welche Schiller von Garve am 8. erhalten, antwortete er, nach dem Kalender (S. 54), am 27. November. Dieses letzte Schreiben des Dichters an Garve wird gewiss freundlicher gewesen sein als die beiden kurzen Bemerkungen Schillers über ihn, die sich von dieser Zeit an noch in Briefen an Goethe finden. Am 2. März 1798 sagt er, Mounier — ein französischer emigrierter, der in Weimar freundliche Aufnahme fand* — sei ihm ein „würdiger Pendant zu Garven, der sich auch auf ähnliche Art gegen Kant prostituirte.“

Garve seinerseits rühmte in dem letzten Briefe, den er geschrieben, an Weisse 30. October 1798, Schillers neuen Almanach, „den seine Freunde ihm vorgelesen“; am meisten Vergnügen, wie er sagt, machte ihm das Bürgerlied (das eleu-

---

* H. Düntzer, Schiller u. Goethe. Erläut. zum Brfw. Stuttg. 1859. S. 162.

sische Fest). Goethes Producte nennt er zum Theil schwer, aber doch schön.

In der Nacht vom 30. November zum 1. December starb Garve. Schiller berichtet darüber am 18. Goethe sehr kurz: „Garve hör ich, soll jetzt auch gestorben sein. Wieder einer aus dem goldenen Weltalter der Litteratur weniger! wird uns Wieland sagen.“ Bitter spielt damit Schiller auf Wielands Worte an, als dieser eine noch ungedruckte Óde Klopstocks in seinen Merkur aufnahm:* sie sei „von dem grössten Dichter unserer Nation an den einzigen noch lebenden (Gleim) von jenen, mit welchen sich das goldene Alter unserer Dichtkunst begonnen hat.“ Der kleinen Anzahl von Lesern theilte sie Wieland mit, „die in diesen Hefen des achtzehnten Jahrhunderts noch Sinn und Herz für die liebenswürdigste der Musenkünste aus einer bessern Zeit gerettet haben.“

In den früher erwähnten Epigrammen hatte Garve die beiden Dichter aufgefordert, an dem ungerechten Tadler durch grosse Schöpfungen Rache zu nehmen; diesen Rath befolgten sie in der glänzendsten Weise: von Goethe erschien „Hermann und Dorothea“, Schiller arbeitete an seinem grössten dramatischen Werke, dem Wallenstein.

Garves Epigramm aber, mit welchem ich die Untersuchung schliessen will, lautet:

Eine Rache ist süss, die nimm an dem hämischen Tadler;
Kränke, wenn Du es kannst, ihn durch ein Meisterwerk todt.

* Ebd. S. 141 zu Nr. 390.

Zur Faust-Litteratur. Von Robert Boxberger.

Der um die Litteratur des deutschen Puppenspiels und um die Bibliographie der Faust-Litteratur hochverdiente Concertmeister Engel zu Dresden hat neuerdings wieder zwei Werke veröffentlicht, deren eines, wenn die auf dem Titel angegebene Vermuthung zuträfe, gewiss das schönste litterarische Geschenk sein würde, welches dem deutschen Volke aus den Geistesschätzen des vorigen Jahrhunderts hätte dargebracht werden können. Denn es handelt sich um nichts geringeres als um die Wiederauffindung des seit mehr als hundert Jahren für verloren gehaltenen Lessingschen Faust*. Die Geschichte dieses für unsere Litteratur unersetzlichen Verlustes ist bekannt genug; neuerdings mag man sie in Hempels Lessing-Ausgabe XI, 2, S. 579 ff. nachlesen. Hören wir nun die Geschichte seiner vermeintlichen Wiederauffindung, wie sie Herr Engel S. XXVI ff. seiner Einleitung erzählt! Er erzählt zunächst von einem „herumspukenden dunkeln Gerüchte, als sei ein Lessingscher Faust anonym erschienen", doch sei dies eben nur Gerücht gewesen — worüber nichts weiter an die Oeffentlichkeit kam. Wie mag also Herr Engel davon erfahren haben? Zunächst brachte nun das Wiener Illustrirte Musik- und Theater-Journal (I, No. 1.) im October 1875 einen Aufsatz mit der Ueberschrift: Eine Spur von Lessings „Faust", unterschrieben: Albert Roncourt. Darin heisst es: „So wenig wahrscheinlich nun es auch ist, dass sich selbst bei den sichersten Nachweisen über das weitere Verbleiben desselben das Werk nunmehr wirklich einmal vorfinden könnte, so ist doch jeder Lichtstrahl, der in dieses Dunkel fällt, schon des Autors halber hochwillkommen, und so mögen denn auch die folgenden Mittheilungen theilnehmende Hörer finden. Vor Kurzem machte mir mein geehrter Freund Herr Ernst Theodor Kretschmar die überraschende Mittheilung, dass er in einem alten Theaterkalender auf Lessing's «Faust» gestossen sei, der in einem Städtchen an der Donau um das Jahr 1779 herum aufgeführt worden wäre. Nach beiderseitig angestelltem Suchen in dem alten Werke

---

* Johann Faust. Ein allegorisches Drama in fünf Aufzügen. (Gedruckt 1775 ohne Angabe des Verfassers.) Muthmasslich nach G. E. Lessings verlorenem Manuscript. Herausgegeben von Carl Engel. Oldenburg 1877.

fand ich in der That die berührte Stelle. Der von Reichard herausgegebene «Theater-Kalender auf das Jahr 1779» (Gotha, bei Karl Wilhelm Ettinger) enthält in dem «Verzeichniss einiger in- und ausländischer Theatergesellschaften» unter I. Deutsche Theater, XXXII, mehrere Daten über die Usler- und Ilgener'sche Gesellschaft. In dem angeführten Personalverzeichniss nun erscheint als Debutant «Herr Waldherr mit Mephistopheles in Lessing's Johann Faust» wörtlich angeführt. Auf Seite 160 endlich findet sich unter dem «Verzeichniss der vom Jahre 1770 an im Druck erschienenen deutschen Schauspiele und anderer theatralischen Arbeiten» ein allegorisches Drama in drei Akten: «Johann Faust», München 1775 (also im selben Jahre, als Lessings «Faust» verloren ging) angeführt. Leider fehlt jede Buchhandlungsbezeichnung. „Herr Engel, ein bekannter eifriger Sammler aller Faust-Schriften, hatte auch auf diesen anonymen Münchner «Faust» angelegentlich Jagd gemacht, und nach vielen vergeblichen Bemühungen glückte es ihm, ein Exemplar dieses seltenen Werkes aus der Dorer-Egloffschen Auction zu erstehen, und er entschloss sich es der Oeffentlichkeit zu übergeben, „es für heilige Pflicht haltend, durch die Herausgabe desselben der weiteren Forschung zu Hülfe zu kommen." Wir können uns damit nur einverstanden erklären, denn obgleich dieses Product durchaus keinen Lessingschen Zuschnitt hat, ist es doch immerhin ein dankenswerther Beitrag zur Faust-Litteratur aus der Sturm- und Drangperiode, und es bleibt eine interessante Aufgabe der Litteraturforschung, den Verfasser zu ermitteln. Unter die „Stürmer und Dränger" gehört er jedesfalls. Die dichterische Diction ist nicht ohne Schwung und Feuer; sie regt mancherlei Empfindungen und Gedanken an. Aber das, was schon Lessings früheste Producte auszeichnete, der Zuschnitt nach den Bedürfnissen des Theaters, das eigentlich dramatische, der lebhafte fortschreitende Gang der Handlung fehlt ihr durchaus. Davon hat der, jedesfalls junge, Verfasser dieses Stückes auch nicht die geringste Ahnung. Fausts Eltern kommen und gehen drei oder vier Mal ohne alle Motivierung und ohne, dass dadurch die Handlung im geringsten fortrückt. So konnte Lessing, der seit seinen Studentenjahren mit dem Theater innigst vertraut war, unmöglich dichten. Auch fragt sich sehr, ob dieses Stück jemals aufgeführt worden ist. Denn nichts zwingt uns, es mit demjenigen, worin Waldherr als Mephistopheles debutierte, für identisch zu halten. Letzteres mag eher irgend ein Text des Puppenspiels gewesen sein mit Einlegung der aus den Litteraturbriefen bekannten Lessingschen Scene, wodurch man sich für berechtigt halten mochte (da ausserdem in den Theaterkreisen bekannt war, dass Lessing an einem Faust arbeitete), das Stück für Lessingisch auszugeben und den gefeierten Namen als Aushängeschild zu benutzen. Vergebens habe ich mich in dem vorliegenden Werke nach Eigenthümlichkeiten der Lessingschen

Diction, die doch so leicht herauszufinden sind, umgesehen; dagegen kommen eine Menge von Ausdrücken mit vor, die Lessing gewiss nie in den Mund genommen hat. Einige Male glaubte ich Aehnlichkeiten mit einem Stücke des Grafen von Soden, des „gräflichen Salbaders“, wie ihn Schiller nennt, zu erkennen. Es liegt mir in folgender Ausgabe vor: Doktor Faust. Volksschauspiel in fünf Akten. Augsburg 1797. Soden ist 1754 geboren, und das fragliche Stück sieht trotz seiner allegorischen Einkleidung ganz wie das Machwerk eines zwanzigjährigen Stürmers und Drängers aus. Die Rolle des Ithuriel ist beiden Stücken gemeinsam. Aber ich bin in dieser Litteratur zu wenig bewandert, um auch nur eine bescheidene Vermuthung zu wagen. So viel scheint fest zu stehen: Lessings „Faust“ bleibt nach wie vor verloren, aber die Faust-Litteratur hat durch die besprochene Publication eine dankenswerthe Bereicherung erhalten.

Die zweite, ein Jahr früher erschienene Publication des Herrn Engel* schlägt in ihrem ersten Theile gleichfalls in das Gebiet der Faust-Litteratur ein und ist zugleich eine verdienstvolle Fortsetzung seiner Bemühungen um die Kenntniss unsers volksthümlichen Dramas. Der zweite Theil derselben ist ein Räuberstück, dessen Vergleichung mit Schillers „Räubern“ nicht ohne Interesse ist.

H. A. O. Reichard. (1751—1828.) Seine Selbstbiographie überarbeitet und herausgegeben von Hermann Uhde. Stuttgart. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 1877. 553 SS. 8. Angezeigt von Wilhelm Fielitz.

Der unermüdlich fleissige Herausgeber, der seinen Beruf und seine Neigung zur Herausgabe von Memoiren an denen der Malerin Louise Seidler und des Schauspieldirectors F. L. Schmidt bewährt hat, beschenkt uns hier mit einer neuen Gabe, die an sittengeschichtlichem und litterarhistorischem Interesse den vorigen nicht nachsteht. „Es ist das Erbe C. A. Böttigers und A. von Nordsterns, das hiermit angetreten wird,“ denn diese Männer hat Reichard zu Herausgebern seiner Memoiren bestimmt, die er, wie es scheint, in seinem späteren Leben zu schreiben begann und in verschiedenen Absätzen bis in das Jahr seines Todes fortführte. In treuere Hände hätten die Papiere nicht fallen können. Der Herausgeber gibt in der Anmerkung S. 529 fg. Rechenschaft über seine Thätigkeit, die sich beschränkte auf eine genaue, mit Gewissenhaftigkeit vorgenommene Durchsicht, auf eine vielfach mühselige Berichtigung von Daten und Buchtiteln, auf die Eintheilung des ganzen in Abschnitte und

* Deutsche Puppenkomödien. V. Christoph Wagner. — Antrascheck und Juratscheck.

auf die Streichung etlicher Längen, welche zum Theil von Reichard selbst als solche bezeichnet waren. Bei der Redactionsarbeit unterstützte ihn der gesammte handschriftliche Nachlass des Autobiographen, das Stammbuch, etwa 600 Briefe an Reichard ohne die Familienbriefe, ferner seine auf der Dresdner Bibliothek befindliche Correspondenz an Böttiger. Uhdes Anmerkungen, meist Nachweisungen von Schriften, Personen oder Daten, bringen nicht selten ungedrucktes Material und bekunden aufs neue des Verfassers Sorgfalt und Kenntniss.

Der Kriegsrath H. A. O. Reichard war ein geborner Gothaer und hat mit Ausnahme seiner Studienzeit und vieler Reisen sein Leben in Gotha zugebracht und seine Dienste diesem Lande und Fürstenhause gewidmet. So ist es denn natürlich Gothaische Specialgeschichte, was in seinen Erinnerungen den Vordergrund einnimmt, namentlich ist der schwache, aber menschlich so liebenswürdige Herzog Ernst II. der Stern seines Lebens und, man möchte sagen, der Angelpunct seiner Darstellung; ohne dass ers weiss und will, wenden sich vor und nach dem Tode des trefflichen Fürsten die Blicke des treuen Mannes immer wieder auf die edle Gestalt des lieben Herrn. Als litterarisch interessant hebe ich aus diesem eng Gothaischen Gebiete seiner Erzählung hervor die Mittheilungen über das von Gotter eingerichtete Liebhabertheater, sowie über entstehen und vergehen des Hoftheaters (S. 99—150). Ersteres, für welches Goethe seinen „alten Götzen" an Gotter schickte, ist nach Reichards Darstellung als Wiege des gesammten Theatergeschmacks in Gotha anzusehen; es öffnete dem Director Abel Seyler und dem späteren Hoftheater die Bahn, so dass es mittelbar die Veranlassung zu der wichtigen Rolle geworden ist, welche dieses letztere in der Geschichte des deutschen Theaters fast fünf Jahre lang gespielt hat. Auch was Reichard über die Gründung des Gothaischen Hofkalenders (Almanac de Gotha) und der Gothaischen Gelehrten Zeitung, sowie über den Gründer, den Consistorialrath Emanuel Christian Klüpfel, mittheilt (S. 37—42), verdient die Beachtung des Litterarhistorikers. Aber das Buch greift weiter. Gotha liegt so mitten im grossen Welt- und litterarischen Verkehr, und Reichard ist durch seine schriftstellerischen Unternehmungen, den Theater-Kalender (1775—1800), die Revolutions-Almanache, Reisehandbücher u. a., durch zahlreiche Reisen, namentlich in die Schweiz und nach Paris, durch seine Stellung als vertrauter und als Bibliothecar des Herzogs Ernst und endlich als angesehener Freimaurer in so vielseitige Berührung mit der Welt ausserhalb Gothas gekommen und hat sich an den grossen Ereignissen seiner Zeit theils anschauend, theils in seiner Weise eingreifend so lebhaft betheiligt, dass sich seine Selbstbiographie zu einem höchst anziehenden und lesenswerthen Stück Geschichte jener Zeit erweitert, woraus auch die Litteraturgeschichte manches neue

in ihr Archiv aufzunehmen findet. So ist nach Reichards Andeutung durch des Herausgebers weitere Forschung der Verfasser des seiner Zeit so verbreiteten Werther-Liedes „Ausgelitten hast Du, ausgerungen“, das Schlosser als Knabe an der Nordsee und Weser aus allen Kehlen seiner derben, aber sentimentalen Landsmänninnen erschallen hörte, hier S. 76 A. 2 endlich mit grosser Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, wenn auch die Personalien des glücklich ergriffenen noch der Ergänzung bedürfen.

Der S. 243 von Reichard erwähnte litterarische Abenteurer und Schwindler Grossing ist derselbe, der durch Schillers Gedicht „Die berühmte Frau“ zur Unsterblichkeit verdammt ist. Die Leser dieses Archivs wissen, dass er dieser Strafe mit Erfolg sich entzogen hatte, bis es Boxberger (Archiv II S. 258 fg.) gelang, ihn wieder einzufangen, worauf dann auch Düntzer (IV S. 83 fgg.) weitere Details über sein Leben zu Protokoll gab. Reichard theilt uns nun mit, dass der „Marchese Grosse (der nach Körners Brief an Schiller II, 130 Goed. auch Verfasser des Genius war), vormals Jesuit und eigentlich Grossing geheissen (nach Düntzer a. a. O. S. 83 vielmehr eigentlich Grossinger), in Gotha etwa ein halbes Jahr lang als Secretär des Obermarschalls von Studnitz fungierte und dass er dort seinen „Rosen-Damen-Orden“ ausheckte. Dies scheint, wenn wir es mit den von Düntzer gegebenen biographischen Notizen (S. 84) vergleichen, vor 1785 gewesen zu sein, in welchem Jahre er aus Kursachsen (Leipzig) ausgewiesen, nach Halle und von da 1786 nach Berlin gieng. Wenn Düntzer übrigens geneigt scheint, die Entstehung des Schillerschen Gedichts in die Mitte des Jahres 1788 zu setzen, wo Schiller aus der Allg. Litteratur-Ztg. schon wusste, dass dieser litterarische Gauner aus Berlin flüchtig war und steckbrieflich verfolgt wurde, so möchte ich im Gegentheil glauben, dass es, als Schiller sein Gedicht schrieb, zu diesem Ende mit Schrecken noch nicht gekommen war, dass wenigstens Schiller noch nichts davon wusste. Seine Kenntniss von dem treiben des Mannes hatte er vielleicht gerade aus Gotha, durch Gotters oder Ettingers Erzählungen. Das Gedicht ist überhaupt so concret gehalten und so individuell gefärbt, (man vergleiche die Verse:

„Ein Leipziger — dass Gott ihn strafen wollte!
nimmt topographisch sie wie eine Vestung auf“)

dass es zwischen den „Göttern Griechenlands“ und den „Künstlern“ eine wunderliche Figur macht und in Bezug auf seine Veranlassung und seine persönliche Grundlage, wie mir scheint, noch sehr der Aufklärung bedarf. Ich kann nicht leugnen, dass ich mich verschiedentlich unter den berühmten Frauen jener Zeit umgesehen habe, wer gemeint sein könnte.

Von hohem Interesse sind auch die Mittheilungen Reichards über den bekannten Baron Grimm, der vor der Revolution Gesandter

des Gothaischen Hofes in Paris war, und über seine litterarischen Monatshefte, die, anfangs kurze Zeit vom Abbé Raynal redigiert, dann als „Feuilles du Baron de Grimm", an allen Höfen und in den ersten Kreisen Deutschlands handschriftlich circulierten und unter anderm Diderotsche Werke: Jacques le Fataliste, la Religieuse, handschriftlich verbreiteten. Noch vor der Revolution trat Baron Grimm von der Redaction dieser Blätter zurück und übergab sie dem Zürcher Jacques Henri Meister. Von Gotha ist aus diesen Blättern manches nach Weimar und auch in unsere Litteratur gedrungen. So hat Goethe die Affaire der Madlle Clairon, die er zu einer der Gespenstergeschichten in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" travestierte, dieser Quelle entnommen, so cursierten in Weimar im Jahre 1780 Jacques le fataliste* (vergl. Keil, vor 100 Jahren I, 220), und 1788 Diderots Biographie, von seiner Tochter (Schiller an Körner I, 162). Der Vermittler in Gotha war wol meist der Prinz August, jüngerer Bruder des Herzogs Ernst (vgl. Schiller an Goethe No. 128), der Freund Goethes, Herders und Wielands, über den unser Buch höchst anziehende Mittheilungen enthält S. 116—123. Als Probe sei folgender Billetwechsel mit Herder herausgehoben:

1.

Mit vielem Danke ausgerüst't,
Kommt endlich hier zurück Hr. Jacques le fataliste;
Auch kommt mit ihm anbei ein deutscher Reichsbaron,
Der mit dem Schillingsfürst auf seinem Pfenningsthron
Gar sonderbare Händel hat,
Und ziehet um sein Land, und ruft von Stadt zu Stadt:
„Heraus, heraus, Herr Schillingsfürst!
Mich sehr nach Deinem Blute dürst't!"

Ha'n Ew. . . . gelesen dieses Werk,
So bitt' es zu verleih'n dem Herrn von Frankenberg.
W. d. 13. Sept. 1780

Herder.

2.

Es eilen Bartenstein und Schillingsfürst zurück;
Sie bringen tausend Dank, sie wünschen tausend Glück
Dem, der so gütiglich zur Leine sie beschieden;
Doch ruft ihr blasser Mund dem Feind vom Landesfrieden:

---

* Aus dem dem Freiherrn v. Dalberg gehörigen Originalmanuscript übersetzte Schiller 1784 für seine Thalia das „merkwürdige Beispiel einer weiblichen Rache". Auch hier möchte Gotha die indirecte Quelle gewesen sein.

„Steck' ein! Steck' ein! Du Rittersmann!
Ich todt, nicht fromm regieren kann!"

Es danket für dies Werk
Das Haus von Frankenberk.
August Pz. S.-Gotha.

Derselbe joviale und witzige Prinz unterschreibt einen Brief, in welchem er von einem Pasquill berichtet, das ihn zum garçon cordonnier stempelte: „August der Schustergeselle". Sicherlich werden diese Notizen Reichards und des Herausgebers Anmerkung S. 123 dazu beitragen, diese ganz eigenartige Persönlichkeit in Zukunft vor der Verwechselung mit dem Herzog August, dem Sohne Ernsts II., sicher zu stellen, einer Verwechselung, der bisher dieser Prinz vielfach anheimgefallen ist.

Aus obigen bisher unbekannten Billets erhellt, dass auch an neuen Documenten aus dem Buche Ausbeute zu holen ist. Verse von Zach. Werner, Matthison und vier vergessene Stammbuchzeilen von Goethe, ferner Billets von Goethe an Knebel und Reichard, von Herzog Ernst, Prinz August, Herder, Lessing und Corona Schröter an Reichard, Stellen aus Briefen von Salis, Matthison, Joh. v. Müller und aus dem Briefwechsel Reichards mit K. A. Böttiger seien hier erwähnt und zum Schlusse der Wunsch ausgesprochen, dass dem Herausgeber noch mehr solcher Schätze zu heben glücken möge. Bodes Nachlass liegt, wie unser Buch mittheilt, versiegelt und in Kisten verpackt in Stockholm in der Freimaurerloge. Sollte der Bann unlöslich sein?

Auch Bertuch scheint nach einer Andeutung Reichards eine Lebensbeschreibung mit der Absicht der Veröffentlichung verfasst zu haben. Wenn dieselbe in die ältere Weimarer Zeit zurückreichte und noch existierte — welcher Schatz!

Miscellen.

1.

Ein alter maccaronischer Vers.

Zur Zeit des Schmalkaldischen Krieges 1547 wurde ein Gedicht in Umlauf gesetzt, worin sich folgendes Distichon befand:

Gottswortum *uestrum nec non qui schirmere uellet,*
Turcus erat, ô ho perfida geselleitas [sô!].

Aus diesem Gedichte erzeugte sich die Sage von einem Bündnisse der protestantischen Fürsten mit den Türken wider den Kaiser Karl V., und erzählt wurde damals: „Es kamen zum Kurfürsten Johann Friedrich nach Lochau im Namen des türkischen Reiches des jungen Königs in Ungarn Johann Weida Gesandte und verhandelten dort alles und brachten es zum Abschluss. Darauf ist der Krieg angegangen. Der König von Frankreich ist auch mit im Bündnisse gewesen und das Abkommen war folgendes: die deutschen Fürsten sollten auf die und die Zeit einen Lärmen anrichten wider Karl V., alsbald wollte der Türke auch hinten in Italia und sonst, wo er könnte, hinter ihm her sein; item der Franzos u. s. w. Aber konnte denn das der Weisheit Karls lange verborgen bleiben? Er hat es bald erfahren durch die seinigen. Er bediente sich also folgender Kriegslist: während unsere Fürsten sich rüsteten, schickte er Gesandte zum Türken und Franzosen, stellte sich, als wisse er nichts von der ganzen Sache und bat beide um lange Freundschaft und um Bedingungen eines stäten Friedens; er liess beiden seine guten Gesinnungen gegen sie und sein besonderes Wolwollen aussprechen und beauftragte seine Gesandten, ihr Geschäft mit aller Kunst und Klugheit in die Länge zu ziehn, damit sie in der Türkei blieben und den Türken so lange still und auf hielten, bis er selbst in Deutschland wäre und den Krieg mit den unsern zu Ende führte. Ingleichen mit dem Franzosen. Und wie ihm der Posse sei angegangen, hat der Erfolg gezeigt. Luther wusste um das Bündniss und verhinderte es nicht, Melanthon ist darüber in grosse Ungunst gekommen."

So in Msc. Dresd. B 193. 4to. Abrahami Bucholzeri | LIBELLVS ARCANO-|rum, multas res arduas | explicans, quas Philippus | Melanthon (· piae memoriae ·) | priuatim declarauit | Ioanni Ferinario,* Za-|chariae Vrsino,** *mihi* | *Abrahamo Buchol-*|tzero*** et alijs. Blatt 18': Foedus Turcicum · (· de quo Staphylus ·).

Johann Karl Seidemann.

2.

Das Gedicht auf den Geburtstag des Hofraths Loder nicht von Schiller.

Das angeblich Schillersche Scherzgedicht auf den Geburtstag des Hofraths Loder vom 28. Februar 1799 mit dem durchgehenden Reime auf -oren wurde zuerst mitgetheilt in dem „Gedenkbuch an Schiller vom Leipziger Schiller-Verein“ 1855, S. 246 f. und dazu S. 239 f. bemerkt: „An der Aechtheit dieses Gedichts wird man vielleicht versucht zu zweifeln. Angegeben jedoch wird: Böttiger, damals Rector des weimarischen Gymnasiums, habe alsbald eine Abschrift durch den Primaner Kunze nehmen lassen und diesem gestattet, das Gedicht auch für sich abzuschreiben. Kunze wurde in der Folge Lehrer an der ersten Bürgerschule zu Leipzig und übergab dem Schiller-Verein im Jahre 1843 seine Abschrift durch Vermittelung J. A. Barths, der bei diesem Anlass Zeugniss für die strenge Rechtlichkeit Kunzes als seines genauen Bekannten ablegte. Ohnehin war Kunze allgemein als ein ehrenfester Mann bekannt, dem eine betrügliche Mystification nicht zuzutrauen war. Es empfing aber auch der Verein dasselbe Gedicht noch aus einer andern Hand, nämlich von der schon gedachten Fräulein Endner“ (Körners Nichte). Somit schien allerdings das Gedicht hinlänglich als Schillerisch beglaubigt und wurde von Goedeke ohne Anstoss in die kritische Ausgabe aufgenommen (XI, S. 300 f.). Das Gepräge desselben ist freilich nicht sehr Schillerisch; auch muss es auffallen, dass Schiller in dem Briefe an Goethe vom folgenden Tage, 1. März 1799, kein Wort davon erwähnt, obgleich er schreibt: „Meine Frau empfiehlt sich bestens; sie hat gestern der Loderischen Komödie beigewohnt und sich ganz artig amüsirt.“ Nun macht es aber ein Brief Loders an Böttiger, der sich auf der Dresdner Bibliothek unter Böttigers Nachlass findet, mir sehr wahrscheinlich, dass

* Album Academ. Viteb. S. 282.

** Album S. 254.

*** Album S. 237.

das Gedicht nicht von Schiller, sondern vom Hofrath Schütz herrührt. Der Brief ist zwar vom 6. Februar 1799 datiert, doch wird man leicht ersehen, dass „Februar" nur für „März" verschrieben ist. Es heisst darin: „Die beiden Geburtstagsgedichtchen lege ich Ihnen *in originali* bei, und erbitte sie mir am Sonnabend wieder. — Das von Schütz war ein Brief, den der Schreiber in der Heirath durchs Wochenblatt versiegelt zum Einrücken bekam, in der Komödie erbrach und selbst die Mitspieler dadurch überraschte. Herr von Gohren ist unser Universitäts-Sekretär. — Das Gedicht von Paulus declamirte Frommann als Jude. — Nachdem Frommann in der von ihm beinahe ganz ausgearbeiteten Rolle gesagt hatte, dass er einen Kalender herausgebe, declamirte er den Horoskop vom 28. Febr. als Probe." Diese letzten Worte beweisen, dass Loders Brief erst nach dem 28. Februar geschrieben sein kann. Dass aber mit dem Gedicht von Schütz das unsrige, vermeintlich Schillerische gemeint ist, ergibt sich mit grosser Wahrscheinlichkeit aus der Erwähnung des Herrn von Gohren, denn es heisst in unserm Gedichte:

Doch weil darüber schon nachrichtlich Herr von Gohren
In Protokollen spricht u. s. w.

Robert Boxberger.

3.

Gedichte von Rückert

mitgetheilt von A. M. Ottow.

Friedrich Rückert hat bei Herausgabe seines „Saul und David" eine Reinschrift des Gedichtes anfertigen lassen, welche zur Ueberreichung an den König Friedrich Wilhelm IV. bestimmt gewesen zu sein scheint, aber in den Besitz von Ludwig Tieck gekommen ist, aus dessen Nachlass sie in mein Eigenthum übergegangen ist. Auf zwei Vorsatzblätter hat Rückert eigenhändig folgende drei Gedichte geschrieben:

An meinen König.

1.

Herr, Deine Huld hat dies mir eingegeben;
So würd' ich sagen, wenn ich schmeicheln wollte,
Die Musse doch hast Du allein gegeben,
In der die Muse dies entfalten sollte.
Gott gab es ein und hat Gedeihn gegeben,
Dass sich's in Deiner würd'gem Glanz entrollte;
Und welchen Ruhm das Werk mir dient zu gründen,
Der diene nur um Deinen zu verkünden.

2.

Saul und David,

gedichtet Neusess 1842,
zwischen Johannis und Jacobi.

In dieses sonnenglühnden Sommers Glut
Hab' ich dies Kind empfangen und geboren,
Für das der beiden Sommerheil'gen Hut,
Johannis und Jacobi, war erkoren:
Es ward gesäugt von künft'gem Traubenblut,
Das grün in Beeren schwoll noch ungegoren,
Und vollerblühter Rosen Kranz umkühlte
Die Stirn ihm die begeisterungsumschwülte.

3.

Dank für den Verdienstorden.

Noch nicht gedankt hab' ich Dir für den Orden,
Den ich von Deiner Huld empfangen habe.
Ein schönerer ist nie gestiftet worden;
Nur zweifelt' ich, ob ich verdient die Gabe.
Doch seit vor mir, auf meiner Harf' Accorden,
Wie einst vor Saul, gespielt Isai's Knabe
Ward ich von Unmut frei, um froh aus Franken,
Mich würdig fühlend, würdig Dir zu danken.

Friedrich Rückert.

4.

In Adolf Strodtmanns „H. Heines Leben und Werke", I, 326 wird ein Soldatenlied, das zuerst in Nr. 97 der „Agrippina" vom 11. August 1824 abgedruckt war, als Heinen „ohne Zweifel" zugehörig bezeichnet.

Ich habe im Jahre 1874 von gemeinen Soldaten des Göttinger Bataillons, die aus den westfälisch-hannöverschen Grenzdistricten stammten, die letzte Strophe:

Alsdann so wird es heissen:
Ein Vogel und kein Nest.
Nun, Bruder, häng den Schnappsack an,
Du bist Soldat gewest

vollständig, und noch einige Verse, oft auf dem Marsche — obwol nicht ganz laut — singen hören. Höchst wahrscheinlich ist also Heines Bemerkung, der es jener Zeitschrift als „Volkslied, das er im Hannövrischen aus dem Munde des Volkes aufgeschrieben", einsandte, buchstäblich wahr.

F. L.

Jacob Wimpfelings Stylpho.

Von

Karl Goedeke.

Es hat sich in den letzten Jahren ein erfreulicher Eifer für Erforschung der humanistischen Dichter vom Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts kund gegeben, der die Schicksale der Schriftsteller und ihre Werke in stets helleres Licht stellt. Ich darf nur an die anziehende Biographie Reuchlins von Geiger, an die fleissigen Forschungen Hehles über Locher-Philomusus und an Wiskowatoffs Monographie über Jacob Wimpfeling erinnern, denen sich einige nicht minder dankenswerthe Arbeiten anschliessen. Die grösste Schwierigkeit, welche diese Forscher zu überwinden hatten, lag in der Zusammenbringung der Quellenschriften, die zum Theil so selten sind, dass nur nach langem herumfragen und unter Begünstigung des Glücks ein Exemplar erreichbar wird. Diesem Umstande mag es zugerechnet werden, dass z. B. Wiskowatoff ein Werkchen Wimpfelings entgangen ist, das schon deshalb zu den interessanteren dieses Autors gehört, weil wir darin die erste Komoedie der Humanisten besitzen. Ich meine den Stylpho, der gleich mitten in die Polemik der Humanisten gegen die Unwissenheit der mittelalterlichen Pfründenfresser einführt. Es ist ein Heft von 10 Bll. in Quart. Auf der Rückseite des Titels: „Stylpho Jacobi Vympfelingii Slestatini“ ist die Begleitschrift des Eucharius Gallinarius Brethemius an den Magister der Philosophie Berthold Kyrsmann von Horb abgedruckt und ex spiris Kalen. septembris Anno 1. 4. 9. 4. datiert. Es heisst darin: Apologiam quandam instar Comoediae nuper inter quaedam Vympfelingii Sletstatini opuscula reperi, quam ipse quondam in Heydelbergensi gymnasio dum vicecancellarium gereret

ad licenciandos quosdam recitavit. Die conclusio ist unterzeichnet: Jacobus Vympfelingius Sletstatinus recensui Anno christi M. CCCC. LXX. Ein Exemplar bewahrt die Wolfenbüttler Bibliothek; ein handschriftliches Exemplar befand sich in Göttingen (Dram. 5253 mspt.), ist aber nicht mehr zu finden. Wiskowatoff (S. 39 Anmerk. 32) kannte jene Conclusio nicht und hielt deshalb die Bemerkung Burkhards, dass für 1470 zu lesen sei 1480, für befremdend, da eine Jahreszahl überhaupt nicht genannt sei. Sie ist jedoch ganz deutlich genannt, und dem alten Wolfenbüttler Bibliothecar durfte das schon geglaubt werden, was er als Thatsache angab. Es ist übrigens kein zwingender Grund vorhanden, mit Burkhard an der Richtigkeit des Datums 1470 zu zweifeln, da der vicecancellarius des Herausgebers Gallinarius eher auf Irrthum beruhen möchte als das Schlussdatum des Autors, der 1470 zwanzig Jahre alt war. Und zu diesem Alter passt die Komoedie ganz gut.

Seit jenen Stücken der Hrotsuith von Gandersheim, die den eleganten Stil des Terenz retten sollten, ohne den frivolen Inhalt des römischen Komoediendichters zu theilen, war in Deutschland keine ähnliche Arbeit in classischem Gewande aufgetreten. Terenz, dessen Andria im 11. Jahrhundert Notker übersetzte und mit dessen Eunuchus 1486 die Bestrebungen der Uebersetzer wieder erwachten, war das ganze Mittelalter hindurch ein vielgelesener Autor geblieben und diente, trotz aller Verschiedenheit seines Stoffes und trotz der Unähnlichkeit seiner Fabel, auch dem Stücke Wimpfelings zum Muster. Dasselbe führt zwei junge Leute vor, von denen der eine, Stylpho, als Cortisan von Rom nach Deutschland heimkehrt, versehen mit päpstlichen Anwartschaften auf Pfarren. Er vermag jedoch keine derselben zu realisieren, da er ein leichtes Examen nicht aushält. Zu nichts anderem tauglich, wird er Schweinhirt.

Schon aus dieser Notiz erkennt man Tendenz und Kern des Stücks. Die stupiden Pfründenfresser, die, wenn sie sich zu Rom in den Eselställen der Cardinale umgetrieben, nach Deutschland zurückkehrten, sich hoher Gönnerschaft rühmten und sich einredeten, es könnte ihnen, trotz ihrer völligen Unwissenheit, nun nicht fehlen, diese bilden den Gegenstand des Spottes. Sie, die das armseligste Examen nicht bestehen, will

Wimpfeling sagen, taugen nicht dazu, Menschen zu weiden, sondern das Vieh.

Er scheint die Züge, mit denen er seinen Helden schildert, der Wirklichkeit entlehnt zu haben; wenigstens macht die lebendige anschauliche Haltung des Stückes diesen Eindruck, als sei es aus dem Leben geschöpft. Stylpho kommt von Rom zurück. Er meint, keinem seiner früheren Genossen nachstehen zu müssen, da keiner mit dem Glücke auf so vertrautem Fusse lebt, wie er. Da ist besonders noch sein Altersgenoss Vincentius, der in Heidelberg seine Studien treibt und allerlei nichtsnutze Dinge lernt, während er, Stylpho, seine Zeit in Rom, dem Heil und Hort der armen, besser angelegt hat. Er will Vincentius aufsuchen, um ihn auszulachen, dass er es sich so sauer werden lasse. Da kommt dieser gerade von Heidelberg in das heimatliche Dorf, um seine Eltern zu vermögen, dass sie ihm die Mittel zur Anschaffung einiger nöthiger Bücher geben. Diesem kläglichen Schicksale gegenüber fühlt der Cortisan erst recht das ganze Gewicht seines Glückes. Er hat in Rom die Freundschaft des Bischofs von Rouen erworben und mit dessen Hilfe vom Papste vier Pfarranwartschaften erhalten, von denen zwei sogleich, die beiden andern hoffentlich bald zu verwerthen sind. Vergebens spricht sich Vincentius mit Entrüstung und Nachdruck gegen solche Häufung der Pfründen aus. Stylpho hört nicht darauf. Wenn nur der Pfarrherr in Offenburg bald das zeitliche segne! wenn nur der Dechant zu Haseloh bald von hinnen fahre!

Die beiden so ungleichen Jugendgenossen besuchen den Dorfpfaffen Lampertus, der, als Stylpho sich mit seinen Anwartschaften brüstet, sich mit Wolgefälligkeit erinnert, dass er ganz auf dieselbe Weise in den Besitz seiner Stelle gelangt ist, und den Vincentius, der auf die Frage, weshalb er so schweigsam sei, bescheiden den Umgang mit gelehrten und die Wissenschaft allen Reichthümern und Vergnügungen vorzieht, mit seinem Spotte überschüttet. Was denn das lange studieren helfe? Die Wissenschaft fülle heutzutage den Beutel nicht. Nicht die Universität, sondern Rom bezahle! Habe einer auch noch so viel gelesen und wieder gelesen, am Ende werde doch nur ein Dorfpfaffe daraus. Vincentius lässt sich

nicht irre machen. Er vertheidigt die Philosophen und Universitäten; wer diese wegstreiche, streiche Rom und den Papst weg und treibe Pfaffen und Volk in die Irre. Was wol aus den unerfahrenen Pfarrherrn werden solle, wenn die gelehrten nicht für ihre Bildung sorgen. Nur der vermöge die Wissenschaft zu hassen, der sie nicht kenne. Der unwissende hasse die Bücher, wie die Eule die Sonne; an der Litteratur habe der Thor ein Vergnügen, wie der Bock an der Laute, und mit langen Ohren höre der Esel die Cither. Lampertus ficht das wenig an. Im Besitze alles dessen, was die Menschen als Bedingungen eines angenehmen Lebens nennen, mit seinem Gelde und Hausrathe, mit seinem Silbergeschirre, seinem Viehstande und Weinkeller, mit seinem Gesinde und seinen gefüllten Speichern will er fortleben, wie er bisher gelebt; und als Vincentius ihm den Zweck seiner Reise und die Bücher (decretum et Panormitanum jurisconsultissimum, Codicemque et quinquaginta digestorum libros), die er sich mit Hilfe der Eltern anzuschaffen wünscht, genannt hat, kann der Pfarrherr nicht Worte genug finden, um die unglücklichen Eltern zu bedauern, die nur immer hergeben müssen, während die Söhne immer noch mehr zu fordern wissen. Seiner Zeit habe er die Eltern nicht so in Anspruch genommen; zu Hillesheym, Deventer, Zwickau und Zwolle habe er so viel Partheken (panum portiones quas parthecas vocant) gesammelt, dass, wenn sie alle auf einem Haufen lägen, hier auf dem Hofe der Raum dafür nicht ausreichen würde. Vincentius fertigt ihn endlich mit der orientalischen Wendung der Fabel von den sauren Trauben ab, die Lessing (Maltzahn 11, 250) aus der Narrationum silva des Gilbertus Cognatus (Bas. 1567 S. 40) entlehnte, auch schon bei Poggius erzählt wird und hier so lautet: Vidit pendentes aselli testiculos vulpecula propeque casuros credidit, et diu secuta est praedam sperans. At postquam frustrata est (quia non cadebant testes), Ha, inquit, quam nigri sunt! nunquam illos esse potuissem!

Lampertus wendet sich wieder zu Stylpho, der seinen Eltern doch nichts abpressen, sondern sie an seinem Glücke theilnehmen lassen wolle. Es sei doch weit besser, sich um eine Pfründe als um die Philosophie zu bemühen, eine Ansicht,

die Stylphos ungetheilten Beifall findet. Dieser begibt sich zum Bischof, dem er die päpstlichen Anwartschaften vorzeigt. Der Bischof erklärt, die Befehle des Papstes pflichtschuldigst ausführen zu wollen, es sei aber bisher gebräuchlich gewesen, nur solche zur Seelsorge zuzulassen, die vom Schuldirector geprüft worden. Stylpho möge deshalb zum Petrucius gehen und dessen Gutachten bringen. Petrucius, Stylphos ehemaliger Lehrer, freut sich ihn wiederzusehen, und will es noch mehr, wenn er in Rom die Wissenschaften nicht hintangesetzt habe. Es heisse freilich, wer in den Mauleselställen und bei den Cardinalen sich umtreibe, könne in den Wissenschaften nicht fortschreiten. Löge das Gerücht nicht, so thäten die Cortisanen nichts als umherlaufen; sie gäben Boten und Zwischenträger ab und wären Köche, Metzger, Bäcker, Stallknechte, Schildträger, Satteldiener, Hausmeister, und der heiligen Weisheit Verächter. Stylpho, der von solchen Dingen nichts wissen will, wird examiniert.

Ich setze den kurzen Dialog im Originale her, weil er den eigentlichen Kern bildet und im Referate das bisschen Witz vollends verlieren müsste.

Petrucius.

Dic mihi, quodnam est Bucolici carminis apud Virgilium caput?

Stylpho.

Tytire tu patulae recubans sub tegmine fagi.

Petrucius.

Hoc si pacto versus scandere soles, ex uno geminos mihi conficies versiculos. Opinabar Gallos sine legibus et syllabarum mensuris effari sermonem; jam demum audio apud Italos quoque confusam et indiscretam vocabulorum pronuntiationem observari. Sed in his non vult praesul te ut pertemptem, Evangelicae magis doctrinae refert experiri quantum in te siet. Legito istuc duodecimum Lucae capitulum.

Stylpho.

Accendite a frumento pharyseorum.

Petrucius.

Prosequere circiter medium.

Stylpho.

Sint lumbi vestri praecincti: et luthernae ardentes in manibus vestris.

Petrucius.

Dixit, verbi huius quaenam prima est persona praesentis indicativi.

Stylpho.

Dixo dixis.

Petrucius.

Quae est prima verbi huius narraverunt?

Stylpho.

Narvo narvas narvare.

Petrucius.

Es tu de legitimo thoro?

Stylpho.

Non sed sum de Laudenburga.

Petrucius.

Quid est sacramentum?

Stylpho.

Est nobilissimum ydeoma ex fontibus Graecorum ortum habens.

Petrucius.

Regredere ad pontificem et simul quid de te sentiam litteris quas conscribam afferto.

Stylpho nimmt den Brief mit an den Bischof, der daraus ersieht, dass der examinierte sich besser zum weiden der Schweine als der Menschen eigne. Der Bischof jagt ihn fort. Der Priesterstand ist dem armen Stylpho nun verleidet; er meldet sich beim Ortsvorsteher als Küster. Die Stelle ist aber besetzt. Was soll er thun, wenn er nicht verhungern will?

Da gerade ein andrer Dienst erledigt ist und da er gehört hat, dass auch Philosophen und Dichter das Landleben lieben, so bewirbt er sich um jenen Dienst, und diesmal nicht vergeblich. Er wird Schweinhirt des Dorfes. Was weiter folgt, gibt Wimpfeling in der Conclusio an: „Welch ein wunderbarer Wechsel des Schicksals! Aus einem Höfling ein Ackertrapp! Der vertraute der Cardinale wird zum Knechte der Bauern, der aufgeblasne erniedrigt, der Seelenhirt zum Sauhirten! Solch klägliches Ende nimmt die Unwissenheit! Vincentius hingegen begibt sich mit der von den Eltern empfangenen Unterstützung auf die Hochschule zurück, studiert eifrig die Rechte und wird zuerst cancellarius des Fürsten, dann mit dessen Hilfe Kanonicus und zuletzt wird er einhellig zum Bischof erwählt. Er verwaltete sein Amt mit Glück und Klugheit." Schon im Prolog hatte Wimpfeling die jungen Leute ermahnt, sich den Vincentius zum Muster zu nehmen und sich durch nichts vom Studium abhalten zu lassen. An die Väter der jungen Leute richtete der Prolog die Bitte, diese leichten Scherze günstig aufzunehmen, da man ja in dieser Zeit der Fasten sich des Ernstes entschlüge.

Jacob Wimpfeling als deutscher Schriftsteller.

Von

Ludwig Geiger.

Es ist eine oft gehörte und wesentlich richtige Behauptung, dass die deutschen Humanisten, trotz ihres Patriotismus und ihres glühenden Eifers für Verherrlichung des deutschen Namens, nur wenig in deutscher Sprache geschrieben haben. Aber dieses achtlose vorübergehen vor der heimischen Sprache hat seinen Grund nicht in der Verachtung derselben, sondern mehr darin, dass es für sie in Deutschland kein Publicum gab, zu dem sie reden konnten, dass sie daher, so sehr auch ihre Bestrebungen dem Vaterlande geweiht waren und ihm wirklich Nutzen gebracht haben, dennoch sich genöthigt sahen, in einer Sprache zu reden, die, als Weltsprache, von allen geredet wurde und deren gute Anwendung den sprechenden Ebenbürtigkeit unter den anderen Nationen sicherte. Zudem lag den gelehrten, die eine geistige Erneuerung unter den gebildeten anstrebten, eine directe Einwirkung auf das Volk ziemlich fern, weit ferner wenigstens als den Reformatoren, die eine religiöse Wiederbelebung versuchten. Wenn sie aber durch irgend eine Veranlassung dem Volke sich zu nähern hatten, verschmähten sie nicht der deutschen Sprache sich zu bedienen und wandten sie in einer Weise an, deren sie sich nicht zu schämen brauchten. Beweis dafür sind Huttens deutsche Schriften, die, allerdings gleichzeitig mit den ersten reformatorischen Schriften, doch als humanistische Productionen bezeichnet werden dürfen, Beweis ferner Joh. Reuchlins Augenspiegel, eine Schrift, die darauf berechnet war, die von Reuchlin geliebte hebräische Litteratur vor den Augen von ganz Deutschland zu beschützen und das Recht freier Meinungsäusserung in wissenschaftlichen Dingen

zu vertheidigen, Beweis sind endlich die schon in der humanistischen Zeit nicht seltenen deutschen Uebersetzungen lateinischer und griechischer Schriften, die für diejenigen Volksclassen bestimmt waren, die, des lateinischen unkundig, sich doch an der neuen Bildung betheiligen wollten.

Auch Jacob Wimpfeling, einer der grössten Patrioten unter den vielen und eifrigen Vaterlandsfreunden seiner Zeit, hat, so sehr er auch für seine Schriften die Anwendung der lateinischen Sprache liebte, sich manchmal der deutschen bedient.

Jacob Wimpfeling, dessen Lebensumstände und dessen Wirksamkeit, soweit sie nicht unsern Gegenstand betreffen, nur kurz berührt werden können, wurde geboren in Schlettstadt am 27. Juli 1450 und starb ebendaselbst am 17. Nov. 1528.*

Wimpfeling dürfte mit nicht minderem Rechte als andere, deren Ruhm unangetastet bleibe, den Ehrennamen eines „Lehrers und Erziehers Deutschlands“ tragen. Nicht bloss deshalb, weil er eine sehr grosse Anzahl Schriften für Unterrichtszwecke geschrieben, weil er die von anderen oder auch von ihm selbst ausgegrabenen schweren Barren in landläufige leichte, auch von unvermögenden zu gebrauchende Münze umsetzte, sondern deshalb, weil er nichts schreiben konnte, ohne ein Erziehungsbuch daraus zu machen. Diese Thatsache ist um so auffallender, als seine schriftstellerische Thätigkeit nicht, wie dies in jener Zeit bei seinen Genossen fast durchaus der Fall ist, eine einseitige, bloss der Verfechtung der humanistischen Ideen gewidmete bleibt, sondern eine vielumfassende ist und ebensowol Schriften enthält, welche die Vertheidigung der classischen Studien zum Gegenstande haben, als politische Auseinandersetzungen, historische Darlegungen, religiöse Streitigkeiten. Trotzdem tragen alle diese Schriften, so verschieden

* Genaueres über W. bei P. v. Wiskowatoff, Jacob Wimpfeling, Berlin 1867. Vgl. Gött. gel. Anz. 1868 St. 42, S. 1671—1680. Das neue Buch von B. Schwarz, J. W., der Altvater des deutschen Schulwesens, Gotha 1875, ist für das biographische werthlos. Vgl. G. G. A. 1875 St. 44, S. 1391—1405. Angeführt zu werden verdient auch Otto Henses Aufsatz über Jacob Wimpfeling (in diesem Archiv Bd. 2. S. 321—339), und zwar ist hier besonders auf seinen Schluss (S. 337 ff.) zu verweisen.

sie ihrem Inhalte nach sind, einen gemeinsamen, den erziehlichen Charakter: alle drücken gleichmässig aus, dass ihr Verfasser weder eine besondere Freude an der Form noch an dem Stoffe hatte, dass er also weder ausschliesslich ein Künstler noch ein gelehrter, sondern dass er vor allen Dingen Lehrer war. Zu diesem Berufe, dem er allerdings mehr durch Schriften als durch ein wirkliches Lehramt genügte, brachte er nun alle erforderlichen Gaben mit: er verband in harmonischer Vermischung Strenge und Liebe, er war von echter Frömmigkeit beseelt und von wackerster Ehrbarkeit in Gesinnung und Wandel.

Zweimal — Uebersetzungen fremder Schriften abgerechnet,* deren Betrachtung in unseren Zusammenhang nicht passen würde — hat Wimpfeling deutsch geschrieben, oder richtiger lateinische Schriften gleichzeitig deutsch herausgegeben, beide Male hat der Patriotismus ihm die Feder geführt.

Betrachten wir die zeitlich spätere Schrift zuerst. Sie wurde, laut dem Vorworte, am 14. Oct. 1501 abgeschlossen, ist aber, deutsch, erst im J. 1648 von Moscherosch herausgegeben.** Aber in dieser deutschen Gestalt wurde sie den Mitgliedern des Raths, die schwerlich des lateinischen mächtig waren, gleich nach der Abfassung übergeben, trug auch dem Verfasser ein ansehnliches Geldgeschenk ein, und es ist charakteristisch genug, dass die deutsche Ausgabe vom Verfasser nur zu einem praktischen Zwecke benutzt wurde und nur die lateinische vor dem wissenschaftlichen Publicum erschien.

Die Schrift zerfällt in zwei Theile, die streng genommen gar nicht zusammengehören. In dem einen handelt Wimpfeling über Stadtverwaltung, in dem andern sucht er nachzuweisen, dass das Elsass niemals zu Frankreich gehört habe. Ob er zu diesem Nachweise durch eine offen ausgesprochene gegentheilige Behauptung gedrängt wurde, ist nicht bekannt; möglicher Weise mochte er befürchten, dass das innerlich erstarkte und nach aussen, besonders nach Süden zu, kühn vordringende franzö-

* Vgl. Wiskowatoff a. a. O. S. 104 A. 1.

** Der Titel lautet: Tutschland Jakob Wympfflingers von Slettstatt zu Ere der Statt Straßburg vnd des Rinstroms. Jetzo nach 147 Jahren zum Truck gegeben durch H. M. Moscherosch. Straßburg 1648. 24 Bll. in 4.

sische Königthum Rhein-Gelüste hege; immerhin konnte er aber auch zur Abfassung derselben durch das streben bewogen worden sein, seiner patriotischen Gesinnung erneuten Ausdruck zu geben.

Das Deutschthum des Elsasses will er nun durch drei Dinge beweisen: durch wahrscheinliche Vermuthungen, durch treffliche Zeugnisse, durch bewährte Schriftsteller. Nachdem er diese seine Absicht kundgegeben, spricht er als seinen Satz, für dessen Wahrheit er den Beweis antreten will, folgendes aus:

„Niemals ist ein römischer König aus gallischem Stamme hervorgegangen, vielmehr stammten dieselben, wenn nicht aus Italien, aus anderen Provinzen des römischen Reiches, aus Thracien, Arabien, Pannonien, Illyrien, bis auf Karl den Grossen, der ein Deutscher war und das römische Reich als Erbe den Deutschen übergeben hat, welche es in ununterbrochener Reihenfolge beherrschten. Caesars Meinung, dass der Rhein die Grenze von Gallien bilde, ist eine irrige; denn zwischen dem eigentlichen Gallien und dem Rhein liegt das ganze austrasische Land und die Vogesen, welche eine treffliche Scheidewand bilden.“

Dieser Hauptsatz wird zunächst durch einige Vermuthungen unterstützt: die Erinnerung an Pipin, den Austrasier, sei so sehr in das deutsche Volksbewusstsein und in die sprichwörtlichen Redewendungen eingedrungen, dass er schon deswegen unmöglich als Gallier gelten könne; Karl der Grosse sei ein Deutscher, wie die durch ihn bewirkte Benennung der Monate und die seiner Kinder, ferner der Umstand, dass er in Deutschland seinen Lieblingsaufenthalt gehabt und namentlich in Deutschland Clöster und Städte gegründet habe, hinlänglich beweisen; die Deutschen, welche vermöge ihres Heldenmuthes von den Beherrschern des Erdkreises, von Caesar und Augustus, nicht unterworfen werden konnten, würden niemals französische Herrscher, die doch jenen nicht gleichkämen, über sich geduldet haben.

Doch die Vermuthungen reichen zur Feststellung der Thatsachen, zur Abwehr etwaiger Bedenken nicht aus, daher werden Zeugnisse und Beweise, aus Urkunden und Schriftstellern geschöpft, beigebracht: Tacitus nenne das jetzige Köln,

Speier, Worms, Strassburg unter den Städten Deutschlands; ihm folge Ammianus Marcellinus und das Corpus juris; Karl der Grosse werde von Aeneas Sylvius und Antonius Sabellicus ein Deutscher genannt; der Papst Innocenz III. spreche einmal in einer Urkunde aus, dass das römische Reich von den Griechen auf die Deutschen übergegangen sei, und Petrarca erzähle: „das ganze Rhein-Thal bildet einen herrlichen Theil Deutschlands“.

Mit diesen Zeugnissen ist ihm sein Hauptsatz vollgiltig bewiesen, daher hält er sich für berechtigt, schon nach Anführung seiner Zeugen triumphierende Worte auszusprechen, die wir sogleich hören werden.

Nur eines stört ihn noch, nämlich der Umstand, dass Strassburg, ähnlich wie Frankreich, eine Lilie im Wappen habe. Aus dieser verhängnissvollen Uebereinstimmung könnte, wie er befürchtet, geschlossen werden und ist zu seiner Zeit vermuthlich gefolgert worden, dass Strassburg doch zu Frankreich gehöre; aber er hält zu fest an seinem Glauben, als dass er dadurch erschüttert werden könnte: Frankreich hat drei Lilien, wir nur eine: Frankreich zeigt dieses Abzeichen auf Waffen und Fahnen, wir nur auf Münzen, während wir es doch gerade auf den Kriegsgeräthen tragen müssten, wenn wir es als Zeichen ehemaliger Unterthänigkeit unter Frankreich erhalten hätten.

Darum schliesst er mit stolzem Ausdrucke: „Wir sind Deutsche, und nicht Franzosen, und unser Land muss, weil Deutsche in ihm wohnen, Deutschland, nicht Frankreich genannt werden. Diese Thatsache haben die Römer schon erkannt. Denn als sie uns, die Alemannen am Rhein, unterworfen hatten, über den Rhein zogen und nun sahen, dass die Bewohner des jenseitigen Ufers uns glichen an kühnem Muth, Körpergrösse und blondem Haare, auch in ihren Sitten und ihrer Lebensweise, da nannten sie uns Germanen, d. h. Brüder. Dass aber wir, diese Germanen, den wirklichen Galliern weder an Haarfarbe, Sprache, Gesicht, noch an Charakter und Sitte gleichen, steht fest. Und so umfasst mit Recht unsere Stadt und das ganze elsässische Land die Freiheit des römischen Reiches und will sie behaupten; es hütet sich, die Knechtschaft der Gallier auf sich zu nehmen, zu welcher es

manchmal von französischen, zum Abfall anstachelnden Sendlingen überredet werden soll, und wird inskünftige alle abweisen, die es französisch machen wollen."

Die zweite Schrift hatte folgende Veranlassung.

Im März oder April 1490 hatte Maximilian I. durch seinen Gesandten Wolfgang von Polheim die Anna von Bretagne sich feierlich antrauen lassen, nachdem sie schon seit 1487 mit ihm verlobt war. Da aber die grossen ihres Landes in dem Ehebündniss mit dem fernen, bei Lebzeiten seines Vaters unmächtigen und stets geldbedürftigen Herrscher keine Kräftigung für das schutzbedürftige Land erblickten, neigten sie sich den Plänen des Königs von Frankreich, Karl VIII., zu. Dieser beabsichtigte, die Bretagne für sich zu erwerben und zwar dadurch, dass er die Anna heirathete, nachdem er die ihm seit Jahren verlobte und bei ihm auferzogene Margarethe, die Tochter Maximilians, ihrem Vater zurückgeschickt hätte. Zu diesem Zwecke griff er die Bretagne an, bekam bald das ganze Land in seinen Besitz und erliess am 15. Nov. 1491 die Bestimmung, dass an einem festgesetzten Tage je zwölf Richter zusammentreten sollten, um über die Lage des Landes und den Streit zwischen den beiden Königen zu entscheiden, dass ferner die Princesse Anna freies Geleit haben sollte, um sich zum römischen König zu begeben. Statt nun aber wirklich die Reise zu ihrem „Gemahl" auszuführen, gieng sie (ob freiwillig oder gezwungen, bleibe einstweilen dahingestellt) die Ehe mit Karl VIII. ein, die am 6. Decbr. 1491 wirklich vollzogen wurde; die Margarethe sandte Karl VIII. ihrem Vater zurück.

Von der grossen Aufregung, die durch diese That in Deutschland hervorgerufen wurde, geben zwei Volkslieder Kunde, die beide in der Auffassung übereinstimmen, dass Anna nichts ahnend vom König Karl gewaltsam entführt worden sei, und die ihren Hass ausser gegen den französischen König besonders gegen den Papst kehren, der solche Greuel gebilligt habe.*

* Die Lieder abgedruckt bei Liliencron, Die deutschen Volkslieder II. Band, Leipzig 1866, Nro. 179 u. 180. Dem Abdruck geht eine historische Darstellung voran (S. 292—295), die in dem obigen benutzt worden ist.

In dieser Angelegenheit nun, welche die deutschen Patrioten vielfach beschäftigte, wollte auch Wimpfeling nicht stumm bleiben. Er verfasste ein lateinisches Gedicht und schickte dasselbe mit einem Begleitschreiben an Robert Gaguin, den berühmten französischen Humanisten, der als Gesandter seines Königs in dieser Brautangelegenheit in England thätig gewesen war und nun in Deutschland weilte.* In demselben (12. Febr. 1492) wendet sich Wimpfeling an den ihm unbekannten Franzosen, von dem er so rühmliches gehört habe, bittet ihn, die Entrüstung des Deutschen zu verzeihen, wenn das Factum, das dieselbe hervorgerufen, wahr sei. In der Meinung aber, dass sein Gedicht einer weiteren Erörterung bedürfte, liess er dem kurzen Begleitschreiben bald einen ausführlichen Brief folgen (Speier 14. Febr. 1492). Gaguin könne durch die Zusendung nicht beleidigt gewesen sein. „Denn die unwürdige Beleidigung, welche unser König erlitt, schien mir nicht nur unserm König, sondern ganz Deutschland und allen Deutschen greuliche Schmach und ewigen Schimpf zu bereiten. Bedenke: Wie Du als Franzose natürlich und von Rechtswegen den Franzosen-König ehrst und liebst, so bin ich als Deutscher dem deutschen König verpflichtet und müsste als schändliches Glied betrachtet werden, wenn ich mich nicht bemüht hätte, unserm Haupte, dem eine Beleidigung widerfahren, nach meinen Geistesgaben Beileid und Mitgefühl auszusprechen.“ Eine ähnliche Stimmung herrschte aber auch in Italien, wie die zwei beifolgenden Gedichte bewiesen, sie müsste überall herrschen, wo man bedächte, dass die früheren französischen Könige die leidende Unschuld beschützt hätten, und den früheren Zustand mit dem gegenwärtigen vergliche. Die Gedichte sind in der That stark genug. In dem einen heisst es:

Haec papa, haec ipsi totum qui vertitis orbem
Cardinei fertis crimina tanta viri.

Und in dem andern:

Jura ligant miseros; summis, si credere dignum est,
Principibus nulla vivere lege licet.
Esse tamen superos coelo qui talia curent
Si verum est, properat vindicis ira Dei.

* Die Briefe und lateinischen Gedichte sind abgedruckt bei J. J. Müller, Reichstagstheatrum unter Maximilian I., Jena 1718, S. 136—141.

Gaguin schwieg auf diese Zusendung nicht, sondern verfasste gleichfalls ein Gedicht, und schickte es dem Wimpfeling mit einem Briefe zu (Heidelb. 14. Febr. 1492), in dem er mittheilte, dass er das Wimpfelingsche Gedicht erhalten hätte, von dem er wünschte, „dass weder Du es geschrieben hättest, noch ich gelesen.“ Denn es geziemte sich nicht, gegen die geheiligte Majestät eines Königs etwas zu sagen, am wenigsten wider den, dessen Gesinnung rein und unbefleckt wäre, ebensowenig von Seiten dessen, der sich im Besitz der Wolredenheit dünkte. Das beste würde daher sein, wenn Wimpfeling das Gedicht niemandem mittheilte, sondern dem Feuer übergäbe. In der Streitsache handelte es sich um zwei Dinge: um die Zurücksendung der Tochter-Maximilians und um die Wegnahme der für Maximilian bestimmten Braut. Was das erstere beträfe, so wäre Margarethe vierjährig Karl zugeschickt und noch unmündig von ihm zurückgeschickt, eine Handlung, die im Kirchenrecht nicht verboten und in diesem Fall noch besonders statthaft gewesen wäre, weil Maximilian nur ungern in die Heirath gewilligt und sich mit den Feinden seines Schwiegersohnes verbündet hätte.* Was das letztere anginge, so wäre die Heirath zur Befestigung des Friedens mit der von Frankreich bereits eroberten Bretagne nöthig und erlaubt gewesen, weil, nach der Versicherung der Hofleute, die Vermählung mit Maximilian nicht wirklich, sondern nur zum Schein vollzogen worden wäre.

Auf eine solche Erwiderung konnte Wimpfeling nicht schweigen. In seinem Antwortschreiben (Speier 19. Febr. 1492) bemerkt er zunächst, dass wegen des Grundsatzes, die Majestät solle nicht beleidigt werden, nicht jede Unthat des Königs gebilligt werden dürfe — sonst wäre ja König und Tyrann dasselbe —, dass über eine solche Unthat aber, wie die eben begangene, Thiere und Steine reden würden, wenn auch der einzelne Mensch schwiege. Karl schicke die Margarethe heim und doch habe er sie erziehen lassen, habe erst in diesem Jahre in einer Urkunde sich als König, Margarethe

* Filia ergo quae pacis causa futura uxor sperari potuit, cum praeter bellum nihil videretur allatura, volenti patri non injuria remittitur.

als Königin unterschrieben. Die Heirath mit Anna sei aber Karl verwehrt gewesen, selbst wenn die Hochzeit nicht durch einen wirklichen Botschafter vollzogen worden sei; — denn sei der Schuldner etwa berechtigt, das Geld des Gläubigers zurückzuhalten, weil er den Boten desselben für zu ärmlich gekleidet halte —; zur Bewilligung der Heirath genüge nicht die Zustimmung Annas und ihrer Räthe, sondern zunächst die Maximilians, der noch heute die Giltigkeit seiner Ehe behaupte und mit dem Reichstage zu Nürnberg desfallsige Beschlüsse fassen werde.

Gaguin hat selbstverständlich auf diesen Brief nichts mehr erwidert; war ja für ihn die Sache abgethan. Wimpfeling aber musste seinem Grimm Luft machen. Wol gleichzeitig mit der Veröffentlichung seiner und des Gegners lateinischer Gedichte und Briefe, denen er ein Widmungsschreiben an Maximilian voranstellte*, gab er auch seine und Gaguins Gedichte deutsch heraus. Es sei gestattet, diese Uebertragung wegen der grossen Seltenheit des Druckes hier zu wiederholen.

Von dem kunigk von franckerich durch iacobum des romeschen kuniges redner geticht.**

Durch den raup so yemerlich, der frevelich ist volendet
Von dem kunig von franckerich, der frewlich zucht thut schenden,
Die lilgen edels ruchs gewest, sint welk vnd craftlos worden,
Die lilgen welken.

Des kuniges tochter lobesam, der den adel furth ym schylde,
Hat er vormals außerwelt, gelibt auß frawenbilde,
Ym czu eyner kunigyn here begert yn elichem orden.
Die lilgen welken.

---

* Vgl. Wiskowatoff a. a. O. S. 55 A. 2.

** Eyn geticht van dem Romeschen kunyge
Vnde dem kunyge van Franckerich.

Darunter ein Bild: links der König von Frankreich, über ihm eine Lilie, rechts König Maximilian, über ihm ein doppelköpfiger Adler, zwischen ihnen die Tochter Maximilians, die von dem König von Frankreich mit der Hand weggestossen wird.

O. O. u. J.

4 Bll. Rückseite des Titels u. l. S. leer; auf der vorl. nur 2 Zeilen.

Er hat yn synem wankelmut den scheme hut abgeczogen,
Czucht vnd ere vorgeßen gantz, gerechtikeit geflogen,
Lobes preise vorsumet er, der hohen cristlichen wirde.
Die lilgen welken.

Funff gantze yare an argen wane daz frewlyn ym behageth
In gemeynschaft frolich lobesam, leyt vnmut offt voryageth,
Hir yn eß hofft gar tugentlych wirtschaft czu kuniges czirde.
Die lilgen unczirlich welken.

Das frewlin yn vmbfangen hat, gekusset vnvordroßen,
Geseßen bey ym adelich, fruntlich in arm gesloßen,
Die hende gereicht, yn angelacht, getrostet in iamers kummer,
Die lilgen welken.

Mit hoflikeit vnd gutem geberde ist keynß von yr vorhalden,
Wie sie seyn hertz erweychen mogt czu liebe vnd wolgefallen.
Wer kiselsteyn czulaßen wil als wachs, schafft keynen frumen.
Die lilgen welken.

Vnrecht liebe des fursten groß hat czuchtige liebe vordrungen,
Laster hat gewunnen den kampf, die tugent ist vorswunden,
Die vormals weyt gegoßen han guten ruch myt machte,
Die lilgen welken.

Die browt, die vor behaget hat vnd wol gefallen ym herczen,
Gar smelich nu vorlaßen ist in elende vnd in smerczen,
Die browt des sweres behaget nu. O kunig des snoden wenken!
Die lilgen welken.

Was vrsach mag deyn wankelmut mit eren nu vorgelimpfen,
Deyn eygen browt vorlaßen hast, mit frymder wiltu schimpfen,
Ich wene, Du sprichst ouß hohen mut: „ich habe sulchß mugen volenden“.
Die lilgen welken.

Wo kuniglich ere vnde werde sey, wo furstlich hercze mit preise,
Wo warheyt, scheme vnd tugent sey, sage kunig vnd beweyse,
Wo vehster mut, messigkeit, du furst dich ouff eyme eyße.
Die lilgen welken.

Eyn antwort vff das vorgeschriben getychte durch
Robertum gaguwini des kunyges von franckerich redner.

Die lilgen grunen alleczeit vnd wonniglich ouß soreyßen [!],
Clerer dan des fewres glantz gar kreftiglichen gleyßen.

Yn schadet der kalde wint mit nicht von norden vnd von westen,
Bewaret durch den senften wint von suden vnd von osten.
Der lilgen garten lustiglich ist fruchtbar freye vnd junget,
Seyn huter hat yn wol bewart, geweßert vnd getunget,
Eyn starken czoun darumb gefurt, gar festiglich vorgraben,
Seyn fynde werden abgeyaget, nicht mugen ym geschaden.
Wie magstu hie mit warheit sagen: Die lilgen woln vorsmachten,
Dar in so vil der adern sint in senftes lebens, woln vorsmachten.
Reuchstu nycht den edelen ruch, Du nasenreicher tichter,
Den das wynblat lustiglich vnd lilgen von yn flichten?
Lern des gertners meinunge wol vnd vrteil recht mit frumen,
Wege ab mit gleicher wage die sach gar billig furgenumen,
Nicht acht yn als ein reuber snode, der czucht vnd ere beleide,
Nicht sage das er ymandt hab mit frevel abgescheiden.

Eyn antwort dorch iacobum sletzstat vff das iczt geschribin geticht roberti gaguwini.

Ich acht ez fur eyn fabel rede, do durch du wilt glosiren
Des kuniges argk vnd missetadt vnd ym seyn kunigrich cziren.
Was sal ich hie mit worten vil mich mit dir czengk vnd krigen?
Die warheit noch in kurczer czeit wirt clar vor augen ligen.
War ouff deyn redden gegrundet synt, erfarung wirt belernen,
Daz alder brengt vfft an den tag, daz iugent nicht mag brengen.
Das lange vorholen ist gewest, vordeckt vnd vorborgen,
Wirt hir nach in kurczer frist vil clerer wan der morgen.
Wer czweyfelt, das die lilgen sint vor loblichs ruchs gewesen,
Dar ouß vil fursten togentsam gut beyspil han gelesen?
Wan des kuniges geschicht vnd werck wie vor in liebe beharte,
Die lilgen bliben schadens frey mit hochen czounen bewarte.
Het er mit dem swert gevolget der alden fußstapfen feste,
Vor schaden blibe der lilgen gart bewart von frymden gesten.
So die wollust herschen wil vnd tugent thut vordringen,
Welk vnd foul die lilgen sten, yr schon vnd ruch vorswinden.
Du wenest, kein wint die lilgen moge welk machen nach vortriben,
Der kunig habe sie so tief gepflantz, der saf macht sie becliben.
Du wirst betrogen, merk mit fleiß, was schadens han enphangen,
Die trost vff weinwachs han gesatz ym nesten herbst vergangen,
Der erbeit, die sich hat geburt, das gantze iar geflißen,
Vorhaft, eß sult czu gluck geradt die frucht und weinß genißen,
Die stock getunget vnd wol begat, vf daz sie fruchtbar wurden,
Vnd waz sich dar yn hat geburt, mit mancher erbeit burden.
Ydoch der kalde reiff vnd wint, frost, grop kisel vnde hagel
Leyder han die frucht verderbet, den schaden hore ich clagen.
Der milde trost ist hyn gelegt, fur sußen most der herbe,
Fur czeytig weinber bitter frucht, der mancher muß vorderben.

Diß so du recht czu herczen nymest, Roberte, vnd czu synne,
Gedenck, das ungewisheit stet vil na in allen dingen.

Franckreich ist gar hoch begnadt mit adel tugentreiche,
Dar czu mit werder pristerschaft, mit großem volk desgleichen,
Mit steten vnd mit sloßen fest, mit dorffen wol czu preysen,
Die lilgen scheynen.

Ydoch vmb newe missetadt des kuniges dorch sein machte,
Der in frevelin vbermut daz romesche reich vorachtet,
Die lilgen, vormals czart gewest, vordorren vnd czureyßen.
Die lilgen welken.

Der nebel hat der lilgen glantz so lesterlich behenget,
Ir ruch in stanck gewandelt ist, die nasen swerlich czwenget,
Ir czyrde vnd lust ist hyngelegt, die du meynst ewig grunen,
Die lilgen werden misgestalt.

Der großen macht berumestu dich, die achstu fur dein rechte,
Wie franckreich wol besloßen sey, geschicket wol czu fechten.
Gedenck, got steet den rechten bey, von ym hengt schad vnd frumen,
An got stehen alle dingk.

Der teutschen art vnd starken mut wiltu nicht nemen czu herczen,
Die krieges leufft erfaren han, das mag dir brengen smertzen,
Des adelers czweitracht, hafstu gantz, soll dir den segen heymbrengen,
Des reichs czweitracht trostu dich.

Wan czwen adeler vndersich etwas czweytracht haben
Vnde eyn greiff sich vndermenget, gedenckt yr einem czu schaden,
Die adler beide vorsunen sich, den greiffen von yn wenden,
Der fynt wirt vberwunden.

Gleubestu nicht, der adler muge gewalt vnd crafft wol vben,
Die lilgen frislich vndertreten, czu reißen vnd betruben,
Ersthreke dich die frewelich czucht, die widerbracht die lilgen.
Der hane dem adeler wider recht ist in sein nest geflogen,
Hat ym seyn gaten abgespant vnd lesterlich entzogen,
Die jungen vormals auch entfrymt, nu wider außgeyaget.
Des freuels vnd des vngerechts der adler sich beclaget.
Wirt dem hanen sulchß gestadt, erleybet vnd czugelaßen,
Die sperling lernen auch den wege: sie volgen snell der straße.

Ein zweites Exemplar des ältesten Faust-Buches.

Von

Gustav Heinrich.

Der erste Druck des ältesten Volksbuches vom Dr. Faust stammt bekanntlich aus dem Jahre 1587 und ist eine Edition des Frankfurter Buchdruckers Johann Spies. Von diesem ersten Drucke war bisher nur ein einziges Exemplar bekannt, welches sich in der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien befindet (C. Engel, Bibliotheca Faustiana. Oldenburg 1874, S. 15). Dieses Exemplar hat Dr. Aug. Kühne im Jahre 1868 (Zerbst, E. Luppe) in wortgetreuem Abdrucke herausgegeben („Das älteste Faustbuch. Wortgetreuer Abdruck der Editio princeps des Spies'schen Faustbuches vom Jahre 1587. Unicum im Besitz der kais. Hofbibliothek zu Wien").

Das Exemplar der Wiener Hofbibliothek kann heute nicht mehr als Unicum gelten, denn ich habe jüngst in der Bibliothek der ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest ein zweites Exemplar dieser editio princeps entdeckt, welches dem Wiener Exemplar vollständig gleich ist und bisher wol nur aus dem Grunde keinerlei Beachtung gefunden hat, weil das Titelblatt und scheinbar auch der Schluss des Buches fehlt. Das letztere allerdings nur scheinbar, da dem Faust-Buche ein zweites Werk angebunden ist und diesem der Schluss fehlt. Der Schluss des Faust-Buches selbst ist dagegen vorhanden und zeigt das Wappen der Spiesschen Druckerei, über demselben die Worte: „Gedruckt zu Franckfurt am Mayn bey Johann Spies", darunter die Jahreszahl M. D. LXXXVII.

Leider ist das Exemplar nicht vollständig. Es fehlt nicht bloss das Titelblatt, sondern auch von der „Vorred an den

Christlichen Leser" das (unpaginierte) zweite Blatt (S. 4 und 5), und aus dem Buche selbst fehlen: S. 103 f., 105 f., 113 f., 119 f., 121 f., 125 f., 161 f., d. h. im ganzen sieben Blätter. Die Seitenzahl 187 ist durch einen Druckfehler in 178 versetzt.

Bekanntlich ist auch das Wiener Exemplar des Spiesschen Faust-Buches nicht vollständig; es fehlt in demselben ein Blatt, nämlich S. 145 f. Kühne hat in seiner Ausgabe der editio princeps diese zwei Seiten aus der Ausgabe des Faust-Buches von 1590 ergänzt. Da unser Exemplar das Blatt in ursprünglicher Gestalt enthält, setze ich dasselbe in genauer Abschrift hierher. Die beiden fehlenden Seiten gehören zu dem 37. Capitel des Buches: „Von dreyen fürnemmen Graffen, so D. Faustus, auff jhr begeren, gen München, auff deß Beyerfürsten Sohns Hochzeit, dieselbige zubesehen, in Läfften hinführete." Der letzte Satz von S. 144 schliesst mit den Worten: das geschach am

(S. 145) Abend, als man zu nacht essen wolt. Dann sie sonsten, durch deß Fausti Kunst den gantzen Tag solchem Pracht der Hochzeit vnsichtbar, vnd ohne alle Hindernuß zugesehen hatten. Als nun, wie gemeldt, jnen D. Faustus ernstlich verbotten, den Tag mit niemandt zureden, auch so bald er sprechen würde, wolauff, sie alle zugleich an den Mantel greiffen solten, würden sie augenblicklich widerumb darvon wischen. Wie nun der Hertzog von Beyern mit jhnen redet, vnd sie jme kein Antwort gaben, reichet man jhnen doch vnter dessen das Handwasser, vnnd dieweil da der eine Grafe wider das Gebott D. Fausti thun wil, hebt D. Faustus anzuschreyen, Wolauff, bald wischen die zwen Grafen vnd D. Faustus, so sich an den Mantel gehalten, darvon, der dritt aber, so sich versäumet, wurde auffgefangen, vnd in ein Gefängnuß geworffen. Die andern zween Graffen kamen also vmb Mitternacht widerumb gen Wittemberg, die sich vbel gehuben, wegen jhres andern

(S. 146) Vettern, darauff sie D. Faustus vertröstete, jhne auff Morgen Frühe zu erledigen. Nun war der gefangene Graf höchlich erschrocken vnnd betrübt, daß er also verlassen seyn solte, vnd darzu in verhafftung geschlossen, vnnd mit Hütern verwahrt, da wurde er befragt, was das für ein Gesicht gewest, vnnd wer die andern drey weren, so verschwunden seyen. Der Grafe gedacht, verrahte ich sie, so wirdt es einen bösen Außgang gewinnen. Gabe derohalben niemandt kein Antwort, also, daß man diesen Tag

nichts aus jme bringen kondte, vnd ward jm letzlich der Bescheid, daß man jn Morgen peinlich fragen, vnd wol zu Red bringen wölle. Der Graff gedachte, vielleicht mich D. Faustus heut noch nit erledigt, vnd ich Morgen gepeinigt vnd gestreckt werden solte, muß ich nothalben mit der Sprach herauß, Getröstet sich doch jmmerdar, seine Gesellen würden bey D. Fausto starck vmm sein Erledigung anhalten, wie auch geschahe. Dann ehe der Tag anbrach, war (S. 147) D. Faustus schon bey jhme u. s. w.

Die Differenzen zwischen dem hier mitgetheilten Originaltext und der in Kühnes Ausgabe aufgenommenen Stelle aus dem Drucke von 1590 sind zwar grossentheils nur orthographischer und sprachlicher Natur, aber selbst als solche nicht ohne Belang, und dürfte die Auffindung und Mittheilung jenes Textes nicht bloss in bibliographischer Hinsicht, sondern auch aus dem Grunde erwünscht und erfreulich sein, weil nun eine vollkommen treue Wiederherstellung der editio princeps ermöglicht ist.

Von der ersten Spiesschen Ausgabe des ältesten Faust-Buches vom Jahre 1587 haben sich demnach zwei (zwar unvollständige, aber einander ergänzende) Exemplare erhalten: das eine befindet sich in der kais. Hofbibliothek zu Wien, das andere in der Bibliothek der ungarischen Akademie der Wissenschaften zu Budapest.

Unserem Exemplare des Faust-Buches ist, wie ich oben bemerkte, ein anderes Werk des XVI. Jahrhunderts beigebunden, dessen Schluss fehlt. Dasselbe führt den Titel:

Vermanunge | von | Den Schwarcz- | künstlerischen Aberglauben, | das man sich dafür hüten sol. | Den Liebhabern des vn- | verfelschten Gottesdienstes zu gute | Lateinisch im Jahre 1575. | geschrieben | Durch Herrn Nicolaum Hemming | Newlich verdeudschet vnd in | Druck gefertiget. | Esaiae am 8. Cap. | Nach dem Gesetz vnd Zeugnis. | Wittemberg | Gedruckt durch Hans Kraffts Erben. | Im Jar 1586.

Ueber dieses Buch weiss ich vorläufig keine weitere Aufklärung zu ertheilen.

Kleine Beiträge zur Vermehrung und zur Verbesserung des Lessingschen Textes.

Von

Robert Boxberger.

1. Zur Vermehrung.

Wenn der Vorredner zum 2. Bande der Uebersetzung von Marignys Geschichte der Araber Recht hat mit der Behauptung, seine Arbeit an dieser Uebersetzung beginne „ungefähr mit dem Anfange des zweiten Alphabets", d. h. mit S. 369, so fallen noch folgende beide „N. d. Uebers." auf Lessings Antheil:

(S. 338 f.) „Ueberhaupt kann man hier noch anmerken, 1) dass die Esel in den Morgenländern, wo die Pferde rar waren, weil sie die beschwerlichen Wege nicht gut aushalten konnten, nicht so verachtet gewesen, als sie in Europa sind. Daher finden wir im A. T. verschiedene Exempel, dass Könige und andere vornehme Personen auf Eseln geritten. B. der Richter V, 10. 2) Ist es wahr, dass die orientalischen Esel im Felde gute Dienste gethan haben. 4. B. Mos. XXXI, 34. 2. Kön. XXI, 7. 3) Haben die Orientaler überhaupt kühne Vergleichungen, die man nicht nach der Europäischen Aesthetik beurtheilen muss. So heisst es z. B. von Christo Offenb. V, 5: Siehe, es hat überwunden der Löwe, der da ist vom Geschlecht Juda. Wenn demnach die Spötter der letzten Tage sich über einige unter uns [un]gewöhnliche Ausdrücke der heil. Scribenten lustig machen, so verrathen sie bey den Kennern der Alterthümer nichts als ihre grosse Unwissenheit in der Beredtsamkeit und Dichtkunst der Morgenländer. Es ist hier gar der Ort nicht, sonst würden wir aus Hiob, den Psalmen, dem Hohenliede und den Pro-

pheten Stellen anführen, sie nach dem orientalischen Geschmacke beurtheilen, und darthun, dass sie in der erhabensten Schreibart abgefasst sind. So wie wir aber über die Orientaler lachen, so werden ihnen auch unsere Schriften verächtlich vorkommen. Die Leser werden mir diese kleine Ausschweifung zu gute halten. Sie hat ihren Nutzen.“

(S. 353 f.) „Es ist kein Wunder, dass ein-zusammengerafter Haufe von Sclaven wider ein exercirtes Kriegsheer den Sieg behält. Sie stritten für die Freyheit, und Iblins Soldaten nur für Geld. Ueberdiess so hat Zulzimin, als ein neuer Prophet, gewiss göttliche Gesichte und Offenbahrungen vorgegeben. Aber alle Welt weiss, was ein fanatisches Heer für Thaten thun kann. Mahomed, Cromwell u. a. m. bestätigen diese Anmerkung.“

In Lessings Uebersetzung des Hutcheson, Sittenlehre der Vernunft, Leipzig 1756, I, S. 372, heisst es in der Anmerkung: „Man sehe den Aristoteles im letzten Abschnitte des dritten Buchs seiner Sittenlehre; und den Antonin im zehnten Abschnitt des zweyten Buchs seiner Betrachtungen über sich selbst.“ Das folgende kann nur Lessing angehören: „Wir wollen den Lesern diese letztere Stelle, nach Hofmanns deutscher Uebersetzung mittheilen: Wenn Theophrast eine Vergleichung zwischen den Sünden anstellt, giebt er den Ausschlag als ein weiser Mann, indem er sagt: Dass die Sünden, die aus der Lust entstehen, grösser sind als die, so aus dem Zorn herkommen. Denn der Zornige scheint, seiner Vernunft, wider Willen, und mit einem heimlichen Verdrus, entgegen zu handeln; da hingegen der, so den Lüsten nachhängt, und von der Wollust sich überwinden lässt, weit unmässiger und weibischer in seinen Fehlern wird. Dahero gesteht er mit Recht, und der Weisheit zu Ehren, dass eine Sünde, mit Lust begangen, grösser und strafbarer sey, als die, so mit Schmerzen oder Traurigkeit vergesellschaftet ist. Gewis, ein Zorniger giebt zu verstehen, dass er beleidiget worden, und dass der erlittene Schmerz ihm die Gemüthsbewegung abzwingt. Hingegen neigt sich der Wollüstige, von freien Stücken, zur Ungerechtigkeit, um seine Begierden zu vergnügen.“ II, S. 714, Anmerkung: „Durch äusserliche Rechte scheint der Verfasser solche zu ver-

stehn, die nicht in der Natur gegründet, aber durch eine lange Gewohnheit dazu geworden sind; oder durch gewisse Formeln, die nach der einmal eingeführten Gewohnheit, ein Recht gründen können, ihre Stärke erhalten. D. Ueb."

2. Zur Verbesserung.

Die zuerst von Lessings Bruder aus seinem Nachlasse herausgegebenen Aufsätze u. dgl. leiden noch vielfach an Ungenauigkeit, die freilich leicht zu begreifen und auch zu verzeihen ist. Nur allmählich wird es gelingen, hier den Text sicher zu stellen, wozu die Hempelsche Ausgabe einen löbt lichen Anfang gemacht hat. Auch folgendes wird hoffentlich ein willkommener Beitrag zur Lösung dieser Aufgabe sein.

Bd. XVIII, S. 332—337 der Hempelschen Ausgabe findet sich eine Skizze von Leibniz' Leben, mit welchem sich Lessing bekanntlich während seines Wolfenbüttler Aufenthalts viel beschäftigt hat. Der Herausgeber dieses Bandes, Herr Christian Gross, hat sich nun entgehen lassen, dass diese Skizze ein Auszug ist aus der lateinisch geschriebenen Biographie des Leibniz von Brucker im 5. Bande von dessen Historia philosophiae. Jedoch schöpfte Lessing höchst wahrscheinlich nicht unmittelbar aus diesem, sondern aus dem 1. Bande von Dutens' Leibniz-Ausgabe, wo diese Biographie wiederholt ist. Bei Hempel heisst es nun S. 333: „Zu Nürnberg lernte er auch Boineburgen kennen, welcher ihm Hoffnung machte, in die Dienste des Kurfürsten von Mainz zu kommen, weswegen er sich nach Frankfurt begab, um da in der Ruhe zu sein." Nicht in der „Ruhe", sondern in der „Nähe" wollte er sein. Der gesperrt gedruckte Name unter dem Jahre 1668 muss nicht „Hasenthaler", sondern „Hesenthaler" lauten. Dutens I, S. LXVII f. Feller, Otium Hannoveranum, S. 2a, 3a, 5a, 143. Zu dem Jahre 1671 ist zu bemerken, dass Christian Knorr nicht der Verfasser der Fabulae denudatae, sondern der Cabbalae denudatae ist. Dutens I, S. LXXI. Im Jahre 1710 schaffte er wol nicht die Gudeischen „Reste", sondern „Mste" (Manuscripte) nach Wolfenbüttel. Dutens I, S. XCIII.

Derselbe Band der Hempelschen Ausgabe enthält auch die herrlichen Freimaurer-Gespräche, über deren Text Gross

in der Einleitung S. 142 folgendes sagt: „Auch Göckingk scheint in einer Bemerkung, die er dem Druckfehlerverzeichnisse dieser beiden (letzten) Gespräche im «Journale von und für Deutschland» (1786, St. VII—XII, S. 169) vorausschickt, die «Vorrede eines Dritten» für baare Münze zu nehmen. «Von diesen beiden letzten Gesprächen», sagt er, «erhielt ich damals ein Exemplar aus des sel. Lessings Händen, worin er Druckfehler berichtigt, auch noch etwas Wesentliches hinzugefügt hatte. — — — Ich theile hier, was die Druckfehler betrifft, alles von Lessing Berichtigte mit. Was ich etwan von dem hinzugefügten Wesentlichen, wenigstens noch für jetzt, zurückbehalte, ist freilich nicht weniger interessant als das Uebrige alle. Aber einer Entschuldigung von meiner Seite bedarf diese Zurückhaltung wohl nicht weiter, als dass es selbst nicht in dem Manuscripte befindlich war, welches dem Dritten in die Hände fiel.» Das ist fünf Jahre nach Lessing's Tode eine gänzlich hinfällige Entschuldigung; denn was bei Lessing's Lebzeiten allerdings eine Indiscretion gewesen wäre, das war nach seinem Tode eine Pflicht gegen Lessing und gegen das Publicum. Dieser unverzeihlichen «Zurückhaltung» Göckingk's ist es zuzuschreiben, dass uns jetzt nach seiner Ansicht «wesentliche» Zusätze zu «Ernst und Falk» fehlen." Man kann dem Vorwurfe des Herrn Gross gegen Göckingk nur beistimmen, doch tröste ich mich mit der Annahme, dass, da Göckingk selbst Freimaurer war, er aus Lust am Versteckspielen, die ein Charakteristicum dieses Ordens ist, die Zusätze für wichtiger ausschrie, als sie in Wahrheit gewesen sein mögen. Wie sie aber auch gewesen sein mögen, so hat er durch deren Entziehung der Lessing-Litteratur einen Schaden zugefügt, der mit allen freimaurerischen „guten Thaten" nicht wieder gut zu machen ist. Seine Berichtigungen des Textes sind schon von Lachmann benutzt worden; dagegen ist man bis jetzt auf eine andere Quelle noch nicht aufmerksam geworden, aus der ich die nachstehenden Berichtigungen schöpfe.

Kurz nach Lessing's Tode schreibt Hamann an Hartknoch (Gildemeister, J. G. Hamanns Leben und Schriften, II, S. 342): „Weil der Abdruck des dritten Gesprächs von Falk und Ernst sehr fehlerhaft ist: so hab' ich meine Abschriften

in die hiesige (Königsberger) Zeitung einrücken lassen und werde auch für Sie ein Exemplar aufbewahren.“ Und im Juni: „Auf wiederholtes Verlangen übersende Ihnen alle meine letzten Beiträge zur Zeitung. Das letzte mögte wohl der von mir besorgte Abdruck von Falk und Ernst sein.“ Dass Hamann nicht das dritte, sondern nur das vierte und fünfte Gespräch, die 1780 erschienene Fortsetzung von Ernst und Falk meinen konnte, liegt auf der Hand und ergibt sich aus eben jenem Abdruck in der Königsberger Zeitung. Denn die drei ersten Gespräche sind allerdings auch, aber schon im Jahrgange 1779 der Königsberger Zeitung, und wahrscheinlich gleichfalls auf Hamanns Anregung erschienen, bieten aber keine Varianten. Das Manuscript hatte Hamann durch Herder erhalten, denn an diesen schreibt Lessing den 25. Juni 1780: „Sie verlangten die Fortsetzung meiner Freymaurer-Gespräche und ich hatte die einzige reine Abschrift davon sehr weit weg geliehen. In mein Brouillon konnte ich mich selbst nicht mehr finden, geschweige dass ein anderer hätte klug daraus werden können. Endlich habe ich sie wieder erhalten, und hier ist sie. — Wenn Sie das Ding an Hamann senden, so versichern Sie ihn meiner Hochachtung.“ Der Abdruck von Hamanns Abschrift findet sich in No. 37 f. der Königsberger (Kanterschen) „Gelehrten und Politischen Zeitungen“ von 1781, S. 145 ff Das einzige bis jetzt bekannte Exemplar dieses Jahrganges befindet sich im dortigen Staatsarchiv als Eigenthum der Alterthumsgesellschaft „Prussia“. Die Mittheilung desselben, sowie die Notiz über den Jahrgang 1779 verdanke ich dem Secretär dieser Gesellschaft, Herrn Philippi. Aber auch dieser Druck ist nicht fehlerfrei, und es ist nicht möglich, lediglich nach ihm den Lessingschen Text zu gestalten. Es bleibt also nichts anderes übrig als eklektisch zu verfahren; damit aber das Material zu künftigem Gebrauch vollständig vorliege, gebe ich alle Varianten. Ich lege die Grotesche Ausgabe VIII, S. 24 ff. zu Grunde. Die „Vorrede eines Dritten“ fehlt. Besonders ist noch auf die durch lateinische Buchstaben angedeuteten, aber nicht vorhandenen, Noten aufmerksam zu machen, weil diese den Inhalt eines schon entworfenen, uns aber verloren gegangenen sechsten Gespräches ausgemacht haben müssen laut

der „Nachricht“ am Schlusse des fünften Gespräches. Vielleicht waren es nur einige dieser Noten, die sich in Göckingks Exemplar vorfanden, und wir können deren Inhalt vielleicht aus den von mir in der Groteschen Ausgabe beigefügten Notizen aus den „Collectaneen“ u. dgl. errathen.

S. 24, Z. 4: befindest du dich wohl. Z. 12: Achsel. Z. 13: Ich dich verleitet? Z. 14: Ernst. Kann sein. Z. 3 v. u.: „umgeben“ gesperrt gedruckt. S. 25, Z. 4: sich den Rauch. Z. 10: mir Dinge vorzuspiegeln. Z. 14 f.: wie unnöthig. Z. 16: schädlich! Z. 19: der Freymäurerei. Z. 5 f. v. u.: wieder auszugehen (durch diese einzig richtige Lesart wird die Stelle erst verständlich). Z. 1 v. u.: von dem übrigen Wege mehr. S. 26, Z. 5 f. fehlt: „auf die schottische Mäurerei“. Z. 12: die wissen so viel! die erwarten so viel! (Also Ausfall durch Homoioteleuton.) Z. 14 und sonst statt ***: Tempelherren. Z. 21: diesen Träumen. Z. 22: Würklichkeit erkenne, aus allen diesen Irrwegen sich noch. Z. 25: würklich. Z. 26: machen lässt oder nicht, gilt. S. 27, Z. 4: ohngefehr. Z. 14: Goldmacher und Geisterbeschwörer. Z. 15: freilich leichter. Z. 17: würklichen. Z. 21 f.: diese Templars-would-be —. Z. 23: du eine Spötterei noch. Z. 24 f.: ebendiese sind so gewiss auf dem rechten Wege, so gewiss, oder sind von dem rechten Wege so weit ab, so unendlich weit! dass ihnen. S. 28, Z. 5: gnug. Z. 8: Freimäurer. Z. 9: Freimaurer. Z. 10: dass er wollte. Z. 11: sich gar wohl. Z. 15 f. fehlt: „Zum Exempel? Falk“ (ein Fehler der Abschrift oder des Druckes). Z. 7 v. u.: nicht diesen Augenblick. Z. 3 v. u.: nicht von mir brauchst. Z. 1 v. u.: zu holen. — Sehen. S. 29, Z. 1: diesen nemlichen Punkt. Z. 5 ff.: der freye Maurer an jenem grossen Tempel auf die Tempelherren gebracht; haben sie sich nur in das rothe Kreuz auf dem weissen Mantel vergafft; möchten sie nur gern einträgliche Comthureyen. Z. 10: doch auch noch. Z. 15: betrügen! Z. 16: der erstere. Z. 18: die Tempelherren die Freimäurer. Z. 19: Statt. Z. 21: ein voller Schwamm. Z. 23: hast du mir denn sagen. Z. 25: schleppen? andere, als Kinder, als Leute, die Kinder zu misbrauchen kein Bedenken tragen? Z. 26: Gnug. S. 30, Z. 3: könne, sehe (schlechtere Lesart). Z. 5: Sondern was. Z. 8: will, unter welchen ich will. Z. 10: Du meinst? — Z. 13: erfüllte; endlich. Z. 14 f.: Modificationen. Z. 18: Sie wäre noch? Wenn (bessere Lesart). Z. 27: gnug. Z. 28: Hans Sachse. S. 31, Z. 4: von einem Stande, nemlich, von dem, den Langeweile und Bedürfnis, sich zu beschäfftigen zu einem Stande macht. Z. 5: Zeit so nicht. Z. 10: doch noch zwei —. Z. 15: einen äusserlichen Wohlstand. Z. 19: fürcht ich, fürcht ich. Z. 24: Pfennig zu nützen suchen. Z. 25: sich privilegiren lassen. Z. 27: Observanz sind, die man so gar zum. Z. 32: schon selbst. Z. 36 fehlt fälschlich: „für Einfluss“. S. 32, Z. 8: Schema!

Z. 11 u. 13: Freimäurerey. Z. 16: „ist“ und „geheissen“ gesperrt gedruckt. Z. 6 f. v. u.: seiner Rede. Z. 4 v. u.: Schlechteste. S. 33, Z. 2 fehlt „wohl“. Z. 3: nahmst. Z. 8: Sorgen! Z. 11: Stümpfel. Z. 13: des Freimäurers. Z. 21 zweimal: widersprichst. Z. 8 v. u.: Freimaurerei. Z. 3 v. u.: „gewürkt“. Die folgende Periode: „Wie sich — umgekehrt“ fehlt. S. 34, Z. 1: wenn sie die Freimäurerei neben sich blühen liess (bessere Lesart). Z. 2: unfehlbare Merkmal eines schwankenden, furchtsamen. Z. 6: Denn sie beruht. Z. 8 f.: auf dem gemeinschaftlichen Gefühl sympathisirender Geister (bessere Lesart). Z. 10: sich, dem zu. Z. 15: können; und hatte. Z. 22: Gnug. Z. 7 v. u.: gemodelte. Z. 3 v. u. fehlt: „In keinem?“ S. 35, Z. 3: Stelle in —. Z. 4: In Howel's Londinopolis? [a]) Nicht so? — Staub! Z. 6: Sechsten? [b]) S. 36, Z. 2: ertheilte? [c]) Z. 6: Ernst. Locke, der Philosoph. — Z. 7: Pembrock. Z. 8: Hand ehedem geschrieben? [d]) Z. 16: ungerügt bleiben dürfen. Z. 19: können. Gnug. Z. 21 bis S. 37, Z. 2: Geckerey unternähme; denn gerade die Verächtlichste kann eben dadurch, dass sie die verächtlichste ist, dass sich Niemand die Mühe nimmt, sich ihr entgegenzustellen, mit dem Laufe der Zeit (der Ausfall durch Homoioteleuton hat eine Reihe von Correcturen nach sich gezogen, die der Stelle bisher einen erträglichen, aber doch schiefen Sinn gaben). S. 37, Z. 4: Jahr: „Würde man das so.“ Z. 8: Was bist du? was bist du? Z. 12: so handgreiflich, so handgreiflich! Z. 20: vorwalte. Z. 21: synonymen. Z. 24: kam. Z. 25: Symbola. Z. 27: verfänglich. [e]) S. 38, Z. 1: doch seine Ursache. Z. 7: eine andere Frage. Z. 10: längst erwarten. Z. 27 f.: üblig sind, oder doch unlängst üblig. Z. 28: Masgenosse u. s. w. Z. 31: hatte (*). S. 39, Z. 5: eine geschlossene vertraute Tischgesellschaft. Z. 6 f.: Saufgelach. Z. 15: Die alten Lieder und Geschichtsbücher sind davon Zeuge (**). Z. 19: hat [f]). Z. 27: Fabel nach — [g]). S. 40, Z. 6: vertrautere. Z. 7: war [h]). Z. 13: Gerüchte. Z. 16 und sonst: Massonei. Z. 18: Masse-Thanes unter ihnen waren. Es wären allem Ansehen. Z. 20: zeigte [i]). Z. 21: zwölften und dreizehnten Jahrhundert in grossem Rufe. Z. 22: Tempel-Massonei. Z. 23: siebzehnten. S. 41, Z. 2: viel innere Merkmale. Z. 4 f.: Und was hindert, diese Tradition endlich einmal durch schriftliche Verzeichnung zur Geschichte zu erheben? (bessere Lesart). Z. 11: Tempel-Massonei. Z. 13 f.: ohnfern der Sanct Paulskirche, die damals neu gebauet wurde [k]). Z. 20: der Paulskirche. S. 42, Z. 10 ff.: Kirche interessirte ganz London; und jeder, der sich einiger Begriffe von Baukunst bewusst war, um die Nachrichten davon aus der ersten Hand zu haben, bewarb sich um Zutritt zu der vermeinten. Z. 17: speculative. Z. 21: erhübe. Z. 25 ff.: Symbola desjenigen Handwerks versteckte, was man jetzt unter dem Worte Masony so hartnäckig zu finden glaubt: Wie, wenn ich die Masony zu einer Free-Masonry erweiterte (durch diese ein-

zig richtige Lesart wird die ganze Stelle erst verständlich). Z. 29: ward! Z. 33: nun? — Z. 37: versprochen? — S. 43, Z. 3: ausgedruckt. Z. 5: musst nach der Stadt.

Schliesslich noch einige Bemerkungen zur Kritik und Erläuterung dieser vortrefflichen Gespräche. Sonderbarer Weise steht in den meisten mir bekannten Ausgaben, die meinige bei Grote mit eingerechnet (VIII, S. XXVII f., Hempels Ausg. XVIII, S. 351, Guhrauer, Leben Lessings, II, 2, Anhang S. 36; nur die von Maltzahnsche, XI, 2, S. 230, hat das richtige, die Einzelausgabe von Merzdorf ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen) die Nicolaische Chiffre statt hinter der Ueberschrift: „Apologie“ eine Zeile vorher. Nicolai hatte mit seiner Vermuthung Recht; die beiden Notizen Lessings finden sich wirklich in v. Starcks 1778 anonym erschienener „Apologie des Freimaurer-Ordens“ S. 100 und 116. Zur Stelle aus Hermanns von Sachsenheim „Mörin“ vergleiche man Canzlers „Quartalschrift für ältere Litteratur“ u. s. w. I, S. 106 ff. 235 f. Die meisten übrigen Notizen dieses Entwurfes sind entlehnt aus Prestons Illustrations of Masonry; über Lessings Stellung zu diesem Buche vgl. meine Anmerkung zu VIII, S. 36. Mir hat die 14. Ausgabe desselben vom Jahre 1829 vorgelegen. Dort findet sich die erste Notiz über „Bruder Anderson“ S. 204. Zuerst war das Constitutionsbuch nicht 1722, sondern 1723 herausgegeben worden; ebenda S. 192 f. Andersons Ausgabe von 1738, S. 199, woher die folgende Notiz stammt. Der Bau der Paulskirche wurde nach Preston S. 169 und 175 1710 vollendet. Hinter der Notiz aus „P. 190“ scheint die Jahreszahl zu fehlen; nach Preston S. 187 würde sie heissen müssen: 1718. Die folgende Notiz findet sich ebenda S. 188, doch wieder mit der Jahreszahl 1720 statt 1721. Woher Lessing die Notizen über „John Entick“ und über die „ältern Logen“ genommen hat, habe ich noch nicht ermitteln können. Die albernen Anmerkungen Nicolais, des alten „Jesuitenriechers“, welche dem ganzen treiben eine viel grössere Wichtigkeit geben, als es hat, würde ich in einer künftigen Auflage weglassen.

Ein unbekanntes Gedicht Höltys.

Von

Karl Weinhold.

An Sangrich.

Noch wohnet Unschuld, die von der Marn' entfloh,
In deutschen Mädchen. Tugend und Sanftmuth blickt
Aus ihren grossen blauen Augen,
Wo sich der Engel, die Seele, spiegelt.

5 Nicht Purpurrosen, welche die Schminke schafft,
Entknospen auf den Wangen der Mädchen sich;
Die mögen auf den Wangen Deiner
Töchter, Lutetien, sich entfalten!

Die süsse Röthe schüchterner Sittsamkeit
10 Umströmt ihr Antlitz, wenn sich der Jüngling naht,
Den ihre Seelen lieben, und dann
Blicke den Blicken entgegenschmachten.

Ein freudenseelig Lächeln entschwebet oft
Den Grübchen ihrer Wangen und blitzet flugs
15 Ein Eden in die Brust — — O Wonne!
Wonne dem Sänger der deutschen Mädchen!

Sie lieben deutsche Lieder, beseelen oft
Klavier und Laute, giessen den Silberstrom
Des Zaubersangs darinn — — O Wonne!
20 Wonne dem Sänger der deutschen Mädchen!

Sey, Freund, ihr Sänger! Mutter Natur verlieh
Dir zart Gefühl und zaubernden Harfengriff;
Es wandeln sich ob Deinen Liedern
Stürme des Busens ins Westgesäusel.

25 Besing die Wonnen, welche die Liebe giebt,
Der Tugend Schwester, wenn sich der Geist besäuft,
Durch tausend Irren schwankt, dem offnen
Himmel der Himmel entgegentaumelt.

Lobpreis' auch Unschuld, Unschuld, den Genius
30 Der deutschen Mädchen; Sänger, Dein süsses Lied
Soll einst das Mädchen wirbeln, das mich
Künftig, so flüstert mein Engel, liebet;

In Blüthenlauben wirbeln, wenn Dämmerung
Beströmt mit Röthe winket — — Wir kosen dann
Den Abendstern ins Meer hinunter,
Kosen von Dir und unsrer Freundschaft.

Haining.

Dieses bisher unbekannte Gedicht Höltys ist in einer Abschrift von Voss auf einem Octavblättchen erhalten, das ich jüngst hier in Breslau von einem Antiquar erwarb. Dass Voss, an den das Gedicht gerichtet ist, der Copist war, ergibt die Handschrift; als Gewährsmann erlaube ich mir Herrn Prof. v. Halm in München anzuziehen, dem ich das Blatt mitgetheilt habe. Die Verfasserschaft Höltys aber im einzelnen zu erweisen, wird wol den folgenden Ausführungen gelingen.

An Sangrich ist das Gedicht gerichtet. Sangrich war Vossens Bundesname, den er Ende 1772 gegen den früheren Gottschalk eintauschte, wie er in einem Briefe vom 6. Dec. 1772 an Brückner schreibt (Herbst Voss I. 285). Wir erhalten dadurch einen terminus a quo für die Entstehungszeit der obigen Strophen. Höltys Bundesname Haining, aus Klopstocks Ode „Die Kunst Tialfs“ entlehnt, ist schon durch das als Höltysch anerkannte Gedicht „Der Bund, von Haining“ (Almanach der deutschen Musen 1780, S. 137. Geislers Ausg. I. 1. Halm 1869, S. 210. 1870, S. 56) bezeugt, welches Hölty nach dem Bundesjournal am 16. Sept. 1772 vorlas.

In der Ode nimmt Hölty die deutschen Mädchen gegen den Vorwurf in Schutz, dass sie französischer Verderbniss verfallen seien und die wälschen unsittlichen Lieder deutschem Gesange vorziehen. Er fordert Voss auf, ihr Dichter zu sein und Liebe und Unschuld zu besingen. Das Mädchen, das ihn

einst beglücken werde, solle des Freundes Lieder vor ihm erschallen lassen.

Schon dieser Inhalt weist das Gedicht dem Göttinger Hain zu, in welchem der üble Einfluss der französischen und französierenden Poesie auf die deutschen Mädchen zu den beliebtesten Gegenständen der jugendlichen Polemik gehörte. In seinem Gedichte an den Bund hatte Hölty selbst gesungen:

Kein blaues Auge weine die Blumen nass,
Die meinen Todtenhügel beduften, falls
Ich Lieder töne, welche Deutschland
Schänden, Laster und Wollust hauchen.

Der Enkel stampfe zornig auf meine Gruft,
Wann meine Lieder Gift in das weiche Herz
Des Mädchens träufeln, und verfluche
Meine zerstäubende kalte Asche! (S. 211.)*

Und an Teuthard-Hahn sang er:

Kein deutscher Jüngling wähle das Mädchen sich,
Das deutsche Lieder hasset und Buhlersang
Des Galliers in ihrer Laute
Tändelnde Silberaccorde tönet. (S. 86.)

Voss schleuderte seiner herben Natur gemäss den Vorwurf der Verwälschung am schärfsten den Deutschen ins Gesicht. In seinem Gedicht „Deutschland, an Fr. Leop. Graf zu Stolberg" sang er:

Nach Wollust schnaubt der lodernde Jüngling jetzt,
Der Mann nach Gold; in lauer Gebüsche Nacht
Lustwandeln freche Mädchenchöre,
Schmachtend in Galliens weichsten Tönen.

O dichtet ihnen, Sänger Germanias,
Ein neues Buhllied! Singet den Horchenden
Des Rosenbetts geheime Zauber
Oder die taumelnden Lustgelage!

Ein lautes Händeklatschen erwartet euch! —
Ihr wollt nicht? weiht der Tugend das ernste Spiel? —
Ha! flieht, und sucht im fernen Norden
Eurem verbannten Gesange Hörer!

(Musen-Almanach 1774, S. 187.)

---

* Wo nichts anderes bemerkt ist, citiere ich die Höltyschen Gedichte nach Halms Ausg. von 1869.

Von bitterer Ironie erfüllt ist auch Vossens Gedicht an die Herren Franzosen, das am 3. Juni 1773 entstund und ebenfalls im Musen-Almanach f. 1774 (S. 167—169) erschien.

In jener mit dem 3. Dec. 1772 bezeichneten Ode Deutschland glaube ich nun die unmittelbare Veranlassung meines Höltyschen Gedichtes zu finden und setze dasselbe daher Anfang 1773. Ausser dem entsprechenden Inhalt spricht dieselbe — Alcaeische — Strophenform dafür. Möglicher Weise ist diese Ode das nach dem Bundesprotokoll von Hölty am 20. April 1773 vorgelesene Gedicht an Voss, obschon zwei andere Dichtungen unseres Sängers, die an Voss sich wenden, um diesen Tag mit der unsern streiten können (S. 95. 97 Halm).

Für Höltys Autorschaft des Haining-Gesangs an Sangrich gebe ich nun genauere Beweise, die zugleich Beiträge für seine und des Bundes Sprache bieten.

V. 1. die von der Marn' entfloh — des bunten Mädchens, das an der Marne Strand Ihr Liedchen klimpert, Hölty M.-Alm. 1773, S. 80. Andere Lesarten dieser Stelle verzeichnet Halm S. 86. Auch Voss nennt die Marne in dem Gedichte an die Herren Franzosen: bettelt um den Kranz der an der Marne sprosst, M.-Alm. 1774, S. 168.

2. Tugend und Sanftmuth blickt Aus ihren grossen blauen Augen — das sind natürlich sehr geläufige Forderungen an die deutschen Mädchen. Ich will nur aus J. M. Millers Ideal seiner Geliebten anführen: Sanft sei ihr blaues Auge, Sittsamkeit wohne drin und Unschuld (Ged. S. 87). Klopstock und alle seine Jünger vergessen nie die Bläue des deutschen Mädchenauges.

4. Wo sich der Engel, die Seele, spiegelt — Dein grosses blaues Augenpaar, woraus ein Engel blickte, Hölty S. 130; ihr Aug' ist blau, durchstrahlt die ganze Seele S. 180.

6. Entknospen sich — zu dieser reflexiven Verwendung von entknospen fehlen mir andere Belege.

8. Lutetien braucht Hölty als deutsche Form für Lutetia, vgl. S. 70. 86 (Gen. Lutetiens), ebenso Miller S. 87. Voss dagegen bediente sich des lateinischen Lutetia: Söhne Lutetias, M.-Alm. 1774, S. 167; Sänger Lutetias, ebd. 169.

10. Die süsse Röthe schüchterner Sittsamkeit Um-

strömt ihr Antlitz — Sittsamkeit umfloss wie Mondenschimmer Ihre Rosenwangen, Hölty S. 60.

14. den Grübchen ihrer Wangen — die kleinen Wangengrübchen, Hölty S. 130; wo sind nun die Grübchen, wo die Scherze sassen, S. 53.

17. beseelen oft Klavier und Laute, giessen den Silberstrom Des Zaubersangs darinn — das Clavier war durch Voss im Göttinger Kreise ein gefeiertes Instrument. Miller sang in seinem Liede „An meine Freunde in Göttingen" (Leipzig, Jenner 1775): Vom silbernen Klavier strömt Harmonie durch Vossens Hand geleitet Euch ins Herz (Ged. S. 343). Derselbe dichtete: Das deutsche Mädchen an ihr Klavier (1772) S. 153; An Daphnens Klavier (1773), S. 267; Als Mariane am Klavier sang (1775, aus dem Siegwart), S. 366. In seinem Gedichte an Miller und Hölty (Der deutsche Gesang, 1773) hebt denn auch Voss, der beide Freunde als Wiedererwecker echt deutschen Gesanges preist, hervor: Schon singt euren Gesang rosiger Mädchen Mund, Dort in Harf und Klavier, dort in des Buchenhains Froh antwortendem Nachhall, Lyr. Ged. I, 48 (1802).

Die Laute und das silberne Metall waren durch Klopstock den Barden geläufig, vgl. Klopstocks Ode Sponda: Da sang der Laute Silbergesang (S. 194, Ausg. v. 1771). Zu unserer Stelle vgl. auch Hölty S. 86, Buhlergesang des Galliers in ihrer Laute tändelnde Silberaccorde tönet; Miller S. 88, Dann erschall' ein keusches Lied am Abend Lieblich ins Silbergetön der Laute.

Das Bild des strömens und giessens des Gesangs ist Hölty und den seinen geläufig: goss ich Flammen der Seele in mein zitterndes Saitenspiel, Hölty S. 108; giess nicht so laut die liebeglühnden Lieder, S. 172; — und den Strom des Gesangs, welcher den goldenen Engelharfen entrauscht, trinkt, S. 73; strömt in Liedern dahin, S. 137; ströme wieder Gesang, Stolberg Ged. (1779) S. 152; und ein Strom von Harmonien, Geusst in süssen Melodien Sich in deinen Silberschall, Miller S. 268.

19. darinn — diese idiotische Wortform, welche Hölty auch im Misogyn uncorrigiert von Boie brauchte (M.-Alm. 1773, S. 31) ist Beweis, dass Voss eine treue Abschrift der Ode gemacht hat. In seiner Hölty-Ausgabe von 1781 hat er im Weiberfeind darinn in darein gebessert, S. 58.

Von bitterer Ironie erfüllt ist auch Vossens Gedicht an die Herren Franzosen, das am 3. Juni 1773 entstund und ebenfalls im Musen-Almanach f. 1774 (S. 167—169) erschien.

In jener mit dem 3. Dec. 1772 bezeichneten Ode Deutschland glaube ich nun die unmittelbare Veranlassung meines Höltyschen Gedichtes zu finden und setze dasselbe daher Anfang 1773. Ausser dem entsprechenden Inhalt spricht dieselbe — Alcaeische — Strophenform dafür. Möglicher Weise ist diese Ode das nach dem Bundesprotokoll von Hölty am 20. April 1773 vorgelesene Gedicht an Voss, obschon zwei andere Dichtungen unseres Sängers, die an Voss sich wenden, um diesen Tag mit der unsern streiten können (S. 95. 97 Halm).

Für Höltys Autorschaft des Haining-Gesangs an Sangrich gebe ich nun genauere Beweise, die zugleich Beiträge für seine und des Bundes Sprache bieten.

V. 1. die von der Marn' entfloh — des bunten Mädchens, das an der Marne Strand Ihr Liedchen klimpert, Hölty M.-Alm. 1773, S. 80. Andere Lesarten dieser Stelle verzeichnet Halm S. 86. Auch Voss nennt die Marne in dem Gedichte an die Herren Franzosen: bettelt um den Kranz der an der Marne sprosst, M.-Alm. 1774, S. 168.

2. Tugend und Sanftmuth blickt Aus ihren grossen blauen Augen — das sind natürlich sehr geläufige Forderungen an die deutschen Mädchen. Ich will nur aus J. M. Millers Ideal seiner Geliebten anführen: Sanft sei ihr blaues Auge, Sittsamkeit wohne drin und Unschuld (Ged. S. 87). Klopstock und alle seine Jünger vergessen nie die Bläue des deutschen Mädchenauges.

4. Wo sich der Engel, die Seele, spiegelt — Dein grosses blaues Augenpaar, woraus ein Engel blickte, Hölty S. 130; ihr Aug' ist blau, durchstrahlt die ganze Seele S. 180.

6. Entknospen sich — zu dieser reflexiven Verwendung von entknospen fehlen mir andere Belege.

8. Lutetien braucht Hölty als deutsche Form für Lutetia, vgl. S. 70. 86 (Gen. Lutetiens), ebenso Miller S. 87. Voss dagegen bediente sich des lateinischen Lutetia: Söhne Lutetias, M.-Alm. 1774, S. 167; Sänger Lutetias, ebd. 169.

10. Die süsse Röthe schüchterner Sittsamkeit Um-

strömt ihr Antlitz — Sittsamkeit umfloss wie Mondenschimmer Ihre Rosenwangen, Hölty S. 60.

14. den Grübchen ihrer Wangen — die kleinen Wangengrübchen, Hölty S. 130; wo sind nun die Grübchen, wo die Scherze sassen, S. 53.

17. beseelen oft Klavier und Laute, giessen den Silberstrom Des Zaubersangs darinn — das Clavier war durch Voss im Göttinger Kreise ein gefeiertes Instrument. Miller sang in seinem Liede „An meine Freunde in Göttingen" (Leipzig, Jenner 1775): Vom silbernen Klavier strömt Harmonie durch Vossens Hand geleitet Euch ins Herz (Ged. S. 343). Derselbe dichtete: Das deutsche Mädchen an ihr Klavier (1772) S. 153; An Daphnens Klavier (1773), S. 267; Als Mariane am Klavier sang (1775, aus dem Siegwart), S. 366. In seinem Gedichte an Miller und Hölty (Der deutsche Gesang, 1773) hebt denn auch Voss, der beide Freunde als Wiedererwecker echt deutschen Gesanges preist, hervor: Schon singt euren Gesang rosiger Mädchen Mund, Dort in Harf und Klavier, dort in des Buchenhains Froh antwortendem Nachhall, Lyr. Ged. I, 48 (1802).

Die Laute und das silberne Metall waren durch Klopstock den Barden geläufig, vgl. Klopstocks Ode Sponda: Da sang der Laute Silbergesang (S. 194, Ausg. v. 1771). Zu unserer Stelle vgl. auch Hölty S. 86, Buhlergesang des Galliers in ihrer Laute tändelnde Silberaccorde tönet; Miller S. 88, Dann erschall' ein keusches Lied am Abend Lieblich ins Silbergetön der Laute.

Das Bild des strömens und giessens des Gesangs ist Hölty und den seinen geläufig: goss ich Flammen der Seele in mein zitterndes Saitenspiel, Hölty S. 108; giess nicht so laut die liebeglühnden Lieder, S. 172; — und den Strom des Gesangs, welcher den goldenen Engelharfen entrauscht, trinkt, S. 73; strömt in Liedern dahin, S. 137; ströme wieder Gesang, Stolberg Ged. (1779) S. 152; und ein Strom von Harmonien, Geusst in süssen Melodien Sich in deinen Silberschall, Miller S. 268.

19. darinn — diese idiotische Wortform, welche Hölty auch im Misogyn uncorrigiert von Boie brauchte (M.-Alm. 1773, S. 31) ist Beweis, dass Voss eine treue Abschrift der Ode gemacht hat. In seiner Hölty-Ausgabe von 1781 hat er im Weiberfeind darinn in darein gebessert, S. 58.

21. Mutter Natur verlieh Dir zaubernden Harfengriff — vgl. Hölty S. 51, mancher der mit kühnen Saitengriffen dich besungen hätte.

24. Westgesäusel — Hahn brauchte Westgelispel M.-Alm. 1773, S. 177, und Lispel des Wests, ebd. S. 204.

25. Die Liebe Der Tugend Schwester — zu der Liebe, der Tugenden schönsten, Klopstock die künftige Geliebte (1771, S. 282).

26. wenn sich der Geist besäuft, Durch tausend Irren schwankt, dem offnen Himmel der Himmel entgegentaumelt — ein Hölty-kundiger Freund, dem ich eine Abschrift des Gedichts mittheilte, schrieb mir: „trotz Ihrer zierlichen Schrift kann ich nicht lesen, wer sich da besoffen hat. Heisst das Subject Geist? — Ich bitte um ein erklärendes Wort über den Säufer". Ja, lieber C. Chr. R., ich kann nicht helfen; mit fester Vossischer Hand steht da: „wenn sich der Geist besäuft". Schlagen Sie nun Ihren Vossischen Musen-Almanach von 1776, S. 70 auf, da lesen Sie denselben Gedanken, wenn auch weniger studentisch und bardenhölisch:

Jede Seele — trinkt aus Bächen der Seraphim
Weilt und trinkt und weilt und schwanket im Labyrinth.
(Halm S. 107.)

Zwischen der trinkenden und trinkenden und dann im Labyrinth schwankenden Seele und dem besoffenen Geist, der durch tausend Irren schwankt und dem Himmel entgegentaumelt, ist eben kein Unterschied. Dasselbe, nur zierlicher, singt Hölty in dem Liede an eine Quelle (Halm 125): „Hier ist der Platz, wo jüngst der erste Funken Der Lieb' in meinen Busen sank, Wo jüngst mein Geist so wonnevoll, so trunken Den ersten süssen Taumel trank." Also der Text ist nicht zu bezweifeln. Die Stelle wird wol aber darauf gewirkt haben, dass Voss unser Gedicht von der Ausgabe ausschloss, wie die gleiche Wirkung der schönen Stelle in dem „Bund von Haining" beizumessen ist: „Verlasst mich, Freunde, dass mir die trockne Brust Im kühlern Taumel brenne." Unser Hölty hat manche unreife Phrase sich zu Schulden kommen lassen, vgl. Halm S. 58, 9—11. 63, 11. 86, 26. 111, 25—28. 114 (No. 58, 1. 2.). 154, 18. 164, 21—24. 168, 12.

Irre für Labyrinth war durch Klopstock empfohlen, vgl. Grimm D. Wb. IV. 2, 2162. Unter andern brauchte es auch C. Fr. Cramer: in den kreiselnden Irren, M.-Alm. 1773, S. 52.

entgegentaumelt — Hölty liebt taumeln und Taumel in seinen Gedichten: Dann trink ich wie ein Götterkind Die volle Flasche leer, Dass Gluth mir durch die Adern rinnt, Und tauml und fordre mehr, S. 189; es taumelten Blüthen Auf mein lispelndes Spiel herab, S. 108; trägt uns zum taumelnden Brocken, S. 195; birg die purpurne Wange! sonst ersink' ich dem Taumel, S. 201; trinke den Taumel der Erdenwonne, S. 105; wo jüngst mein Geist so wonnevoll, so trunken Den ersten süssen Taumel trank, S. 125; in dem Feuer deines Taumels glüht, S. 151 (1870); und trink aus meinem Taumelkrug, S. 169 (1869); tausend übervolle Taumelschalen, S. 151 (1870).

29. Unschuld, Unschuld — die Doppelung der Worte gehört zum Stil Höltys: Thränen, Thränen des Herzens, S. 57; Wonne, Wonne, 73; Wonne mir, Wonne mir, 79; so freundlich, so freundlich, 75; weile, weile, 76; Lauren, Lauren, 78; Immer, immer, 81; wecke, wecke, 84; Trümmer, thürmende Trümmer, 85; süsser, süsser Silberklang, 145; es bricht, es bricht, 158; so komm, so komm, 166; o komm zurück, o komm zurück, 174; zum Mahle, zum Mahle, 176; beglückt, beglückt, 199, 202.

Unschuld, Den Genius der deutschen Mädchen — Unschuld, die Minnerin dieser friedlichen Schäferflur, Führt ein Mädchen am Arm, Hölty S. 73; leitet, ihr Tugenden, Wie eine Schaar von Schwesterengeln Sie durch die Pfade des Erdenlebens, S. 105.

30. Dein süsses Lied Soll einst das Mädchen wirbeln — vergebens wirbeln mir die Vögel Melodie, Hölty S. 48; lieblich wirbelst du hier, Zauberin Nachtigall, 103; Nachtigallen, die wirbeln goldene Träume der Liebe, 192; Nachtigallenmusik wirbelt Schlummer, 137; Büsche wirbeln ihre Lieder, 194; wo der Wechselgesang wirbelnder Harfen scholl, 77; in das Gewirbel der Harfe, 211.

31. Das Mädchen das mich Künftig liebet — die du mich künftig liebst, Klopstock die künftige Geliebte.

33. In Blüthenlauben wirbeln — die Laube ist Klopstock und den seinen die vertraute Stätte der Liebe und Freund-

schaft; vgl. Eilet Winde mit meinem Verlangen zu ihr in die Laube, Klopstock künftige Geliebte; wenn der Abendstern schon am einsamen Himmel heraufgeht Und aus dämmernden Lauben den Weisen, ihn anzuschaun, herwinkt, Messias I, 543; itzo hatten sie häufig die schimmernden Lauben verlassen, I, 686. Vgl. ferner Vossens Gedicht Die Laube, M.-Alm. 1778, S. 134; Millers Gedichte S. 92, 220, 274, 278; aus Höltys Gedichten: Deine Blüthenlauben, wo Nachtigallen Maienlieder flöteten, S. 81; Lauben klingen von Gläsern, Lauben rauschen von Küssen Und von frohen Gesprächen Und vom Lächeln der Liebenden, S. 192; rauscht die Laube vom Kussgelispel, S. 105; Küsse flüstern aus den Lauben um die Abenddämmerung, S. 140; es grüne die Laube, die Küsse verschliesst, S. 177; nah ist die Laube kühl und grün, noch schmecket in der Abendlaube Der Kuss auf einen rothen Mund, S. 203.

33. wenn Dämmerung Beströmt mit Röthe winket — rötheres Abendroth strömt durch die Blätter, Hölty S. 105; strömet das Abendroth durch die schimmernden Blumen hin, 118; und vom rothbeströmten Himmel Dämmerung hernieder wallt, Miller S. 267.

34. Wir kosen dann Den Abendstern ins Meer hinunter — Schäferin und Schäfer kosen manche goldne Stunde hin, Hölty 140; sinkt sie nie mit der Dämmerung Stern mir an die bebende Brust?, Klopstock künftige Geliebte. — Wer etwa an der harten Construction Anstoss nimmt, wolle sich durch folgende Blumenlese überzeugen, dass sie dem Höltyschen Odenstil sehr wol sich anfügt: Scene, welche vor mir lieget, giesse Wehmuth mir zum Busen, S. 49; wenn dein Moos schon begonnen ist, S. 58; immer Folger seiner Tugend seyn, S. 62; die Seelen der Abende, die wir verkost, S. 92; geudete für und für neue Freuden auf uns herab, S. 94; kein Sturm düstert die Seelenruhe des Beglückten, S. 96; die Stunde flügelt plötzlich den Schritt, S. 92; flügle dich schnellen Flugs an meinen Busen! ach du strömest mir in die bebenden offenen Arme, S. 210; Ein süsser Schlaf sinkt auf ihr keusches Bette, Wie auf die Lauben Edens sank, S. 201.

Ich denke durch diese Ausführungen bewiesen zu haben, dass die Ode Hainings an Sangrich von Hölty gedichtet ist.

Zu Schillers Uebersetzungen aus dem Euripides und dem Virgil.

Von

Fritz Jonas.

I.

Die Königliche Bibliothek in Berlin besitzt zwei Einzelausgaben der Schillerschen Uebersetzung der Iphigenie, deren in der historisch-kritischen Ausgabe von Goedeke nicht gedacht ist. Die eine erwähnt schon Trömel in der „Schiller-Bibliothek" unter No. 211 als eine Separatausgabe aus dem „Theater von Schiller". Der Titel lautet: Iphigenie in Aulis. Uebersetzt aus dem Euripides. Von Schiller. Tübingen in der J. G. Cottaschen Buchhandlung 1807 (8vo, 108 Seiten; die „Anmerkungen" nach dem Texte sind nicht mit abgedruckt). Wenn aber Trömel am angegebenen Orte behauptet, diese Ausgabe sei der erste Einzeldruck, so widerlegt ihn der zweite Einzeldruck der Berliner Bibliothek, dessen Titel vollständig lautet: Iphigenie in Aulis. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Aus dem Griechischen des Euripides. Uebersezt von Schiller. Köln am Rhein 1790. Gedrukt und verlegt in der Langenschen Buchhandlung (8vo, 95 Seiten; die „Anmerkungen" nach dem Texte sind nicht mit abgedruckt; statt der Schlussnote stehen unter dem letzten von Schiller übersetzten Verse die Worte: Ende des Trauerspiels). Auch diese Ausgabe bietet für die Kritik keine Ausbeute. Sie ist ein elender Nachdruck des Textes aus der Thalia, in dem nicht einmal die klarsten Druckfehler verbessert, wol aber neue Druckfehler hinzugekommen sind.

So steht in Vers 168 Gehorsam st. Glauben. — V. 190 den

st. dem. — V. 513 fehlt das eine „wen". — V. 563 gingen st. ginge. — V. 636 fehlt „Du". — V. 653 von st. vom. — V. 782 fehlt „es". — V. 790 die st. diese. — V. 811 Lekken st. Becken. — V. 935 Spart's st. Sparta's. — V. 970 erwalte st. erwarte. — V. 1033 fehlt der erste Halbvers. — V. 1259 fehlt „Lebe". — V. 1400 fehlt die erste Hälfte. — V. 1472 Götker st. Götter. — V. 1561 Wink st. Werk. — V. 1606 gepflügeltem st. geflügeltem. — V. 1754 meine st. meiner.

Die übrigen Verschiedenheiten betreffen nur die Orthographie.

Wichtiger als diese Erwähnung der beiden Einzelausgaben, die nur der Vollständigkeit halber in der historisch-kritischen Ausgabe aufzuführen gewesen wären, ist der Nachweis, den Goedeke selbst in „Schillers Geschäftsbriefen" S. 53 gegeben hat, dass Schiller bei seinen Uebersetzungen aus dem Euripides ausser der lateinischen Uebersetzung des Josua Barnesius und der französischen vom Père Brumoy auch die deutsche Uebersetzung von J. J. Steinbrüchel aus dem zweiten Bande „des tragischen Theaters der Griechen" (Zürich 1763, 2 Bde. 8vo) zur Hand gehabt habe. Da nun Goedeke eine Vergleichung dieser beiden deutschen Uebersetzungen in den Geschäftsbriefen nicht geben konnte, auch dort den Wunsch aussprach, dass ein anderer jüngerer Freund Schillers diese Vergleichung einmal anstellen möge, so habe ich Veranlassung genommen dies zu thun.

Als Resultat dieser Vergleichung stelle ich die Behauptung auf, dass Schiller sicherlich die Steinbrüchelsche Uebersetzung gekannt, dieselbe aber nur für wenige Stellen seiner Uebersetzung genutzt hat. Schillers Uebersetzung ist durchaus frei und selbständig, und nur selten verhältnissmässig stimmen die Ausdrücke beider deutscher Uebersetzer so überein, dass wir auf die Abhängigkeit Schillers von Steinbrüchel schliessen müssten. Denn auch dem Zufall und der natürlichen Nothwendigkeit muss bei übereinstimmenden Ausdrücken zweier Uebersetzer Rechnung getragen werden.

Ich halte es daher nicht für meine Aufgabe, hier mit Vollständigkeit alle Uebereinstimmungen beider Uebersetzer zu verzeichnen; es genügt, so denke ich, wenn ich zum Beweise meiner Behauptung nur einige Stellen geltend mache,

an denen eine Abhängigkeit Schillers von Steinbrüchel entweder sicher vorhanden ist oder doch näher liegt als die vom Josua Barnesius oder vom Père Brumoy.

Schill. Iph. V. 60:

Trankopfer giessen auf den flammenden Altar.

Steinbr. Bd. II, S. 99:

Trankopfer auf den flammenden Altar giessen.

Barn. V. 59—60:

et per ardentes victimas
Libationes demitterent.

P. Brumoy T. VII, S. 126:

à faire des libations sur les victimes brûlantes.

Schill. V. 547—548:

Mein Bruder, lass mich deine Hand ergreifen. —
Da hast du sie.

Steinbr. S. 124:

Mein Bruder, lass mich deine Hand ergreiffen. —
Da hast du sie.

Barn. V. 471—472:

Frater, da mihi, ut tuam dextram contingam. —
Do.

Brumoy S. 156:

Souffrez, mon frère, que je touche votre main en signe de paix. — J'y consens.

Schill. V. 798—799:

wo du
An deinen Vater denken wirst.

Steinbr. S. 138:

wo du an deinen Vater denken wirst.

Barn. V. 667:

ut sis memor patris.

Brumoy S. 174:

alors vous pourrez vous souvenir d'un père.

Schill. V. 802—803:

Also willst
Du in ein fremdes Haus mich bringen lassen.

Steinbr. S. 139:

Also willst du mich in ein fremdes Haus bringen lassen, mein Vater.

Barn. V. 670:

An igitur in alias aedes me collocabis, pater.

Brumoy S. 174:

J'entends votre pensée; vous me destinez un hymen ailleurs.

Schill. V. 811—812:

So werden
Wir einen Reigen um den Altar führen?

Steinbr. S. 139:

Werden wir denn Reigen um den Altar führen, Vater?

Barn. V. 676:

O pater, faciemusne chorum circa aram?

Brumoy S. 174:

Y chanterons-nous des hymnes?

Schill. V. 1029:

Vielleicht, dass wir nicht beide uns betrügen.

Steinbr. S. 153:

Vielleicht, dass wir uns nicht beyde in unseren Reden betriegen.

Barn. V. 846:

Nam fortassis non mentimur ambo verbis, quae facimus.

Brumoy S. 191:

car nous ne cherchons pas à nous tromper mutuellement.

Schill. V. 1384:

Im schwarzen Blute röchelnd fallen sollen.

Steinbr. S, 177:

alles ist in Bereitschaft, auch die Rinder, die vor der Hochzeit im schwarzen Blute röchelnd der Diana zum Opfer fallen sollen.

Barn. V. 1114—1115:

et iuvencae, quas ante nuptias oportet mactari deae Dianae, nigri sanguinis halitus, exundationes.

Brumoy S. 213:

et les victimes dont le sang doit couler en l'honneur de Diane avant l'hymen d'Iphigénie.

Schill. V. 1410—1411:

Frage was sich ziemt,
So kann ich dir antworten, wie sich's ziemet.

Steinbr. S. 179:

Frage, was sich geziemt; und ich will dir antworten, wie sich's geziemt.

Barn. V. 1135:

Si tu interrogaveris convenientia, convenientia audies.

Brumoy S. 216:

Madame, faites des questions moins étranges et je vous répondrai.

Schill. V. 1665:

Die zur Gemahlin mir bestimmt gewesen.

Steinbr. S. 196:

Die mir zur Gemahlin bestimmt gewesen.

Barn. V. 1354:

quae esset futura mea coniunx.

Brumoy S. 231:

celle qui devoit être mon épouse.

Schill. V. 1687:

Das wird dies Schwert alsdann entscheiden.

Steinbr. S. 198:

wenigstens soll es dieses hier (er zeiget auf sein Schwerdt und seine Soldaten) entscheiden.

Barn. V. 1368:

sed tamen ad hoc veniet.*

Brumoy S. 233:

(montrant son épée ou ses soldats)
Voici qui me répondra d'elle.

Schill. Phöniz. V. 681:

Wo wird dein Posten sein vor diesen Thürmen?

Steinbr. S. 272:

Wo wird vor diesen Thürmen dein Posten seyn?

Barn. V. 624:

Ubinam stabis ante turres.

Brumoy tome V, S. 202:

Quel sera votre poste?

Brumoy tome V, S. 318:

Où sera ta place au devant des tours?

Ich will sogleich an dieser Stelle die Bemerkung einschieben, dass ich keinen Grund einsehe, warum Goedeke zur Vergleichung mit Schillers Bruchstücken aus den Phönizierinnen nur die Analyse des Dramas aus dem fünften Bande des théatre des Grecs par le P. Brumoy herangezogen hat und nicht auch die in demselben Bande der von Goedeke citierten Ausgabe befindliche vollständige französische Uebersetzung. Goedeke muss diese übersehen haben. Sie ist aber wichtig, da sie in Verbindung mit Steinbrüchel die Schlussnote Schillers zu seinem letzten Vers aus den Phönizierinnen erklärt. Schiller theilt diesen Vers dem Polynices zu und fügt in der Note hinzu: „Andere Ausleger geben diese Rede dem Eteocles, weil sie ihnen dem sanfteren Character des Polynices zu widerstreiten scheint. Es kann ein Fehler des Abschreibers seyn,

* Vergl. die Anmerkung des Barn.

aber warum es einer seyn muss, sehe ich nicht ein; und man raubt dem Dichter vielleicht eine Schönheit, um ihn von einem anscheinenden Widerspruch zu befreien." An diese Note reiht Goedeke die Bemerkung: „Weder Barnes noch Brumoy theilt diesen Vers einem Andern als Eteocles zu und keiner von Beiden erwähnt einer andern Zutheilung." Hier ist erstens in Goedekes Sinn fälschlich Eteocles gedruckt anstatt Polynices, und zweitens hat Brumoy in der vollständigen Uebersetzung tome V, S. 319 in der That diesen Vers dem Eteocles zugetheilt und in der Note hinzugefügt: „J'ai suivi ici dans la distribution des personnages les deux derniers éditeurs de cette tragédie." Auch Steinbrüchel legt die Worte dem Eteocles in den Mund mit dem bemerken: „Alle Ausgaben geben sonst diese Worte dem Polynices, so sehr sie auch im Character des Eteocles sind." — Auch die Schlussnote Schillers zur Iphigenie: „Hier schliesst sich die dramatische Handlung. Was noch folgt, ist die Erzählung von Iphigeniens Betragen beim Opfer und ihrer wunderbaren Errettung" geht zurück auf eine Anmerkung des Brumoy vor der zunächst folgenden Scene tome 7, S. 246: „Celle scène a tous les caractères d'un intermède. L'action visible cesse; la scène suivante est donc le commencement d'un sixième acte."

Ferner treffen auch in einzelnen eigenthümlichen Wendungen beide deutsche Uebersetzungen bisweilen so auffallend überein, dass es wahrscheinlich ist, Schiller habe Steinbrüchels Uebersetzung vor Augen gehabt. Ich will auch dafür einige Beispiele anführen und wähle solche, bei denen nicht etwa auch Brumoys Ausdruck Schiller auf den seinigen gebracht haben kann:

Iph. V. 12: Gezelt (tentorium); V. 84: ferne Triften (Idae bovilia procul a patria); V. 121: um das Geheimniss wissen (scimus, quomodo se habeant haec); V. 194: am thauenden Bach (ad rorem fontanum); V. 755—756: Was du sagst, gilt von uns beiden (ex aequo utrisque convenit, quod dicis); V. 995: Heilige Schamhaftigkeit (o veneranda verecundia); V. 1658: Hand an dich zu legen (attingere tuum corpus); V. 1669: ich ward überschrie'n (vincebar clamore); Phöniz. V. 55: das Verhängniss fügt's (forte) und dergl. mehr.

Endlich erwähne ich noch, dass das verlängerte Citat

aus dem Cicero in Schillers Anmerkung zu Vers 550 der Phönizierinnen sehr wol aus Steinbrüchels Anmerkung zu derselben Stelle entnommen sein kann und wahrscheinlich auch entnommen sein wird. Ebenso verdanken auch wol Schillers Anmerkungen nach der Iphigenia ihr entstehen meist der Anregung irgend welcher Bemerkungen des Barnes, Brumoy oder Steinbrüchel, und namentlich die sechste, zehnte und elfte derselben könnten wol in Bezug auf Steinbrüchels Anmerkungen unter dem Text zu den entsprechenden Stellen geschrieben sein. In der Form freilich zeigen sie mehr Verschiedenheit von ihnen als Aehnlichkeit.

Zum Schluss füge ich diesen Notizen die Bitte hinzu, dieselben nicht so aufzunehmen, als sollten sie einen Tadel enthalten über Goedekes Arbeit in dem betreffenden Abschnitte seines grossen Werkes, der historisch-kritischen Ausgabe der Schriften Schillers. Das liegt mir fern, und eher, meine ich, wirkt es beschämend, Goedekeschen Arbeiten gegenüber zu erkennen, wie er überall aus dem vollen gearbeitet hat und wie geringe Nachträge und Besserungen im einzelnen hinzuzufügen bleiben.

II.

Im 47. Bande der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste (Leipzig 1792 Dyckische Buchhandlung) liest man über das erste und zweite Stück der Neuen Thalia Schillers eine ausführliche Recension, in welcher besonders die ersten zwölf Strophen der Schillerschen Uebersetzung des zweiten Buchs der Virgilschen Aeneis genau durchgesprochen und eine Reihe einzelner Ausdrücke Schillers gerügt werden. Ich glaube die Aufmerksamkeit der Forscher deswegen auf diese Recension lenken zu sollen, weil die späteren Verbesserungen Schillers es wahrscheinlich machen, dass er diese Recension gekannt und genutzt hat, wenn er auch nicht alle Ausstellungen als berechtigt anerkannte oder auch nicht für alle Mängel eine bessernde Abhilfe wusste.

In der ersten Strophe rügte der Recensent die Worte: Hingegossen auf hohen Polstersitz anstatt des „simplen" „Aeneas hub von seinem hohen Sitz also an". Ferner sei die Wendung: „Wunden wieder bluten machen" französisch und der

Ausdruck „in Feuerfluten vergehen“ zu sichtlich nur des Reimes wegen gewählt. Auch Trojas Stadt sage man für Troja so wenig wie für London Londons Stadt, und endlich könne man wol das Opfer der Gefahr werden, nicht aber meistens ihr Opfer sein. Alle diese wol mit Recht gerügten Fehler schaffte Schiller in der Umdichtung der ersten Strophe fort und übernahm in der zweiten Zeile den „simplen“ Ausdruck, den der Recensent empfahl.

Die zweite Strophe erklärt dieser für besser als die erste, nur könne man das Praedicat der Umschattung vom Arme nicht gebrauchen und er wette ferner, dass der Dichter, ohne von „schauern“ geleitet zu sein, sicherlich nicht „betrauern“, sondern, wie die Natur der Sache es wolle, „hören“ gereimt haben würde. In der That hat Schiller in der Umdichtung den ersten Ausdruck vermieden und an der andern Stelle „hören“ eingesetzt.

In der dritten Strophe hat Schiller die Ausstellungen des Recensenten im übrigen nicht beachtet; nur die letzte Zeile, die jener als die tadelnswürdigste befunden: „und eisern ist sein Eingeweide“ (armato milite complent), verbesserte er in: „und Waffen sind sein Eingeweide“.

Die getadelten Stellen der vierten Strophe und einige der fünften hat Schiller unverändert gelassen und nur das vom Recensenten heftig getadelte „hier donnerte das Handgemenge“ gemildert und geschrieben: „hier tobete“.

Die geringen Ausstellungen in den vom Recensenten gelobten beiden folgenden Strophen haben Schiller zu keiner Aenderung veranlasst. Dagegen kürzte er, ohne Aufforderung des Recensenten, den zweiten Vers der sechsten Strophe, indem er statt „beim wunderbaren Bau“ „beim Wunderbau“ schrieb, wie er auch im zweiten Verse der vierten Strophe anstatt „Königsstadt“ „Stadt“ gebessert hatte. Der Dichter fühlte wol später, dass die Freiheit, welche er nach Wielands Beispiel sich genommen, den einzelnen Versen der Stanzen verschiedenen Umfang zu geben, seinen Stanzen nicht zur Zierde gereichte, und kürzte die überlangen Verse, wo sich die Kürzung mit geringer Aenderung bewerkstelligen liess.

Die ihm in der achten Strophe vorgeworfene Unklarheit

im Ausdruck hat Schiller vermuthlich nicht empfunden, wenigstens hat er kein Wort in derselben geändert, wol aber suchte er den in der neunten Strophe mit Recht vom Recensenten beanstandeten, gesuchten und unschönen Ausdruck „vollgestopfte Grüfte“ zu verbessern und schrieb „vollgestopfte Wände“ und setzte des Reimes halber dann auch für „Hüfte“ das Wort „Lende“ ein.

Den bescheidenen Rügen des Recensenten zur zehnten, elften und zwölften Strophe endlich hat Schiller keine Folge gegeben.

Gräfin Agnes zu Stolberg.

Von ihr und über sie.

Von

Karl Weinhold.

Die Einfalt.

Die Einfalt leite Deinen Fuss,
Die Unschuld sey in Deinem Kuss,
Die Freude webe schön und mild
Den Schleier um der Liebe Bild,
Bis sie sich selbst Dir einst enthüllt
Und ganz die reine Seele füllt.
Dann tön' um Dich der Wonne Klang
Wie süsser Nachtigallgesang,
Die Seele athm' in reiner Luft
Wie Nektar süssen Blumenduft!
Ein wenig Gram, ein wenig Schmerz
Ist oft auch heilsam für das Herz,
Es scheine Dir wie Mondenlicht,
Wenn's sanft durch Morgenwölkchen bricht!

Der grösste Gedanke.

Wann er die Seele mir einnimmt,
Der einzige grosse Gedanke,
Wie sie im Taumel der Wonne dann schwimmt!
Wie mir ein Feuer die Adern durchglimmt!
Wie ich bald steh und bald wanke,
Wenn ich denke in Freud' und in Noth:
Der HErr ist Gott! Der HErr ist Gott!

Seh' ich mich um in der Natur,
Seh' ich in jeglichem Wesen,
O seh' es im Feld, auf blumiger Flur,
Im Wald und in Wiesen seh' ich die Spur
Vom höchsten unendlichen Wesen.

Es danke Dir, HErr, wer stammeln kann,
Ich bete auf ewig, o Vater, Dich an!

O fülle doch immer die Seele mir so
Wie jetzt, wenn ich Dich denke,
Grösster Gedanke! Dass freudig und froh,
Wann mir die Seele zur Zukunft entfloh,
Ich es zum Troste mir lenke.
Lass immer mich handeln so, dass ich dann
Bey jeder Handlung beten kann!

Diese beiden bisher nicht veröffentlichten Lieder der Gräfin Agnes zu Stolberg entnehme ich einer Abschrift, welche ihr Gatte Friedrich Leopold Stolberg eigenhändig für eine Nichte (Schwestertochter von Agnes) gemacht hat. Auf der ersten Seite des in Quart gebrochenen Halbbogens steht das in Vossens Musenalmanach für 1788, S. 204 gedruckte Lied, dort mit Psyche unterzeichnet, in meinem Stolbergschen Autographon „Lied von Agnes für ihren Stolberg“ überschrieben, in den Gesammelten Werken der Brüder Stolberg, I, 352, als Ode von Agnes bezeichnet.* Jedem der beiden oben mitgetheilten Gedichte ist unter der Titelzeile beigefügt (:von Agnes:).

Von Gräfin A. Stolberg sind bekanntlich ausser dem Lied noch gedruckt ein Wiegenlied im Vossischen Almanach für 1789, S. 197, mit Melodie von Abr. Schulz, Psüche unterzeichnet;** ferner Aura. Eine Erzählung von Psüche, in dem zweiten Buch der Insel von F. L. Gr. zu Stolberg (Leipzig 1788, S. 210—236).*** Dieser einfachen Geschichte der Liebe zwischen Aura und Rinaldo sind ein- und angelegt ein Lied, die Wassernymphe (Libelle), ferner ein Gesang Rinaldos in fünfundzwanzig Hexametern, ein Liebeslied Rinaldos in acht vier-

* In den Ges. Werk. folgt darauf (S. 353) als Erwiderung an Agnes Fr. Stolbergs Ode „Warum an meinem Auge“ etc.

** Agnes hatte es für ihre Schwägerin, die Gräfin Auguste Bernstorff gedichtet, welche sich von Abr. Schulz eine Melodie dazu erbat. In J. A. P. Schulzes Liedern im Volkston, 3. Theil, Berlin 1790, S. 6 steht es mit Agnes unterzeichnet. Vgl. Herbst, Voss, II, 275.

*** „Meine Agnes ist die Psüche in der Insel; von ihr ist die Erzählung, welche der Psüche zugeschrieben wird“, Stolberg an Bürger d. 3. Oct. 1788, bei Strodtmann, Briefe von und an G. A Bürger, III, S. 200.

zeiligen reimlosen Strophen, und ein Lied der Freude und Liebe an das glücklich vereinte Liebespaar in sechs fünfzeiligen reimlosen Strophen.

Ausserdem glaube ich auch das in Vossens Almanach für 1784, S. 89, mit Schulzes Composition unter F. L. Stolbergs Namen gedruckte Gedicht Sie an ihn, Auf der Reise als Agnes Eigenthum ansprechen zu dürfen. In der Familie galt es für ein Agnes-Gedicht; eine von da stammende mir gehörige jüngere Abschrift trägt die genauere Ueberschrift: „Sie an ihn auf der Reise von Tremsbüttel nach Eutin 1782", und bezeichnet es mit Agnes Namen.

Keinem kann entgehen, dass Gräfin Agnes Stolberg zu ihren dichterischen Versuchen durch ihren Mann angeregt ward, mit dessen Leben sie auf das allerinnigste sich verwoben hatte. Durch ihn ist sie in das geistige und künstlerische Reich überhaupt eingeführt worden. Agnes von Witzleben (geb. 9. Oct. 1761) hatte auf dem väterlichen Gute Hude die gewöhnliche Erziehung der Töchter des damaligen Landadels erhalten und war früh verwaist als Hoffräulein in die geistig träge Oldenburgische Hausluft verpflanzt worden. In Eutin lernte sie der Oberschenk Graf Friedrich Leopold Stolberg kennen; im Juni 1781 hatte sie schon seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen durch ihr äusseres wie durch unschuldige Heiterkeit und lebendige Natürlichkeit.* Rasch entwickelte sich in den Herbstmonden ihre Liebe; Stolberg fand in ihr das Ideal verwirklicht, das er nach seiner täuschungsvollen Schwärmerei für ein englisches Fräulein 1776** gezeichnet hatte:

Suchet ihr mir und bald unter den freundlichen
Töchtern Deutschlands ein Mädchen aus,
Blau die Augen, ihr Haar golden und schlank ihr Wuchs,
Sanft die Seele, den Augen gleich.

---

* Janssen, Stolberg bis zu seiner Rückkehr, 123.

** Gedichte, S. 148 (Ausg. von 1779). Brief an seine Schwester Katharine bei Hennes, F. L. Stolberg und Herzog P. v. Oldenburg (1870), S. 148, wieder gedruckt in Hennes, Aus F. L. Stolbergs Jugendjahren (1876), S. 169. (Die unüberlegte Buchmacherei des Herrn Hennes muss auch hier gerügt werden.)

Anfang November 1781 verlobten sie sich und am 11. Juni 1782 wurden sie auf dem Schloss zu Eutin getraut.

„Meine Braut ist ein Mädel von 19 Jahren," schrieb Stolberg den 27. Dec. 1781 an Voss; „ihr Wuchs ist schön, ihr Gesichtchen allerliebst, ihr Haar golden, ihre Augen gross und sanft und liebevoll ihr Blick, ihr Herz rein und edel und liebend und sanft, ihr Verstand ist sehr schnell und sehr sicher und sehr fein, lässt sich aber doch immer von der warmen und weichen Hand ihrer Empfindung leiten."* Und an seine Schwägerin Luise, des Bruders Christian Frau, schrieb er den 23. Dec. 1781: „Es ist ein süsses Mädchen, so sehr Natur, dass die meisten Männer sie würden bilden wollen. Ich aber ehre und liebe die Spuren Gottes im Walde, im Strom und im Mädchen, und werde da keine Schneiderscheren ansetzen, um Hecken zu schneiteln, wo der freundliche Busch mir Schatten und Kühlung und Nachtigallentöne anbietet."** Aus den Schilderungen des Freundes nahm auch Voss seine Farben zu Agnes Bild in seinem Fest-Carmen, das er zur Hochzeit aus Otterndorf schickte:

Siehe wie Stolbergs Braut geschmückt mit der Blume der Schönheit
Dort in dem glänzenden Saal unter den Feiernden schwebt!
Eine Hirtin der Flur, und im Hause des Fürsten bewundert;
Stolz wie der Tannen Wuchs, mild wie die Rose des Thals.
Sonnenschein ist ihr Lächeln und Frühlingsodem die Rede
Ihres Mundes, ihr Laut holder wie Nachtigallton.***

Wer die Briefe liest, welche Agnes als Braut und als Frau an die neuen verwandten schrieb,† erkennt die Wahr-

---

* Herbst, J. H. Voss, II, 1, 267. Aehnlich schildert St. die Braut seinem Freunde K. v. Haugwitz; Janssen, Stolberg bis zu s. Rückkehr, 124.

** Hennes, Stolberg u. P. v. Oldenburg, 151 f. Aus St. Jugendjahren, 174.

*** Voss, Musenalmanach f. 1783, S. 138. Gedichte von Voss (1785) 1, 220. Geändert in den Sämmtlichen Gedichten (1802) 3, 115.

† Bei Hennes, Stolberg und P. v. Oldenburg sind gedruckt Briefe von Agnes an Graf Christian S. 152, 325, 335, 337, 369, an Gräfin Katharine S. 155, 156, 181, 194, 197, 204, 225, 227, 230, 233, 243, 249, 250, 274, 275, 292, 343, 368, 374, an Gräfin Luise S. 156, 175, 223, 225, 255, 258, 264, 278, 301, 304, 305, 307, 323, 334, 361, 365, 370.

heit des Urtheils ihres Bräutigams über ihre geistige Anlage. Sie hatte einen klaren Verstand, war klug und voll natürlicher Gaben, die sie zu bilden fähig und willig war. Sie durfte nicht scheu hinter ihre geistig bedeutenden Schwägerinnen Katharine und Luise zurücktreten, hatte aber vor ihnen voraus, was ihr Bräutigam Taubeneinfalt und Kindessinn nannte* und was wir etwa umschreiben können als Harmonie der Seele, kindliche unberechnete Hingabe an das, was sie liebte, Zauber der unschuldigen Anmut. Wenn Gerstenberg bald nach der Verlobung ihren Namen Witzleben witzelnd in Geniusleben änderte,** so hatte er etwas wahres gefunden, denn Agnes war von dem Genius angehaucht, durch den ihr zufiel, was Talente mit aller Mühe nicht erreichen. Schön hat ihr Wesen Goethe geschildert, als er von ihrem wunderbar vermittelnden Einfluss auf Stolberg und Voss sprach:*** „Ich habe mich selbst in ihren blühendsten schönsten Jahren an ihrer anmuthigsten Gegenwart erfreut“ (es war im Mai 1784 bei der Durchreise des Stolbergschen Pares durch Weimar) „und ein Wesen an ihr gekannt, vor dem alsobald alles Misswillige, Missklingende sich auflösen, verschwinden musste. Sie wirkte nicht aus sittlichem, verständigem, genialem, sondern aus freiheiterem, persönlich-harmonischem Uebergewicht. Nie sah ich sie wieder, aber in allen Relationen als Vermittlerin zwischen Gemahl und Freund erkenn' ich sie vollkommen. Durchaus spielt sie die Rolle des Engels Grazioso in solchem Grade lieblich, sicher und wirksam, dass mir die Frage blieb, ob es nicht einen Calderon, Meister dieses Faches, in Verwunderung gesezt hätte.“

Die Gräfin Agnes Stolberg kann schwerlich nach ihren wenigen und kleinen Gedichten eine Stelle auf dem deutschen Parnass beanspruchen, wenn sie auch im Vossischen Musenalmanach auftrat und bei Abr. Voss, Deutschlands Dichterinnen (S. 150), verzeichnet steht. Sie hat selbst solchen Ruhmes nicht begehrt. Aber sie ist mit ihres Mannes und auch mit Vossens

---

* Hennes a. a. O. 154.

** a. a. O. 152.

*** Biographische Einzelheiten 1820. Hempelsche Ausg. der Goetheschen Werke 27, 337 f.

Leben unlösbar vereint und gehört mit Ernestine Voss und Charlotte v. Schiller zu den weiblichen Gestalten unserer Geistesgeschichte, die ihrer Männer Leben wärmten und erleuchteten und an dieser reinen Flamme ein kleines eigenes poetisches Licht entzündeten.

Klopstock war für den holsteinischen Adel der heilige Sänger, dessen Verse in Stunden der Erhebung über das gewöhnliche von aller Lippen tönten. So hat auch Agnes in Klopstock gelebt. Als sie auf ihrer Hochzeitreise Klopstock in Hamburg kennen gelernt hatte, schrieb sie*: „Mir däucht, ich bin nicht auf Erden, wenn ich an Klopstocks Seite gehe, sondern schwebe schon den Seelenflug in himmlischen Lüften.“ Als das Ehepar mit Schwester Käthchen auf der Kopenhagener Reise im grauen eines Novembermorgens (1784) über die Rendsburger Heide fuhr, sagte Stolberg Cramers Psalmen, Käthchen den Gesang Deborahs aus dem Messias und noch eine schöne Stelle, und Agnes Gesänge aus Klopstocks Liedern**. — Bei der schwer empfundenen Trennung, als Stolberg wegen des plötzlichen Oldenburgischen Regierungswechsels in ausserordentlicher Sendung im September 1785 an den Petersburger Hof musste, übergab Agnes dem geliebten Manne eine Abschrift des Klopstockschen Liedes Stärkung:***

> Ach wie hat mein Herz gerungen,
> Wie gefleht am Gnadenthron etc.

Sie schrieb folgende Worte dahinter, die ich mich nicht enthalten kann, als Zeugniss ihres kindlich frommen liebenden Herzens mitzutheilen:

„Ich habe Dir dies schöne Lied abgeschrieben, Du bester: ich weiss, es wird Dir lieb seyn, ein Gebet mit mir zu

---

* Janssen, Stolberg bis zu seiner Rückkehr, S. 125.

** Hennes, Stolberg u. P. v. Oldenburg, 256.

*** Geistliche Lieder. Zweyter Theil. Kopenhagen und Leipzig bey Friedr. Christ. Pelt. 1769, S. 101—106. Dieser von Goedeke nicht verzeichnete 2. Theil der Klopstockschen geistl. Lieder trägt des Dichters Namen nur unter der Vorrede, nicht auf dem Titelblatte. In die gesamm. Werke ist jenes zehnstrophige Lied nicht aufgenommen. In dem Schluss der zehnten Str. „Nichts, was jetzt und künftig ist, Scheidet mich von Jesu Christ“ änderte Agnes mich in Uns.

beten. O Gott wolle uns stärken und uns für einander erhalten! Mir ist es eine unaussprechlich süsse Idee, in unserer schrecklichen Trennung mit einander zu beten! Ach, dass ich es immer wissen könnte, wenn Du diess Gebet beten wirst.

Gott segne, stärke und erfreue Dich. Lass uns suchen, immer mehr und mehr fromm vor ihm zu leben. Er der unser Herz durchschauet, der unsern Willen sieht, dass wir gut seyn wollen, Er wird uns dazu helfen, um seines geliebten Sohnes Willen, Amen! Sein genädiger Wille geschehe von nun an bis in Ewigkeit. Amen, Amen!*

Als sie auf ihrem letzten Lager lag, sagte sie selbst „in Augenblicken des Nichtbewusstseins Sprüche der Bibel und Lieder von Klopstock in so vernünftiger Verbindung und mit so feiner Anspielung und so erhabener Anwendung“ her, dass ihr Fritz erstaunte.**

So ist es denn sehr natürlich, dass auch das fromme Lied, das wir oben mittheilten, Erinnerungen an Klopstock gibt. „Der grösste Gedanke“ lehnt sich an Klopstocks Aufsatz von der besten Art über Gott zu denken im 25. Stück des Nordischen Aufsehers von J. A. Cramer (I, 310—321) und namentlich an die dort angeführte Rede Henochs, welche die Worte hat:

Der beste
Aller Gedanken, der grosse Gedanke, vom ersten der Wesen.

Auch sonst gibt es darin Klopstocksche Anklänge, so das wiederkehrende „der HErr ist Gott“.

Neben Klopstock war Hölty der Lieblingsdichter von Agnes. Schon als „Landmädchen“ in Hude hatte sie für ihn geschwärmt, dann in Eutin bei den Berathungen über die Ausgabe, welche der hastig zugreifende Voss, als Boie nach Gewohnheit zauderte, mit Zuziehung Stolbergs veranstaltete, neben

* Eine alte Abschrift dieses Reisesegens von der Hand einer Nichte von Agnes liegt vor mir. Vergleiche auch den Brief von Agnes an Gr. Katharine v. 22. Sept. 1785 bei Hennes a. a. O. 292, und Janssen, Stolberg bis zu s. Rückkehr, S. 171. Die Worte, welche Stolberg seiner Agnes beim Abschied in ihr Gedenkbuch schrieb, stehn nun bei Janssen, Stolberg bis zu s. Rückkehr, S. 169.

** Hennes a. a. O. 355.

Ernestine Sitz und Stimme gehabt.* Freilich beherrschte hier der Schulrector die drei Beisitzer so durchaus, dass nur ein Vossisch corrigierter Hölty das Tageslicht erblickte, an dem der pedantische Rothstift später noch weiter corrigiert hat.** Die Höltyschen Töne hat er aber aus Agnes nicht heraus corrigieren können — und dieser harmonischen reinen Seele gegenüber war er überhaupt weich und liebenswürdig.*** In dem liedmässig gehaltenen Gedichtchen von Agnes klingt der Höltysche Ton. Auch formell werden wir daran erinnert: die beiden reimlosen, aber nicht in antikisierendem Mass gehaltenen Lieder in der Aura klingen an Höltysche Formen an, namentlich das Lied „Unter den Thränen hervor" an den Bau des Höltyschen Mailiedes von 1772 „Heil dir lächelnder Mai", das Voss wegliess (bei Halm S. 136, Ausg. von 1869; bei Geisler I, 56).

Wenn wir in der Aura auch einen Versuch in Hexametern finden, so überrascht dies bei der gelehrigen Schülerin eines Friedrich Leopold Stolberg nicht. Gerade in Sophrons poetischen Beigaben zu der Insel herrscht der Hexameter. Was Wunder, dass Psyche zum erproben dieses Verses aufgefordert ward, den Stolberg zwar später als sein Bruder Christian versuchte, seit 1776 aber, nachdem er seine Ilias-Uebersetzung durch Klopstocks Zweifel gereizt in Hexametern begonnen, auch in kleineren Dichtungen gern verwante.

* Voss, Bestätigung der Stolbergschen Umtriebe, S. 156 f.

** Es genügt auf Halms Ausgabe und die kleine (akadem.) Schrift desselben über die Vossische Bearbeitung der Gedichte Höltys, München 1868, zu verweisen. Aus einem Briefe Boies an Voss vom 24. Nov. 1783 will ich folgende Stelle über die Ausgabe mittheilen: „Ganz neu waren mir das Mailied 13, Das Feuer im Walde, An den Mond 79, Das Blumenlied 152, Das Mailied 156, An die Nachtigall 154, Die Laube 165, Das Mailied 172, An die Apfelbäume 178, Der Liebende 180, An die Fantasie 182. Einige dieser Stücke glaub ich zu kennen, aber sie sind mir durch Aenderungen wie unkenntlich geworden."

*** Das spricht sich aufs wärmste in dem Anhange zu der Streitschrift Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe (Stuttgart 1820) aus, namentlich S. 156 ff. An die liebliche schickte er als Erwiderung ihres Karlsbader Briefes vom 28. Juni 1784 seine Elegie an Agnes Gräfin zu Stolberg (Gedichte. I, 247. Hamburg 1785. Sämmtliche Gedichte, Königsb. 1802, 3, 145).

Zu den geistigen Zügen in Agnes gehört auch ihre Begeisterung für Rousseaus Heloise, die sie freilich wie eine Art verbotener Frucht nur heimlich zu hegen wagte. An Schwägerin Käthchen schrieb sie kindlich naiv:* „Ich darf Dir wol nicht sagen, was ich lese? Ach Rousseau hat mein ganzes Herz dahin, ich lese seine Heloise. Mein Gott, wie schön, wie natürlich; so bin ich noch keinem Buch in dieser Art gefolgt, er lässt auch nichts von meinem Herzen übrig, kein Fäserchen lässt er unerfüllt; es ergreift mich oft so, dass ich weine und das Buch weglegen muss, um mich zu fassen. Verachte mich aber nicht, Katili, denn alles diss muss kein Mensch wissen wie Du, vor Andern würde ich mich schämen; ich sags auch hier niemand, wie mein Herz daran hängt." — Die Heloise gehörte überhaupt zu den nur geheim genossenen Früchten im Kreise der Stolbergschen Frauen. Den 28. October 1779 schrieb Fr. Stolberg an seine Freundin Emilie Schimmelmann (geb. Gräfin Ranzau): „Klein Milchen, lassen Sie mich Ihnen im Vertrauen ins Ohr sagen, dass Puletchen (d. i. Henriette Bernstorff geb. Stolberg) die Heloise Kätchen vorliest."**

Das harmonische Wesen der Gräfin Agnes sprach sich auch in ihrer Liebe und Anlage für den einfachen Gesang jener Zeit aus. Vöglein und Nachtigällchen ward sie bei dem Maidurchzug 1784 im Weimarschen Kreise rasch betitelt***; die Schulzschen Melodien zu seinen und anderer Liedern sang dem gestrengen Voss, der für Musik Sinn und Bildung hatte, kaum jemand so zu Dank wie Agnes.†

Dann zeichnete und tuschte sie auch. Sie begann mit Blumenmalerei und ward durch ihres Gatten Wunsch auch zu Versuchen in der Landschaft gebracht.†† Im Frühjahr 1784

* Tremsbüttel den 8. Aug. 1785. Bei Hennes a. a. O. 275.

** Hennes, Aus Stolbergs Jugendjahren, S. 103. — Das oben mitgetheilte ist ein Nachtrag zu dem Abschnitt „die nouvelle Heloise in Deutschland" bei Erich Schmidt, Richardson Rousseau Goethe, S. 114 ff.

*** Herbst, Voss, II. 1, 29. — Den Namen Nachtigällchen empfieng sie wol auch von ihrer Kunstfertigkeit, den Nachtigallenschlag täuschend nachzuahmen; Voss, Bestätigung der Stolbergschen Umtriebe, S. 145.

† Briefe von J. H. Voss, herausgeg. von Abr. Voss, II. 167, 169.

†† Janssen, Stolberg bis zu s. Rückkehr, S. 155. Ueber ihr Talent des zeichnens auch ebd. S. 216.

schrieb Stolberg an seine Schwester Katharine, die damals in Neapel war: „Apropos von Hackert! hier malt nun auch alles. Agnes zeichnet mit Bleistift und Tusche wirklich, ohne je Unterricht gehabt zu haben, allerliebste Landschaften; izt arbeitet sie am Staubbach nach Alberti.“* — Ich besitze zwei solche getuschte Zeichnungen von ihr. Die eine kleine stellt einen weinenden Amor unter einer rosenumschlungenen Eiche dar, mit der Unterschrift:

Nimm Dich in Acht, nimm Dich in Acht!
Schlimm ist der Knabe, wenn er Dir lacht;
Schlimmer noch tausendmahl, wenn er Dir weint
Und wenn der Geyer ein Täubchen Dir scheint.
Agnes Stolberg.

Es ist ein Blatt für das Stammbuch ihrer Schwester Tina Witzleben, begleitet von einem andern mit den Versen:

Rein wie unsrer Wiese Quell,
Wie Dein blaues Auge hell,
Sanft wie milder Sternen Blick
Lächle Deinem Leben Glück.

Die andere ist ein grösseres in Sepia ausgeführtes Blatt, verirrte Kinder im Walde darstellend, unterschrieben „an meine geliebte Schwester und Freundin Catherine zum lieben 5ten December von Agnes Stolberg 1787.“ Es sind beides dilettantische Leistungen, aber das angeborene Talent von Agnes zeigt sich sowol in dem Baumschlag der Eiche als in den Köpfen der Kinder.

In den Gedichten F. L. Stolbergs erscheint Agnes Bild und Name häufig: bei einem so innigen zusammenleben, einem so völligen aufgehn der Frauenseele in dem Wesen des Mannes und der zärtlichsten Erwiderung desselben konnte es nicht anders sein. Ich führe hier nur Stolbergs Gedichte an, die geradezu an Agnes gerichtet oder für sie bestimmt waren, nicht aber die, in denen sie nebenher erscheint.**

* Hennes, Stolberg und P. v. Oldenburg, S. 233.

** Am 6. Febr. 1787 schrieb Stolberg an Bürger: „Ich bin durch mein Weib — ich habe sie in manchem Gedicht seit fünf Jahren ohne Schmeichelei

Lied auf dem Wasser zu singen für meine Agnes: Mitten im Schimmer der spiegelnden Wellen etc. — Voss, Alm. 1783, S. 168. Ges. Werke, I, 319. Später von Franz Schubert componiert op. 72.

An Agnes: Warum an meinem Auge Dein Auge hängt etc. — Voss, Alm. 1784, S. 63. Ges. W. I, 353.

Wiegenlied zu singen für meine Agnes: Lieblicher Knab, ich wiege etc. — Voss, Alm. 1785, S. 60. Ges. W. I, 361.

Lied für Agnes, ihren Kleinen in Schlaf zu singen. 1784. Nach der Rousseauschen Melodie Que le jour me dure: Schlaf, süsser Knabe etc. — Voss, Alm. 1785, S. 110. Ges. W. I, 406.

Der Abend: Wenn der Himmel und die Erde und das Meer etc. — Voss, Alm. 1786, S. 148. — In den Ges. W. I, 427 als Ode an Agnes von 1785 bezeichnet.

An Agnes. St. Petersburg, den 13. Nov. 1785: Dreihundert lange Meilen weit von Dir etc. — Voss, Alm. 1787, S. 214. In den Ges. W. I, 440 als Epistel an A. betitelt.

Dann die beiden Trauergedichte nach ihrem frühen Tode (15. Nov. 1788): Die Bitte: Liebt' ich sie mehr als Dich? ich liebte mehr sie,* Darum nahmst du sie mir! etc. — Voss, Alm. 1790, S. 37. Ges. W. II, 64.

Warnung: Klage nicht einer, denn des Weibes Liebe etc. — Voss, Alm. 1790, S. 88. Ges. W. II, 67.

Das Gefühl der schmerzlichen Trauer um die hingegangene**, die sehnsüchtige Erinnerung an jene Agnes-Jahre hat Stolberg nie verlassen, und er hielt ihr Gedächtniss nicht bloss bei ihren Kindern lebendig, sondern auch bei denen seiner zweiten Ehe. „Wie eine Legende, eine alte heilige Sage ist Agnes noch unter ihnen, allen täglich lebendig. Die allerliebsten kleinen locken-

---

nach der Natur beschrieben — so glücklich als man sein kann.“ Briefe von und an Bürger herausg. v. Strodtmann III, 180.

* Das Gedicht geht aus „von dem letzten Kummer“, den Agnes empfunden, dass er sie mehr „als ihren und seinen Gott“ liebte; vgl. Stolbergs Brief an Katharine vom 15. Nov. 1803 bei Janssen, F. L. Gr. z. Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche, Freiburg 1877, S. 89.

** Ueber ihren Tod genüge es hier zu verweisen auf Stolbergs Briefe bei Janssen, St. bis zu s. Rückkehr, S. 207—217.

köpfigen Mädchen nennen sie nur die seelige Mama," schrieb 1816, als die Familie in Holstein zum Besuche war, eine geist- und gemüthreiche Nichte Stolbergs, die ihn durch ihre Aehnlichkeit mit dem unvergessenen Weibe seiner Jugend tief bewegte, von dessen Besitz er gesungen hatte:

Glücklicher war keiner!
Was ein Bettler sich träumt, ein Kaiser missbraucht,
War wie schlechte fliegende Spreu bei meiner
Fülle zu achten.

Denn Du warst mein, Du süsse! mein, Du Traube!
Du holdselige mein mit Taubenaugen!
Mein das liebevollste der liebevollen
Weiblichen Herzen!

Uhland als Dramatiker.

Zu A. von Kellers gleichnamigem Buche.*

Von

Robert Boxberger.

Die würdigen schwäbischen Freunde des dahingeschiedenen grossen Dichters haben seit einer langen Reihe von Jahren neben ihren übrigen gelehrten Arbeiten sich mit der dankenswerthesten Ausdauer der Herausgabe der Uhlandischen Schriften gewidmet und stellen uns noch andere köstliche Früchte ihres Fleisses in Aussicht. Besonders war mir, der ich mich seither mit der Herausgabe Lessingscher und Schillerscher Dramen-Entwürfe befasst habe, das vorliegende Buch eine erfreuliche Erscheinung. Ich muss meine Bemerkung wiederholen, dass der angehende Dramatiker aus solchen Entwürfen mehr lernen kann als aus vollendeten Meisterwerken. Hoffentlich aber wird auch jeder andere Freund Uhlandscher Dichtung und überhaupt unserer deutschen Litteratur dieses Buch willkommen heissen, zu welchem Uhlands würdige Wittwe mit anerkennenswerthester Bereitwilligkeit und Verständniss für die Wichtigkeit der nachgelassenen Geistesschätze des verewigten dem Freunde und Amtsnachfolger desselben das Material schon vor Jahren bei Gelegenheit der Enthüllung des Uhland-Denkmals zur Verfügung gestellt hat. v. Keller befürchtet, die Gunst des Publicums möge nur Uhlands lyrischen Gedichten zugewandt sein, und von der Gegenwart mag dies gelten. Aber grosse Dichter wie Uhland arbeiten für Jahrtausende, und es

* Uhland als Dramatiker, mit Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt von Adelbert von Keller. Stuttgart, Cotta, 1877.

stände schlimm um die Bildung unsers deutschen Volkes, wenn es nicht mit der Zeit Verständniss gewinnen sollte für die markige Sinnesart, für die heldenmüthige, aufopferungsfähige deutsche Treue der Hauptcharaktere, für die edle Sprache, für die deutsch-patriotische Gesinnung der beiden fertigen Uhlandschen Dramen. Im Gegentheil ist zu hoffen, dass gerade dieses Buch ein neuer Antrieb für unser Volk werde Uhland auch als Dramatiker zu geniessen und würdigen zu lernen, da es unsere Kenntniss seiner dramatischen Production bedeutend erweitert. Es wiederholt sich hier dieselbe Erfahrung, die man auch schon bei Lessing und Schiller hat machen können, dass man von einem grossen Dramatiker nur wenig kennt, wenn man nur seine fertigen Stücke kennt; es kommen so viele Umstände zusammen, die die Ausführung eines dramatischen Planes hindern, dass nothwendiger Weise die wirklich vollendeten Dramen nur einen kleinen Bruchtheil der von einem grossen Dichter ausgedachten Pläne bilden müssen. Und wie viel kann man aus solchen Plänen lernen? und wie dankbar müssen wir daher jedem sein, der dafür sorgt, dass sie der Nachwelt nicht verloren gehen! Diesen Dank aber kann man einem Manne von den anerkannten Verdiensten des gelehrten Herausgebers nicht würdiger abstatten, als wenn man ihm zeigt, dass man sich eingehend mit seinem Buche beschäftigt und sich bemüht hat auch ein Scherflein zu der Erklärung seines wichtigen Inhalts beizutragen. Ohne deshalb weitere Reflexionen über das vorliegende Material anzustellen, will ich es der Reihe nach aufzählen und meine Bemerkungen anknüpfen, wo ich deren zu machen habe.

1. Eine Uebersetzung der Senecaschen Tragoedie, Jugendarbeit. Deutet das „wir“ in der Anmerkung zu S. 23 vielleicht darauf, dass Uhland die Arbeit in Gemeinschaft mit einem oder mehreren Jugendfreunden unternahm? S. 23, V. 196 ist des Verses wegen „erreichet“ zu schreiben. Aus demselben Grunde S. 36, V. 488: „verschmähn“, S. 56, V. 944: „Glücke trauet“, S. 58, V. 1013: „meine“. S. 59, die Anmerkung am Rande ist ein Citat aus Lessings „Theatralischer Bibliothek“ II, S. 95. Ausg. v. Maltzahn IV, S. 318. Ausg. Hempel XI, 1, S. 399. Vgl. dazu die Bibliothek der schönen Wissen-

schaften I, 1, S. 64. Z. 3 der Anmerkung steht bei Lessing: Er scheinet. Auch die Bemerkung auf der letzten Seite des Heftes S. 65 bezieht sich wahrscheinlich nicht auf S. 54, sondern gleichfalls auf eine Aeusserung Lessings. Daraus, dass v. Keller auf S. 54 verweist, schliesse ich, dass er S. 65, Z. 11 richtig bei Uhland gelesen hat: des Befehls statt des Uebels, was keinen Sinn gibt und was er bei der Correctur übersehen haben muss. v. Keller versteht nun unter diesem Befehl den des Atreus, S. 54, V. 903 ff. (dabei sehe ich, dass V. 905 bei v. Keller in Wirklichkeit V. 906 ist):

Macht auf die Thüren
Der Hall', ihr Diener! Festlich öffne sich
Das Haus!

Aber dieser Befehl hat keinen Zusammenhang mit Uhlands Bemerkung, sondern, wie gesagt, diese bezieht sich wahrscheinlich auf den Befehl des Atreus bei Attius, den Nonius anführt:

Ne cum Tyranno quisquam epulandi gratia
Accumbat mensam, aut eandem vescatur dapem.

Dazu bemerkt Lessing (Theatralische Bibliothek II, S. 107 f., Ausg. v. Maltzahn IV, S. 325. Ausg. Hempel XI, 1, S. 406 f.): „Ich weiss nicht, ob ich der Einzige sein werde, dem es ein wenig wunderbar vorgekommen, dass Thyest bei einem öffentlichen Mahle ganz allein von den abscheulichen Gerichten habe essen können. Haben Andere mit ihm zu Tische gelegen, und sie sind ihm nur allein vorgesetzt worden, so hat er ja natürlicher Weise müssen Verdacht fassen. Hat ihm aber Niemand an der Tafel Gesellschaft geleistet, wie es in unserm obigen Stücke zu sein scheinet, wo nicht einmal Atreus mit ihm speiset, so hat ja diese Absonderung nothwendig auch Gedanken erregen müssen. Diese Schwierigkeit also hatte der alte Attius vielleicht, wer weiss durch welchen glücklichen Einfall, gehoben. Wenigstens sind die angeführten Worte ein ausdrücklicher Befehl, dass sich Niemand mit dem Thyest zu Tische legen, noch mit ihm von ebendenselben Gerichten essen solle. Eine Ursache dieses Befehls wird er ohne Zweifel auch angeführt haben, und zwar eine solche, die allem Argwohne wegen der wahren Ursache vorzubeugen fähig war. Denn ohne

diese wäre der blosse Befehl noch weit schlimmer als das völlige Stillschweigen über den bedenklichen Umstand gewesen, wie ein Jeder auch ohne mein Erinnern leicht einsehen wird."

2. S. 66. Jüngling und Mädchen. Ein lyrischer Wechselgesang.

3. S. 68. Frühling. Aehnliche Form wie Goethes „Verschiedene Empfindungen an Einem Platze".

4. S. 70. Achilleus Tod. Von dem Entwurfe hat sich nichts erhalten.

5. S. 71. Speerwurf. Quelle noch unbekannt. S. 73, Z. 11 muss es des Verses wegen heissen: Zu werfen.

6. S. 75. Helgo. S. 77 hätte erwähnt werden müssen, dass das von Notter mitgetheilte sich auch bei K. Mayer findet I, S. 17 f. und zwar, woraus auch Notter geschöpft hat, wieder abgedruckt aus Mayers Aufsatz im Weimarischen Jahrbuch, V, S. 36. Beide lesen Z. 20: Munds, Z. 23: führten, Z. 24: nicht vollbracht, Z. 26: Begraben. Die Kellerschen Lesarten scheinen die richtigen.

7. S. 79. Alfer und Auruna. Die Notterschen Lesarten sind nicht vollständig mitgetheilt, doch ist es nicht der Mühe werth, das Verzeichniss derselben zu vervollständigen.

8. S. 88. Francesca von Rimino. Als Quelle gibt Uhland selbst an S. 92: „Eine der berühmtesten Stellen der Comedia divina. (Vergl. A. W. Schlegels Uebersetzung dieser Stelle. Horen, 1795. 3. St. S. 40 ff. Bouterwek, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, 1. Bd.)" Da Uhland letzteres Werk noch einmal anführt S. 478, so habe ich die betreffenden Bände durchgelesen und als Ausbeute eine Stelle davongetragen, die zur Erläuterung dient für eine Stelle im „Ernst, Herzog von Schwaben" IV, 3 am Schluss:

> Wenn dem Aar
> Der Seinen eines aus den Lüften fällt,
> So schiesst er nieder und vertilgt's.

Bei Bouterwek I, S. 322 heisst es von einem Sonette Serafino d'Aquilas: „Er vergleicht sein Gemüth mit einem Adler, seine Gedanken mit den Jungen im Adlerneste, und seine Geliebte mit der Sonne: «So wie der Adler, dessen Blick

auf die Sonne geheftet ist, seine Kinder denselben Blick wagen lehrt und diejenigen, die dazu nicht Sehkraft haben, todt aus dem Neste wirft und von ihnen nichts wissen will, so bringt die Seele des Dichters alle Gedanken um, die nicht zu seiner erhabnen Geliebten emporblicken, und es thut ihm nicht Leid darum».“ Francesca von Rimino steht ebenda S. 125. — Die Scene auf S. 98: „Die Kampfrichter erkennen dem Paolo den Preis zu, der in einem goldnen Kranz aus Francescas Händen besteht. Paolo kniet vor ihr nieder, sie setzt ihm den Kranz auf. Im nämlichen Augenblick aber sinkt er in Unmacht, eine Folge des durch Lanciott erhaltenen Stosses,“ erinnert an eine ähnliche Scene in Walter Scotts „Ivanhoe“. S. 108, Z. 3 muss es nach K. Mayer und auch des Verses wegen heissen: den alten Liebesbund. Nach Anmerkung 2, S. 109 scheint der Text dazu falsch zu sein, da er genau mit Mayer übereinstimmt. S. 110, Z. 4 Mayer: beiden, Z. 6: unsrem jugendlichen. S. 113, Z. 4 v. u.: Lanciotto gebraucht Uhland sowol drei- als viersylbig, auch kürzt er ab Lanciott', dreisylbig. Doch glaube ich nicht, dass er wagt den Ton auf die Sylbe ci zu legen, und möchte deshalb des Verses wegen lesen: erfreue statt freue. S. 115, Anm. 2 muss es heissen: 107. S. 116, Z. 4 v. u. muss es doch wol heissen: In Mutterarmen statt In Mutteraugen.

9. S. 120. König Eginhart. S. 145, Anm. 1. Die Lesart von C, Perlenschlinge, scheint die richtige. Vergl. S. 216 (aus dem „Bären“):

Schaut nur ihren Hals allein
Mit der Perlenschlinge.

S. 149. Zu der Stelle, zu welcher v. Keller S. 475 eine Anmerkung macht, ist noch die ähnliche zu vergleichen S. 245 f. S. 166, Z. 17 steht in den Gedichten, und muss es des Verses wegen heissen: Diese st. Die. S. 168. Zu dem Liede vom Tannenbaum ist besonders zu vergleichen Uhland, Volkslieder I, S. 385:

O Tanne! Du bist ein edler Zweig,
Du grünest Winter und die liebe Sommerzeit.

Wenn alle Beume dürre sein,
So grünest du, edles Tannenbeumelein.

Böhme, Altdeutsches Liederbuch, S. 606 f.

10. S. 184. Nachspiel zum König Eginhart (nämlich zu dem Kernerschen Schattenspiele dieses Namens). Auch hier ist es nicht der Mühe werth, noch einige Nottersche Varianten nachzutragen.

11. S. 192. Die unbewohnte Insel.

12. S. 193. Der Bär. v. Kellers Bemerkung zu No. 11 muss ich ganz hersetzen, da ich mehreres daran anzuknüpfen habe: „Ueber diese der Studentenzeit Uhlands angehörige Dichtung weiss ich nichts anzugeben, als was Friedrich Notter (Ludwig Uhland, sein Leben u. s. w., S. 72) mittheilt: «Nicht bloss Trauerspiele, auch scherzhafte Bühnenstücke gingen aus jenem Jugendzirkel hervor. Zwei Lust- und Singspiele, der Bär oder die Bärenritter, nach einer in Karlsruhe vorgefallenen, von Kölle mitgetheilten heitern Begebenheit, und die unbewohnte Insel, wurden, das erste von Kerner und Uhland gemeinschaftlich, das zweite, unseres Wissens, von Uhland allein, gefertigt. Beide sind noch vorhanden und, soweit der Verfasser dieses Lebensabrisses einem, freilich nur höchst flüchtigen Blick entnehmen konnte, beide durchgängig in Versen, besonders aber der Bär in gereimter, mitunter sehr melodischer Sprache abgefasst.» — Die Handschrift soll sich in Weinsberg befinden. Meine Bemühungen, sie zur Benutzung zu erhalten, sind ohne Erfolg geblieben." Nach S. 195 ist der Inhaber dieser Handschrift jedesfalls der Sohn Justinus Kerners, Dr. Theobald Kerner in Weinsberg.

Es ist zu beklagen, dass er sie dem Herausgeber nicht überlassen hat, und er kann diese Handlungsweise nur dadurch einigermassen rechtfertigen, dass er selbst sie möglichst bald durch den Druck veröffentlicht, wie er dies, wofür wir ihm herzlichen Dank wissen, mit der Handschrift des „Bären", die er gleichfalls besitzt, gethan hat. Auch die Uebersetzung aus Kyds Spanisch Tragedie (S. 478) scheint in seinen Händen zu sein. Proben von dem „Bären" waren schon in Schreibers „Rheinblüten auf das Jahr 1822" S. 153 ff. veröffentlicht worden. Vollständig aber liess ihn, wie schon erwähnt, Theobald Kerner drucken in Ludwig Seegers „Deutschem Dichterbuch aus Schwaben, Stuttgart 1864" S. 519 ff. (v. Keller, S. 196). Mir liegt dasselbe Buch, wie ich wenigstens aus der Uebereín-

stimmung der Seitenzahlen schliessen muss, unter anderm Titel vor: „Deutsches Dichteralbum mit epischen, lyrischen und dramatischen Beiträgen von Rod. Anschütz (u. s. w. bis Gustav Zeller) herausgegeben von Ludwig Seeger. Stuttgart (o. J.).“ Seeger bemerkt dabei: „Eine gemeinschaftliche Jugendarbeit der beiden Dichter aus der Tübinger Studienzeit. Aus dem Nachlass Justinus Kerners in der abgeblassten Originalhandschrift der beiden Dichter mitgetheilt von Theobald Kerner. Herr Kücken ist eben damit beschäftigt, die Posse in Musik zu setzen.“ „Leider“, fügt v. Keller hinzu, „ist nirgend angegeben, welche Stellen von Kerner, welche von Uhland herrühren, eine für die Litteraturgeschichte wichtige Unterscheidung, welche doch nach vorstehender Angabe möglich gewesen zu sein scheint.“ Ich kann mich diesem nur anschliessen und wünschen, dass Herr Kerner diese Versäumniss bald gut zu machen suche. Auch ich bin nicht in der Lage, diese Frage zu entscheiden, sondern muss vielmehr eine bisher übersehene Notiz beibringen, die dieselbe noch mehr verwickelt. Zunächst aber ist die von v. Keller angeführte Briefstelle aus Notter, Ludwig Uhland, S. 84 ins Auge zu fassen, die erst durch Prof. Hollands Vergleichung mit dem Original (S. 194) verständlich geworden ist: „Er (Karl Mayer) protestirte dagegen, dass du (Kerner) sagest, der Bär gefalle ihm nicht. Uebrigens scheinst du mich für den eigentlichen Bärenvater ausgegeben zu haben, da doch die Hauptsache im Komischen von dir ist und der Text der Arien in einem Singspiel überhört zu werden pflegt und daher unbedeutend ist.“ Demnach werden wir bis auf weiteres Kerner für den Urheber des eigentlich dramatischen, Uhland für den Dichter des lyrischen in diesem Stücke zu halten haben. Aber sonderbarer Weise scheint Kerner, wie sich schon aus obiger, erst durch Prof. Holland berichtigter (bei Notter hatte gestanden: scheint er mich) Briefstelle ergibt, seine Autorschaft abgeleugnet zu haben. Irgend ein unbefugter hatte Proben des Stückes in den „Rheinblüten für 1822“ bloss unter Kerners Namen veröffentlicht. Dagegen erliess dieser im Intelligenzblatt des Morgenblattes 1821, S. 140 folgende bisher übersehene „Berichtigung. Unterzeichneter erklärt: dass die unter seinem Namen in den Rheinblüten für's Jahr 1822

abgedruckte «Probescene aus den Bärenrittern», einem von dem zu früh verstorbenen Knapp in Musik geseztem (sic) Singspiele, weder von ihm verfasst ist, noch von ihm zum Abdrucke in diese Sammlung eingeschickt wurde. Weinsperg, den 1sten November 1821. Justinus Kerner.“ Es wird nun die Sache von Uhlands Landsleuten sein, diesem litterarischen Räthsel weiter nachzuforschen. Zunächst wäre es wichtig, vielleicht aus Al. Schreibers Nachlass, den Einsender jener Probe in den Rheinblüten zu ermitteln. Das Stück hat einen herrlichen Humor, und es ist unbegreiflich, wie Matthisson den Text zu gemein finden konnte (v. Keller, S. 195). — S. 225, Z. 19 steht bei Seeger: würde dir statt würde sie, S. 226, Z. 2: spucken statt spuken, ebenso S. 251, Z. 3 v. u.

13. S. 256. Die Serenade.

14. S. 263. Tamlan und Jannet. S. 275, Z. 1 heisst es bei Notter: schimmernd statt scheinend, Z. 5: drauf scheinet statt darauf scheint. Die letzte Zeile fehlt bei ihm. S. 276, Z. 7 lässt Notter drucken: 'ringer, Z. 22: hier statt hin.

15. S. 289. Benno.

16. S. 309. Der eifersüchtige König.

17. S. 311. Normännischer Brauch.

18. S. 313. Karl der Grosse in Jerusalem.

19. S. 320. Konradin. Aus den Gedichten bekannt, aber S. 330 f. um ein Gespräch zwischen Konradin und Robert vermehrt. S. 337, Z. 20 steht in den Gedichten: Erles'ne statt Erhabne; S. 339 l. Z. des Textes: zankten statt zanken.

20. S. 343. Herzog Ernst von Schwaben. Erster Entwurf.

21. S. 359. Die Weiber von Weinsberg.

22. S. 378. Die Nibelungen. Zwei Entwürfe. 1 (S. 382). Siegfrieds Tod. 2 (S. 390). Chriemhildens Rache.

23. S. 402. Ludwig der Baier. (Vergl. Uhlands Brief an Reimer in diesem Hefte S. 225 f.)

24. S. 404. Welf. Diesen Stoff hatte sich Uhland auch in seinem Schema zur „Schwäbischen Sagenkunde“ unter den „geschichtlichen Helden des Mittelalters“ notiert (Schriften VIII, S. IV).

25. S. 407. Der arme Heinrich.

26. S. 410. **Otto von Wittelsbach.**

27. S. 427. **Bernardo del Carpio.** S. 451, Anm. 1 muss es doch wol heissen: Alfonso statt Alonso.

S. 471, Z. 9 lies: 670 statt 690. Das Gedicht S. 472 ff. ist schon ohne Varianten gedruckt bei K. Mayer, Ludwig Uhland I, S. 52 ff.

S. 480, Z. 4: „Adalberts“ steht schon an der angegebenen Stelle. Z. 13: Die hochdeutsche Form „Schluft“ steht auch im ersten Druck des „Ernst von Schwaben“, V. 1852: „Ein Felsstück, das wir rollen in die Schluft“, wo später „Schlucht“ gelesen wird. Vergl. Meurer, Lexikalische Sammlungen aus Friedrich Rückerts Werken (Gymnasial-Programm), Weimar 1872, S. 9. Dazu noch aus Rückert: Leben Jesu, S. 68, 157. Gedichte, Erlanger Ausg. I, 2. Aufl. S. 67. Weisheit des Brahmanen, 4. Aufl., S. 389. Kindertodtenlieder, S. 200. 284. Ausserdem Schwab, Wanderungen durch Schwaben, S. 137. Kosegarten I, S. 4. 81. (Schnabel) Insel Felsenburg III, S. 306.

Briefe von Uhland.

Mitgetheilt

von

Robert Boxberger.

1.

Uhland an Reimer.

Stuttgart, den 9. November 1818.

Sie haben, mein Theurer, bei Ihrer Anwesenheit in Stuttgart Lust bezeugt, eine dramatische Arbeit von mir in Verlag zu nehmen. Ich habe nun neuerdings aus Anlass der von der Münchner Theater Intendanz gemachten Preis Aufgabe das beifolgende Schauspiel: Ludwig der Baier, zu Tage gefördert. Es hat keinen Preis davongetragen, jedoch bin ich mir bewusst, es mit Ernst und Liebe ausgearbeitet zu haben. Auch werden Sie ersehen, dass es nicht für Baiern allein berechnet ist.

Verschweigen will ich Ihnen nicht, dass ich diese neue Arbeit bereits den Verlegern des Herzog Ernst angeboten habe. Ich hätte gewünscht, meine Darstellungen aus der deutschen Geschichte in Einer Hand zu belassen, damit dieselben, wenn Mehreres hinzukäme, künftig um so leichter zu einer Sammlung vereinigt werden könnten. Auch müsste mir in meinen dermaligen Verhältnissen an baldmöglicher Beziehung des Honorars gelegen seyn. Mohr und Winter haben mir aber Bedingungen vorgeschlagen, auf die ich nicht antworten konnte. Für den Fall nun, dass Sie das Stück verlegen wollen, setze ich Ihnen zu Abschneidung alles umständlichen Hin- und Herschreibens sogleich meine Bedingungen bei:

1) Der Contrakt besteht für eine Auflage von 1500 Exemplaren.

2) Dafür bezahlen Sie mir ein Honorar von 300 *fl.* rhein. und übermachen mir solches noch im Laufe dieses Monats.
3) 24 Freiexemplare.
4) Sie befördern es in Bälde zum Druck, wollen Sie es aber vor dem Druck noch der Berliner Bühne anbieten, was mir ganz angenehm wäre, so geben Sie mir zu obigem Honorar noch die Hälfte desjenigen, was Sie von der dortigen Theaterdirection erhalten („würden" ausgestrichen).

Es ist mir, wie bemerkt, um schleunige Erledigung der Sache sehr zu thun und ich ersuche Sie daher angelegenst, wenn Ihnen meine Bedingungen nicht anstehen, mir die Handschrift sogleich mit der fahrenden Post zurückzusenden.

Mit herzlichem Gruss

der Ihrige
Uhland.

NS. Schott lässt Sie vielmals grüssen.

2.

Aus der Autographensammlung der Dorpater Universitätsbibliothek nach der Mittheilung des Herrn F. Sintenis:

Herrn Hofrath von Kieser.

Verehrtester Freund!

Da Sie eine Probe meiner Handschrift wünschen, so benütze ich die Gelegenheit, Ihnen einen herzlichen Gruss zu schreiben.

Stuttg. d. 5. Aug. 33. L. Uhland.

3.

An den Präceptor Oechsle in Oehringen.*

Tübingen, den 14. Juni 1834.

Entschuldigen Sie, verehrter Herr, wenn ich, nach mancherlei Abhaltungen, Ihnen so spät erst für die gütige Uebersendung des Hugdietrich meinen verbindlichen Dank sage. Hug- und Wolfdietrich hatten für mich von früher Zeit grosses Interesse und sind, wie mir scheint, bisher in der deutschen Sagengeschichte nicht genügend beachtet. Nun sehe ich jenen zum erstenmal von den Flickreimen des gedruckten Helden-

* Vgl. Goedekes Grundriss, I, S. 68.

buchs befreit; denn v. d. Hagens Hugdietrich und Hildburg in „Altteutsche Zeit und Kunst“ giebt das Gedicht in halberneuerter Sprache. Allerdings ist auch in der Oehringer Handschrift der ursprüngliche Sprachtext ziemlich entstellt und, wenn gleich der Kundige die wahre Gestalt dessenungeachtet meist wird durchfühlen können, so wäre doch zu wünschen, dass der vollständigen Ausgabe ein älterer, ächterer Text zu Grunde gelegt werden könnte. Allein es ist ja überhaupt keine sehr alte Handschrift bekannt, und wenn daher unter den zugänglichen die verhältnissmässig beste zum Grundtext genommen, aus den übrigen aber die beachtenswerthen Varianten beigesetzt würden, so wäre wohl den billigen Anforderungen, wenn nicht an eine kritische Durcharbeitung, doch an eine editio princeps entsprochen, in deren Besitz wir erst einmal gelangen sollten. Zur Förderung der Subscription würde gewiss eine Bekanntmachung in dem nach einigem Stillstand neu aufgelebten Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters von Aufsess und Mone am besten dienen, da dieses Blatt den meisten Freunden dieser Studien in die Hände kommt. Literarische Beiträge sollen an Prof. Mone in Karlsruhe eingeschickt werden.

Mich selbst bitte ich mit 2 Exemplaren in die Subscribentenliste aufzunehmen.

Mit grösster Hochachtung
Ihr geh. Diener
L. Uhland.

Zur Erläuterung dient folgender Brief von Gustav Schwab an denselben.

Ew. Wohlgeboren

gütige Zuschrift würde ich längst beantwortet haben, wenn ich die Einlage nicht meinem Freunde Uhland mittheilen zu müssen geglaubt hätte, um mich bei ihm Raths zu erholen, da leider der bisher befolgte Plan des Morgenblatts und das Publicum, von welchem dieses Blatt gelesen wird, die Aufnahme Ihrer sehr interessanten Mittheilung geradezu unmöglich machen, welcher Ansicht auch Herr Prof. Uhland ist. Nach seiner Meinung sollen Sie entweder die ganze Oehringer Hand-

schrift des Heldenbuchs abdrucken lassen oder den Hugdietrich dem Freiherrn von Aufsess zu Nürnberg für sein altdeutsches Archiv anbieten, das derselbe in Verbindung mit seinen seit längerer Zeit erscheinenden Anzeigeblättern für deutsches Alterthum herauszugeben beabsichtigt.

Indem ich sehr bedaure, Ihnen in dieser Angelegenheit nicht nach Wunsche behülflich seyn zu können, freue ich mich doch zugleich Gelegenheit gehabt zu haben, einem achtungswerthen vaterländischen Schriftsteller meine aufrichtige Hochachtung ausdrücken zu dürfen, mit welcher ich zu seyn die Ehre habe

Euer Wohlgeboren
ganz ergebenster Diener
Prof. G. Schwab.

Stuttgart den 13. November 1833.

4.*

Verehrter Herr Hofrath!

Von Herrn *D.* Theodor Kind in Leipzig erhielt ich in diesen Tagen ein Schreiben vom 4. d., wodurch er mich, in der Meinung, dass ich noch in Stuttgart wohnhaft und Mitglied des Schillers-Comites sei, benachrichtigt, dass es ihm gelungen, auf dem Wege der Privatsammlung eine kleine Summe zu dem Schillersdenkmal zusammenzubringen, und dabei sich Anweisung erbittet, wie er diese Summe dem Schiller-Vereine übermachen solle?

Ich säume nun nicht, Sie, verehrter Herr Hofrath, hievon in Kenntniss zu setzen, damit es Ihnen gefällig seyn möge, das Nöthige zum Bezug dieses Betrages anzuordnen, wobei ich dann bitte, dem Hrn. *D.* Kind gelegenheitlich zu erwähnen, dass der Inhalt seines Schreibens durch mich dem Schillers-Comite bekannt geworden sey.

Verehrungsvoll mich empfehlend

Tübingen, den 17. December 1834.

Ihr ergebenster
L. Uhland.

(Ohne Adresse.)

---

* Die Originale von Nr. 4. 5. 8. 10—15. 17—19 waren im Besitze des verstorbenen Antiquars Richard Zeune in Weimar.

5.

Das Probeheft des Schweizerischen Mercurs erbitte ich mir zur Einsicht.

U.

(Von fremder Hand steht auf der andern Seite: Uhland, *Dr.* 17/II 1835.)

6.

Uhland an (?)

Stuttgart, den 20. Febr. 1838.

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die gütige Bemühung, mir das alte Memorial zu ersteigern. Bei den täglichen Sitzungen unsrer Kammer habe ich mich noch nicht einmal mit Behagen in demselben umsehen können und eben damit bitte ich Sie zu entschuldigen, dass ich mit Uebersendung des anliegenden Betrags (13 *f.* 24 xr.) bis heute im Rückstand geblieben bin.

Ihrem freundschaftlichen Wohlwollen habe ich ohne Zweifel auch die Ehre der Ernennung zum Mitgliede des Dürer-Vereins zu danken, worauf ich gleichfalls im Drange der Geschäfte mit meinem Antwortschreiben in Verzug gekommen bin. Einen der nächsten freien Tage werde ich dazu benutzen.

Mein Aufenthalt in Stuttgart wird bis in den Sommer andauern und es sollte mich sehr erfreuen, Sie in dieser Zeit hier zu sehen. Ueber Ostern werde ich zwar nach Tübingen gehen, da alsdann vermuthlich kurze Ferien eintreten, doch hoffe ich, Sie werden der alten Heimath Ihren Besuch nicht so eng zumessen.

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebenster

L. Uhland.

7.

An J. G. Fischer, damals Tübinger Studenten der Theologie, jetzt Professor an der Handelsschule in Stuttgart.

Stuttgart, den 2. Juli 38.

Geehrtester Herr!

Die verbindliche Zusendung Ihres hiebei zurückfolgenden Manuscripts fiel in den unruhigen Schluss des Landtags und

nunmehr bin ich im Begriff eine Reise von längerer Dauer anzutreten. Unter solchen Umständen war mir nur eine theilweise und eilige Einsichtnahme möglich. So weit mich diese hiezu berechtigen kann, möchte ich anrathen, nicht sogleich zur Veröffentlichung einer ganzen Sammlung zu schreiten, sondern erst etwa mit einzelnen ausgewählteren Stücken in irgend einer Zeitschrift den Versuch zu machen, ob ein weiterer Kreis solche neu und eigenthümlich genug, auch technisch hinreichend durchgebildet finde, um nach einer grösseren Mittheilung zu verlangen.

Hochachtend

Ihr
ergebenster
L. Uhland.

8.

Hochgeehrter Herr!

Aus dem mir gefälligst überschickten neuesten Bücherverzeichniss hatte ich mir durch Hn. Heckenhauer Einiges bestellt, schon vergriffen war aber:

pag. 83 *No.* 8609. *Praetorius, de bruma etc.* 1667. 4^{0}.

Sollte Ihnen der Käufer dieser Schrift erinnerlich seyn, so würden Sie mich durch gefällige Benennung desselben verbinden, da ich, wenn derselbe [nicht] zu weit entfernt ist, sie vielleicht von ihm zur Einsicht erhalten kann.

Hochachtungsvoll

Tübingen, den 6. December 1841.

Ihr ergebenster
L. Uhland.

Adr. Sr. Wohlgeboren
Herrn Antiquar
W. Neubronner
in
Ulm.

frei.

9.

Verehrter Freund!*

Ihre Zeilen vom 5. d. waren mir ein erfreuliches Zeichen, dass Sie meiner noch stets in Gutem gedenken, Dampfwagen

* Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Adressat dieses Briefes

und Dampfboot beherrschen jetzt den Reisenden so gewaltig, dass ich, seit wir uns zuletzt sahen, öfters den Rhein und die Taunusbahn besucht, ohne zugleich nach Darmstadt zu gelangen. Unser abgelegenes Tübingen wird von Gästen noch sparsamer besucht, seit man an den raschen Flug auf den grossen Verkehrswegen gewöhnt ist.

Was den Anlass Ihres Schreibens betrifft, so entschuldigt Reyscher sein Stillschweigen damit, dass Ihre Abhandlung sich schon im Drucke befunden und er sie jetzt bereits in Ihren Händen geglaubt habe. In einer Anmerkung sey die Zeit der Einsendung angezeigt, um dadurch etwaigem Uebelstande des etwas verspäteten Abdrucks vorzubeugen. Reyscher äusserte zwar, dass er deshalb selbst Ihnen schreiben werde, ich wollte aber darum doch nicht unterlassen, den Ausdruck Ihrer freundlichen Gesinnungen mit herzlichem Freundesgrusse zu erwidern.

Tübingen, den 13. Juni 45. Ihr

L. Uhland.

10.

Hochlöbl. Oberpostamt Tübingen übergebe ich 1 Paket für die fahrende Post, Manuscript, Werth 15 *f.*, frei, gegen Postschein, an Herrn *Dr.* Gustav Klemm in Dresden.

Tübingen, 4. Sept. 1849.

D. L. Uhland.

11.

Tübingen, 12. Juli 1852.

Lieber Roser!

Du wirst mit der Bitte behelligt, beigeschlossenen Reisepass durch den Kanzleidiener zu den Ministerien, sowie zu der

---

H. K. Hofmann, Advocat in Darmstadt, von welchem in der Zeitschrift für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft, hggb. von Beseler, Reyscher und Wilda, Bd. 9. Tübingen, 1845. S. 229 ff. ein Aufsatz über Zweikampf und Ehrengerichte mit der Bemerkung abgedruckt ist, dass er im Sommer 1844 den Herausgebern zugekommen und, wie es scheine, im Rückblick auf die Habersche Sache gearbeitet sei. Anm. d. Redact.

bairischen und österreichischen Gesandtschaft tragen zu lassen, auch das Honorar für den Träger einstweilen in meinem Namen auszulegen. Der Pass lautet zwar auf drei Monate, die Reise wird aber kaum so viele Wochen ausmachen; Tirol ist nur für etwa weiter gehende Reiselust beigesetzt. Am nächsten Samstag möchten wir uns von hier aus direct auf den Plochinger Bahnhof begeben, um Abends in Friedrichshafen anzulangen. Erwünscht wäre also, wenn der Pass mit den Unterschriften mir bis Freitag hieher zukommen könnte.

Der Rückweg wird uns vielleicht über Stuttgart führen, wo wir Dich in gutem Befinden zu treffen hoffen.

Dir und den Deinigen die herzlichsten Grüsse.

Dein

L. U.

(Von fremder Hand: „Erhalten durch die Güte des Herrn Dr. Georg Friedrich Jäger in Stuttgart — empfangen am 9. März 1853. F.“ Dieses F. ist wieder von anderer Hand ergänzt zu: Flügel.)

12.

Herrn Erwin Schlieben, derzeit in Kreuznach (Rheinpreussen).

Tübingen, 23. Juni 1854.

Geehrtester Herr!

Ihrem Auftrage gemäss habe ich Ihr am 18. März d. J. erhaltenes Gedicht Baldur heute der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart überschickt mit einem Worte meiner aufrichtigen Anerkennung. Mehrseitig mit poetischen Mittheilungen, zum Theil grösseren Umfangs, betraut, kann ich den Erwartungen der Zusender meist nur sehr allmählig und ungenügend gerecht werden, da ich von anhaltender Arbeit in Anspruch genommen bin, zur Schonung meiner Augen das Lesen von Manuscripten Abends vermeiden muss, auch die ästhetische Kritik mir niemals zur Aufgabe gemacht habe, und auf den buchhändlerischen Verkehr mich wenig verstehe.

Hochachtend Ihr ergebenster

L. Uhland.

13.

Tübingen, den 5. Juni 1856.

Sie haben mir durch Herrn Chrn. Eisenlohr freundlich gestattet, Ihnen die Summe von 6,000 *f.* zu überschicken, welche Sie bis zu anderwärtiger Gelegenheit einer passenden Anlage dieses Capitalbetrags mir mit 4 Proc. verzinsen wollen. Der hiesigen Post übergebe ich nun heute unter Ihrer Adresse 4 Pakete mit 1,104 *f.*, 560 *f.*, 500 *f.* und wieder 500 *f.*, zusammen 2,664 *f.*, und werde den weiteren Belauf in diesen Tagen nachfolgen lassen.

Hochachtend

Herrn Carl Feuerlein in Stuttgart.

Ihr ergebenster
Dr. L. Uhland.

14.

Tübingen, 6. Juni 1856.

Unter Beziehung auf mein Schreiben von gestern übersende ich hiebei durch die Post weitere 4 Pakete mit 520 *f.*, 500 *f.*, 366 *f.* und 320 *f.*, zusammen 1,706 *f.*, was mit den gestrigen 2,664 *f.* nunmehr ausmacht 4,370 *f.*

Hochachtend

Herrn Carl Feuerlein in Stuttgart.

Dr. L. Uhland.

15.

Herrn Carl Feuerlein in Stuttgart.

Tübingen, 25. Mai 1857.

Mit Beziehung auf mein Schreiben vom 20. d. M., womit ich Ihnen die Summe von 3,000 *f.* zugehn liess, erlaube ich mir, zu gleichem Zwecke hiebei weitere 2,102 *f.* 5 x. zu übersenden, welcher Posten mir in der Amts-Corporation Freudenstadt auf den 3. Juli d. J. gekündigt war, nun aber bereits abgelöst worden ist. Da ich von der Oberamtspflege richtige Einzahlung voraussetzen darf und das Paket wohl verpackt ist, so liess ich dasselbe uneröffnet und werde, wenn Sie den angezeigten Betrag richtig finden, genannte Stelle, deren Be-

gleitschreiben darin befindlich sein wird, für den Empfang bescheinigen.

Hochachtungsvoll

Dr. Ludwig Uhland.

16.

An den Componisten Henry Hugh Pierson, geb. in England 1817.

Verehrter Herr!

Die verspätete Beantwortung Ihrer verbindlichen Zuschrift bedarf sehr meiner Entschuldigung. Obgleich ein aufrichtiger Freund der Musik, bin ich doch in dieser Kunst so sehr Laie, dass ich selbst das Notenlesen niemals erlernt habe. Es stand mir auch gerade in letzter Zeit, während der akademischen Ferien, keine auf den Vortrag eines bedeutendern Tonstücks eingeübte Singstimme zur Verfügung, welche mir die räthselhaften Klangzeichen hätte erschliessen können. Nunmehr bin ich aber veranlasst, auf einige Wochen zu verreisen, und so darf ich es nicht länger anstehn lassen, Ihnen noch vor der Abreise für die überaus freundliche Gesinnung, die Sie mir [? mit] Composition und Uebersetzung, sowie durch die ehrende Widmung und gefällige Zusendung des Notendrucks bewiesen haben, meinen angelegensten Dank auszudrücken.

Hochachtungsvoll

Tübingen, 24. April 1859.

Ihr ergebener
L. Uhland.

17.

Herrn Carl Feuerlein in Stuttgart.

Tübingen, 16. Jun. 1859.

Ihre verbindliche Anfrage von gestern, bis zu welchem Betrag meines Guthabens ich mich bei dem neuen württemberg. Staatsanlehen à $4^1/_2$ Proc. durch Ihre gef. Vermittlung betheiligen wolle, säume ich nicht damit zu erwidern, dass ich die fragliche Summe bis zu *f.* 12,000 bezeichne, übrigens unter dem Bemerken, dass es mir auch ganz erwünscht wäre, wenn die Capitalanlage in minderem Mass erfolgen würde.

Hochachtungsvoll

Dr. Ludwig Uhland.

18.

Herrn Carl Feuerlein in Stuttgart.

Tübingen, 13. April 1861.

Auf Ihr geehrtes Schreiben vom 10/11 d. M., womit Sie mir den Empfang der von Hrn. Kaiser und Münzenmaier in Obertürkheim für meine Rechnung bezahlten 2,000 *f.* gefälligst angezeigt haben, übersende ich hiebei, laut Sortenzettels, die nachträglichen 500 *fl.*, welche Herr Chr. Eisenlohr mit obigem Betrag zur Erkaufung von 2,500 *f.* würtemberg. 4 *proc.* Obligationen für mich zu verwenden die Mühe übernehmen will. Diese Staatsschuldscheine, deren Anschaffung ich ganz in jenseitige Convenienz stelle, bitte ich auf meinen Namen eintragen und mir seiner Zeit mit den Zinscoupons und Berechnung des Aufgelds gef. zugehen zu lassen.

Hochachtungsvoll

Dr. Ludwig Uhland.

19.

[An Buchhändler Fues in Tübingen. Ohne Datum.]

Aus dem zurückfolgenden Bücherverzeichniss von Frankfurt wünsche ich Nachstehendes zu erhalten und habe meine höchsten Angebote beigesetzt:

p. 176. *No.* 4165. *John Bellenden Ker, an essay etc.* [*on nursery antiquities?*] 49 xr.
p. 179. *No.* 4213. Oesterreich. Volksmärchen *etc.* 24 xr.
p. 526. *No.* 11793. Eine Sammlung vieler alten Gedichte. Mst. aus dem 16. Jahrh. 9 *f.* 36 xr.
p. 530. *No.* 11967. Zwei schöne newe lustige Lieder: v. e. edlen Jüngling *etc.*, die drey Gefangenen. Nürnb. Fuhrm. 1 *f.* 12 xr.
p. 530. *No.* 11975. Ein Schön Lied, Von der Kriegsleut Orden. Nürnb. Gutknecht. 1 *f.* 12 xr.
p. 530. *No.* 11976. Der Bauernkrieg. e. schones lyed. *s. l.* 1525. 1. *f.* 12 xr.
p. 531. *No.* 11991. Ein new lied wie es in dem Frenckischen Pawrenkrieg ergangen ist *s. l. et a.* 1 *f.* 12 xr.

Uhland.

Recueil de Chansons populaires grecques, publiées et traduites pour la première fois par Emile Legrand. Paris. Maisonneuve & Cie. 1873. XLIII und 376 Seiten gr. 8⁰.

ΑΣΜΑΤΑ ΚΡΗΤΙΚΑ ΜΕΤΑ ΔΙΣΤΙΧΩΝ ΚΑΙ ΠΑΡΟΙΜΙΩΝ. Kretas Volkslieder nebst Distichen und Sprichwörtern. In der Ursprache mit Glossar herausgegeben von Anton Jeannaraki. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1876. VII und 380 Seiten. 8⁰.

Obwol die erste der beiden rubricierten Sammlungen bereits vor längerer Zeit erschienen ist, so benutze ich die mir durch die zweite gebotene Gelegenheit doch sehr gern, um auf dieselbe noch nachträglich zurückzukommen, und zwar um so mehr, als sich zwischen ihnen mannigfache Berührungspuncte finden, auf die ich weiter unten des nähern hinweisen werde. Was die Sammlung Legrands betrifft, so besteht sie aus sieben Abtheilungen, von denen die erste und letzte einer Handschrift der kaiserl. Bibliothek zu Wien entnommen sind, welche Busbecq in der Mitte des 16. Jahrh. in Konstantinopel für dieselbe erwarb und in der sich jene an verschiedenen Stellen zerstreut vorfinden. Die Stücke der ersten Abtheilung (No. 1—47) sind der Mehrzahl nach älter als das 15. Jahrh., ja eins davon, das allererste (112 Verse), stammt nach Legrands Ansicht schon aus dem zwölften. Es trägt die Ueberschrift: *Φιλοσοφία κρασοποτέρα* (philosophie de l'ivrogne), und, da es einen Anstrich von theologischer Gelehrsamkeit bietet, so möchte L. es für das Product irgend eines jener zechlustigen Mönche halten, die im Mittelalter so häufig Trinklieder dichteten und sich im Orient ebenso fanden wie im Occident, denn „la gent monachale est partout la même". Der in Rede stehende „Philosoph" muss übrigens ein Erzsäufer gewesen sein, denn es klingt fast wie eine Blasphemie, wenn „n'ayant pas de vin pour étancher la soif qui le dévore, il feint d'être près de mourir, pour qu'on lui apporte la communion. A défaut d'autre liquide, il aura au moins le vin eucharistique" (V. 37—40). Doch fehlt es dem ganzen nicht an bakchischem oder vielmehr säuferischem Schwunge und Erfindungsgabe. Das dritte Lied „*Ἐρωτικὴ Ἀπάτη*" (la séduction) ist eins der längsten (160 Verse) und, wie L. mit Recht hinzufügt, auch eins der schönsten der Wiener Handschrift. Uebrigens sind, mit Ausnahme

der „Philosophie“, alle andern derselben entnommenen Lieder der Liebe gewidmet und allem Anschein nach an einem einzigen Orte, muthmasslich Konstantinopel, gesammelt worden.

Die nun folgenden, gleichfalls meistentheils ungedruckten Lieder sind dem Herausgeber fast sämmtlich von gelehrten Freunden in Griechenland und Frankreich mitgetheilt, und nur eine kleine Zahl verschiedenen in Athen herausgekommenen, aber im übrigen Europa wenig bekannt gewordenen Sammlungen entnommen (die des Chasiotis und Sakellarios habe ich jedoch in den Gött. Gel. Anz. 1869 S. 1581 eingehend besprochen und von den anziehendsten Stücken der letztern in vorliegendem Archiv für Litteraturgeschichte Bd. II S. 23 ff. eine Uebersetzung gegeben). Die zweite Abtheilung Legrands (No. 48—86) enthält historische und Klephten-Lieder, deren Entstehung vom Anfang des 16. Jahrh. bis zur Ermordung des Grafen Capodistrias (1831) reicht. Der Charakter der derartigen Dichtungen ist hinlänglich bekannt; zu einigen derselben, wie auch sonst bei verschiedenen andern der übrigen Abtheilungen, gibt L. in der Vorrede oder im Text sehr willkommene sachliche Erläuterungen. Ich hebe von dieser Abtheilung nur zwei Lieder hervor, nämlich No. 48, *Ὁ Θάνατος τοῦ Κωσταντίνου Δράγαζη*, auf den Tod des letzten griechischen Kaisers (1453), wo es am Schluss (V. 23—7) mit den Worten von L.'s Uebersetzung heisst: „Et un Turc le frappa sur la tête, et le pauvre Constantin tomba de sa jument; et il resta étendu par terre dans la poussière et dans le sang. Ils lui coupèrent la tête et la plantèrent au bout d'une lance, et ils ensevelirent son corps sous le laurier.“ Legrand setzt das entstehen dieses Gedichtes erst nach der Eroberung von Konstantinopel an, „et cela à cause du dernier vers où il est dit que Constantin Dragasès fut enseveli sous un laurier, opinion qui n'a prévalu que longtemps après la mort de cet empereur.“ Dass die Sage über das Endschicksal des Kaisers im griechischen Volke sich vielfach ausbildete, war ganz natürlich, und daher auch nicht zu verwundern, dass eine kretische Version derselben ihn in türkischer Gefangenschaft fortleben liess, wie wir aus Jeannarakis Sammlung No. 3, *Ὁ Κωσταντῆς (ὁ Παλαιολόγος)*, ersehen, wenn sich nämlich, wie der Herausgeber annimmt, dies Fragment wirklich auf Konstantin XII. bezieht; es lautet übersetzt so: „War es nicht ein schweres Verbrechen und grosse Ruchlosigkeit (*ἀζιγανιά*), den Konstantin mit einem Büffel zusammenzujochen in ein eisernes Joch mit stählernen Jochriemen? die oberen Riemen aber waren silbern.“ Ferner hebe ich noch hervor No. 62, *Τῆς Ῥούμελης τὸ Τραγοῦδι* (Complainte de la Roumélie), welches Lied nach L. aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. stammt und eine lebendige Schilderung davon gibt, was es heisst, unter türkischem Joche leben. Uebrigens hat Passow, dem dies Gedicht, wie L. bemerkt, gleichfalls bekannt war, dasselbe nicht in seine Sammlung aufgenommen, ist also nicht der Meinung

gewesen, dass es aus dem Volke hervorgegangen, und, wie mir scheint, mit Recht; denn Gedanken und Sprache weisen eher auf einen λόγιος als Verfasser hin.

Die dritte Abtheilung (No. 87—90) enthält Lieder aus dem Cyklus des Digenis Akritas. Schon seit langer Zeit besitzt man Volkslieder, in denen von einem wunderbaren Helden Namens Digenis die Rede ist (s. z. B. Passow No. 430. 491. 516; Sakellarios No. 4 und 17, Archiv f. Litt.-Gesch. 2, 27 f. 42 ff. u. s. w.), ohne dass man mit diesem Digenis viel anzufangen wusste, bis endlich vor einigen Jahren in Trapezunt ein daselbst vor Einnahme der Stadt durch die Türken (1462), vielleicht schon im 10. Jahrh. verfasstes Heldengedicht von mehr als dreitausend politischen Versen entdeckt wurde, das von einem gewissen Basilios Digenis Akritas handelt, dem Sohne eines Emirs von Edessa Namens Ali und einer Tochter des griechischen Stratarchen Andronikos Dukas. Er hiess Digenis (διγενής von zwiefacher Abstammung) wegen seiner arabisch-griechischen Eltern; er hiess auch Porphyrios, bei den Persern Farfurius; sein eigentlicher Name scheint aber Panthirios oder Panthir, und er derselbe Feldherr gewesen zu sein, welcher nach dem Zeugniss Nestors im Jahre 941 die Flotte des russischen Fürsten Igor vernichtete. Er war mit dem griechischen Kaiser Romanos Lekapenos verwandt und Oberbefehlshaber der asiatischen Provinzen. Das erwähnte Gedicht nun ist seitdem von Konstantin Sathas und Legrand herausgegeben worden (Les Exploits de Digénis Akritas, épopée byzantine du X. siècle publiée pour la première fois d'après le manuscrit unique de Trébizonde. Paris 1875), und Legrand beabsichtigt in einem zweiten Bande den Text und die Uebersetzung aller sich auf Digenis beziehenden weit verbreiteten neugriechischen Volkslieder herauszugeben. Zu diesen gehören nun auch die oben erwähnten bei Legrand, von denen namentlich das erste (No. 87), Ὁ Ὑιὸς τοῦ Ἀνδρονίκου, mehrmals, namentlich auch von Kind in seiner Anthologie neugriech. Volkslieder, Leipzig, 1861, S. 2 ff. No. 1 (Ἡ Ἀναγνώρισις), in einer von dem ersten Herausgeber Zampelios vielfach interpolierten und sonst willkürlich abgeänderten Gestalt publiciert worden ist. Der in Rede stehende Andronikos erscheint in diesem Gedichte irrthümlicher Weise als Vater des Digenis, während er eigentlich der mütterliche Grossvater desselben ist. Das dritte Lied (No. 88), Ὁ Χάρος καὶ ὁ Διγενής, ist eins der oben erwähnten aus Sakellarios (No. 17), welchem auch Jeannaraki No. 276 entspricht; von Digenis handeln ferner bei letzterem No. 83. 93 und, wie man aus dem oben angeführten ersehen wird, auch Passow No. 482. Der Sagenkreis des Digenis ist übrigens auch nach Russland vorgedrungen, woselbst in einer Handschrift des 14—15. Jahrh. ein Heldengedicht über Deugenius Akritas vorhanden ist; s. hierüber A. Wesselofsky in der Russischen Revue, Petersburg 1875, IV. Jahrg. S. 539 ff.: „Bruch-

stücke des byzantinischen Epos in russischer Fassung“ und Alfred Rambaud, La Russie Epique, Paris 1876, S. 421 ff.: „L'Epopée néo-grecque Digenis Akritas.“

Die vierte Abtheilung (No. 91—93) enthält drei sehr schöne Lieder religiösen Inhalts, und die fünfte Abtheilung (No. 94—119) Liebeslieder, über die sich ein gleiches Urtheil fällen lässt. Die sechste Abtheilung (No. 120—147) enthält Gedichte verschiedenen Inhalts. Von diesen erwähne ich einige namentlich. No. 121, *Ὁ Βοσκὸς Ψυχορραγῶν*, welches L. für das älteste der Sammlung hält. No. 125, *Τοῦ Χάρου τὸ Καράβι* (le navire de Charon), wozu L. bemerkt: „Cette chanson se recommande tout spécialement à l'attention des personnes qui se livrent à l'étude de la mythologie comparée.“ Gelegentlich dieses Liedes gibt L. eine ausführliche Darstellung Charons, wie er in den neugriech. Volksliedern erscheint (S. XXXVII Z. 9 v. u. l. „la CCCCXXIII chanson de Passow“). No. 123, *Ἡ κακὴ Μάννα* (die böse Mutter). Von der Mutter aus dem Hause gejagt, sagt der Sohn ihr voraus, dass sie sich einst nach ihm zurücksehnen und alle vorüberziehenden nach ihm fragen, dann aber nur von ihnen vernehmen würde, dass sie ihn in fernem Lande auf dem Felde sterbend und von den Vögeln schon angefressen gefunden hätten. Hierher gehört Pass. No. 346—9 (auch Nr. 350 ist nur eine selbständige anders gewandte Version der vorausgesagten Sehnsucht und der Klagen der Mutter), ferner Chas. S. 83 No. 18 und Sakell. S. 51 No. 19. In dem vorliegenden Liede bei Legrand sagt der sterbende schliesslich: „J'écrirai à ma mère trois lettres de deuil; la première sera pour ma mère, la seconde pour ma soeur, et la troisième, la dernière, pour mon amante. Ma mère pleurera, ma soeur sera attristée, et mon amante pleurera et dira de funèbres chansons.“ Dieser Zug, dass der sterbende vor seinem Tode erst noch Trostbriefe schreiben will, findet sich nicht nur in allen angeführten neugriech. Versionen, so wie bei Jeannar. No. 261, 25—34 (welche Stelle aber eigentlich nicht zu diesem Liede gehört, sondern sich aus einer Version des in Rede stehenden Liedes hinein verirrt hat), sondern auch sonst noch, so z. B. in den Volksliedern aus Venetien, gesammelt von G. Widter und herausgeg. von Ad. Wolf, Wien 1864 (Sitzungsber. der phil.-hist. Classe der kais. Akad. der Wissensch. Bd. XLVI), No. 97, „Il marinaro e la sua amorosa“, wo das ertrinkende Mädchen ruft: „Ein Briefchen will ich schreiben lassen und es meiner Mutter schicken, damit sie es lese, damit sie es höre; ich weiss wol, dass sie mich beweinen wird.“ Ebenso häufig ist in den Volksliedern der Zug, dass sterbende in articulo mortis erst noch ihr Testament machen; s. meine Nachweise in den Gött. Gel. Anz. 1869, S. 539 f. — No. 126, *Ὁ σοφὸς Πρεσβύτης*, von der L. bereits in seiner Collection Néohellénique (No. 19) eine ältere Version gegeben hat, während die vorliegende seiner Meinung nach aus dem 17. Jahrh. stammt. Es

ist das längste Gedicht der ganzen Sammlung (409 V.) und behandelt einen Stoff, von dem L. bloss anführt, dass es ein orientalischer sei; näheres jedoch findet man bei Dunlop-Liebrecht, Geschichte der Prosadichtung, S. 212 nebst Anm. 282; füge hinzu A. Schiefner, Mahâkâtjâjana und König Tshanda-Pradjota, ein Cyklus buddhistischer Erzählungen in den Mém. de l'Acad. Imp. de St. Pétersb. 1875. VII. Série T. XXIII S. 1 f. „Açita und Nalada", und dazu S. IV f. Andere Nachweise übergehe ich. — No. 134, *Τοῦ καπέταν Μανέτα ἡ γυναῖκα* (60 V.) findet sich auch bei Jeannaraki No. 17 (98 V.), der das Gedicht unter die historischen stellt, so wie auch Legrand nach Mittheilung eines griechischen Freundes dazu bemerkt, dass es auf einer wahren Thatsache beruhe und der Capitän Manetas um das Jahr 1780 in der venetianischen Flotte gedient habe. — No. 138, *Ὁ Χαρτσιανὴς καὶ ἡ Ἀρετή* (138 V.). Legrand hat auch dieses Gedicht bereits in der angeführten Collection (No. 12) herausgegeben, und wegen darin enthaltener cyprischer Idiotismen, wie wegen der Erwähnung aegyptischer Gefolgsmänner des darin vorkommenden Königs will er die Abfassung desselben in die Zeit des Königs von Cypern Jacob von Lusignan (also gegen 1460) versetzen. Ob nun die vorliegende Version des Gedichts vielleicht, wie er annimmt, eine ältere ist, will ich unerörtert lassen; jedesfalls hat L. nicht bemerkt, dass in den *Νεοελληνικὰ Ἀνάλεκτα*, Athen 1870—1872, I, 342 ff. (185 V.) eine andere Fassung mitgetheilt worden, deren Schluss freilich von dem der in Rede stehenden gänzlich verschieden ist. Zum Verständniss der letztern will ich bemerken, dass, als Arete mit ihrem Verführer, der sie auf Befehl des Königs heirathen muss, auf dem Gange nach der Kirche bei dem Palast der Schwiegermutter vorüberkommt, letztere, die nichts von dem allen zu wissen und ihre Tochter hinter sich im Palaste zu glauben scheint, dieselbe herbeiruft, um ein vorüberziehendes Brautpar zu bewundern, von dem jedoch der Bräutigam schlanker sei als die Braut (womit auf deren Schwangerschaft hingedeutet wird). Die Mutter erkennt also die unter ihrem Fenster vorbeikommende Tochter nicht. Hierbei will ich beiläufig darauf hinweisen, dass Legrand die Wörter *γαμβρός* und *νύφη* durch gendre und bru übersetzt und dabei übersehen zu haben scheint, dass dieselben ganz gewöhnlich Bräutigam und Braut bedeuten (namentlich am Hochzeitstage; franz. le marié und la mariée, vgl. bridegroom und bride). Da die *Νεοελλ. Ἀνάλεκτα* weniger zugänglich sind als L.'s Sammlung, so will ich aus erstern zur Vergleichung mit letzterer einen kurzen Auszug des betreffenden Gedichtes geben, welches der Herausgeber, Politis, mit Recht als eines der besten Erzeugnisse der neugriechischen Volksdichtung bezeichnet.

Konstantin bewirbt sich durch abgesandte um die Hand der Königstochter Heliogennete (*Διογεννήτη*), die jedoch jene voll Hohn zurückschickt, ihnen aber zugleich eine von ihr selbst geflochtene

Goldschnur als Lohn für die aufgewandte Mühe zum Geschenk macht. Konstantin fordert dieselbe von ihnen und begibt sich auf den Rath seiner Mutter zu einer Zauberin, welche ihn fragt, ob er nicht irgend ein von ihrer Hand gefertigtes Zeichen der Gunst Heliogennetes besitze, und dann durch die Schnur zu bewirken verspricht, dass sich jene des Nachts zu ihm begebe, wobei sie ihm einschärft die Hausthüre zu öffnen und die Hunde (θηρία) anzubinden. In der ersten Nacht jedoch kömmt die Jungfrau auf dem Wege mitten auf der Strasse einigermassen zu Sinnen und bittet Gott um ihrer Jungfräulichkeit willen sie von der Zauberei zu befreien, was auch geschieht. Die Zauberin heisst dann den Konstantin sich in Frauenkleidern als Base jener auszugeben, welche bei ihr sticken lernen wolle. Auf diese Weise gelingt es ihm, Heliogennete, mit der er zusammen schläft, ohne dass sie es weiss, die Jungfrauschaft zu rauben, und er erwartet sie dann kraft der Zauberei in der nächsten Nacht in seinem Hause; da er aber sehr schläfrig ist, so lässt er statt seiner seine böse Mutter im Hofe wachen, welche jedoch die Hausthüre schliesst, die Hunde loslässt und einen Trog mit vergiftetem Wasser auf die Strasse hinaussetzt. Als nun Heliogennete anlangt, will die Mutter nicht eher öffnen, als bis jene das Eisen, wie ein Hund den Knochen, benagt und das Wasser im Troge getrunken hat. Sie thut dies und fällt dann todt nieder. Am andern Morgen gibt Konstantins Mutter vor, Heliogennete sei gar nicht gekommen, jener aber, als er die Leiche erblickt, trinkt gleichfalls von dem vergifteten Wasser und stirbt.

Ein kleines hierher gehörendes Fragment von 18 Versen findet sich bei Passow Nr. 526 und weist auf eine dritte Version hin. In Betreff des Liebeszaubers, wodurch in beiden letztern Fassungen die Jungfrau gezwungen wird den Jüngling bei Nacht zu besuchen vgl. meine Bemerkungen in den Heidelb. Jahrb. 1868, S. 85 (wo zu lesen Z. 15 v. o. But und prick; Z. 14 v. u. Passow No. DXXVI und Talvj; Z. 9 v. u. Paradoxogr.; die Z. 20 v. o. erwähnte Sage [nicht Harz-Sage] findet sich bei Grimm, Deutsche Sag. No. 114 „Andreasnacht").

No. 143, *Τὰ δύο Ἀδέλφια.* Hierzu verweise ich auf andere Versionen bei Passow No. 486—7, so wie bei Chasiotis S. 95 f. No. 8 und S. 208 ff. No. 32; vgl. auch Talvj, Volkslieder der Serben 2. A. Leipz. 1853. I, 288 ff. „Die Brüder." — No. 145 (ohne Ueberschrift) gehört in den ausgedehnten Sagenkreis von dem lange abwesenden Ehemann, der zur Hochzeit der Frau, die sich wieder verheirathen will, zurückkehrt und dieselbe wieder bekömmt. S. hierüber die Nachweise zu meiner Uebersetzung von Sakellarios No. 13 in diesem Archiv 2, 36 f. (wo es S. 36 letzte Zeile heissen muss: „Bd. I, S. 61 f." und wo S. 37, Z. 7—8 v. o. só abzuändern ist: „Hiermit bricht das Lied ab, wird jedoch ergänzt einerseits durch *Ἀνάλ.* 1, 86 No. 20, andererseits durch die bei Passow folgende No. 449, in welcher letztern ebenso, wie in dem vorliegenden Liede

bei Sakell." u. s. w.; Z. 17 v. o. l. „No. 27, wo, wie in den Ἀνάλ. 1, 85 No. 19, der Herr" u. s. w.; Z. 19 v. o. l. „nach diesen beiden Versionen"); dem im Archiv a. a. O. angeführten Liede Pass. No. 439 entspricht auch Jeannaraki Nr. 265, vgl. 264. Mit V. 17—20 des in Rede stehenden Liedes bei Legrand: „«Va dans mon écurie, prends le cheval fringant, mais qu'il ne te vienne pas à l'idée de lui donner un coup d'éperon, car il te répandrait la cervelle à dix coudées de profondeur.» Et Jean n' en tint pas compte; il donne un coup d'éperon au cheval; et, des montagnes où il se trouvait, il fut lancé dans la plaine," vgl. Sakellar. V. 37—115 (meine Uebersetzung im Archiv 2, 24, wo auch auf Passow No. 439, 6—22 verwiesen ist). — No. 147, *Ἡ Εκδίκησις τοῦ Ἄνδρας.* Dieses Lied erinnert, wie L. anmerkt, sehr lebhaft an die Geschichte Mazeppas, der wegen der Verführung der Frau eines polnischen Edelmanns auf ein wildes Ross gebunden wurde, das ihn in seine (des Rosses) Heimat zurückbrachte. — Dasselbe ist das letzte grössere Lied (43 V.) bei Legrand, worauf dann noch als siebente Abtheilung 93 der Wiener Handschrift entnommene Distichen folgen, welche die obligate Beigabe fast aller neugriech. Gedichtsammlungen bilden. Aus L.'s Sammlung will ich jedoch nur das 85. Distichon anführen: „*Χριστὲ, τί τὸν ὀρέγομαι τὸν κοκκινοσκαρλάτον, — ὁπῶχει καὶ ςτὸν κόρφον τοῦ τὸν μόσχον τὸν ἀφράτον.*" („Christ! combien je le désire le jeune homme rouge écarlate, qui porte dans son sein un frais rameau de musc.") L. bemerkt zur Lesart der Handschrift *ἄκρατον*: „Cette épithète ne peut guère s'appliquer à une plante, c'est pourquoi j'ai cru devoir lui substituer *ἀφράτον*." Das verliebte Mädchen will sagen, der Busen des geliebten dufte wie reiner (ungemischter) Moschus; von einem Zweige ist nicht die Rede und kann auch nicht die Rede sein; denn der Moschus ist keine Pflanze. Was übrigens das Wort *ἀφράτος* betrifft, so will ich nicht unbemerkt lassen, dass man demselben allerdings die Bedeutung frisch beilegt, so auch Passow und Jeannaraki im Glossar; und diese Bedeutung passt auch gewöhnlich, so bei Pass. No. 491, 3, wieder in der Verbindung *ἀφράτο μόσκο* (i. e. *μόσχο*), No. 535, 2 *περιβόλι ἀφράτο* (frischer Garten), Jeann. No. 131, 60 *γαρόφαλό μ 'αφράτο* (meine frische Nelke), *Ἀνάλ.* 1, 94 No. 30, 4 *ἀφράτ' ἀπίδι* (frische Birne). Wie steht es aber mit Pass. No. 134, 4 und Jeann. No. 178, 5 *ἀφράτο μάρμαρο*? was soll hier der „frische Marmor"? Kind, Anthologie S. 192 zu No. 15, 4 (= Pass. No. 134, 4) erklärt das Wort „von *ἄφρος* weiss wie Schaum" und ebenso S. 209 zu No. 20, 4 (= Pass. No. 491, 3), wo Kind aber irrthümlich *μόσκο* für *μοσχάτον* (Muskatwein) nimmt.

Ausser den hier aus Legrands Sammlung angeführten Gedichten werde ich noch weiter unten bei Jeannaraki einige andere namhaft machen, die bei letzterm ihre Analoga finden, und bleiben mir

hier nur noch folgende Einzelheiten zu erwähnen. Was nämlich die Uebersetzung betrifft, so wiederhole ich, was L. selbst darüber sagt: „Je me suis efforcé de rendre ma traduction aussi littérale que possible, sans cesser pourtant d'être compréhensible pour les personnes qui ne peuvent lire l'original . . . Il y a, dans ce recueil, des chansons dont la traduction m'a coûté beaucoup de peine. Parmi celles qui proviennent du manuscrit de Vienne plusieurs sont fort obscures et entre autres la Philosophie de l'ivrogne. Très souvent aussi je me suis trouvé arrêté court par des mots inconnus que je cherchais vainement dans les mauvais dictionnaires du grec vulgaire que nous possédons et force m'était de laisser mon travail inachevé jusqu' au jour où je pouvais consulter quelque Grec de mes amis, sur la signification des termes qui m'embarassaient. Il reste encore dans ce livre beaucoup d'imperfections, que l'on me pardonnera, si l'on considère combien est hérissé de difficultés, surtout pour un étranger, la tâche que j'ai accomplie.“ Ich habe hier zu dem mit grosser Bescheidenheit gesagten nur hinzuzufügen, dass man Legrand die kleinen Unvollkommenheiten seiner Uebersetzung gewiss gern nachsehen, ihm aber andererseits für die grosse Zahl neu zur Kenntniss gebrachter unerklärter Ausdrücke, so wie überhaupt für die höchst schätzbare Sammlung, überaus dankbar sein wird und zugleich nur dringend wünschen kann, dass er den beabsichtigten zweiten Band neugriechischer Volkslieder, welcher auch ein vollständiges Glossar enthalten soll, baldmöglichst erscheinen lasse.

Wir kommen nun zu Jeannarakis Sammlung, welche sich von der Legrands zuvörderst darin unterscheidet, dass sie von keiner Uebersetzung begleitet ist, dagegen aber ein Glossar enthält, auf das ich weiterhin noch näher eingehen werde. Ein anderer Unterschied besteht darin, dass sämmtliche Lieder der erstern entweder von dem Herausgeber oder dem Prof. Antoniadis in deren Heimatinsel Kreta aus dem Volksmunde gesammelt sind, also ohne Ausnahme der Gegenwart angehören, wie sich denn auch mehrere von namhaft gemachten noch lebenden Dichtern, zum Theil Improvisatoren, darunter befinden, während andere ohne Zweifel ein höheres Alter besitzen. Was den Inhalt derselben anlangt, so gestehe ich, dass mir die von J. befolgte Eintheilung (ob dies eine in Kreta herkömmliche ist, weiss ich nicht zu sagen) nicht recht klar ist, theils in den Hauptabtheilungen, theils aber auch, weil in den Unterabtheilungen manchen Liedern eine andere Stelle als die ihnen zugewiesene zuzukommen scheint; so finden sich Lieder, die ganz denselben Gegenstand haben, in verschiedenen Haupt- und Unterabtheilungen, z. B. No. 127 und 261, No. 129 und 275. Doch würde ein näheres eingehen hierauf zu weit führen. Die erste Hauptabtheilung aber, *Τσῆ Τάβλας* (Tischlieder?), umfasst *Α. Ἱστορικά* (No. 1—62). No. 1, *Ὁ ἅγιος Γεώργιος* ist, wie man sieht, eine Legende. Dass sich der heilige

der von ihm befreiten Jungfrau in den Schoss legt und von ihr lausen lässt, ist, wenn auch kein historischer, doch jedesfalls ein volksthümlicher Zug. — No. 2. *Τὸ Πάρσιμο τσῆ Κωσταντινόπολις* betrifft die Eroberung Konstantinopels durch die Türken. — No. 3, *Ὁ Κωσταντῆς* (*ὁ Παλαιολόγος*) und No. 17, *Ο Μανέτας* habe ich bereits zu Legrand No. 48 und 134 erwähnt. — No. 5, *Ὁ Τάρταρης* ist ein kleines Fragment von 7 Versen. Eine Mutter beklagt sich darin, dass Tartaris ihr alle neun Söhne raube, und fleht ihn an ihr doch wenigstens éinen zu lassen. Liegt in diesem Namen „Tartaris" ein Wortspiel mit „Tartaros" (= Unterwelt, Tod)? Die Mutter ruft aus: „*Σκύλε Τάρταρη, χάροντα τῶν παιδιῶ μου*" (Hündischer Tartaris, Tod meiner Kinder). Dass nicht der Tod selbst gemeint ist, scheint aus der Localität Algier (*Ἀλιτζέρη*) hervorzugehen; was für ein Ort unter *Ἀξιά* zu verstehen sei, weiss ich nicht. — No. 7, *Ἡ Βιένα* bezieht sich auf die zweite Belagerung von Wien (1683), macht aber einen ganz komischen Eindruck. — Die folgenden Lieder, von denen das letzte aus dem J. 1861 stammt, beziehen sich fast sämmtlich auf Vorfälle auf der Insel Kreta, namentlich auf grausame Thaten der Türken, Aufstände gegen dieselben u. s. w.; so z. B. No. 23 (38 V.) und No. 24 (36 V.), *Ὁ Δάσκαλο-Γιάννης* (beide im Sphakiotischen Dialekt). Ich hebe diese zwei Lieder déswegen hervor, weil sich auch bei Legrand eine dritte und zwar längere Version (No. 61 in 85 Versen) vorfindet, begleitet von einer ausführlichen Einleitung (s. auch S. XXX), aus der ich folgendes hervorhebe, weil in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe (Ende August 1876), ein trauriges Seitenstück zum kretischen Aufstande von 1770 sich in Serbien und der nördlichen Türkei abspielt. „Les Sfakiotes qui ne s'étaient jamais sentis plus aguerris et plus fiers que dans le courant du siècle dernier, furent entrainés dans la désastreuse expédition de 1770. Cette entreprise provoquée par l'inquiète ambition de l'impératrice Catherine, pompeusement annoncée à l'Occident et brillamment commencée, ne devait aboutir, grace à la sotte présomption d'Alexis Orlof, qu' à d'humiliants échecs et à une lamentable effusion de sang chrétien. La révolte fut décidée et conduite dans l'île de Crète par un certain Maître Jean, dont le nom et le souvenir se sont conservés dans un chant populaire que j'écrivis à Sfakia même sous la dictée de vieilles femmes. Maître Jean devait sans doute le titre que lui donne la tradition à quelque supériorité intellectuelle qu'il aurait acquise je ne sais où." Als der Aufstand der von den Russen im Stich gelassenen Sphakioten missglückt war und Daskalojohannis, den ihm von den Türken angebotenen günstigen Bedingungen trauend, sich ihnen in die Hände gegeben hatte, nahmen sie ihn anfangs mit vielen Ehrenbezeigungen auf, „puis dès qu'on fut sûr de le bien tenir, on changea de ton. Il fut pendu, comme brigand, et l'île entière retomba sous un joug plus dur que jamais." Nach einer

andern Angabe „*ἀπήχθη δέσμιος εἰς Ἡράκλειον καὶ ὑπέστη τὸν μαρτυρικώτερον τῶν θανάτων, ἐκδαρεὶς ζῶν διὰ πυροπετρῶν.*“

B. *Πλαστά* (No. 63—140). Dass No. 83 und 93 den Digenis zum Gegenstand haben, ist bereits zu Legrand No. 87—90 erwähnt. — No. 84, *Τὸ Ξένο* (der fremde) ist eine Variante von Passow No. 324. — No. 96, *Τὸ Μίλημα τοῦ Βρέφους* (der sprechende Säugling). Von zwei Schwestern gebiert die reiche eine Schlange, die arme ein Kind, das man ihr aber wegnimmt und jener bringt, während sie selbst die Schlange bekömmt. Nach drei Tagen verlangt der Säugling von der Mutterschwester weg, weil ihre Milch böse sei und er befürchte durch dieselbe um seinen Verstand zu kommen. Sprechende Säuglinge erscheinen häufig in Sagen und Volksliedern, s. hierüber die von mir in der Germania Bd. XXI, Heft 2, S. 254 f. gegebenen Nachweise. — No. 118, *Ὁ Μικροκωσταντῖνος κ' ἡ Μάγισσα* (der junge Konstantin und die Zauberin). Eine Variante von Pass. No. 523 und Sakellar. No. 31; s. hierüber meine Uebers. des letztern Liedes im Archiv 2, 47 f. Der dort besprochene echt volksthümliche Zug, dass der ertrinkende bittet seinen Tod der Mutter (Gattin, geliebten) zu verbergen, findet sich ferner bei Puymaigre, Chants popul. recueillis dans le pays messin, Metz et Paris 1865, S. 62 „L'Amant noyé“, bei Bujeaud, Chants et Chansons popul. des provinces de l'ouest, Niort 1866, II, 210. „Le Soldat par chagrin“ Str. X u. bei andern. — No. 126, *Ἡ Λυγερὴ προδομένη* (das verrathene Mädchen). Ein von einem Türken verfolgtes Griechenmädchen flieht in die Kirche des heil. Georg und fleht diesen um Schutz an, wogegen sie ihm eine grosse Masse Wachs, Weihrauch und Oel verspricht, so dass der heilige einen Stein aufhebt und das Mädchen sich darunter verbergen heisst. Allein auch der sie verfolgende Türke langt an und verheisst dem heiligen noch mehr Geschenke, wenn er ihm sage, wo das Mädchen sei, worauf der heilige mit seinem Munde zwar antwortet: „Ich habe das Mädchen nicht gesehen“, allein durch einen Wink zu verstehen gibt, es sei unter dem Steine verborgen, so dass der Türke diesen aufhebt und das Mädchen darunter findet. Da bricht denn die verrathene gegen St. Georg in heftige Verwünschungen aus, fragt, ob man wol noch je solch' einen heiligen wie diesen gesehen, und wünscht, dass seine Kirche zusammenstürze und ein Schafstall daraus gemacht werde, in den Glocken aber Raben nisten mögen. Diese Version (50 Verse) ist vollständiger als die in den *'Ανάλ.* 1, 94 No. 29 (17 V.) und bei Pass. No. 587 (12 V.), welche letztere übrigens auf eine weniger ärgerliche Weise damit schliesst, dass der junge Türke Christ zu werden, das Mädchen aber zu heirathen und zu einer vornehmen Dame zu machen verspricht. Was den Zug der kretischen Fassung mit dem stummen Wink des heiligen betrifft, der schon bei Aes. Cor. 127 und Babrius 50, *'Αλώπηξ καὶ Δρυτόμος* vorkömmt, so findet er sich häufig wieder,

auch in Indien, s. H. Kurz zu Burkhard Waldis' Esopus 3, 44; andere Nachweise übergehe ich. — No. 127, Ὁ Ἐρχομὸς τ' Ἀγαπητικοῦ (die Heimkehr des geliebten). Er wird erst ins Haus gelassen, nachdem er sich als der wirkliche geliebte legitimiert hat. Eine Version von Pass. No. 441—6, namentlich von No. 443; ferner von Chas. S. 89 No. 28; s. überhaupt meine Nachweise in den Gött. Gel. Anz. 1861, S. 576 zu Pass. a. a. O.; 1870, S. 395 zu Uhland No. 116; 1873, S. 204 zu Bernoni P. IX No. 1.; s. auch unten zu No. 261 und 300. — No. 130, Τὰ κακὰ Πεθερικά (die böse Schwiegermutter). Sie vergiftet die Schwiegertochter durch ein Gericht Schlangen. Eine Version von Pass. No. 456—7 und von Chas. S. 51 No. 40; über die in Volksliedern häufig vorkommende derartige Vergiftung s. meine Nachweise in den Gött. Gel. Anz. 1870 S. 395 f. zu Uhland No. 120; vgl. auch Aigner, Ungarische Volksdichtungen, Pest 1873, S. 127 ff. „Der vergiftete Knabe." — No. 132, Ἡ γι Ὀβρηοποῦλα (das Judenmädchen). Die Mutter will sie lieber von einem Türken getödtet als an einen Christen verheirathet sehen. Version von Passow No. 588—9 und Νεοελλ. Ἀνάλ. 1, 100 No. 38.

Γ. Τοῦ Χάρο καὶ τοῦ Νᾴδη (von dem Tode und der Unterwelt. No. 141—153). — No. 142 und 146, Ὁ Χάρος καὶ ὁ Νιός (der Tod und der Jüngling). Sie ringen mit einander, und der Tod siegt, indem er den Jüngling wie alle seine Opfer bei den Haaren zu Boden wirft. Der Ringkampf findet nach dem Vorschlage des Jünglings auf einer eisernen Tenne statt (V. 13) und ebenso in No. 276 (V. 12), ferner bei Legrand No. 89 (V. 23); bei Passow No. 432 (V. 7) ist es eine marmorne; alles dies erklärt sich aus dem bei Jeannar. No. 142 folgenden Verse (14): „Damit die Berge nicht bersten und der Boden nicht einsinke." Lieder ähnlichen Inhalts bei Passow No. 426—8; vgl. GGA. 1861 S. 575 f. (wo zu lesen Grimm No. 177). — No. 147, Ἡ Κόρη εἰς τὸν Νᾴδη (die junge Frau in der Unterwelt). Eine junge Frau will zwei aus der Unterwelt entfliehende Jünglinge, die dem Charos die Schlüssel entwendet, begleiten, wird jedoch zurückgewiesen und bittet, dann wenigstens ihrer Mutter gute Verpflegung ihres Mannes, ihrer Kinder und ihrer Dienstleute anzuempfehlen. Aehnlich bei Passow No. 420—3. Ich will bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen, dass κόρη im neugriech. wie im altgriech. auch „junge Frau" bedeutet, ebenso altgriech. παρθένος, lat. puella und virgo, engl. girl. — No. 148, Ὁ Χάρος. „Die gestrige Nacht brachte ich in der Unterwelt als Gast im Hause des Todes zu. Als er nun des Nachts bleich und abgemattet nach Hause kam, sagte er zu seiner Frau (Χαρόντισσα): «Ich rieche Menschen! oder scheint es mir nur so?» [Da antwortete die Frau:] «O Charos, von der Schlachtbank» . . . ." So lautet das Fragment dieses Liedes, welches sich wahrscheinlich auf ein Märchen gründet, ähnlich dem bei Grimm No. 29 „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren" und andern

in diesen Kreis gehörigen. Wir sehen übrigens hier, dass dem Charos auch eine Frau beigelegt wird, ebenso wie in einem andern neugriech. Liede, das Legrand S. XXXVII anführt, wo er auch auf Passows Lied No. 423 (nicht 432) verweist, in welchem Charons Sohn erwähnt wird. Von seiner Mutter ist die Rede bei Legrand No. 88, 3 (Sakell. S. 46 No. 17, 3; s. Archiv 2, 42).

Δ. Τσ' Ἀγάπης (Liebeslieder. No. 154—173). — *Ε. Ἀληθινά* (gnomische Gedichte. No. 174—186). — *ΣΤ. Διάφορα* (No. 187—248). — *Ζ. Οἰκειακά* (Scherzlieder. No. 249—260). No. 251, *Ἡι μεθύσταις* (die Säuferinnen). Seitenstücke hierzu bei Chas. S. 50 No. 37 u. 38. — No. 254, *Ὁ Φαμέγιος* (der Diener). Wir sehen aus diesem Liede, dass die Ansprüche und Bedingungen des Dienstvolkes in Kreta ganz ebenso gross sind wie in dem übrigen Europa und also auch bei uns zu Lande. — No. 258, *Ὁ Κάτης καὶ οἱ Μποντικοί* (die Katze und die Mäuse). Die Katze thut, als ob sie im sterben läge, und bittet die um sie versammelten Mäuse sie zu begraben. Plötzlich aber fällt sie über die ahnungslosen her und frisst deren, so viel sie kann. Ueber diese weit verbreitete Fabel s. die Nachweise von Kurz zu Burkhard Waldis' Esopus 2, 92 und Oesterley zu Kirchhofs Wendunmuth 7, 172 (Litterar. Verein).

Die zweite Hauptabtheilung ist überschrieben *Τσῆ Ξεφάντωσις* (Unterhaltungslieder). *Α. Τσῆ Στράτας* (Wegelieder. No. 261—276). — No. 261, *Ὁ Ἀναγνωρισμός*. Version von No. 127. — No. 264, *Ὁ Σκλάβος* und No. 265, *Ὁ νιόπαντρος Σκλάβος* (der neuvermählte in der Sklaverei); s. oben zu Legrand No. 145. — Nr. 266, *Ἡ Σκυλόμανα* (die hündische [böse] Mutter); s. zu Legrand No. 123. — No. 267, *Ὁ μπιστεμμένος Ἀδερφός* (der treue Bruder). Von zwei Brüdern, die lange Jahre in grosser Eintracht gelebt, verliebt sich endlich der jüngere in die Frau des ältern, welche ihm auch entgegenkommt und ihn sogar zum Mord des Bruders antreibt; dies jedoch dünkt ihn zu arg, und er ersticht sie. Eine Variante von Pass. No. 466—7. Chas. S. 141 No. 13. — No. 268, *Ὁ κοντὸς κοντούτσικος* (der junge Mann). Aus Noth verkauft er seine Frau an einen Schiffscapitän, der aber dann in ihr seine Schwester erkennt und sie dem Schwager zurückgibt, ihm zugleich den Kaufpreis überlassend. Version von Pass. No. 483 und Chas. S. 140 No. 12. — No. 269, *Ἡ Πέρδικα καὶ τὸ Κοράσιο.* Ein Judenmädchen will ihr heimlich auf dem Felde geborenes Kind umbringen und, da sie von einem Rebhuhn dafür ausgeschmäht wird, welches, wie es sagt, zwölf junge ernährt und auch noch mehr ernähren würde, so steht sie von ihrem vorhaben ab und lässt sogar das Kind taufen. Version von Pass. No. 495. — No. 271, *Ἡ Γυναῖκα τοῦ Πρωτομάστορα.* Da beim Bau einer Brücke die Wölbung nicht halten will, so wird zur Festigung derselben die Frau des Baumeisters in den Grund eingemauert. Variante von Pass. No. 511—2. Ein bekann-

ter Sagen- und Volksliederstoff, der aber auf einer alten Sitte beruht; s. meine Anzeige von Tylors Culturgeschichte in Bastians und Hartmans Zeitschr. für Ethnol. 1873, V, 90 f.; s. auch Gerland in Waitz' Anthropol. VI, 163. 164 f. 650. — No. 272, *Ἡ ξεπεσμένη Ἀρχοντοποῦλα* (die verarmte Königstochter). Eine Princesse wird an einen Prinzen verheirathet, der aber so sehr verarmt, dass er als Hirt dienen, sie aber spinnen muss. Endlich kehrt sie unerkannt in ihre Heimat zurück, und dort erkennt ihre Mutter sie erst an ihrer kunstreichen Nähterei. Variante von Pass. No. 459 und anscheinend auf einem Märchen beruhend. — No. 273, *Τὸ Πουλάκι* (das Vögelein). Eine Princesse beneidet ein Vögelein um seine Schönheit und seinen Gesang, wird aber von demselben belehrt, dass sie sich in einer viel günstigeren Lage befinde und keinen Grund zum Neide habe. Variante von Pass. Nr. 497—9, Legrand No. 141, *Ἀνάλ.* 1, 93 No. 28. — No. 275, *Ἡ γι Ἀγαπητικιὰ τοῦ Σκλάβου* (die geliebte des Sklaven) ist nur eine Variante von No. 129, *Ἡ δολερὴ Ἀγαπητική* (die unglücklich liebende), wo ein Mädchen ihren früheren geliebten aus der Sklaverei loskaufen will, da derselbe dies aber nicht annimmt, vor Kummer stirbt (oder nach No. 275 sich ersticht). — No. 276, *Ὁ Διγενῆς καὶ ἡ Μάναν του* (Digenis und seine Mutter). Digenis kämpft in Gegenwart seiner Mutter mit dem Tode. S. zu Legrand No. 88; vgl. Jeannar. Nr. 142.

B. Τοῦ Χοροῦ (No. 277—286). — No. 278, *Ἡ Χήρα* (die Wittwe). Nach zwölfjährigem Dienst bei einer Wittwe verlangt der Knecht seinen Lohn, und, da er alles andere zurückweist, gibt sie sich ihm endlich selbst, lässt aber auf das Kopfkissen so viel Moschus thun, dass er am andern Morgen re infecta aufsteht und seinen Lohn verlangt, worauf sie jedoch sagt: „Ich habe dir den Acker zum besäen und ernten gegeben; du hattest aber einen schlechten Pflug und eine stumpfe Pflugschar.“ Variante von Pass. No. 477, Chas. S. 81 No. 14 und S. 205 No. 27, wo indess überall der Schluss fehlt, nämlich die Einschläferung des Knechtes. Vgl. über diesen Stoff meine Bemerkungen in den GGA. 1870 S. 393 zu Uhland No. 101 (Z. 8 v. u. l. Heid. Jahrb. 1867 S. 182); s. auch Archiv 2, 34.

Γ. Τσῆ Κουλλούρας (beim Rundtanz. No. 287—301). — No. 288, *Ἡ Λυγερὴ Κλέφτης* (das Mädchen als Klephte). Zwölf Jahre lebt ein Mädchen unerkannt unter den Klephten, bis endlich einmal beim Fechtspiel und steinewerfen ein platzendes Knopfloch ihren Busen sehen lässt und sie sich so verräth. Variante von Pass. No. 174—6. S. über den hierher gehörigen ausgedehnten Lieder- und Sagenkreis Widter-Wolf, Volkslieder aus Venetien, zu No. 79 und meine Anführungen in den Heidelb. Jahrb. 1870 S. 874 (zu Ferraro No. 33). — No. 292, *Ὁ Ἄρχος κ' ἡ γι Ἀρχόντισσα* (der Edelmann und die Edeldame). Ein Edelmann sagt zu seiner Frau, er wolle eine andere Frau heirathen und sie solle bei derselben die Brautjungferstelle

übernehmen. Als sie dann aber wirklich in der Kirche erscheint, ist der Glanz ihrer Schönheit so strahlend, dass ihr Gatte sich mit ihr selbst wieder trauen lässt. Variante van Passow No. 436—8, Legrand No. 135, *'Ανάλ.* 1, 90. 94, No. 24 und 30. Die beiden letzten Verse bei Legrand gehören nicht zu dem Liede; sie lauten: „*Δὲν ἤθελα τὰ δόντια σου παλούκια ςταῖς αὐλαῖς μου, — νὰ καβαλλίκουν τ' ἄλογα, ἂν δὲν, καὶ τοὺς γαϊδάρους*" („Je ne voudrais pas tes dents en guise de pieux dans mes cours, pour y attacher les chevaux et les ânes"). Aehnliche Verse finden sich passender in den *'Ανάλ.* 1, 343 (V. 33—4); die entsprechende Stelle in dem Fragment bei Passow No. 526, 3—4 lautet: „*Δὲν ἤθελα τὰ δόντια του παλούκια ςτὴν αὐλή μου — Νὰ παλουκώνω τ' ἄλογο νὰ τρώγῃ τὸ φαγί μου*" („Ich wollte seine Zähne nicht als Pfähle in meinem Hofe um das Pferd daran anzubinden, wann es mein Futter frisst"). Hinsichtlich der gewaltigen Wirkung, welche die Schönheit der Heldin obigen Liedes in der Kirche auf die ministrierenden Geistlichen hervorbringt (bei Passow und Legrand, bei welchem letzterm es heisst: „Quand le prêtre l'aperçut, il se trompa et le diacre fut possédé du diable"), s. meine Nachweise im Archiv 2, 30. Auch in einem neapolitanischen Liede aus Sturno (Principato ulteriore) heisst es:

Pari 'na luna quandu va a la missa,
Lu populu di tia s'annamurau.
E quandu pigghi l'acqua beneditta,
Parsi ca tutta la chiesa tremau;
Lu sacerdoti, chi dicia la missa,
Vitti tanta bellizza e si votau;
Dicendu: — „O chi bellizza! o chi bellizza!
Sia benedettu diu, chi la criau!"

(„Du scheinst ein Mond, wenn du zur Messe gehst; — Das Volk verliebte sich in dich. — Und als du das Weihwasser nahmst, schien die ganze Kirche zu beben; — Der Priester, der die Messe sagte, — wandte sich ab, als er so grosse Schönheit sah, — Und sprach: «O welche Schönheit! o welche Schönheit! — Gesegnet sei Gott, der sie geschaffen hat!»") Canti popolari delle provincie meridionali. Raccolti da Antonio Casetti e Vittorio Imbriani. Roma 1871. I, 200. — No. 293, *'Ο Καταχανᾶς* (das Gespenst). Ein Lied aus dem Kreise, dem auch die Leonoren-Sage angehört, ebenso wie Pass. No. 517—9. Vgl. meine Nachweise in den GGA. 1861 S. 579 f., 1867 S. 273 ff. Die ganze Vorstellung ist wahrscheinlich aus der Sitte entstanden, dass die Frauen in alter Zeit mit ihren gestorbenen Ehemännern begraben wurden oder sich begraben liessen, und, wenn dies nicht geschah, als von ihnen schliesslich geholt gedacht wurden. — No. 294, *Τὸ στοίχημα τοῦ Βασιλιᾶ καὶ τοῦ Μαυριανοῦ* (die Wette des Königs mit Maurianos). Maurianos rühmt gegen den König die Tugend sei-

ner Schwester und setzt auf dieselbe in einer Wette mit ihm seinen Kopf gegen das Reich des Königs. Die Jungfrau jedoch, zu welcher der König sich begibt, schiebt ihm eine Zofe unter, und dieser schneidet er in der Nacht einen Finger und das Haar ab, die sich dann als nicht von Maurianos' Schwester kommend erweisen, so dass seine Täuschung zu Tage kömmt und er ihr Sklave wird (76 V.). Ebenso bei Passow No. 474 (61 V.), in den *'Ανάλ.* 1, 80 No. 16 (76 V.) und in kürzerer Fassung bei Legrand No. 136 (23 V.) und Chas. S. 142 No. 14 (26 V.). Hinsichtlich des Stoffes s. GGA. 1861 S. 578 zu Pass. a. a. O. — No. 296, *Ἡ γι 'Απαρνημένη* (die verlassene). Eine junge Frau, die am Seeufer ein Klagelied singt, erzählt einem vorüberfahrenden Schiffer, der durch ihren Gesang herbeigezogen wird, dass, während sie für ihren schwerkranken Mann aussergewöhnliche Heilmittel suchte, er eine andere Frau genommen hätte. Variante von Pass. No. 380—1 (wo jedoch der kranke nicht untreu wird, sondern stirbt). Verwandt ist das Bruchstück bei Pass. No. 513. — No. 297, *Ἡ Θαλασσοπνιμμένη* (die im Meere ertru kene Jungfrau). Da sich ein Schiffer gegen eine mit ihm fahrende Jungfrau ungebührliche Freiheiten herausnimmt, so fällt sie vor Scham in Ohnmacht, weshalb jener sie für todt hält und ins Meer wirft. Dieses spült sie aber bei den Rhamnianischen Quellen (*Ῥαμνιανὰ πηγάδια*) ans Land, wo die Wasser holenden Rhamnierinnen ihre Schönheit bewundern. Ob sie schon todt ist, bleibt unklar, ebenso wie in der fast gleich lautenden Version bei Pass. No. 476, wo jedoch ein *Μωριανὸν πηγάδι* genannt wird und die Lippen der schönen blutig sind, wovon nach und nach sich das ganze Meer roth färbt; vgl. über diesen Zug Uhland, Schriften zur Geschichte und Sage 7, 224. — No. 300, *Ὁ Χάρος Πραμματευτής* (der Tod als Kaufmann). Version von No. 127, jedoch mit abweichendem Schluss; denn, als die treue Gattin am andern Morgen aufwacht, findet sie statt des Mannes den Tod neben sich im Bette.

Δ. Τσῆ Βλόγας (Hochzeitlieder. No. 302—6). —

Die dritte Hauptabtheilung *Κάλαντα* enthält drei Lieder, nämlich No. 307, *Τὰ Κάλαντα* (ein Sylvesterabendlied); Nr. 308, *Τὸ Νανάρισμα* (ein Wiegenlied), und Nr. 309, *Ὁ Κλήδονας* (ein Gesellschaftsliedchen, das gelegentlich eines die Zukunft betreffenden Orakels am Johannistage gesungen wird.) — Die vierte Hauptabtheilung enthält *Γητέμματα* (Räthsel. No. 310—7); die fünfte *Μαντινάδες* (Distichen, 255 an Zahl), und endlich die letzte *Παροιμίαις*, 201 Sprichwörter, von denen Jeannar. die Mehrzahl theils durch die entsprechenden deutschen oder altgriechischen, theils durch deutsche Umschreibung erklärt. Ich füge noch folgendes hinzu (wobei ich der Kürze wegen die Originalfassung auslasse). No. 11. „Der rotznäsige verlacht den geifernden" — „der Mohr spottet über unsere Schmutzflecken" — „die Schildkröte nennt die Rinder schleppfüssig;"

deutsch: „Ein Esel nennt den andern Langohr (Sackträger).“ — No. 54. „Die Zunge hat keine Knochen und zerbricht Knochen;“ deutsch: „Die Zunge hat kein Bein, schlägt aber manchem den Rücken ein.“ — No. 73. „Besser sind zwei Feiglinge als ein tapferer;“ d.: „Viele Hunde sind des Hasen Tod.“ — No. 74: „Besser fünf in der Hand als zehn in Aussicht;“ d.: „Besser ein Sperling in der Hand als ein Kranich auf dem Dach.“ — No. 76: „Wie Mutter und Vater so Sohn und Tochter“; d.: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“ — No. 81. „Ein Rabe hackt dem andern nicht die Augen aus;“ deutsch tritt statt des Raben die Krähe ein. — No. 93. „Wie der Lehrer, der dich lehrt, so die Dinge, die du lernst;“ d.: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist.“ — No. 96. „Durchnässte Braut, glückliche Braut;“ dazu der Herausg.: „Felicis sponsae gremium perfunditur imbre. — Der glücklichen Braut fällt der Regen in den Schoss.“ Hierzu bemerke ich, dass auch nach einem deutschen allgemein verbreiteten Aberglauben, wenn es der Braut in den Kranz regnet, die Ehe mit Reichthum und Kindern gesegnet wird; s. A. Wuttke, der deutsche Volksaberglaube. 2. A. Berlin 1869, S. 184, §. 266. — No. 101. „Gott ist langmüthig, vergisst aber nicht,“ wozu J. anführt: *„Ζεῦς κατεῖδε χθόνιος εἰς τὰς διφθέρας;“* entsprechender ist der Sibyllinische Vers: *„ὀψὲ θεῶν ἀλέουσι μύλοι, ἀλέουσι δὲ λεπτά.“* — No. 108. „Auch wenn der Wolf alt wird und das Haar ändert, ändert er doch weder den Sinn noch den Kopf;“ d.: „Wolfes Muth — Ward nimmer gut; — Jahre nehmen ihm die Haar, — Aber nicht die Bosheit gar.“ Simrock, Deutsche Volksbücher 5, 562, No. 11809, vgl. 11810. — No. 111. „Vorn ein Abgrund und hinten das Meer;“ d.: „Zwischen Angel und Thür.“ — No. 142. „Ein leerer Sack steht (*στένεται* verdruckt für *στέκεται*) nicht aufrecht.“ J. erklärt dies durch *„Οὐδεὶς πεινῶν καλὰ ᾄδει,“* womit zu vergleichen: „Hungriger Bauch singt einen bösen Alt.“ Simrock a. a. O. No. 5094. — No. 146. „Nimm den Schuh aus deinem Orte, wenn er auch geflickt ist,“ wozu J. anführt: *„Τήνδε μάλιστα γαμεῖν, ἥτις σέθεν ἐγγύθι ναίει;“* vgl. hierzu: „Wer sich freit ein Nachbarskind — Der weiss auch, was er findt.“ Simrock No. 7239, vgl. No. 7328. — No. 175. „Ich sag's dir, Schwiegermutter, damit die Schwiegertochter es höre;“ ebenso ital.: „Dico a te, suocera, perchè tu, nuora, intenda,“ und span.: „A ti te lo digo, suegra, entiendelo tú, mi nuera.“ -- No. 176. „Der grosse Fisch frisst den kleinen;“ deutsch fast ebenso Simrock No. 2469. — No. 179. „Du siehst die Schlange und suchst den Arschschlepper?“ wozu J. anführt: *„Ἀρκτοῦ παρούσης τὰ ἴχνη ζητεῖς;“* Ebenso: „Du suchst den Bären und stehst vor ihm.“ — No. 180. „Der Stock ist aus dem Paradies gekommen“ entspricht dem fliegenden Worte: „Welchen der Herr liebet, den strafet er.“ Sprüche Salom. 3, 12. — No. 186. „Bei dem klugen thu den Mund nur halb auf, bei dem dummen sprich dich deutlich

ner Schwester und setzt auf diesen ... No. 197. „Tausend
Kopf gegen das Reich des K... *Asper* ist es schade";
der König sich begibt, ... *nicht*);" vgl. Simrock
det er in der Nach...
als nicht von Ma... *Glossar*, von welchem ich zuerst die
Täuschung zu ... *denn es hat* deren allerdings mehrere, und
bei Passow ... *seine* Unvollständigkeit, indem eine sehr
und in kü... *fehlen*; so z. B. gleich aus No. 3, 1
S. 142 N... *Wörtern* 185, 10 = γυρεύω zurückkehren; δίπλαν
zu Pas... 288, 9. 10 = θήλυ, θηλύκι Knopfloch;
Eine ... *neben*: θέλω, θελύκι (sonst ἰνσάφι) Mässigung; unter ἀλογομπέγιρο
vor... *M*. 154. 158 *verwiesen*, dieses aber fehlt. Doch wozu noch wei-
w... *wird auf* ... *Beispiele anführen*, da sich deren nur zu viele darbieten und
diese Mangelhaftigkeit um so auffälliger ist, als viele altgriech. Wörter, *die ihre Bedeutung* behalten haben, aufgenommen sind, wie z. B. ἀγριάγαλος, βάτος, βαρύς, κόσκινον, μαυλιστής etc. Andere Wörter *sind ungenügend* erklärt, worauf ich weiter unten zurückkomme, und, *was die Etymologien* betrifft, so sind sie gar oft nur sehr wenig *ansprechend*. Besonders fühlbar ist endlich auch die Abwesenheit *eines geographischen* Index, wie ihn Passow und Chasiotes so vollständig und zu so vielfachem Nutzen gegeben haben. Ich gehe nun auf einzelnes im Glossar über; so kann ἀποντεστινάρω 272, 41 nicht destinare bedeuten; — βασιλεύγω untergehen (von der Sonne) hat mit it. bassare nichts zu schaffen; vgl. Grimm, Myth. 2. A. 702; — βίσεχτος bisextus, unheilbringend, hat letztere Bedeutung wol nur in Folge eines Aberglaubens, wie er auch in Deutschland herrscht; s. Wuttke, der deutsche Volksaberglaube 2. A. §. 105; auch in Frankreich findet er sich, wo der bissexte sogar zu einem bösen Geist geworden ist; — βλέπω hat auch die Bed. hüten (eine Heerde), z. B. 259, 1. 272, 19 (wo nach βλέπει statt des Fragezeichens ein Punct zu setzen ist); — βυζί die Frauenbrust, ist verwandt in gleicher Bed. mit dem deutschen Bietz; — κάνω bedeutet auch „aushalten", 96, 9 und „werth sein", 68, 6; — καπνοπίνω rauchen (Tabak), ich führe dies Wort nur an um zu bemerken, dass man ehedem auch im Deutschen so sagte: „Monsieur Polier ... hatt noch seine zähn, ob zwar gar schwartz wegen daß vielle tabackdrincken." Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Zweite Sammlung. Stuttg. 1867, S. 274 (Litterar. Verein); — καρμανιόλα das Fallbeil, die Guillotine; J. vergleicht hiermit κάρα, manus und carnifex; allein das neugr. Wort ist offenbar das frz. carmagnole, jener berüchtigte Tanz der Revolutionszeit; man sagte aber faire danser la carmagnole à qqn. in der Bed. „hinrichten"; — μπαλάσκα Patrontasche; das dabei erwähnte it. palascio bedeutet Palasch, Säbel, und jenes Wort hängt wol eher zusammen mit μπάλα, it. palla, Kugel; — μπροσκάδα Hinterhalt, Versteck, ist nicht entstanden aus ἔμπρος καθίζω, son-

dern ist das it. imboscata, frz. embuscade; — προσεϱινός provisorisch, augenblicklich, aber 272, 14. 22 ist von einem Schwiegervater und einem Gatten die Rede. Jedoch ich höre auf, einzelne Unvollkommenheiten des Glossars hervorzuheben und will dasselbe jetzt lieber von seiner verdienstvollen Seite ansehen, da es jedesfalls trotz seiner Mängel eine sehr willkommene und nicht bloss sprachliche Hilfe gewährt, indem es auch mancherlei sachliche Erklärungen bietet und überhaupt die Kenntniss des neugriech. Sprachschatzes bedeutend vermehrt. Was die von J. mitgetheilten Lieder betrifft, so enthalten sie zwar mancherlei unbedeutendes, indess der bei weitem grössern Mehrzahl nach sind sie doch in mehr als einer Hinsicht sehr anziehend, und habe ich mir in obigem besonders angelegen sein lassen namentlich auf die Verwandtschaft mit andern neugriechischen Liedern hinzuweisen, weil es einerseits an sich wichtig ist, verschiedene Fassungen eines und desselben Stoffes kennen zu lernen, andererseits aber auch, weil dies oft zu wechselseitiger Vervollständigung dient, zumal wenn es sich um Bruchstücke handelt; dabei jedoch versteht es sich von selbst, dass auch unter den hier nicht erwähnten Liedern sich nicht wenige finden, die an und für sich interessant sind, oder solche, zu denen sich vielleicht auch verwandtes, was mir unbekannt geblieben, finden mag. Jedesfalls also hat sich Jeannaraki um die neugriechische Volksliederkunde kein geringes Verdienst erworben und den Freunden derselben eine sehr willkommene Gabe dargebracht.

Lüttich. Felix Liebrecht.

Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes, herausgegeben von Jakob Baechtold und Ferd. Vetter. Erster Band. A. u. d. T. Die Stretlinger Chronik. Ein Beitrag zur Sagen- und Legendengeschichte der Schweiz aus dem XV. Jahrh. Mit einem Anhang: Vom Herkommen der Schwyzer und Oberhasler. Herausgegeben von Dr. Baechtold. Frauenfeld. Verlag von J. Huber. 1877. Vorwort und Einleitung: LXXXV, Text 202 SS. 8⁰. Mit einem Titelbild in Farbendruck und einer Stammtafel der Herren von Stretlingen. Angezeigt von Ernst Ludwig Rochholz.

Ueber Einrichtung und Umfang des neuen Sammelwerkes, dessen erster Band hiemit vorliegt, erklärt sich ein besonderer Prospectus. Ihm zufolge sollen die älteren Schriftwerke der deutschen Schweiz, vorzugsweise der sog. schönen Litteratur angehörende, theils nach Handschriften, theils nach älteren Drucken kritisch bearbeitet und erläutert, in einer zwanglosen Reihe von Bänden, deren Zahl

vorläufig auf vierzehn angegeben ist, als ein Bild des geistigen wirkens und Besitzthums der Schweiz und ihres Grenzgebietes den Fachleuten und gebildeten vorgelegt werden. Es wird darum an die bekannten grösseren Litteraturperioden Deutschlands erinnert, deren eifriger Theilnehmer die Schweiz jeweilen gewesen ist, da z. B. die St. Galler Mönche unter Notker dem Deutschen an der Bibel, an den Römern und an dem deutschen Heldenliede zugleich arbeiteten; da zur Zeit der höfischen Dichtung auch die Schweiz ihre Minnesänger, Kunstepiker, Legendendichter und Dichterpatrone stellte; da dann im 14. Jahrh. die Didaktik unter Boner und Ammenhausen, ebenso die Mystik unter Suso und den Gottesfreunden sich geltend machte; da das geistliche Drama zu Muri im 13. Jahrh. besteht und im 16. in den reformationsfreundlichen Städten zum bürgerlichen Schauspiel unter Rueff und Manuel grosswächst. Gleichzeitig treibt hier auch das historische Volkslied besonders reiche Blüten. Endlich knüpft sich an die Namen Haller und Bodmer der Untergang der Schuldichtung und die erste Vorahnung vom nahen unserer modernen Classik. Aus solchen Hauptmomenten geistiger Productivität werden die Herausgeber je ein charakteristisches Schriftstück publicieren, bei dessen Auswahl jedoch sie sich durch die politische Grenzlinie, wie dieselbe nun zwischen Deutschland und der Schweiz läuft, nicht bestimmen lassen wollen. Sie beanspruchen vielmehr die innere Berechtigung geistiger und sprachlicher Zusammengehörigkeit mit ihren deutschen Grenznachbarn, von denen Theile des Landes erst vor einigen Jahrzehnten politisch abgeschieden worden sind, und erblicken in der neuerlich einmal versuchten Benennung „Nationallitteratur der deutschen Schweiz“ Missverstand und falschen Patriotismus. Darum werden sie für die zu veröffentlichenden Werke, wenn massgebende Beweggründe vorliegen, auch in das stammverwandte Grenzgebiet hinübergreifen und z. B. einen Rudolf v. Hohenems, obwol er ein Vorarlberger, und ebenso einen Suso, obschon er ein Ueberlinger ist, mit unter die ihrigen aufnehmen. Vor der Hand sollen in den nächst folgenden fünf Jahren erscheinen, 1878: die Schauspiele des Niklaus Manuel; 1879: Elsbeth Stagel und Heinrich Suso, zwei Bände; 1881: Schweizerische Volkslieder; 1882: der Gottesfreund im Oberland und Geistesverwandte aus der Schweiz. Der Subscriptionspreis pro Band von je 20 Bogen ist zu fünf Franken berechnet.

Die Stretlinger Chronik, mit der sich unsere Anzeige nun beschäftigt, ist die imaginäre Geschichte des Freiherrengeschlechtes von Stretlingen, von deren gleichnamiger am westlichen Ufer des Thunersees gelegener Burg noch ein gevierter Thurm übrig ist. Benachbart sind das mit in diese fabelhaften Historien verflochtene alte Kirchlein von Einigen und das Schloss Spiez. Das Geschlecht der Stretlinger, das schon in seinem ersten urkundlichen auftreten die

Zeichen des Verfalls an sich trägt, erlosch 1401, nachdem das Stammschloss seit 1332 durch die Berner zerstört und die Herrschaft käuflich an das Berner Geschlecht der Bubenberge gekommen war. Nicht leicht sind über ein zweites Dynastengeschlecht der Schweiz irrigere Nachrichten verbreitet als über dieses. Sie rühren aus der Stretlinger Chronik her, einem Sagen- und Legendenwerke, das Eulogius Kiburger verfasst hat, der im Dienste Heinrichs von Bubenberg bis 1456 als Pfarrer zu Einigen stand. Das Original liegt im Berner Staatsarchiv. Ein gegen Ende des 16. Jahrhunderts daraus gefertigter Auszug hat bis um Mitte des vorigen Jahrhunderts Anlass zu weiteren fünf Copien gegeben, deren Inhalt, weil von den Ortspfarrern zu Einigen und Spiez unterzeichnet, selbst bei den Historikern bis auf Joh. v. Müller Glauben fand. Den Zweck und Charakter der Chronik schildern wir mit des Herausgebers Worten (S. LI): „Ein im Laufe der Zeiten herab gekommenes Gotteshaus, dessen Ursprung zwar keineswegs, wie hier glaublich gemacht werden soll, ins 3. Jahrh. hinaufreicht (urkundlich wird Einigen 1228 zum ersten Mal genannt, während die Tochterkirchen Spiez und Scherzlingen schon im 8. Jahrh. auftauchen), das aber, wie der Basilikenbau beweist, zu den ältesten Kirchen des Oberlandes gehört — soll durch erhöhte und schriftlich fixirte Tradition im Ansehen wieder zunehmen; namentlich macht hier ein ärmlich dotirter, aber, wie aus dem angeführten Urkundenmaterial hervorgeht, habsüchtiger Priester durch ein litterarisches Product, in welchem er seinen kargen Pfarrkindern eindringlich vorstellt, was dem Kirchherrn eigentlich von Rechtswegen zukäme, den Versuch, seine Einkünfte besser zu gestalten. Endlich soll durch die Stretlinger Chronik einer grossen Lücke, die sich in der Geschichte dieser Alpenthäler befindet, nachgeholfen werden. Desto höher ist der Werth dieses Werkes als Sagensammlung anzuschlagen. Abgesehen von der gelehrten Erfindung und der Compilation, abgesehen von den ermüdenden Wundergeschichten, wird uns hier eine Reihe von Sagen in zwar nicht ursprünglicher, doch anmuthigster Fassung überliefert, die der Stretlinger Chronik stets eine hervorragende Stellung in der Sagengeschichte der Schweiz verleihen wird.“

Bevor näher auf die vorliegenden Sagen eingegangen wird, soll erst an des Chronisten eigenen Worten gezeigt werden, dass Lügen kurze Beine haben, denn Kiburger verschnappt und widerlegt sich nicht selten in seinen gewagten Behauptungen. Wenn er z. B. von den reichlichen Renten und vielen Landgütern erzählt, mit denen der Ritter Arnold von Stretlingen die neu erbaute Kirche bewidmet, so fühlt er die Gefahr, er könne wegen der von ihm namentlich angeführten Liegenschaften, die doch nicht der Kirche, sondern eines andern Eigenthum sind, strafrechtlich haftbar gemacht werden. Er beruft sich daher auf eine lateinische Quelle, die ihm vorgelegen habe, die er aber nicht weiter und genauer ausschreiben wolle: „das

ich hie zu tütsch nit schriben umb argwans wegen, der hie erdacht möcht werden. Aber wer das (zu wissen) begert, der laß im das erlütern und ze tütsch sagen, so fint er das luter in der latin" (S. 36). Dass nun aber diese lateinische Quelle nichts anderes war als das Anniversarium oder Jahrzeitbuch der Ortskirche, dies ist vom Herausgeber (S. XLVIII) hinreichend erwiesen. In dem vorerwähnten Capitel tritt sodann Kiburger aus Ruhmredigkeit seiner eigenen Angabe in den Weg. Kaum hat er der grossartigen Ausstattung seiner Leutkirche mit Glocken, Kelchen, Altarbüchern und einem Taufstein gedacht, so versichert er (S. 38): „ich Elogius Kiburger, kilchherr der kilchen des Paradises, ließ (in dem Jahr 1446) darzu ouch machen einen toufstein, wann ouch zu den selben ziten der touf in einer holzinen standen oder kübel was."

Die wirklichen Quellen nun, welche Kiburger ausgeschrieben und deren Mirakel er mit veränderten Namen der Helden und heiligen auf landesübliche schweizerische übertragen hat, sind nachfolgende: Caesarius von Heisterbach, Dialogus Miraculorum, geschrieben zwischen 1219 und 1222; die Chronik des Gnesner Bischofs Martinus Polonus, † 1278; die Legenda aurea des Jacobus de Voragine, † 1298; das Passionale, ein Reimwerk aus dem 13. Jahrhundert; mittelalterliche Marienlegenden (Ausgabe von Franz Pfeiffer); schliesslich auch Justingers Berner Chronik.

Der Herausgeber war mit Erfolg bestrebt die aus diesen eben genannten Werken in Kiburgers Chronik entlehnten Einzelheiten wieder aufzufinden und hat sie auch meist wortgetreu nachgewiesen. Die dagegen gar nicht oder nicht hinreichend einer Erklärung unterzogenen Einzelsagen wollen wir hier näher besprechen.

Der Bau der Stretlinger Kirche soll in einer Matte am Ufer des Thunersees, wo es heisst Unter dem Ziel, begonnen werden; allein, was da die Werkleute den Tag über an der Grundlage ausgegraben hatten, das fand sich über Nacht immer wieder eingeebnet. Die Kirche wird dann auf der Engel Weisung fernab von da an dem Orte aufgeführt, welcher ehedem das Paradies hiess (S. 31), nun aber Einigen genannt ist (S. 173). Dies ist die Sage von den Wandelkirchen, deren schweizerischem Sagenkreise in meinem Aargauer Taschenbuche von 1862 ein besonderer Abschnitt gewidmet worden ist. Die Geschichte der Gründung des Stiftes Embrach im Ct. Zürich, die in eine vorhistorische Zeit zurückreicht, stützt sich auf dieselbe Sage.

Die Weihe der Kirche zum Paradies soll eben vom Lausanner Bischof vorgenommen werden, als St. Michael erscheint und erklärt, er habe die Kirche bereits durch sich selbst geweiht und befehle daher, dass man hier nun alljährlich das Fest der Engelweihe nachfeiere (S. 43 u. 59). Eben hieraus erklärt sich erst der Name der Kirche, Paradies; denn laut Petrus Lombardus, † 1164, ist St. Michael

als der Seelenherr Praepositus paradisi geheissen. Dasselbe Mirakel findet indess bei der Weihe der weit älteren Closterkirche zu Einsiedeln statt, weshalb das grösste Fest daselbst heute noch das der Engelweihe ist.

Dietrich von Stretlingen, belehnt mit der Landschaft um den Thunersee, erbaut sein Schloss Spiez und nennt es zum Goldenen Hof, weil es auf der luftigen und gesunden Anhöhe steht, die zur Goldenen Luft geheissen hat. Dies erinnert an die von Fr. Rückert besungene Mainzer Sage:

In Mainz ist eine Strasse, Die Goldne Luft genannt.
Als einst von Gasse zu Gasse Die Pest die Stadt durchrannt
Und, was darin gewohnet, Hinraffte in die Gruft,
Da blieb allein verschonet, Sagt man, die Goldne Luft.

Als die Gemeinde Einigen weder ihrem Kirchherrn, noch ihrem Kirchenheiligen Michael mehr gehorchte, schlug dieser die Einwohner mit der Plage der Dickhälse, Kröpfe und Höcker (S. 135, 20). Der Herausgeber erinnert hiebei an die Bündner zu Trimmis, denen, nach dem Bericht ihres frühesten Chronisten Ulrich Campell, seit dem zweiten Jahrhundert schon der Kropf an den Hals gewünscht worden ist, als sie den heil. Lucius bei seinem Bekehrungswerke verspotteten. Auch den Elsässern zu Ammersweiher, die den heil. Deodat aus seinem Besitzthum vertrieben, wurden darauf nur kropfige Kinder geboren. Die dortigen Weiber begeben sich daher kurz vor ihrer Niederkunft jenseits des Dorfbaches, d. h. ausserhalb jener Deodatschen Besitzgrenze, um hier makellose Kinder zu gebären. Rettberg, Kirch.-Gesch. 1, 525. Derlei Sagen sind insofern von Belang, als sie eingestehen, an Ort und Stelle sei der Cretinismus schon seit der Heidenzeit endemisch.

Herr Diebolt von Stretlingen beraubt seine eigene Kirche; seine Seele werfen darum die bösen Geister in das am See gelegene Hellmos (S. 103). Hier scheint die Sage zunächst aus dem blossen Localnamen geschöpft, dennoch aber beruht sie auf dem Rechtsbrauche, Verbrecher lebend in Sümpfe zu versenken: infames coeno ac palude, injecta insuper crate, mergunt. Germania c. 12.

Sowol die den Text begleitenden Noten als auch das zum Schlusse angehängte Glossar lassen nachfolgende Namen, Wörter und Wortformen unerklärt: gebresten 33, 25: Mangel; lidenklich 40, 20: lediglich, ausschliesslich (die vom Herausg. beigesetzte juridische Deutung „ohne Einsprache eines Andern" findet hier keine Anwendung); ein ufrechter herr 12, 19 ist hierkein gerade gewachsener, sondern ein in seinen Ehrenrechten verbleibender Mann, gleichwie ufrechtenklich (17, 27) die rechtlich erworbenen Kirchengüter bezeichnet; St. Michel, der zeichentrager (77, 30): signifer; große töden (94, 10; 96, 32) bezeichnen pluraliter Landseuchen. Fol-

gende Localnamen (S. 37) sind im Ortsnamenregister übergangen: Gundels öig, d. i. Gundoltis augia; Zwiselberg, d. i. Furka; Krummen lachen: die Lâhe, die in Grenzbäume eingehauene Marke. Die Stulmatta zu Latterbach bezeichnet das Landstück, darauf dem Vogte zum Gerichtstage gestühlt wird. Hans Zworlouf (111, 12) trägt den Namen vom Wohnorte zu Worblaufen. Der Berg Gumpelsmad (117, 9) und die Gumpelstuden (164, 14) sind benannt nach ihrem Besitzer Guntbold; wie aargauisch Gumpelsfahr an der Reuss urkundlich Conpoldisfar heisst (Argovia IX, 106). Von den Priestern heisst es S. 47: „durch ir heligen wichung und der wirdigen ämptern so sind sie geheißen gött und darumb hat si gott der herr begabet mit dem primitzzechenden." Hier ist die Pluralform gött eine berechtigte, besonders von dem Berner Fabeldichter Boner gebrauchte, z. B. Fabel XXII:

Sich an mîn grôzen erebeit,
und bit die götte, daȥ si sich
wellent erbarmen über mich.
die muoter sprach, mîn liebeȥ kint,
die götte vast erzürnet sint,
du hast erweckt der götten zorn.

Von Seite XX bis XXVI sind die Lieder des Minnesängers Heinrich von Stretlingen abgedruckt, dessen Lebensperiode hier aus Wahrscheinlichkeitsgründen in die Jahre 1258—1294 verlegt wird; auch die den Dichter darstellende Bildtafel in dem Berliner (Naglerschen) Bruchstücke, publiciert in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1852, ist hier in verjüngtem Massstabe wiederholt. Abgesehen davon, dass jene Liedtexte bereits durch von der Hagen und durch Bartsch ediert sind, wird man dieselben hier deshalb am unrechten Orte finden, weil der Prospectus der Bibliothek den „Schweizerischen Minnesingern" einen besondern Band zu widmen verspricht, in welchem man dann jene Lieder gar noch zum vierten Male zu lesen bekäme.

Im Anhange des Bandes folgt, zum ersten Male gedruckt, der Tractat Vom Herkommen der Schwyzer und Oberhasler, nach der von Hartmann Schedel, dem berühmten Nürnberger Arzte und Chronisten, im Jahre 1497 gefertigten, auf der Münchner Staatsbibliothek liegenden Handschrift. Bekanntlich wird darin die Abstammung der Schwyzer und Haslithaler auf die Nordgermanen zurückgeführt, und zwar mit denselben fabelhaften Beweismitteln, mit denen der Verfasser der Stretlinger Chronik den Ahnherren der Stretlinger zur Zeit des Kaisers Hadrian aus Rom nach Kleinburgund gelangen und am Thunersee seine Stammburg erbauen lässt. Lange, bevor man von Eulogius Kiburgers Chronik wusste, war dieser Tractat den deutschen Historikern bekannt, ja schon der Tübinger Canz-

ler Nauclerus, † 1510, bezeichnet, indem er denselben wahrheitswidrig und nicht erwähnenswerth nennt, als dessen Verfasser einen gewissen Eulogius. Diesem kurzen Worte: „haec refert quidam Eulogius" dachte der feinsinnige Forscher Albert Rilliet nach und bemerkte in seiner Schrift: Les Origines de la Confédération Suisse (Genève 1869) Seite 381: „S'agirait-il d'Eulogius Kyburger, auteur de la Chronique, dite de Strätlingen?" Es liege ihm bis jetzt ein blosser Auszug aus genanntem Tractat vor, fährt Rilliet fort, und so könne er diese Frage nicht entscheiden. Daraufhin hat der Berner Staatsarchivar Moritz von Stürler im Anzeiger für Schweiz. Gesch., VII. Jahrg. S. 239, dieselbe Vermuthung in bestimmterer Gestalt ausgesprochen, während sie jetzt durch Baechtold zu unumstösslicher Gewissheit erhoben ist. Das Baechtoldische Beweisverfahren ist jedoch so umständlich und so sehr mit der ganzen schweiz. Historiographie älterer und neuerer Zeit verknüpft, dass hier auf dessen Wiedergabe, obschon ungern, verzichtet werden muss. Ein Beweissatz sei gleichwol angeführt. Eulogius Kiburger überträgt schon in das erste Capitel seiner Stretlinger Chronik das Material zu zweien Stellen wörtlich aus der Chronik des Martinus Polonus, und auf eben diese Chronica Martiniana als auf seine Quelle beruft er sich auch im Herkommen der Schwyzer, S. 190. Hiemit ist denn ein neuer schlagender Beweis geliefert zu den sonst schon vorhandenen, dass und wie man im 15. Jahrhundert anfieng Schweizer Geschichte zu machen. Auf Kiburger zunächst folgte der Obwaldner Landschreiber Schälly mit seiner Chronik des Weissen Buches, geschrieben um das Jahr 1472; nächstdem, dass er die Einwanderung der Schweden nach Schwyz als eine unzweifelhafte Thatsache berichtet, ist er zugleich der früheste Chronist, der die ganze Tellen-Sage erzählt, also eine ebenfalls aus dem germanischen Norden importierte Sage. Baechtold äussert in diesem Sinne (S. LXXXV): Nachdem durch Kiburgers Herkommen der Schwyzer die ethnographische Beziehung zwischen Nordgermanen und Waldstättern geschaffen war, vollzog die Chronik des Weissen Buches auch die mythische Verwandtschaft. Die Stretlinger Chronik gebraucht sogar die gleichen Localbezeichnungen für die Umgebung des Thunersees, welche das Weisse Buch als die bedeutungsvollsten am Vierwaldstättersee anführt; denn erstere nennt das Rütli, S. 113,4; die Trenke, S. 37, 39; die hohle Gasse, S. 116, 13; ja sogar ein Landstück, gelegen am Täller, S. 72, 19. „Ob dies wohl Zufall ist, fragt hiebei Baechtold (a. a. O.), oder ob am Ende auch im Weissen Buche unser erfindungsreicher Eulogius irgendwie die Hände im Spiel hat?"

Hans Salat, ein schweizerischer Chronist und Dichter aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Sein Leben und seine Schriften. Herausgegeben von Dr. Jacob Baechtold. Basel, Bahnmaiers Verlag, 1876. Vorwort XII SS., Text 308 SS. 8°. Angezeigt von Ernst Ludwig Rochholz.

Johann Salat ist in dem Luzerner Landstädtchen Sursee 1498 geboren, betreibt hier das Seilerhandwerk und trägt davon in eignen und in amtlichen Schriften den Beinamen Seiler. Gleich seinen beiden Brüdern wird er frühzeitig Reisläufer und steht theils als Söldner, theils als Feldschreiber (Fourrier) abwechselnd bei den Truppen im Mailändischen, in Piemont und der Picardie. Aus Feindseligkeit gegen Zwingli, der dem schmählichen Söldnerdienste ein Ziel zu setzen suchte, wird Salat ein leidenschaftlicher Gegner der Reformation und führt als Lohnschreiber der Partei die Feder nicht feiner als vorher die Pike. Nachdem er auf Seite der katholischen Cantone die beiden Kappeler Feldzüge gegen Zürich mitgemacht und sich in der Stadt Luzern häuslich niedergelassen hat, erhält er hier das Bürgerrecht und rückt von der Stelle eines Gerichtssubstituts zum Gerichtsschreiber vor. Gleichwol verfällt er gleichzeitig selber der Justiz, denn im städtischen Strafbuche sowie in seinem eigenen Tagebuche stehen die wiederholten Folgen seiner wüsten Sitten verzeichnet. Eilf Kinder hat er bereits in zweiter Ehe, dennoch sitzt er bei den Dirnen im Frauenhause. Darüber fällt er in Schulden, er fälscht die Gutscheine seiner Gläubiger und Bürgen, wird des Amtes entsetzt und aus Gnaden nur der Stadt verwiesen, während sonst auf Fälschung Todesstrafe stand. Sein ältester Sohn entlief, sein Weib hatte ihn bereits verlassen. Nun treibt er sich über fünf Jahre an verschiedenen Orten und in verschiedenen Vagantenrollen umher, als Chirurg, Schauspieler, Litterat, Schulmeister, Notar, Soldat, immer wieder um Erlaubniss zur Heimkehr flehend, da man ihn ohne amtliche Ausweisschriften an fremden Orten nirgend lange dulde. Wenn man ihn nicht erhöre, droht er, so sei er am Ende gezwungen, statt ein handfester wahrer Christ zu sein, zu den Gegnern des katholischen Glaubens überzugehen, von wo ihm Anerbietungen zukommen. Luzern konnte sich, so lange er seine Gläubiger nicht befriedigt und den angerichteten Schaden vergütet hatte, nicht weiter mehr mit ihm befassen, Sursee dagegen gestattet ihm, wiewol erst um das Jahr 1552, die Rückkehr. Hier nun verschwindet er uns aus dem Gesicht, nachdem er wegen einer geringen an ihn gestellten Schuldforderung abermals einen Skandalbriefwechsel in den Druck gegeben hatte und darüber gerichtlich gebüsst worden war. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Der Luzerner Staatsarchivar Theodor von Liebenau hatte nach den von ihm aufgefundenen Acten eine Biographie Salats bereits

vollendet in der Absicht, sie sammt einer Sammlung der Salatschen Schriften zu veröffentlichen, verlor aber zuletzt den Geschmack daran und stellte sein gesammtes Material dem gegenwärtigen Herausgeber zur Verfügung. Dass nun auch diesen ähnliche Bedenken anwandelten wie Herrn von Liebenau, dies deutet er bezüglich seines verwilderten Pamphletisten und dessen von Roheit und Grausamkeit strotzender Libellen an mehreren Stellen des Vorwortes und der Einleitung selber an. Er belächelt es auch, wenn die Partei, welcher der sitten- und charakterlose Salat diente, ihn noch neuerlichst den „edeln und charaktervollen Salat" nennt (so in Mings Leben des Bruder Klaus v. Flüe, III, 309, und im Jahrbuch für die Litteratur der Schweiz. Gesch. II, 92), oder wenn derselbe gar in den Actis Sanctorum, sub 22. Martii IX, ein Plätzchen angewiesen erhält als „vir integritate ac prudentia eximius". Allein Hr. Baechtold, der unlängst und nun neuerdings eine „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz" zu liefern versprochen hat, meint in Salat ein hervorragendes satirisch-rhetorisches Talent zu erkennen und wird also auf ein solches zu Gunsten seines Hauptwerkes nicht haben verzichten wollen. Wahrscheinlich wird jedoch ein Theil der Leser dieser Würdigung wenig beipflichten, ohne deshalb das Buch selbst in seinem geschichtlichen Kern geringer zu schätzen. Denn unter manchem anderm liefert es den abermaligen Erweis, dass kirchliche Gegenreformationen selten oder nie mit den Waffen des Geistes, nur gar zu oft aber mittels der „rohen Canaille" begonnen und durchgesetzt worden sind.

Das Buch liefert zehn verschiedene Schriftstücke und Lieder, deren Text der Herausgeber kritisch gereinigt, orthographisch geregelt und mit sprachlichen und sachlichen Erläuterungen ausgestattet hat. Ueberblicken wir nun die einzelnen Abschnitte nach ihrer chronologischen Aufeinanderfolge.

Salats Tagebuch sammt einigen Briefen, hier zum ersten Male veröffentlicht, hat auffallender Weise fast gar nichts aus dem damaligen reichen Geistesleben mitzutheilen, dagegen um so mehr Söldnerfahrten, Mordthaten, Hinrichtungen, Missgeburten, Gespenstergeschichten. Mit schamloser Rundheit notiert Salat, wie oft er im Frauenhause oder auch im Polizeigefängnisse gelegen hat, trotz des eigenen Klopfgeistes, der ihn bei nahenden Gefahren regelmässig zu warnen pflegte.

In dem langen Spruchgedichte Tanngrotz, so benannt nach dem Tannenschoss, das die Katholiken als Parteizeichen auf die Hüte steckten, ergiesst er seine Galle gegen die neugläubigen, zählt alle möglichen Schimpf- und Schmitznamen her, mit denen sich der gegenseitige Hass der Cantone seit der Reformation überhäufte, und stellt hart neben diese Unzuchtsreden den Preis der Sieben Sacramente und Christi, „des obersten Feldherrn" in diesen Putschen und Balgereien. Vorstellungs- und

Ausdrucksvermögen ist nicht bloss niedrig, sondern auch ärmlich, und das politische Urtheil ein so wenig raffiniertes, dass er den über den Feind in der Feldschlacht errungenen Sieg nicht einmal nach des besiegten Widerstandsfähigkeit verwerthet. Er wirft dem bei Kappel geschlagenen Züricher Heerhaufen Verzagtheit vor und drückt dies mit der einfältigen Phrase aus: „die fînd' grinnen (grunzten) wie die schwîn'." Es folgt dann das Schmachlied gegen den in eben jenem Treffen gefallenen Zwingli. Hier besingt er jene ganze Schinderscene, welche der frevelnde Feind an Zwinglis auf der Walstatt aufgefundener Leiche durch den Luzerner Henker vornehmen liess. Bern klagte wegen dieses Pamphletes auf Landfriedensbruch, und Luzern war, so sehr es sich auch sträubte, gezwungen den Poeten in den Thurm legen zu lassen. Der gefühllose Lohnschreiber berühmte sich dessen öffentlich in seiner Reformationschronik: „Beschlußent ihn sine Herren zu Lucern in Waßerthurn, vergaßent siner 70 Gloggenstund darinn, damit solt der arm Man gebüost haben. Tröst ihne Gott, helff der Tüfel dem Bären: dan Er ist ihme oft glich!" Der Zürcher Historiker Heinrich Bullinger, Zwinglis Amtsnachfolger, erwiderte damals derlei Grosshansereien mit seinem „Salz zum Salat" und erklärt hier, Salats Schreiberei geberde sich, als ob sogar die Ehrbarkeit in den katholischen Landestheilen an solchen unverschämten Lästerungen und an dem aufreissen kaum vernarbter Wunden Lust hätte, während doch jeder Biedermann das Gegentheil glauben muss und keine Obrigkeit so zuchtlos und schlecht sein darf und kann, als der Tanngrotz ihr zumuthet zu sein.

Der zurecht gewiesene antwortete hierauf mit dem Triumphus Herculis Helvetici, worin er Zwingli zum Sünden-Hercules aller abgefallenen Priester, Bilderstürmer, Kelchdiebe und Kistenfeger macht und an ihrer Spitze zum Hexentanze auf die Matte bei Prattelen ausfahren lässt. Nicht einmal des Wittwenjammers von Zwinglis hinterlassener Frau schont hier der Barbar (S. 134). Wir bezeichnen hier nur die Verse 51, 93 und 476 als den Ausbund pöpelhafter Rede, ohne uns weiter mit dem Stank dieses Polykakomerdicus zu beekeln.

Salats nächstes Werk war das Leben des Bruders Nikolaus von Flüe, eine meist wörtliche Uebersetzung der von Wölflin zu Bern 1501 lateinisch verfassten Biographie jenes Einsiedlers. Die den Titelholzschnitt erklärenden Verse eignet Baechtold dem Salat mit Unrecht zu, da dieselben schon 1518 zu demselben Zwecke publiciert waren. Der Beweis hiefür steht in meiner Schrift: „Die Schweizerlegende vom Br. Klaus" S. 237. Ebenso unstatthaft ist Baechtolds Meinung, dieses Salatsche Schriftchen sei ein „friedliches Volksbuch". Es ist vielmehr ebenfalls und ganz ausschliesslich aus derselben Feindseligkeit gegen die protestantischen Cantone

entsprungen wie alles frühere. Dies erweist schon das Vorwort, welches nicht aus Wölflin mit übersetzt ist. Hier erkeckt er sich zu folgender Capucinerfolgerung: Moses, Elias und Christus haben, der erste zweimal vierzig, die anderen je einmal vierzig Tage, ohne jegliche Nahrung gefastet. Der Unterwaldner Bauer Klaus dagegen habe diese drei mit seinem fast zwanzigjährigen absoluten fasten weit übertroffen. Da er dieses Wunder aber nur mittels des heil. Altarsacramentes vermocht und letzteres darum allmonatlich in dem festen Glauben genossen habe, in der consecrierten Hostie Gottes Leib und Blut wirklich zu empfangen, so ist Klaus mit diesem seinen „handfesten" Glauben zugleich der stärkste Beweisgrund, dass die christkatholische Lehre von der bei jedem Messopfer vollzogenen Wandlung die allein echte und unzweifelhafte Christenlehre sei, womit denn auch der Eidgenosse Klaus seinen neugläubigen Mitbürgern ihre Pflicht erkläre, sich mit den altgläubigen wieder zu einigen.

Büchlein nennt sich ein der Eidgenossenschaft gewidmetes Spruchgedicht, welches in breiter verwilderter Sprache alle möglichen biblischen und altrömischen Eigennamen aufzählt. Es eifert gegen die vornehmlich in kleinen Republiken grassierenden Leidenschaften des Ehrgeizes, Neides, der Habsucht und Parteiung. Auffallend ist dabei des gewesenen Gerichtsschreibers Versicherung, dass zu seiner Zeit das schwören von Meineiden gerade in der Eidgenossenschaft im Schwange gehe.

Das Lied vom Zug in die Picardie bleibt hier unbesprochen, da es bereits in Liliencrons Sammlung gedruckt steht.

Das Vorwort zu Salats Reformationschronik besteht aus fünfzehn erstaunlich lahmen Capiteln. Es enthält abermals schnöde Verdächtigungen gegen alle Reformatoren, wobei dann theils Zwinglis missleben, Ketzerei und Untergang als Erfüllung einer uralten Prophezeiung des angeblichen Sehers Appoliney, theils der Bruder Klaus als die Säule der Rechtgläubigkeit, als der von Gott begnadete geschildert wird, durch welchen die Eucharistie und das Messopfer gegen die Ketzer aufrecht erhalten worden ist. Schon hier schreibt Salat seine früheren Schriften aus, er thut dies noch mehr in seiner im Auftrage der Regierung von Ob- und Nidwalden verfassten Staatsschrift Geschichte und Verantwortung des Brünigzuges, d. h. des gegen die Regierung Berns mitten im Frieden unternommenen bewaffneten Einbruches der Obwaldner in das Berner Haslithal. Diese Abhandlung steht gedruckt im Archiv f. Schwz. Ref.-Gesch. (Piusverein), Bd. II, S. 101—151.

Unter den dem Texte beigefügten Worterklärungen haben wir folgende Wörter unerklärt gefunden: Nadelbendli 128: Nadelbüchse; — das helmli abnemen 131: den kürzeren ziehen; — verbunst 150, 10. 162, 32. 196, 3: Missgunst; — mundfel 156, 21: Bissen; — ürten 210, Zeile 952: Zeche; — der Wolfmonat

(S. 33) ist nicht November, sondern December; so ist er noch angesetzt im Raths-Erkenntniss der Stadt Zürich v. 1589; vgl. Schauberg, Zeitschr. f. schwz. Rechtsquellen 1, 305. Ein störender Druckfehler ist S. 142, 19 unberichtigt geblieben: großen stein, statt stern.

Herders sämmtliche Werke. Herausgegeben von Bernhard Suphan. Erster Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1877. XLIV und 548 Seiten 8⁰. Angezeigt von Robert Boxberger.

Es ist erfreulich, dass sich eine junge, rüstige, viel versprechende und viel leistende Kraft gefunden hat, die sich uneigennützig der wichtigen und dankbaren Aufgabe unterzogen hat, uns das werden eines schöpferischen und noch mehr zu neuen genialen Schöpfungen anregenden Geistes wie Herders in einer kritischen, möglichst chronologisch geordneten, möglichst vollständigen, auf die Originale zurückgeführten, mit Erläuterungen versehenen Ausgabe zu liefern. Dazu waren drei Factoren nöthig, und man weiss nicht, über welchen von den dreien man sich am meisten freuen soll. Der erste Dank aber gebührt entschieden dem Herausgeber, welcher voraussichtlich einen werthvollen Theil seines Lebens ohne beträchtliche Entschädigung ausser dem Lohne und dem Genusse, den er in seiner Arbeit selbst findet, dieser Aufgabe wird widmen müssen. Der zweite Dank gebührt den k. preussischen Ministerien des Unterrichts und der Finanzen, welche den Nachlass Herders von dessen Erben zunächst für die Suphansche kritische Ausgabe, dann als bleibendes Eigenthum der Berliner Bibliothek erwarben. Erst dadurch ist diese Ausgabe überhaupt möglich geworden. Herr Dr. Suphan bemerkt darüber S. VI: „Schwerlich kommt der Nachlass irgend eines unserer Classiker, Goethe ausgenommen, an Umfang und Werth demjenigen gleich, den das Herdersche Familienarchiv uns aufbewahrt hat. Zu den meisten Werken Herders, vornehmlich den bedeutenderen seiner reifsten Zeit, ist das Manuscript vollständig oder doch in beträchtlichen Bruchstücken erhalten; theils liegen die letzten, theils die für das historische Verständniss ausserordentlich wichtigen älteren Bearbeitungen vor, daneben eine Fülle von Vorarbeiten und Studien in Excerpten- und Arbeitsheften. In ihren ungedruckten oder bis jetzt getrennt von den «Werken» und meist unvollkommen veröffentlichten Bestandtheilen enthält diese Sammlung bedeutenden Zuwachs für die Werke, namentlich an solchen Stücken, die als Bindeglieder geeignet sind den inneren Zusammenhang scheinbar getrennter Arbeiten erkennen zu lassen; und mit ihrer Hilfe wird es erst möglich, einen authentischen Text herzustellen. Die ersten Herausgeber liessen die kritische Bearbeitung

zurückstehen hinter anderen in ihrem Sinne wichtigeren Aufgaben, an deren Ausführung sie mit redlicher Mühe gearbeitet haben. Sie haben die Handschriften fast nur zur Vervollständigung der Werke benutzt, zur Berichtigung des Textes sind dieselben bis jetzt noch nicht verwendet worden, und hierfür leisten sie, da die Originalausgaben vieler Schriften äusserst fehlerhaft gedruckt sind, die wichtigsten Dienste." — Der dritte Dank endlich gebührt dem uneigennützigen Verleger, der die Ausgabe so würdig ausstattet.

Der erste Band enthält, nach der chronologischen Anordnung des ganzen, Herders Jugendschriften, darunter zuletzt die so wichtigen „Litteratur-Fragmente". Wie gewöhnlich die Jugendschriften grosser Schriftsteller erst spät aus der Vergessenheit verschollener Zeitschriften oder aus dem Nachlass an das Licht gezogen werden, ebenso auch hier. Der Herausgeber äussert sich darüber S. XV f.: „Die Sammlung der kleinen Schriften, welche die gegenwärtige Ausgabe zum ersten Male darbietet, verdankt ihr Entstehen zuvörderst der wirksamen Beihilfe, welche gelehrte Freunde in Königsberg, Riga und Dorpat mir geleistet haben. Ihrer thätigen Theilnahme gelang es, mir die seltenen, verloren geglaubten ersten Drucke zuzuführen, und so ward es möglich, auf dem Wege historischer oder philologischer Forschung vereinzeltes und verstecktes zu ermitteln und als Herders Eigenthum zu erweisen. Auf diesem Wege boten mir R. Hayms gleichzeitige Forschungen eine höchst willkommene Förderung. Ich habe den Gang und die Ergebnisse meiner auf die Aufsätze bezüglichen Untersuchungen in mehreren Abhandlungen der «Zeitschrift für deutsche Philologie» dargelegt."

Der Plan der Ausgabe ist von Moriz Haupt begutachtet und gebilligt, von Julius Zacher gleichfalls mit Theilnahme begleitet und das ganze Unternehmen durch diesen verdienten Gelehrten, Suphans Lehrer, wesentlich gefördert worden. Der Schüler hat sich seines Lehrers würdig gezeigt, denn die beiden Einleitungen, die Behandlung des Textes, die Anmerkungen machen den wolthuendsten Eindruck und verrathen eher die Hand eines Meisters als etwa schülerhafte Befangenheit und Unsicherheit. Ref. wäre in Verlegenheit, wenn er Ausstellungen machen sollte, obgleich es ihm, wie es einem Recensenten zukömmt, durchaus nicht an Lust dazu fehlt. Meist bietet die Vergleichung der von einem Autor benutzten Bücher Gelegenheit zu Textverbesserungen u. dgl. Ich habe deshalb zu Herders Anzeige von Schaws [Shaws] Reisen S. 81 ff., einem Buche, welches Herder auch sonst vielfach benutzt hat und welches auch zur Erklärung einer Stelle bei Lessing dient, die von Herder angezeigte deutsche Uebersetzung (von Merck, wie Suphan S. 535 nachweist) verglichen, aber auch hier alles in Ordnung gefunden, ausser etwa, dass S. 85 Z. 8 zwischen coluber und chelydrus wahrscheinlich ein Komma stehen muss, nach S. 160 des erwähnten Buches.

Und so bleibt mir nichts übrig als die angenehme Pflicht, das Unternehmen dem deutschen Publicum recht warm an das Herz zu legen und auch meinerseits sowie im Namen der deutschen Litteraturfreunde dem erhabenen Kaiserpaare, in dessen Händen Deutschlands Geschicke liegen, den Dank der Wissenschaft auszusprechen, dem Kaiser für die Munificenz, mit der er dem Herausgeber die Mittel zu den umfassenden Vorarbeiten gewährt und das erscheinen der Ausgabe in einer ihrer Bedeutung würdigen Gestalt ermöglicht hat (S. X f.), der Kaiserin für die Gnade, mit der sie gestattet hat, dass das Werk in Form einer Zueignung unter den Schutz ihres erhabenen Namens gestellt wurde. Der Schriftsteller, dem diese Auszeichnung gilt, war ihrer im höchsten Grade werth. Denn, was ein Jahrhundert später durch deutsche Heldenkraft unter Kaiser Wilhelms glorreicher Führung auf französischen Schlachtfeldern errungen worden ist, dem haben unsere grossen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, in aller Stille zwar, aber darum doch nicht minder bemerklich, vorgearbeitet.

„So sei denn,“ sagt Suphan S. X, „mit dieser schlichten Rechenschaft über das Geleistete der Grundstein gelegt zu dem Denkmale, das einem der Edelsten unsres Volkes aus seinen eigenen Schätzen aufgebaut, in seiner Vollendung ein Zeugniss sein soll von der Macht und Tiefe deutschen Geistes. Erschien es doch gerade in den Tagen der neu erstehenden Herrlichkeit des deutschen Reiches, ein Jahrhundert, nachdem Herder mit seinen ersten Schriften die Nation zur Pflege ihrer eigensten geistigen Art und Kraft aufgerufen, als eine Ehrenpflicht deutscher Wissenschaft, seinem Genius gerecht zu werden und das Erbe, das er seinem Volke hinterlassen, in völligem Bestande, in unverfälschter Form dem gegenwärtigen Geschlechte nahe zu bringen, dem kommenden zu überliefern!“

Oldenburgs litterarische Zustände von 1773—1811.

Ein Wanderer, der das Hochgebirge bereist, mit stets wachsendem Interesse die mannigfach sich ausbreitenden Höhenzüge verfolgt, mit Bewunderung zu den Riesenhäuptern hinaufschaut und sich mit ihnen durch fleissige Forschungen immer vertrauter und bekannter zu machen sucht, — er wird sich in freundlichster Weise angezogen fühlen, wenn er auf seinen Wanderungen ein Thal antrifft, das mit anspruchslosem Reize zu den Füssen der hoch sich hinziehenden Grate liegt, mit denen es durch bald sanft sich erhebende, bald steiler ansteigende Bergrücken in Verbindung steht, das jedoch auch für sich eine Welt im kleinen bildet und durch Wiesengründe, Waldesschatten, murmelnde Bäche den reisenden erfreut und ihm eine wolthuende Abwechselung gewährt nach dem Anblick der gigantischen Bergmassen und schäumenden Wasserfälle.

Dieses Bild drängte sich dem Ref. unwillkürlich auf, als er mit hoher Befriedigung ein anziehendes Buch aus der Hand legte, dessen vollständiger Titel lautet: Aus vergangenen Tagen. Oldenburgs literarische und gesellschaftliche Zustände während des Zeitraums von 1773 bis 1811. Von G. Jansen. Oldenburg 1877. Während die deutsche Litteraturgeschichte sich im allgemeinen vorzugsweise mit unsern geistigen Heroen beschäftigt, sie auf Schritt und Tritt verfolgt und daneben mit Recht den grösseren oder geringeren Einfluss abwägt, den dieselben auf Bildung und Geschmack gewannen, so weit die deutsche Zunge klingt, werden wir hier von dem Verf. in eine abgelegene Ecke des nordwestlichen Deutschlands geführt und mit Zuständen und Verhältnissen vertraut gemacht, von denen wir seither nur in mangelhafter und oberflächlichster Art Kenntniss erhalten hatten. Und diese Lücken sehen wir jetzt ausgefüllt durch eine Schrift, die nach Anlage und Durchführung, nach Inhalt und Form durchweg als meisterhaft anerkannt zu werden verdient. Der Verf. verbindet mit umfassender Kenntniss der allgemeinen und particularen Litteraturentwickelung eine pietätvolle Hingebung an seinen Gegenstand und einen klaren, mitunter schwungvollen historischen Stil; aus dem confusen Wirrwarr vierzigjähriger Tagesereignisse weiss seine sichere Hand ein übersichtlich geordnetes, scharf gezeichnetes Bild zu entwerfen, auf welchem wir eine Menge wolbekannter Persönlichkeiten in treuer Aehnlichkeit gezeichnet finden, dieselben jedoch in Beziehungen und Wechselwirkungen dargestellt erblicken, die bisher noch nicht bekannt waren. Erwähnen wir daneben noch, dass eine nicht unbedeutende Menge von handschriftlichem Material hierbei zum ersten Male an den Tag tritt, so bleibt über das abzugebende Endurtheil kein Zweifel.

Als der letzte Regent der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, Graf Anton Günther, im J. 1667 kinderlos gestorben war, gieng die Regierung der Erblande über an den nächsten Agnaten, den König von Dänemark, als Nachkommen des Grafen Christian von Oldenburg, der im J. 1448 zum König jenes Reiches erwählt worden war; aus einem selbständigen Particularstaat ward eine dänische Provinz. Kein Wunder, wenn im Laufe der Zeiten die Blicke der Bewohner jener Landstriche sich von Deutschland abwandten und mit vorwiegendem Interesse an Dänemark hiengen; dänische Statthalter standen an der Spitze der Regierung, und, was man gutes zu hoffen, übles zu besorgen hatte, hieng nicht weniger von den massgebenden Persönlichkeiten in Kopenhagen als von den wechselvollen Phasen der dänischen Politik ab. Dazu gesellte sich die ungünstige geographische Lage, die Trennung von den Nachbarn durch die ausgedehnten Mor- und Haidestrecken im Osten, Süden und Westen, der Mangel an allen genügenden Communicationsmitteln. Schon früher,

noch unter Anton Günthers Regierung, hatten die verwüstenden Wogen des Dreissigjährigen Kriegs nur in leisen Ausläufen diese entlegenen Ufer bespült; alle späteren Ereignisse, die sich auf deutschem Boden vollzogen, bis zum Siebenjährigen Krieg und diesen mitgerechnet, berührten die oldenburgischen Interessen in keiner Weise. Statt dessen ward mit lebhaftestem Antheil alles verfolgt, was in Kopenhagen sich ereignete, — und ein günstiges Geschick fügte es, dass während der letzten Zeit der dänischen Oberherrschaft, nach dem Falle des Ministers Struensee, zwei bedeutende Männer nach Oldenburg geführt wurden, deren überlegene Welterfahrung, vielseitige Verbindungen und schriftstellerische Thätigkeit einen reichen Einfluss auf die dortige Bildung gewannen, — Helfrich Peter Sturz und Georg Christian von Oeder. Ersterer, geb. 1736, gest. 1779, verband mit gründlicher Kenntniss der alten eine grosse Belesenheit in der modernen französischen und englischen Litteratur, ein lebendiges Verständniss für alle Gegenstände der Kunst, einen feinen durchgebildeten Geschmack, und war durch seine persönliche Stellung zu dem berühmten Minister Graf Bernstorff, sowie durch seine eigenen bedeutenden Leistungen auf dem Felde der deutschen Litteratur in nahe Beziehungen getreten zu vielen der hervorragendsten Schriftsteller jener Zeit. Mit Klopstock war er eng befreundet, mit dem Historiker Schlegel, den Gerstenberg, Basedow, Claudius, Merck u. a. in regem Verkehr. In Struensees Sturz mit verwickelt, ward er als Regierungsrath nach Oldenburg versetzt und verzehrte sich hier in Sehnsucht nach einer Verbesserung seiner äussern Stellung, was ihn jedoch nicht hinderte, vorzügliche prosaische Aufsätze zu schreiben, die ihm einen Platz unter unsern besten Stilisten anweisen, wie namentlich die allerliebste „Reise nach dem Deister" (Vorgebirge des Harzes), keine Reisebeschreibung etwa, sondern die Beweisführung in dialogischer Form, dass eine gescheite Frau ihren Mann, ohne dass dieser es ahnt, in allen Lagen des Lebens an einem unsichtbaren Leitfaden führen kann, wohin sie will, — ein Aufsatz, der, wie die meisten seiner übrigen inhaltreichen, anmuthigen und feinwitzigen Schriften, in unserer Gegenwart so wenig gekannt ist, dass er sogar in der Geschichte der deutschen Litteratur von H. Kurz, Bd. 3 S. 653, als Reise an den „Dnister" (Fluss in Russland) angeführt werden konnte. — Sein Leidensgefährte Oeder, geb. 1728, gest. 1791, hatte ursprünglich Medicin studiert, wandte sich jedoch mit Vorliebe zur Botanik und ward 1752 Professor in Kopenhagen. Als solcher unternahm er das grosse Werk der Flora Danica, welches, zugleich dänisch, deutsch und lateinisch abgefasst, lange für das hervorragendste seines Faches galt. Häufige Reisen vermittelten die genaue Bekanntschaft mit den politischen und wirthschaftlichen Verhältnissen des Landes und führten ihn zur Abfassung einer Denkschrift „über die Frage, wie dem Bauernstande Freiheit und

Eigenthum in den Ländern, wo ihm beides fehlt, verschafft werden könne." Obgleich dies augenblicklich keine praktischen Folgen hatte, sicherte ihm doch die Bedeutung, die er dadurch gewann, eine einflussreiche Stellung auch nach der Entlassung des Ministers Bernstorff; er ward jedoch ohne eigene Verschuldung in Struensees Fall mit verwickelt, und man entledigte sich seiner, indem man ihm, dem Botaniker, dem Statistiker, die Stelle eines Landvogts, d. i. Directors des Landgerichts in Oldenburg übertrug, — höchst charakteristisch für eine Regierung, welche nicht die Amtsobliegenheiten, sondern nur das Amtseinkommen ins Auge fasste! Oeder blieb in beständiger Beziehung zu allen geistigen Bewegungen seiner Zeit und erwarb sich ein anerkanntes Verdienst um seine neue Heimat durch die Organisation der noch heute bestehenden Wittwencasse. Zehn Jahre später erinnerte man sich seiner auch in Kopenhagen, da die Bauernfrage sich nicht länger beseitigen liess; jetzt kam seine Denkschrift zur Geltung, und es ergieng an ihn der Ruf, in dänische Dienste zurückzukehren. Der sechzigjährige fühlte sich jedoch an die neue Heimat gefesselt und verliess Oldenburg nicht.

Beide Männer fanden in der kleinen, hässlichen, durch Wall und Graben eingeschränkten Stadt eine Anzahl tüchtiger Beamter, traten jedoch sehr bald in ein näheres Verhältniss mit einem jungen Manne, der damals Advocat war, bald aber als Mitarbeiter und Stellvertreter des auf dem Richterstuhle sich sehr unbehaglich fühlenden Oeder in den Staatsdienst trat und sowol in dieser Stellung als auch vorzugsweise durch seine litterarischen Leistungen und durch seinen Feuereifer für die gerade in dem Jahrzehnt nach 1770 sich entwickelnde neue Richtung unserer deutschen Litteratur von unschätzbarem und erfolgreichstem Einfluss auf das geistige Leben in seiner Vaterstadt ward. Gerhard Anton von Halem, geb. 1752, besuchte seit 1768 die Universitäten Frankfurt a. O. und Strassburg, machte 1770 sein Doctorexamen in Kopenhagen, übernahm 1771 nach dem Tode seines Vaters dessen Anwaltspraxis und trat bald darauf, wie erwähnt, in den Staatsdienst als Assessor bei dem Landgericht in Oldenburg. Die Schilderung der Wirksamkeit und Vielseitigkeit dieses Mannes macht einen Haupttheil des vorliegenden Buches aus; dieselbe vereinigt eine durchdringende Klarheit mit so knapper Kürze, dass es unmöglich ist, von der anziehenden Darstellung im Auszuge ein Bild zu geben. Wir müssen uns mit der Erwähnung begnügen, dass Halem ein fleissiger Mitarbeiter von Boies deutschem Museum war, mehrere Epen dichtete (Conradin, Adelheid von Burgund), viele Reisen machte, über die er ausführlich berichtete, so mit Mendelssohn und Herder, Merck und Boie, Claudius, Moeser, Dohm, Gleim und Lessing, Wieland, Zimmermann, Oelsner, Reimarus und Knigge in nähere persönliche Berührung kam, — dass er den Agamemnon des Aeschylus übersetzte, einige Trauerspiele

und mehrere novellistische Erzählungen schrieb, die einflussreichen Oldenburgischen Blätter vermischten Inhalts gründete und zehn Jahre lang redigierte, später in Gemeinschaft mit Woltmann die Monatsschrift „Irene“ und die Zeitschrift „Geschichte und Politik“ herausgab und besonders als historischer Schriftsteller sich bekannt machte durch die Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen Münnich, das Leben Peters des Grossen und die ausgezeichnete Geschichte des Herzogthums Oldenburg in drei Bänden, die von der Kritik begrüsst ward als „die vollständigste Geschichte, die wir von irgend einer Provinz des deutschen Reichs besitzen“. Doch sind es weniger seine eigenen Schriften, was ihn zum Mittelpunct des geistigen Lebens seines Wohnorts machte, als seine Begeisterung für die neue Litteratur und seine ununterbrochene Verbindung mit geistig verwandten Männern. Der Verf. macht die sehr richtige Bemerkung: „wie Boie, Nicolai und andere gehört Halem in der Litteraturgeschichte des vorigen Jahrhunderts einer Gruppe von Männern an, deren Hauptverdienst, auch wenn sie durch eigene Leistungen sich Beifall gewannen, doch in der von ihnen persönlich ausgehenden Anregung und Förderung der litterarischen Bestrebungen ihrer Zeit beruht und die deshalb auf den Gang der Bildung derselben thatsächlich eine grössere Einwirkung geübt hat als mancher nambafte Dichter und Schriftsteller, welcher herkömmlich seine Stelle unter den deutschen Classikern einnimmt.“

Dass dieser Einfluss gerade in dieser Periode einen dankbaren und empfänglichen Boden fand, dazu verhalf ein gleichzeitig eintretendes politisches Ereigniss: Oldenburg ward von der Verbindung mit Dänemark losgelöst und trat wieder als selbständiger Staat in die Reihe der übrigen Reichsstände. Die Kaiserin Elisabeth von Russland hatte den Sohn ihrer an den Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp vermählten Schwester Anna, Karl Peter Ulrich, zu ihrem Nachfolger bestimmt, und der Einfluss dieses, schon als Grossfürsten, war vorwiegend genug, um einen Vertrag mit Dänemark zu hintertreiben, vermöge dessen der Gottorpsche Antheil an dem Herzogthume Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst ausgetauscht werden sollte; seit 1750 hatte man von dänischer Seite, unter wesentlicher Betheiligung des spätern oldenburgischen Statthalters Grafen Lynar, alte Streitigkeiten mit dem Hause Holstein-Gottorp in solcher Weise zu beendigen gesucht. Als jedoch nach der kurzen Regierung des Kaisers Peter III., Januar bis Juli 1762, dessen Gemahlin Katharina allein den Thron bestiegen hatte, ward 1767 dieser Vergleich von ihr als Vormünderin ihres Sohnes Paul provisorisch abgeschlossen und von letzterem nach erlangter Volljährigkeit im Mai 1773 bestätigt. Dabei ward zugleich bestimmt, dass die beiden Grafschaften nicht an Russland fallen, sondern an die jüngere Holstein-Gottorpsche Linie, repraesentiert

durch den Herzog Friedrich August, Fürstbischof von Lübeck, abgetreten werden sollten. Die feierliche Uebertragung fand im December 1773 statt, und ein Jahr später wurden durch kaiserliches Diplom die beiden Grafschaften zu einem Herzogthume des heiligen Römischen Reiches erhoben.

Es ist selbstverständlich, dass durch diese Regierungsänderung ein engerer politischer und geistiger Zusammenhang mit Deutschland angebahnt und befördert werden musste, — und dies ward rasch genug sichtbar. An die Stelle der früheren Besuche Kopenhagens traten Reisen in die deutschen Länder, die zur Anknüpfung vielfältiger persönlicher Beziehungen mit hervorragenden Männern Veranlassung gaben und schon im J. 1779, in Folge eines Besuches von Halem in Hamburg, zur Gründung einer litterarischen Gesellschaft in Oldenburg führten, welche noch heute besteht und also in kurzer Frist ihrem hundertjährigen Jubilaeum entgegensieht. Von den selbständigen Landesherren, deren dirigierender Minister Graf Holmer bei den litterarischen Bestrebungen der Zeit lebhaft sich betheiligte, wurden wiederholt bedeutende Persönlichkeiten in den oldenburgischen Dienst berufen und solcher Weise die Verbindungen nach aussen immer vielseitiger und umfassender. Gramberg, Kruse, Hellwag, Ueltzen, Hennings, Mutzenbecher, Ahlwardt, Herbart, Woltmann, Marcard, Runde, von Berger, von Türck, Brandes sind lauter Männer, welche in engeren und weiteren Kreisen, der eine mehr, der andere weniger, einen selbständigen und nachwirkenden Einfluss ausgeübt haben. Als einer der bekanntesten tritt uns der Graf Friedrich Leopold von Stolberg entgegen. Seit 1776 waren von ihm Beziehungen zu Oldenburg angeknüpft, die durch seine Vermählung mit der liebenswürdigen Agnes von Witzleben sich immer enger gestalteten. Damals schon war er Gesandter des Fürst-Bischofs in Kopenhagen, und, da letzterer auch Herzog von Oldenburg war, ergab sich die Uebersiedelung dorthin von selbst. Im J. 1783 zum Landvogt in Neuenburg ernannt, übernahm er diese Stellung im J. 1785, wenige Wochen nach dem Regierungsantritt des Herzogs Peter Friedrich Ludwig. Dieser Regierungswechsel veranlasste eine vorübergehende Gesandtschaftsreise nach Petersburg. Dann führte er ein glückliches Familienleben, in engem Zusammenhang mit Oldenburger Freunden, namentlich Halem, und in fleissiger Uebung der Dichtkunst. Im Herbst 1788 ward durch den Tod der lieblichen Agnes diese Existenz vollständig aufgelöst. Stolberg verliess den oldenburgischen Dienst, ward dänischer Gesandter in Berlin, kehrte jedoch schon 1791 in seine früheren Verhältnisse auf Antrag des Herzogs zurück und ward Regierungspraesident in Eutin. An der Seite einer zweiten, reichen Gemahlin trat er in diese Stellung — allein nicht lange nachher machen sich lebhafte, durch die französische Revolution hervorgerufene und bis zu krankhafter Gereizt-

heit gesteigerte Meinungsverschiedenheiten mit allen seinen näheren Freunden geltend, und folgt der wesentlich durch den Einfluss französischer Emigrantinnen herbeigeführte Uebertritt zur katholischen Kirche. Wir haben vor kurzem in der vortrefflichen Biographie des alten Johann Heinrich Voss von Herbst eine ausführliche Darstellung des dadurch veranlassten Zerwürfnisses mit diesem alten Freunde und des bekannten litterarischen Kampfes erhalten; wir finden in dem vorliegenden Buche eine gleich eingehende und lebendige Schilderung der zwischen Stolberg und Halem sich vollziehenden Trennung. Auch das bestehende Dienstverhältniss wurde aus gleicher Veranlassung getrennt; Stolberg nahm seinen Abschied: wir haben mit Vergnügen zwei schöne Briefe wieder abgedruckt gefunden, die der Herzog an Stolberg bei dieser Gelegenheit schrieb und die dem Buche von Hennes: „Graf Friedrich Leopold von Stolberg und Herzog Peter Friedrich Ludwig" entnommen sind.

Für Halem sollten nach diesem Gemüthsschmerze noch manche andere bittere Erfahrungen folgen: die französische Occupation des Herzogthums griff störend in sein Leben. Im Anfange des J. 1812 ward er als Mitglied des kaiserlich französischen Gerichtshofes nach Hamburg versetzt und, als nach Vertreibung der Franzosen der Herzog im December 1813 in sein Land zurückgekehrt war, erhielt er die Stelle eines ersten Regierungsrathes zu Eutin. Er versöhnte sich jedoch rasch mit dieser Bestimmung, die Geschäfte erfüllten ihn mit Befriedigung, und der Bewegung auf dem Gebiete der Litteratur wendete er auch von Eutin aus rege und thätige Theilnahme zu bis an seinen Tod, der am 4. Januar 1819 eintrat. Wir können uns nicht versagen das Endurtheil des Verf. über diesen bedeutenden Mann hier ausführlich mitzutheilen:

„Will man im Rückblick auf eine so mannigfaltige und persönliche Thätigkeit das Wesen dieses für Oldenburg so merkwürdigen Mannes, welcher als Dichter und Schriftsteller auf das geistige Leben seiner Vaterstadt einen grösseren Einfluss geübt hat, als je ein Anderer vor ihm oder nach ihm, mit wenigen Worten bezeichnen, so wird man sagen müssen, dass die starke Seite seiner geistigen Veranlagung vor allem in einer hochentwickelten Empfänglichkeit für die Ideenströmungen, welche die Zeit bewegten, in einem ausgebildeten Sinne für poetische Form und in einer grossen Leichtigkeit der Darstellung bestand. Dabei kam ihm eine ungewöhnlich umfassende und vielseitige Belesenheit, die Gabe leichter und sicherer Aneignung in den verschiedensten Gedanken- und Empfindungskreisen zu Hülfe, und seine litterarische Wirksamkeit war getragen von dem unermüdlichen und unerschöpflichen mit sich fortreissenden Feuereifer, welcher das Zeitalter bezeichnete. So war er den Zeitgenossen, denen er nahestand, vielleicht mehr der beredte Interpret des geistigen Wesens ihres Jahrhunderts in seinen ausgeprägtesten

Richtungen, als dass sich gerade seine Individualität als solche überwiegend ihnen gegenüber geltend gemacht hätte: denn eben diejenige Eigenschaft, welche den Dichter ausmacht — wirkliche Ursprünglichkeit der Empfindung —, war ihm am wenigsten eigen, und das Gepräge frischer Naturwahrheit, das einem Gedicht die Dauer im Munde des Volkes verbürgt, geht seinen Schöpfungen durchweg ab. Deshalb sind auch Halems poetische und bellettristische Schriften heutzutage so gut wie vergessen, und ein Versuch das Interesse an ihnen als solchen wieder aufzufrischen würde wenig Aussicht auf Erfolg haben. Aber das mindert weder das Verdienst des Verfassers noch das Urtheil über den Werth seiner Schriften für ihre Zeit und den Kreis, auf welchen sie wirkten. Als bedeutungsvoller Mittelpunkt reicher und fruchtbarer Anregung wird Halems Name in der Specialgeschichte der deutschen Litteratur den Platz dauernd behaupten, welchen die Mitlebenden auch in weiteren Kreisen ihm gern einräumten. Für seine engere Heimath war er der Vermittler ihres geistigen und gemüthlichen Lebens mit der grossen Litteraturbewegung des Jahrhunderts, und von seinen Werken sind nachhaltige Spuren auch in dem Geist der spätern Geschlechter zurückgeblieben. Den Geschichtschreiber Halem weiss noch heute nach seinem Werth zu schätzen auch wer den Dichter Halem nur vom Hörensagen kennt."

Jeder Freund der deutschen Litteraturgeschichte ist dem Verf. für diese ausgezeichnete Arbeit zum wärmsten Dank verpflichtet. Wenn man glaubte, dass es auf diesem zum grössten Theil so wol angebauten Felde noch Stellen gäbe, die als steril und entlegen einer Beachtung kaum werth wären, so hat er uns gezeigt, dass es nur an unsern blöden Blicken lag, wenn wir die Blumen- und Fruchtgehege nicht kannten, in welche er uns einführt. Es gibt derartiger Stellen noch mehrere in unserm Vaterlande. Möge dies Buch Anlass und Anreiz geben zu anderweiten gleich erfreulichen Forschungen!

Karl von Beaulieu-Marconnay.

Miscellen.

1.

Eine Stelle im Schiller-Goetheschen Briefwechsel.

Am 26. Juli 1800 schreibt Schiller (No. 752): „Ich lege ein neues Journal bei, das mir zugeschickt worden, woraus Sie den Einfluss Schlegelscher Ideen auf die neusten Kunsturtheile zu Ihrer Verwunderung ersehen werden. Es ist nicht abzusehen, was aus diesem Wesen werden soll, aber weder für die Hervorbringung selbst, noch für das Kunstgefühl kann dieses hohle leere Fratzenwesen erspriesslich ausfallen" u. s. w. In Goethes Antwort heisst es (No. 754): „Zuletzt sollte ich Ihres Memnons nicht vergessen, der denn auch wie billig zu den merkwürdigen Erscheinungen und Zeichen der Zeit gerechnet werden muss." Dass dies die Antwort auf Schillers Sendung des Journals sei, hat Düntzer (Schiller und Goethe S. 213) erkannt, doch will er lesen: „Ihrer Mnemosyne", denn zwei Hefte einer Zeitschrift dieses Namens gab der bekannte Hennings in diesem Jahre heraus. Zufällig bin ich auf das richtige gestossen. Beim durchblättern des Weimarer Journals des Luxus und der Moden von 1800 fand ich im Intelligenzblatt No. 9, September, S. CXCIII die buchhändlerische Anzeige von: „Memmon, eine Zeitschrift, herausgegeben von A. Klingemann. Ersten Bandes erstes Stück gr. 8. Leipzig bey W. Rein. 1800. 16 gr." Romantische Ansichten der Poesie zu geben, die Kunst innerhalb ihrer eigenen Grenzen darzustellen u. s. w. ist nach der Anzeige Zweck dieser Zeitschrift. Die Inhaltsangabe weist folgende Stücke auf: Memmon — An Julius — Religion, Poesie, Fragmente an Louise — Gespräche über die Kunst — Briefe über Schillers Wallenstein — Poesien, darunter ein Sonett an Tieck. Der Herausgeber scheint der Braunschweigische Dramaturg August Klingemann zu sein, und, obgleich mir die Zeitschrift nicht vorliegt, so wage ich doch zu behaupten, dass sie es war, welche Schiller, vermuthlich wegen der Wallenstein-Briefe, zugeschickt erhalten hatte und an Goethe sandte. Wilhelm Fielitz.

2.

Phalaecische Verse Luthers.

Luther schrieb im Jahre 1545 seinen Sarcasmus in Epicurum nieder, der anfängt:

Vitam quae faciunt suis beatam
Porcis, haec Epicurus ille tradit,

(18 Hendekasyllaben) und in der Erlanger Ausgabe, Exegetica Opera

Lat. Tom. XVII, 265 ff., aber ohne Angabe des Jahres, abgedruckt ist. Handschriftlich befindet sich dies Gedichtchen in Dr. Salomon Hirzels Msc. der Tischreden Luthers v. J. 1563, 8vo, Blatt 63', und in den handschriftlichen „Excerpta haec omnia in Menſa ex ore D. Ma: Lutherj. Anno Dni. 1.5.4.0" des Germanischen Museums no. 20996, Bl. 78. Zuerst ist es abgedruckt am Ende des „Ineptus Religiosus ad mores horum temporum descriptus M. I. S. Anno 1652" (2 Bogen 12°), über welches Büchelchen Lessing eine Rettung geschrieben hat (Gotthold Ephraim Lessing's sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann und Wendelin von Maltzahn. Vierter Band. Leipzig. 1854. S. 69—88). Lessing liess darin das Gedichtchen wieder mit abdrucken, S. 82 f., und bemerkt dazu, S. 83: „Diese Verse sind die besten nicht; und sie würden schwerlich hier stehen, wann ich sie gemacht hätte." Dass sie von Luther sind, war ihm unbekannt, und der Abdruck im Ineptus Religiosus ist fehlerhaft.

Johann Karl Seidemann.

3.

Rusdorfs Beschreibung einer Jesuitenkomoedie.

Als Johann Joachim Rusdorf, der bekannte kurpfälzische Diplomat, im Jahre 1619 eine Gesandtschaftsreise nach London unternahm, war er in Cöln Augenzeuge einer theatralischen Aufführung der Jesuiten, welche er in einem Schreiben an Johann Georg von Gruen, das datiert ist „Heidelbergæ VIII. Id. Junii CIↃIↃCXIX" und abschriftlich sich in der Sammlung der Briefe Rusdorfs in der Casseler Handschrift Mss. Jur. fol. 47 S. 735 ff. vorfindet, folgendermassen beschreibt*:

Triduo postquam Heidelbergâ urbe egreſsi sumus, ... Coloniam Agrippinam delati sumus: ibi negotiorum, quæ expediunda erant, conficiendorum cauſsâ paulùm substitimus. Dum ego traducendo tempori per urbem exspatior, et collegium Iesuitarum prætergredior, animadverto comoediolam ibi ludi; curiosus novitatis in eo aſsideo; video hominem capitonem macie et exsangui pallore squallidum deformi et horribili adspectu inferni cujusdam Dæmonis figuram præferentem, compedibus ferreis ligatum et ex Orci cancris emiſsum, in theatrum trahi, et ex vinculis cauſsam dicere juberi. Multa de suà noviter inventà sectà in medium afferre, ad eam spectatores et omne genus hominum blandè invitare, quoniam observatu facilior Catholicâ Romanâ, nullis etiam regulis limitata aut obstricta, nullis disciplinis, jeju- [S. 736] nijs, vigilijs, precum repetitionibus aut ejusmodi cultui fastidioso et defatigabili obnoxia sit; sed omnimodà libertate amabilique voluptates explendi licentià atque privilegijs religionem sibi ex animi

* Die hier folgende Briefstelle ist erwähnt bei Friedrich Krüner, Johann [!] von Rusdorf. Halle, 1876. S. 38. — Vgl. auch Archiv für Litt.-Gesch Bd. 4. S. 112 und 540.

lubidine fingendi, cunctaque pro arbitrio faciendi gaudeat: contra jus fasque sibi vincula injecta et compedes: nihil mali promeritum, obsecrare igitur per omnes Deos Deasque ut numellis expeditis pristinæ libertati et vitæ restituatur. Hæc et id genus similia edifsertabat. Postquam finierat, adolescens plenus irarum et truci vultu prodit et complosis manibus ac pedibus acri et virulento sermone in miserum Lutherum, (: is enim per illum captivum repræsentabatur :) intonat et debacchatur: scorto moniali natum, transfugam efse, unà cum religione et ordinis, cui consecratus erat, habitu pudorem etiam ac timorem omnem exuifse; virgines Deo dicatas vi claustris eripuifse, et per summum scelus in medià luce nemine non aspectante, tanquam impudentifsimum canem, constuprafse, turpifsimarum voluptatum coeno totum coopertum eò delapsum insaniæ et malitiæ ut nullo scelere et flagitio Deum offendi pofse statuerit et docuerit. Eum tanquam araneam in se suxifse quidquid ubique errorum et falsæ doctrinæ fuerit, omnes denique hæreses, quæ ab ipso nascentis Ecclesiæ exordio in hunc usque diem exstiterint et invaluerint, scrutatum fuifse, easque jam dudum sepultas ab Orco in vitam revocafse: omnium, qui unquam vixerint, hæreticorum improbitatem atque impietatem longè superafse: cum inferorum Rege intimam et indivulsam familiaritatem et communionem congrefsumque habuifse perpetuum. Hinc ipsum in libro de mifsà angulari scribere, sibi diabolum de facie notum efse, eo doctore plurima condidicifse, tam arctam denique necefsitudinem cum illo coluifse, ut multos modios salis, sicut in proverbio est, unà comederint, et ambo nonnisi eodem lecto, cubiculo et mensà fuerint usi. Sectam et doctrinam cerebrosi istius capitonis scelerum ac libidinum omnium fomitem efse, pacis publicæ excidium, et virtutum Christianarum scopulum. Tenebrionem istum primum autorem exstitifse, qui Germaniam pacatifsimam et otio gaudentem bellicis motibus, seditionibus, turbis, dedignatione parendi implerit, et contumaciam, rebellionem, perfidiam in animos subditorum infuderit. Ab ejus doctrinà tanquam ex impuro fonte Bohemicorum tumultuum [S. 737] ebullitiones promanafse et semina traxifse. Eam enim contemtum legitimi Magistratus et odium supremæ potestatis invehere; subjectos ad licentiam, obnisum et oblocutionem contra suos Principes impellere: Imperatoriæ Majestatis et auctoritatis jus et decus antiquare et exsibilare. Hinc certum et indubitatum efse, pacem et concordiam firmam in Europà et in Imperio nunquam futuram, nisi priùs auctoritas bestiæ illius Islebicæ, (:ita agnominabatur Lutherus:) penitùs convellatur et secta sectatoresque ejus funditùs exstirpentur, igne, ferro, aquà necentur: talia plura animos imperitæ et affectibus indulgentis juventutis irritantia, et conceptum in nostros homines odium foventia cum ingenti applausu theatri dicta fuerunt: tandem unanimi consensu miser Lutherus orco detrusus & æternis poenis adjudicatus fuit. Sic finita fuit fabula.

Ein schön kurtz lied von den zweien Christlichen Fursten Hertzog Iohann Friderich Churfursten zu Sachsen und Philips Landgraffen zu Hessen, als sie des wort Gottes halben von Kayser Carl pekriegt sein worden im 1546 jar, im thonn wie man Hertzog Georgen von Bairen singt.

Mitgetheilt
von
Wilhelm Crecelius.

Mit lust so wil ich singen
Ietzund zu diser frist
Von new geschehen dingen,
Das ietz vor augen ist.
Got behuet uns vor der Spanier mort,
Ins teutsch land sind sie kumen
Zuverfolgen Gottes wort.

Got tröst die frumen fursten
Aus Sachsen und Hessenlandt,
Nach der warheit thut sie dursten,
Ist uns gar wol bekandt,
Die frumen fursten hochgeborn,
Gottes wort thun sie peschutzen,
Thut dem Bapst und Kayser zorn.

Got der herr wirt sie pewaren
Und halten in seiner huet,
Kain gut und gelt sie sparen,
Sie wagen land leut und guet,
Sie wagens als gar dapffer dran,
Got wirt sie nit verlassen,
Wirt in sein peystandt than.

Land und leut thun sie verlasen
Und machen sich auff die pan,
Wol auff die rechten strasen,
Nun merckt ir weib und man,
Was Got maint zu diser letzten zeit,
Die hertzen zu probiren,
Welchs pekantnus seins glauben geit.

Der herr probirt den glauben
An den seinen in diser welt,
Die sich seins worts nit lassen peraubeh
Von wegen gut und gelt,
Ob das das rechte zaichen sei,
Unser ler ist recht geschaffen,
Ist heillig gut und frei.

Ir fursten thut haim raysen
In ewr land haim zu hant,
Peschutzet witwen und waysen
In ewrem vatter lant,
Die weil euch all welt zu verlon,
Christus wirt euch erhalten
In seinem ewigen thron.

Das liedlein thut peschliessen
Ein ainfeltiger Christ,
Thuts den gotlosen hauffen vertriessen,
Daran ligt im zu kainer frist,
Er ist gerust als ein kriegsman,
Die warheit wil er helffen erhalten,
Sich alzeit darpei finden lan.

Handschriftliches Blatt aus dem Nachlass Hasslers. — Gleichen Anfang und Versbau hat das Lied „Mit Lust so will ich singen Costanz zu Lob und Ehr“ (Liliencron Nr. 573), welches aber erst ins Jahr 1548 fällt. Vgl. über die Melodie Liliencron Nachtrag S. 71 Nr. LXV. Die Bezeichnung „wie man Herzog Georgen von Baiern singt“ ist a. a. O. nicht mit aufgeführt.

Hans Sachs als Gegner des Markgrafen Albrecht Alcibiades.

Von

Edmund Goetze.

Unter den von Lochner in dieser Zeitschrift (Bd. III S. 26—44) veröffentlichten Urkunden befindet sich (S. 41) ein Bericht, der am Tage nach Hans Sachsens Tode durch einen Rathsbeamteten von Nürnberg aufgenommen wurde. Ein gewisser Veit Fesselman hatte, man weiss nicht auf wessen Antrieb und mit welcher Berechtigung, an den Rath die Bitte gerichtet, man möchte „etliche gedicht" des verstorbenen, die bis dahin noch nicht gedruckt waren, sich von den Erben ausantworten lassen: es könnte durch eine etwaige Veröffentlichung derselben Aergerniss entstehen. Ganz besonders hebt er „zwen paſquillos, ainen von dem ſchloß Plaſſenburg vnd den andern von Hohenlandſperg" hervor.

Das eine dieser Pasquille ist, wie schon Goedeke, Hans Sachs, Einleitung S. XXVI** bemerkt hat, noch erhalten. Dasselbe ist ebenso wie „ein wunderlicher dialogus, vngereimt", der in dem verlornen 5. Spruchbuche stand, in Prosa abgefasst. So sind zu den bisher bekannt gewordenen vier Gesprächen des H. Sachs in Prosa (vgl. Vier Dialoge von Hans Sachs hrsgg. von Reinh. Köhler, Weimar 1858) zwei andere nachgewiesen. Im ganzen hatte er aber „artlicher dialogos ſiben, doch ungereimet in der pros" verfasst, und sein letztes siebentes Prosastück ist noch nicht aufgefunden; denn das in der eben angeführten Anmerkung bei Goedeke als solches bezeichnete „gesprech von der himelfart margraff albrechz anno 1557" ist gereimt. Nach dem Generalregister steht es im 11. Spruch-

buche Bl. 125 ff. Dort finde ich indes, dass auf der zweiten Seite des betr. Blattes wol der Anfang, die ersten 24 Verse, noch vorhanden, dass dagegen die folgenden vier Blätter, 126 — 129, herausgeschnitten sind. Die gestrengen Rathsherren scheinen es also mit der Vernichtung des Gedichtes sehr ernst genommen zu haben; sogar die Namen „margraff albrecht“ und „die merckischen“ wurden in den erhaltenen Anfangs- und Schluss-Versen ausradiert. Auf Bl. 130 nämlich stehen noch 17 Zeilen mit der Unterschrift „anno salutis 1557 am 6 tag februarj 300 vers“.

Dieses Datum nun stimmt mit demjenigen des Gedichtes überein, das Johannes Voigt in dem 2. Bande seiner Geschichte des Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, Berlin 1852, S. 285—292 veröffentlichte. Und wirklich haben wir in demselben, wie die Vergleichung der Ueberreste zeigt, das beregte Gespräch vor uns.

Dieselbe Quelle, aus welcher Voigt schöpfte, benutzte auch Emil Weller zu dem erneuten Abdruck des Stückes in seiner Hans-Sachs-Bibliographie S. 121—133; denn die Willsche Bibliothek, die dem ersteren sein Original darbot, bildet ja jetzt einen Theil der Nürnberger Stadtbibliothek, aus welcher Weller seine Abschrift genommen zu haben vorgibt. Freilich ist das Heft mit dem Gespräch von der Himmelfahrt Markgraf Albrechts (bez. Will. III 785) nicht, wie der frühere Besitzer Will darauf angemerkt hat, die Handschrift des Verfassers Hans Sachs. Von vornherein mussten schon Formen wie „dz“ oder „vnnd“, die wol in gedruckten Gedichten des Sachs zu lesen sind, die er selbst aber nie schreibt, stutzig machen. Der Augenschein beseitigt aber jeden Zweifel.

Man vergleiche nur einmal das Facsimile in Bechsteins Deutschem Museum N. F. 1. Bd. (Leipzig 1862) nach S. 158 und das andere in Naumanns Catalogus libr. mss. bibliothecae Sen. Lips. (Grimae 1838) Tab. IV mit dem bei Ghillany, index rariss. aliquot libr. mscr. quos hab. bibl. publ. Noriberg. (Norib. 1846) S. 18 gegebenen Stücke, und trotz der Stumpfheit des lithographischen Druckes wird man sich überzeugen, dass in den ersten beiden Nachahmungen sicher beglaubigter Sachs-Manuscripte eine ganz andere Hand sich zeigt als in dem

Nürnberger Exemplare. Was dort Will als unzweifelhaft des Dichters eigene Handschrift bezeichnet, ist bestimmt nicht von demselben geschrieben, und alle Folgerungen, die aus jener Bemerkung besonders von Ghillany a. a. O. S. 82 für andere Nürnberger Handschriften gezogen sind, werden dadurch hinfällig. Das auch von Weller, Sachs-Bibliographie S. IX, erwähnte Manuscript der Solgerschen Sammlung (Nr. 56) ist von derselben Hand, die fälschlicher Weise für die des berühmten Meistersängers gehalten wird. Der genannte Folioband ist wegen der Fülle der sauber geschriebenen Meistergesänge, die er enthält, höchst werthvoll. Nur hat sie eben der Verfasser nicht selbst geschrieben.

Soweit ich gesehen, besitzt die Vaterstadt des Hans Sachs keine Zeile von seiner Hand. Es scheint, dass Gottsched bei seiner Anwesenheit in Nürnberg alles mit fortgenommen habe, was damals noch von dem Dichter geschrieben in seiner Heimath sich vorfand. Er erzählt in seiner prolusio academica 1750: allicuerat me huc (nach Nürnberg, das er totius fere Franconiae ocellum nennt) bibliotheca illustris quondam viri, Godofredi Thomasii, thesauris litterariis omnis generis aevique abundans, meisque finibus inservientia multo plura subministratura, quam quos nupero anno ex eadem aere meo comparaveram; manuscripti Poetarum veterum germanicorum codices plures quam XXX (nämlich ibi erant). Und diese wanderten sämmtlich nach Leipzig, von wo sie später nach Dresden und Weimar mit andern Schätzen der Gottschedschen Sammlung kamen.

Jene Pasquille und „Gedichte“ nun, deren Veröffentlichung der Nürnberger Rath am Tage nach H. Sachsens hinscheiden beanstandete, beziehen sich auf das Verhältniss der Stadt zu dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, dem seines hin und her schwankenden politischen verhaltens wegen der Beiname Alcibiades gegeben worden ist.

Unter den Fürsten, welche Hans Sachs wiederholt in seinen Gedichten als diejenigen erwähnt, von denen dem deutschen Lande viel Unheil erwachse, und die er mit dem Worte „Schnapphannen“ bezeichnet, erfährt Albrecht Alcibiades am meisten den herben Tadel des Volksdichters. Ohne bestimmten reli-

giösen Standpunct in diesem von theologischen Streitigkeiten erfüllten Jahrhunderte und nur auf die Bedürfnisse seines Geldbeutels bedacht, lieh er seinen Arm sogar den Feinden des Vaterlandes. Den Pfeffersäcken aber, wie er die Nürnberger mit Vorliebe nannte, mit deren damals mächtiger Stadt seit den Zeiten seines Grossvaters und länger schon die Herren des Fürstenthums Ansbach in Streit lebten*, hatte er insbesondere tödlichen Hass geschworen, weil sie seinen Ansprüchen gegenüber fest ihre Rechte vertheidigten. Den Gesinnungen seiner Mitbürger gab Hans Sachs mehrfach derben Ausdruck; ihn durch Beschönigungen abschwächen zu wollen ist zwecklos und vergeblich, wenn gleich auch Albrecht nur aus den Anschauungen seiner Zeit heraus beurtheilt werden darf. Mit welcher Freude die Nürnberger es vernommen haben mögen, als ihr Widersacher tüchtig aufs Haupt geschlagen worden war, können wir daraus entnehmen, dass H. Sachs gleichsam als Sprecher seiner Landsleute die Zeitung, die von der Niederlage berichtete, in Verse brachte. Die Historia steht in seinem 9. Spruchbuche (Hds. der Leipziger Stadtbibliothek) Bl. 7 und lautet:

die ander ſchlacht ſo margraff Albrecht
verloren hat anno 1553 den 11[!] ſeptem:

[N]ach dem vnd margraff albrecht hat
zw geutten** pey praunſchweig der ſtat
gehabt mit rewtern ſieben fannen
hat mit gehalten nit weit von dannen
auf eim perg den vorteil eingnumen 5
vnd hat entpotn zv im ſol kumen
herzog hainrich von praunſchweig fein
da halt er vnd wöll warten ſein
vnd ſol ſich mit im im feld ſchlagen
da hat er gfunden kainen zagen 10
wan herzog hainrich hat gnumen

* Von der Fehde, welche gerade ein Jahrhundert früher die Nürnberger mit Albrecht Achilles auszufechten hatten, erzählen Volkslieder, von denen zwei in der Germania IV S. 361—370 bekannt gemacht worden sind. Vgl. a. Liliencron, histor. Volkslieder Bd. 1. S. 419 ff.

** Geiteln Hortleder, Kaysserl. u. Kön. Handlungen usw. Frankfurt a. M. 1618 S. 1140, Geitelt derselbe a. a. O. S. 1141. Der Ort heisst jetzt Geitelde.

ſein raiſſig zewg iſt zw im kumen
alda hat ſich zv paider ſeit
erhaben gar ein harter ſtreit
von ſchieſſn vnd ſtechn ein lawt gedös 15
von roſſen ain gſchray vnd geſtös
pis entlich auf der lincken ſeiten
des margraffen hauffen in dem ſtreiten
wurt zaghaft vnd die fluechte gab
der ander dail der zueg auch ab 20
erſt hengten die Braunſchweicker nach
in die flüechtigen ſchos vnd ſtach
pis in die praunſchweickiſch lantweer
vnd ſint der margreffiſchen mer
in der fluecht vnd der walſtat vnden 25
in die ſechſhundert dot gefunden
vnter den auch dot funden wart
klas Berner vnd johann pickhart*
vnd andere ritmaiſter mer
aus dem margreffyſchen heer 30
ſint in der ſchlacht zv poden gangen
auch vil gueter lewt worden gfangen
Bl. 7′ auf des margraffen ſeiten vnd
auch vil rewter hart worden wund
doch hat aus den götlichen gnaden 35
herzog hainrichs volck wenig ſchaden
in obgemelter ſchlacht genumen
iſt ſighaft frölich haimhin kumen
doch margraff albrecht wie wir leſen
iſt nicht in dieſer ſchlacht geweſen 40
ſunder auf eim perg in der nehen
gehalten vnd hat zw geſehen
pald ſein rewter flohen auff dem feld
da gab er auch das verſen geld
vnd auf eim leich[t]en ros pehent 45
hinein in die ſtat praunſchweick rent
alſo die ſchlacht in dieſer friſt
warhafticlich ergangen iſt
got geb das gueter fried erwachs
aus der ſchlacht ſo wünſchet hans ſachs 50

anno ſalutis 1553 (corrigiert aus 1525)
am 25 tag nouembris.

---

* Hortleder a. a. O. S. 1140 Johann Bicker — S. 1141 und 1143 Joachim Bicker.

Es ist die Schlacht vom 13. September 1553 gemeint, die Joh. Voigt a. a. O. II S. 128—131 beschreibt.

Unter der ersten, welche nach der Ueberschrift vorausgesetzt wird, ist wahrscheinlich die Schlacht bei Sievershausen zu verstehen, wo der „Meſſias der Pfaffen, Herzog Moritz aufgeflogen war“, wie sich Albrecht drastisch ausdrückt. Ueber die zweite erschien bei Georg Merckel auf dem Neubau bei der Kalkhütten, dem bekannten Nürnberger Drucker vieler Sachsischer Schriften, eine warhafftige Zeitung (Emil Weller, die ersten deutschen Zeitungen [litt. Verein 111] S. 152 Nr. 201), die wirklich auch den 11. September als Schlachttag angibt. Gewiss hat Sachs nach dieser seine Verse gemacht. An manchen Stellen stimmen dieselben fast wörtlich mit dem Berichte an Carlowitz vom 13. September 1553 bei Hortleder S. 1139 f. überein. Aus solchen officiellen Schriftstücken schöpften ja die ersten Zeitungen.

Ebenso wie dieses Stück entgiengen die beiden folgenden, ebenfalls gegen Albrecht Alcibiades gerichteten den nachspürenden abgesandten des Nürnberger Rathes. Das eine befindet sich im 9. Spruchbuche Bl. 132—138.

Ein geſprech der götter wider den aufrüeriſchen füerſten margraff albrecht vnd ander füerſten vnd ſtet deutſchlands.

[A]ls man zelt funfzehundert jar
vnd vier vnd funffzig gleich als war
wider all pillikeit vnd recht
abgſagter feint margraff albrecht
des piſchoff würzperg vnd Bamberg 5
vnd auch der reichſtat Nürenberg
vnd ſer plueturſtig mit in krieget
doch ſo oft man im obgeſieget
erlegt vnd aus den feld in ſchlueg
doch almal an langen verzueg 10
gerueſtet er pald wider kam
vnd pracht ein groſes volck zuſam
zw ros vnd fues üeber die mas
weil er doch rings vermüegens was
das wundert mich / vnd auf ein nacht 15
lag ich der ſach lang nach gedacht

wie ſolichs nur het ainen ſin
in den gedancken ſchlieff ich hin
mich dawcht / wie ich ſech ain geſicht
im ſchlaff / wie ich mit küerz pericht 20

fraw racio

fraw racio / die köm zw mir
ſagt wol auf ich wil zaigen dir
als was zv wiſſen dw pegerſt
das dw vürpas zv frieden werſt
vnd pund mir die zwen flüegel an 25
die dedalus der kunſtreich man
ſeim ſun icaro het gemacht
darmit flueg ich pey finſter nacht
doch flog fraw racio mir for
der ich nachfolget auf dem gſpor 30
ganz vogel ſchnell an alles irn
Bl. 132′ hinauff zumb lewchtenten geſtirn
pis vür den höchſten ſal jouis
darin ſach ich clar vnd gewis
jouem ſizen auf ſeim tron 35
kaiſerlicher geſtalt mit zepter kron
als ob er halten wolt gericht
nach dem daucht mich in dem geſicht
wie das vür den got jouem drat
minerua in ſchneweiſer wat 40
die göttin der weiſheit alda
auch kam mit ir juſticia
die trueg ein wag vnd ein plos ſchwert
püeckten ſich vor im zv der ert
jupiter in ſein zepter naiget 45
ſich ganz freuntlichn in erzaiget
vnd hies ſie aufſten alle ped

Minerua die göttin der weiſheit

da fing minerua an ir red
o jupiter herzlieber vater
menſchlichs geſchlechtz höchſter woldater 50
wen wiltw dein herzlich erparmen
doch mitailen den deutſchen armen
die doch zv dir aufrueffen ſtet
mit irem opfer vnd gepet
vmb hilff in irer krieges not 55
wider den plueturſtigen got
martem der in thuet groſen zwang

vnd hat auch nun geweret lang
itz da / den dort / vnden vnd oben
hat er vnglüecks kugel geſchoben 60
mit groſem verderben teutſchlandt
derhalb pit ich thw im peyſtandt
weil es dir vertraut alles guetz
vnd iſt vnter deim schirm vnd schutz
dir vnterthon / ghorſam vnd willig 65

juſticia die gerechtikeit

juſtycia ſprach recht vnd pillig
Bl. 133 höchſter gepieter thueſtw das
piſt auch ſchueldig an vnterlas
zw ſchüetzen dein vnterthan frey
vor muetwilliger tiranney 70
darmit des reichs ein merer ſeiſt
wie dein herlicher nam aufweiſt
wo gar zv lang verzuegeſtw
marti dem pluthunt ſeheſt zw
der aus mutwil zw dieſer zeit 75
wider all recht vnd pillikeit
teutſchlant mit aufruer verhern
ſo würd es dein götlichen ern
zw nachtail raichen vnd darfon
den menſchen kumen ain argwon 80
ſam köme aus deiner verhencknüs
ſolich / mort / raub prant vnd gefencknüs
das wer deinr mayeſtat ewig ſchant
derhalb ſtreck dein gwaltige hant
aus vnd hilff es iſt hohe zeit 85

jupiter ſ[agt]

jupiter ſprach zw paider ſeit
hab ich ghört eur oracion
wiſt / ich hab lengiſt hilff geton
tewtſchlandes pit vnd rueffent ſtim
pin auch willig zw helffen im 90
hab ab gfordert martem den got
er aber veracht mein gepot
der halb wolt mit dem ſchwert in zwingen
vnd in palt zw gehorſam pringen
wo neptunus nit irret mich 95
der wider mich / hart ſezet ſich
mit dem ich itz zv ſchaffen hab
idoch hab ich gefertigt ab

den künen helden herculem
das er ſol ſein peyſtendig dem 100
pekumerten hoch deutſchem lant
Bl. 133′ weil er vor mit heldreicher hant
die welt vnd auch das mer thet ſawbe[r]n
von mancherley mördern vnd raubern
er würgt den wüetrich antheum 105
Emathionem vnd Cacum
den grewling küng Buſiridem
den grawſamen gerionem
die Centauros halb ros vnd mon
hat er auch aus der welt gethon 110
den wilden eber / leben vnd trachen
auch anders gewürms ent det machen
vnd von der gleich ſchedlichen pöſen
thieren det er die welt erlöſen
ſecht zv der ſol mit ſeiner hant 115
erlöſen auch das deutſche lant
von dem pluturſtigen marte
ſecht / durch den ich im itz peyſte
ich hoff der ſol im ſchaffen rw

Minerua ſ

minerua ſprach wie gez den zw 120
das ſie noch ſtez nach hilff dir ſchreyen
das dw ſie ſolt von marte freyen
ſam ſte es geferlich vmb ſie

jupiter ſ

jupiter ſprach / wen wo vnd wie
es vmb ſie ſte wöl wir in werden 125
mercurj ſchwing dich pald auf erden
vnd pring mir herauf herculem
erfaren wöl wir wol an dem
wie es vnden vmb teutſchlant ſte
die weil es vmb hilff ſchreit als e 130

mercurius

mercurius ſein gflüegelt fueſklaid
legt an / vnd macht kurz ſein abſchaid
durch die ſpira der claren lueft
hinunter zv der erden klueft
Bl. 134 da er aufrichtet ſein geſchick 135
vnd pracht in ainem augenplick

hercules

herculem in ſeinr leben hawt
den ich von hertzen geren ſchawt
in grabem part / der naiget ſich
vor joue gar demüeticlich 140
vnd ſagt o höchſter jupiter
warumb haſt mich perueffen her
aus ſchwerem geſcheft von der erden

jupiter

jouis ſprach ich wil inen werden
ob dw pis her zv dieſen ſtunden 145
martem noch nit haſt vberwunden
des gwalt doch gegen dir iſt klain

hercules

hercules antwort im o nayn
dw höchſter gepieter groſmechtig
mars helt ſich rumretig vnd prechtig 150
hab in zum virden mal geſchlagen
in ſampt ſeinem her thun verjagen
er iſt fraidig zw krieges ſcherz
hat vür ſich ſelb ein verzagt herz
hat almal zalt mit verſen gelt 155
mit fluecht geraumet mir das felt
verlaſſn gſchüez vnd mundicion
hinter im vnd getrumpft darſon
hab alſo marti dem tirannen
abgwunn in ſibenzig fannen 160
ſo oft ich an im gwin den ſieg
hoff ich es hab ain ent der krieg
vnd hab in vberwunden gar
zw ſtund pringt er ain andre ſchar
mit den mus ich mich wider ſchlagen 165
vnd wen ich ſol die warheit ſagen
ſo ermant mich gleich ſein darmit
als da ich mit der ſchlangen ſtrit
Bl. 134′ welche wol hundert haupter het
wen ich ir ains abhaun thet 170
ſo wuechſen ir zway an der ſtat
der halb ich durch ein weiſen rat
die ſelbig ſchlangn an dem ent
ins fewer warff vnd ſie verprent
dardurch ich erſt gewan den ſieg 175

ich glaub ich mues in dieſem krieg
marti dem got auch alſo thon

jupiter

jupiter antwort im ſag on
hat ſich mars durch ſein gros verlueſt
almal ſo pald widergerueſt 180
ſam ſey er des vnglüecks ein ſpöter
im helffen leicht die heliſchen götter
mit volck vnd gelt in ſtewren da
plutus vnd auch proſerpina
vnd ander arg heliſche gaiſt 185
die wider mein reich ſint verpaiſt
voller mordes vnd rauberey
vol argliſtiger zawberey
welche mit hagel vnd vngwiter
ſtez machen menſchlich leben piter 190
durch falſch pratic vnd hintertüeck
den pöſen almal halten rüeck
doch on all redlich vrſach das
aus lauter piter neid vnd has
vngunſt / feintſchaft vnd vntrew 195
die ſie tragen an alle ſchew
dem glüeckhaften menſchlichen gſchlecht

hercules

hercules ſprach ja dw ſagſt recht
nit die heliſchen göttr allain
ſunder die himliſchen ich main 200
welche peſchüezen ſoln dein reich
vnd auch die göttin der geleich
thuet als vnter dem korb zv stechen

Bl. 135

jupiter ſ

jupiter ſagt ich mus verſprechen
die himliſchen götter thunt ſein nicht 205
es wer wider ir götlich pflicht
ſolt ſolch pös gſchray vber ſie gen
wie würden ſie vor mir peſten
darumb ſchweig nur ſie thunt ſein nicht

hercules

hercules ſprach nem clar pericht 210
ich hab zerſtört marti vil tempel
da hab ich funden zumb exempel

vil misteria vnd haimlikeit
der götter / so mit im láng zeit
gelaichet habn / doch als auf laugen 215
sint mir guet gewest vnter augen
den wolff nur zaiget auf dem rüeck
im helffen treibn vil pöser stüeck
o mars het sunst lengst aus gepachen

jupiter

jupiter sprach von diesen sachen 220
retstw den göttern zv genaw
den ich in vil ein pessers traw
das wer irr göttling er zv dieff

hercules legt prieff auf s

hercules legt auf etlich prieff
sprach schaw da lies / hie findst den grund 225

jupiter s

jupiter nam die prieff zv stund
vnd sie gar haimlich vberlas
darob er sich anroten was
vnd sie darnach Minerua gab

Minerua

Minerua las / erschluchzt darab 230
vnd darnach sprach sie vberlaut
wer het dieser vntrew getrawt
das die götter vnd die göttin
wern so gar verwegenes sin
das sie vnferwart irer eer 235
mars vnd seim aufrürischen heer
Bl. 135′ haimlich thun so grosen vürschueb

hercules

ein pueb ist wie der ander pueb
sprach hercules darff weng pewern
gleich vnd gleich gselt sich zamen gern 240
dw waist atern vnd schlangen gschmaís
fint sich gern zam in ainem krais
so ist mars vnd sein helffer fluechs
auch sieben hosen aines duechs
wer redlich ist sein müesig get 245

Minerua

Minerua im antworten det
so sag mir doch aus was vrsach

üeben ſie am vaterlant rach
weliches in doch iſt pefoln
das ſie das ſelb peſchüezen ſoln 250
vor ander frembder nacion

hercules

waiſtw nit glüeck iſt neid hon
ſprach hercules der neid ſie plent
das ſie dem vaterlant feint ſent
weil es iz ſtet in hohem glüeck 255
peweiſen ſie im ſolche düeck
wa[i]s ſunſt kein vrſach diſer zeit

minerua

minerua ſprach wie gros dorheit
die himliſchen götter pegan
das ſie dem marti hangen an 260
in ſeiner verwegen aufruer
er kriegt ie zum verderben nur
aus mordiſchen neidigen truetz
on allen rumb / er / oder nutz
wie ſein zaichen der ſcorpion 265
gleich des natur iſt er auch hon
ſampt alle den ſo im anhangen
auch weng nuez / er noch rumb erlangen
in wirt mars entlich lonen ſchlecht
gleich wie der dewffel ſeinem knecht 270
Bl. 136 wirt ſie noch ſelb verderben vnd freſſen
die poeten habn im zw gmeſſen
den wolff der auch friſt ſiech vnd lewt
zw warten kainer andern pewt
das ſie ain dail ſchon habn ein gnumen 275
die vmb leib / er vnd guet ſint kumen
dem andren ſolchs auch noch vor ſtet

juſticia

juſticia erſewffzen det
ſprach jupiter wie magſtw doch
ſoliche vntrew leiden noch 280
ſo get üeber menſchlich geſchlecht
wider all pillikait vnd recht
von marte vnd den göttern der gleich
ſo doch gehören in dein reich
des wirſt ſampt den gõtern auff erd 285
pey menſchlichem gſchlecht gar vnwerd

als die zumb tail helffen die zeit
zw ſolcher vngerechtikeit
vnd aufrüeriſcher tiraney
durch falſch pratic haimlich mewtrey 290
oder aufs wengſt ſitzn mit rw
vnd ſehen durch die finger zv
vnd haben des ein wolgefallen
das dw ſampt vns künſt wol in allen
wenden / wie es im grunt iſt war 295
derhalb ſo hilff menſchlicher ſchar
vertam martem den krieges got
ſampt ſeiner plueturſtigen rot
die im düeckiſcher weis anhangen
auf das teutſchlant müeg frid erlangen 300
wo dw die hilff lenger verzewchſt
das anſehen der götter ſchewchſt
ſo werden die menſchen ſein ſpöter
heliſcher vnd himliſcher göter
vns nicht opfern noch dinen mer 305
Bl. 136′ dardurch kumb wir vmb götlich er
pey dem gantzen menſchlichen gſchlecht

jupiter

jupiter ſprach dw ſageſt recht
das üebel ſolt ich ſtraffen pillig
vnd ich pin darzv auch guetwillig 310
doch mus ich noch martis verſchonen
ſambt den götern ſo im pey wonen
voraus izund zw dieſer zeit
neptunus mir am wege leit
der got des mers der iſt auch mechtig 315

hercules

hercules ſprach pis in gedechtig
der vntrew ſo mars an dir thet
dich vor ſchier gar vertrieben het
mit neptuno dir det gros ſchaden
den dw wider anambſt zv gnaden 320
der vber die verſeung allen
wider von dir iſt abgefallen
zw Nepthune derhalb iſt zeit'
zv prauchen die ſtreng gerechtikeit
am marti dem argen pluthund 325
ſambt allen götern ſo helffen dund
der verſchon weiter nit auf erdt

Juſticia ſ

Justicia pot im das ſchwert
ſprach iſt mars wider von dir gfallen
ſo ſtraff in ſampt den göttern allen 330
die im haimlich anghangen ſein
ſambt neptuno / wir all gemein
ſezen zv dir leib / guet vnd pluet

Minerua

Minerua die ſprach wolgemuet
das thw Joue dw höchſter got 335
ſtraff martem vnd ſein arge rot
den wirt erkennen menſchlich gſchlecht
das dw piſt güetig trew vnd ghrecht
Bl. 137 ein helffer der anrueffenden armen
ſtraffer der pöſen vn erparmen 340
darmit wirt faln der gmain argwon
den man den hat auf dein perſon
geſchöpft aus deim langen verzueg
den wirt man üeberflüeſſig gnueg
dir zwfor vnd vns gögtern mer 345
thun opfer vnd götliche er
zw danckparkeit geſchehner ſach

Jupiter

Jupiter darauf ernſtlich ſprach
aus eurm vürſichtig weiſen rat
ſo darff ich nun gemelte tat 350
nit lenger auf zihen diſmal
ich wil ein feuring donerſtral
auf erden ſc[h]iecken vnd erſchrecken
martem vnd die götter aufwecken
ſie forchtſam vnd verzaget machen 355
das herz nemen zv krieges ſachen
wern die köpff zihen aus der ſchlingen
auf das in nit thue miſelingen
ſie kennen mich wol zv dem dail
dir hercule ſey glüeck vnd hail 360
martem noch ſchlach vnd üeberwind
fach vnd mit ſtarcken ketten pind
ſein helffers helffer gwalticlich
ir tempel vnd hewſer zerprich
darzw wil ichs entſetzen mer 365
von götlichem gewalt vnd er
vnd von meinem reich gar auſtreiben

auf das forthin mūg ſtehen pleiben
vor in deutſchlant in fried vnd rw

hercules ſ

hercules antwort im o dw 370
hechſter got gieb mir zv erkennen
Bl. 137′ himliſch vnd heliſch götter nennen
die marti haimlich hangen on
ich möcht ſunſt etling gwalt anthon
das ſelbig thet ich ie nit gern 375

Jupiter

Jupiter thet in pald gewern
vnd gab dem got mercurio
ain lang geſchrieben zetel do
daran götter vnd göttin ſtunden
die mit marti waren verpunden 380
als man anfing die echter las

der peſchlues

als ich wolt neher dreten pas
die namen zv hören aigentlich
da ſties ich an ain petpret mich
ſo hart / darfon ich auferwacht 385
erſchrack vnd mir haimlich gedacht
das iſt ein wunderlich geſicht
was das pedeut das wais ich nicht
aim iden ich ſein vrtail las
doch haimlich gedacht ich mir das 390
got wirt ein mal guet mitel ſenden
ſolich mutwillig aufruer zv enden
das der gotlos hauf wert geſtraft
der ſo vil vbels hat geſchaft
ein zeitlang her im teutſchen lant 395
mit gefencknūs, mort, raub vnd prant
das der arm hauff erledigt wert
der nur frid vnd rechtes pegert
auf das rw vnd frid wider wachs
in deutſchlant das wūnſçhet hans ſachs 400

die perſon im ſpruch

Jupiter der hechſt got 1
mercurius der göter pot 2
hercules der vnūberwintlich held 3
minerua göttin der weiſheit 4

Bl. 138 Juſticia die gerechtikeit 5
racio die vernunft 6

anno ſalutis 1554
am 27 tag Junij
400 vers

Das nachfolgende Pasquill fällt in die Zeit, da nach der Uebergabe der Plassenburg die fränkischen Bundesstände sich wegen deren Schicksal an Kaiser Karl V. gewandt hatten und sein Entscheid, der die Burg den Bundesverwandten zur Schleifung überwies, noch nicht eingetroffen war. Es steht das Pasquill ebenfalls im 9. Spruchbuche Bl. 143′ ff. Einige von den Anmerkungen verdanke ich der immer bereiten Güte des Herrn Reinhold Köhler in Weimar.

Ein paſquillus von dem
ſchlos zw Blaſſenburg

[N]ach dem ſich das ſchlos Blaſſenburg margraff albrecht des jüngern nach langer pelegerung ergeben hat, vnd das geruech ſeiner pefeſtigung vnd ſterk im ganzen lant ruechtpar wart / trieb mich der füerwiz wie ander lewt mer gemeltes ſchlos zw ſchawen / kam alſo auf den 14 tag julij anno 1554 gar ſpat wie der mon mit vollem ſchein aufgangen war dahin / vnd ging den nechſten* pegierlich hinauff pis zw dem graben / vnd peschawet die ſtarck werhaft pefeſtigung der gepew mit verwunderung / vnd wie ich alſo ſtund ſach. ich ainen langen man den perg aufgen / gleich geklaidet einem römiſchen Cortiſan / der ging den nechſten auch pis an den ewſerſten graben / er aber ſach mich nit / ich entſezet mich aber gleich wol ob im als ich in aber recht peſach / da war es (Bl. 144) der römiſch paſquillus / der reuſpert ſich vnd fing mit ſtarcker ſtim alſo on zw ſchreyen

paſquillus
plaſſenburg / plaſſenburg ſteſtw den noch

plaſſenburg
nach dem hört ich aus den kelern vnd gwelben des ſchlos ein dieffen ſewfzen aufgen doch an alle andre ſtim vnd antwort paſquillus aber rueft zumb andren mal

paſquillus
plaſſenburg / plaſſenburg ſteſtw noch

---

* den nechſten = den nächsten Weg.

plaſſenburg

nach dem hört ich ein clegliche ſtim aus dem ſchlos alſo ſagen / o paſquille kumbſtw auch mit deinen honworten / mich zw quelen in meinem groſen vnfal / ich pin von meinem gnedigen hern verlaſſen / der mich doch füer vnd füer / mit groſem verheiſſnen droſt (.zw retten.) aufgehälten hat doch alles fel / pin nun hart gedrenget in frembde hant des newen pundes kumen / wais nun nit wie der mit mir handlen wirt

paſquillus

was ſolt man pillicher mit dir handeln den dich mit fewer gen himel auf ſchicken

plaſſenburg

aus was vrſachen was üebels hab ich gethon / das ich wie dw ſageſt / mit fewer gen himel aufgeſchicket werden ſolt

paſquillus

was fragſtw doch / was piſtw dein lebenlang nuez geweſt

plaſſenburg

ich pin meins gnedigen hern vnd all der ſeinigen ein weit perüembt wolerpawt fürſtlich haus geweſt vor all ſeinen feinden pegwaltgung ein ſichrer ſchuez

paſquillus

ja ein neſt der räuber / mörder vnd aller feint ſeligen vogel ainige feſt vnd zwferſicht vor allen redlichen vnd aufrichtign ein ſchluepf-winckel

(Bl. 144') plaſſenburg

auch pin ich geweſt die prandenburgiſch reiche fundgrueb aller notouft [noturft?]

paſquillus

dw ſagſt recht ain funtgrueb wan in dir hat man gefunden allerlay kauffmans war vnd güeter ſo lange zeit hin vnd wider im lant verloren ſint worden

plaſſenburg

dw verſteſt alle ding hinterſich ich vermain alſo mit den worten ich ſey die prandenburgiſch ſpeiſkammer mit vberflüeſſigem aufheben die ainem füerſten wol anſtet

paſquillus

dw retſt recht ein ſpeiſkamer wan dw gar vberflüeſſig aufgehaben haſt auf allen ſtraſſen kupffer / zin / pley / duch / ſamut vnd ſeiden in vnd auſerhalb dem gelaid / mit räuberey vnd plackerey das einem füerſten üebel anſtet / derhalb piſt nie guet ſunder nur ſchedlich geweſt vnd des fewers wol wert / auf das forthin die ſtras deint-halben ſichrer werd

plaſſenburg

o paſquille ich main der dewffel red aus dir wie pitter vnd we thuet die warheit / ich kan ie nit laügen pin mit warer dat vberzewget / ich aber wil mich peſſern vnd nun forthin dem pund vnterthon ſein / mich erlich vnd wol halten auf das ich lenger pey leben pleiben müeg wan nimerthwn iſt die peſte pues

paſquillus

o plas dw leſt deiner pockſprung nit / deiner natur vnd langher geprachten gewonheit nach / dv nömſt deinem peſitzer den zaumb / vnd gingeſt wider deinen graſigen weg* / wie dein art iſt / vnd ich ſez im fall** / ob gleich dein peſitzer / redlich frumb vnd aufrichtig plieb / ſo het doch dein herr margraff albrecht ſambt den ſeinen kein (Bl. 145) rue / ſunder wüert durch ſouil liſt pratic vnd mewtrey (.ob er gleich mit gwalt nit kunt.) anrichten pis er dich widerumb peim zaum ergrieff als den wüerden die lezten tag erger wan die erſten vnd raichet zw mercklicher verderb [nüs?] deiner nachtpaurn vnd zw groſem ſpot dem pund vnd verclainerung pey idermon derhalben nur hinunter mit dir

plaſſenburg

ach nain ich verhoff der pund werd nur mein pfeſtigung ains dails prechen vnd mich als ein fürſtlich haus aufricht pleiben laſſen als gar vnſchedlich dem ganzen lant zw ainer zier / vnd dem löblichen pund zw ſunderm nuez vnd eren

paſquillus

das wer meins pedünkens von den pundes herren vnfürſichtig gehandelt / wen man allain dein pefeſtigung prech vnd dich ſten lies / wie pald wüerd mit der zeit (.die alle ding verendert.) dein pefeſtygung widerumb erpaut den würſtw noch erger den vor / derhalb nur hinweck mit hawt vnd har mit dir (.wie man ſpricht / ein doter man peiſt nimant.) ſo darff man ſich nit mer vor dir peſorgen

plaſſenburg

ich hoff ie noch man werd mein verſchonen als aines wolerpawten füerſtlichen haus vnd mich nit ſo jemerlich prechen ſunder parmherzig ſein vnd gefaſten zoren güetlich erſitzen laſſen

paſquillus

ſchweig vnd gedenck dir ſolichs nicht vrſach lies dich der pund ſten / ſo wüerden noch alle margraffen auf dich pochen vnd truezen vnd wüerſt mit der zeit ein vrſach ſein zw einem newn krig wie Cartago

* deinen graſigen weg = verbotenen.
** ſez im fall = noch jetzt in Nürnberg gebräuchlich.

der ſtat rom / derhalb nur mit dir hin weil auch dein herr / vnferſchonet ſo vil erlicher wolerpauter heuſſer on alle redliche vrſach prochen vnd auſgeprent hat / vnd dein dw raubſchlos ſolt verſchonet werden das wer (Bl. 145′) ie ain kindiſche parmherzikait von den pundeß herren

plaſſenburg

ich hoff aber der new pund werd ſo filler margraffen vngunſt / von meinent wegen nit gern auf ſich laden / ſunder die ſach in peſſern pedacht nemen

paſquillus

o mein plaſſenburg der margreffiſchen gunſt zw erlangen hat man ſich lengiſt verwegen* der man pis her wenig entpfunden hat / weil dein herre ſambt ſeinen helffers helffern nichs vnterlaſſen hat zw verderbung irer lant vnd leut / vnd man ſolt dein günſticlich verſchonen das würd dem erl[i]chen pund zv ein zagheit forcht vnd verklainerung zw gemeſen werden / nicht allain fürſten vnd ſtet ſunder auch pey dem gemainen man / der hitzig vber dich das vrteil felt / wie dw gemeſſn haſt ſol dir wider gemeſſen werden

plaſſenburg

mainſtw aber nit ander füerſten vnd herren werden ain klain gefallen daran haben ain füerſten alſo gar zw vertreiben von lant vnd leuten auch ſeine ſtet vnd ſchlöſſer ein zw nemen vnd mich als ſein hauptſchlos auch nit zw verſchonen / ich ſag dir es wirt dem löblichen pund vil neid vnd has ainſtrechen** der halb wir*** das (.als mein letzte hoffnung.) hoff ich zw mein wolfart raichen

paſquillus

ach mein plaſſenburg ain frumer füerſt aines redlichen aufrichtigen gemüetz kan ſolich deins herren lant fridprüechigen / aufrüeriſchen krieg nit pilligen / weil in kaiſerlich mayeſtat ſelb in die echt gethon vnd im ganzen römiſchen reich als ain echter† erkleret hat zumb andern kan er auch noch weneger deins herren vertreibn auch ſeiner ſtet vnd ſchlöſſer einemung ſunderlich dein als eines raubſchlos auſtilgung / vnpilligen / derhalb iſt es an gfar / vnd ſorg ligſtw / ſo ligſtw weil du aber ſteſt mus man (Bl. 146) ſich der oberzelten pöſen ſtüeck vnd düeck noch imer vor dir peſorgen derhalb nun ſchwebel puluer vnd pech in dich vnd mit ſodoma vnd

---

* man hat ſich verwegen = verzichtet.

** ainſtrechen od. anſtrechen = einbringen?

*** wir, apokop. für wirt; häufig bei H. Sachs.

† echter = geächteter, wie oben S. 294 Zeile 381; sieh das Grimmsche Wb. und ächter und echter bei Lexer u. Sanders.

gemorra vnd deiner ſchweſter hohen lantſperg* vnd rawen kolm gen himel geſchicket / vnd ie e ie peſſer

plaſſenburg

o paſquille ſchweig mir ſtent all meine har gen perg / ob dem darfon dw ſagſt / ich hab mich des lengiſt verwegen** pald ich höret meiner paider ſchweſter verderben / idoch ſuech ich noch friſtung in mancherley weg / durch meine guete alte güener zeuch auch izund die aller peſtn ſaitn auf das ich vor nie gethon hab / wo aber ie nichs hilffet vnd mues ie zum dot gericht werden ſo ſchrey ich rach vber den newen pund vnd üeber all meine verderber die mich vnſchuldigen ſambt meinem frumen fürſten alſo in grunt verderben

paſquillus

es iſt gleich das fiech wie der ſtal***/ſaget der dewffel iaget er ſeiner mueter webſen in hintern ir ſeit paid dw vnd dein herr ſo frum vnd vnſchueldig wie judas Jſcariot / derhalb entfacht wol verdinte ſtraff dein herr hat vil dawſent armer leut gemacht / vnd anzal volcks verfüert vnd pluetz vergoſſen hat [!] / vnd dw haſt dein lantſchaft vmb dich herumb geplündert / verprent die lewt gefangen / geſchetzt † / erſtochen / gehencket den löblichen pund veracht / verſpot / hongeſprochen / vnd ſein kriegſvolck hart peſchedigt / vnd ſo dw nun nit weiter kanſt / ſo ſchreyſtw zeter vnd waffen üeber gewalt (corrigiert aus vnſchult) / ſam geſchech dir gros gwalt vnd vnrecht / nun ich verſich mich die pundes herren werden dir nicht vnrecht thon ſunder füerſichticlich handeln dich ſchlaiffen dar mit deinem herren vnd all den ſeinen das hercz nemen vnd darmit den krig abſchneidn vnd den (Bl. 146ʳ) krieg darmit glüecklich enden amen

---

* Hohenlandsberg ergab sich auf Gnade und Ungnade 4. April 1554 und wurde in die Luft gesprengt, nachdem der Rauhe-Kulm schon niedergebrannt war. Voigt II, 185.

** mich verwegen = ich habe mich darauf gefasst gemacht; sieh vorher S. 298. In Betreff von „sich verwegen“ mit seinen beiden entgegengesetzten Bedeutungen ist auf das mittelhochd. Wb. III, 634 zu verweisen, auf Lexer und auf Schmeller IV, 43, sowie auch auf den Artikel „erwegen“ im Grimmschen Wb., wo das, was Sp. 1049 sub 2 gesagt ist, auch auf „sich verwegen“ passt. [K.]

*** E. Höfer, Wie das Volk spricht, 8. Aufl., Stuttg. 1873, No. 1917: Es ist Viehe und Stall, sprach der Teufel und trieb seiner Mutter ein Fliegen in den Hindern (Luther, Wider Hans Worst.).

No. 873: Es ist Stall wie Vieh, sagte Jener, fand ein Floh im Hindern. Neander. [K.]

† geſchetzt, vgl. brandschatzen.

plaſſenburg

nach dem erſewffzet das ſchlos plaſſenburg mit einem dieffen ſeufzer / das es gleich im puecholz ein widerhal gab / vnd gab weiter kainn antwort / nach dem ſchüetet paſquillus den kopff lachet vnd ginge ſein ſtras

alſo hab ich ſolich geſprech ir paider auf das aller küerzeſt verzaichnet / doch nit gar nach der ſcherpff wie ſie es auſprachen / ſunder etwas milter darmit ich mich nit in vngnaden verſündet / ſolichs hab ich meinen gueten herren vnd freunden im pesten mitailen wöllen anno ſalutis 1554 am 14 tag julj

Anno ſalutis 1554
am 16 tag julj.

Das letzte gegen den ruhelosen Markgrafen gerichtete Stück ist seit einiger Zeit schon bekannt. Aber, wie es Hans Sachsens Dichtungen schon bei seinen Lebzeiten widerfuhr, dass sie in ganz entstellter Weise veröffentlicht wurden, so ist auch hierbei der Dichter zu Schaden gekommen. Wer Joh. Voigt die Abschrift der Himmelfahrt des Markgrafen besorgt hat, der hat es zu verantworten, dass bei ihm im 12. Verse Raht statt Ruhe zu lesen ist; merkwürdiger Weise hat aber auch Weller in seinem Abdrucke des Gedichtes, trotz behaupteter Benutzung einer neuen Quelle, denselben Fehler, obgleich schon Ghillany, index rariss. manuscr. bibl. Noriberg. 1846, S. 16 ganz richtig Ruhe schreibt.

Und ein gleicher Fall wiederholt sich V. 293, wo Voigt und Weller das unverständliche geschicht drucken lassen, wofür es heissen muss gesicht.

Zum Vergleiche der durch die orthographischen Auswüchse damaliger Zeit verunstalteten Abschrift mit Hans Sachsens eigener einfacher Schreibweise lasse ich die wenigen im 11. Spruchbuche erhaltenen Verse folgen.

gesprech von der himelfart
margraff albrechtz (ausradiert) anno
1557

[A]ls man zelt funfzehundert jar
vnd ſiebn vnd funfzig als gleich war
ianuarj der ſibent tag

ich die ſelb nacht gar munter lag
vnd pedacht mich hin vnde her 5
weil man hört vyl pöſer mer
vom düercken vnd andren thirannen
wie die zw rueſten ir ſtreitfannen
vil haimlich pratic würden gmacht
vber dewtſchlant / drob ich gedacht 10
peſſer wer ſterben den zw leben
ſo würd doch ainem rue gegeben
in ſeinem grab mit fried zv liegen
vor thiranney / aufrur vnd kriegen
in den ſchweren gedancken dieff 15
ich mit aim ſtarcken ſchlaff entſchlieff

genius

im traum mir genius erſchin
ſprach wolauff dw mueſt mit mir hin
ich wil dir zaigen ain kriegſfüerſten
den alzeit hart nach pluet was düerſten 20
welcher ſchier das ganz deutſche lant
mit krieg erreckt hat durch ſein hant
vnd des verderbt ein groſen dail
on nuez ym ſelber zw vnhail

Blatt 126—129 sind herausgeschnitten.

Bl. 130 darfon ich plözlich auf erwacht
da war mein herz vnd gemüet ſtecken 285
vol wunders angſt vnd ſorg vnde ſchrecken
kunt lang zv mir ſelb kumen kaumb
dacht was pedewt nur dieſer traumb
nach dem det man nach kurzen tagen
im ganzen lant warhaftig ſagen 290
margraff albrecht (ausradiert) verſchieden wer
den ſibenden dag im jener
nit wais ich ob mir das geſicht
ſein himelfart hat vnterricht
oder ob der traum on gefer 295
die ſelbig nacht ſey kumn her
das las ich weiſer leut auſprechen
ich kan es ſelber nit aus rechen
das mir kein vngunſt daraus wachs
pey den mercki (ausradiert) ſchen wünſcht hans ſachs 300

anno ſalutis 1557
am 6 tag februarj
300 vers

In meinem Aufsatze über das 13. Spruchbuch (oben S. 7 ff.) wagte ich noch nicht den Schluss zu ziehen, dass alle Gedichte, die zwischen dem Anfangs- und Enddatum desselben gedichtet sein sollen und nicht in der Handschrift eingetragen sind, in den gedruckten Ausgaben falsch datiert seien. Es hielt mich davon der Umstand ab, dass Sachsens Geburtstagsgedicht über das schwere Alter das Datum des Jahres 1558 trug und doch im 13. Spruchbuche nicht aufgenommen war und dass dabei das Gespräch durch einen Sonderdruck gerade für das angegebene Jahr beglaubigt schien. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammt jedoch dieser Sonderdruck aus dem 2. gedruckten Foliobande des Sachs, ist also nach 1560 erschienen. Mit der Angabe des Verfassers und Verlegers, als wenn ein Gedicht, das im 2. Bande Aufnahme fand, niemals vorher veröffentlicht worden wäre, ist es zwar nicht so genau zu nehmen. Steht doch die Wittembergifch Nachtigall darin, die gleich nach ihrer Entstehung i. J. 1523 in mehreren Auflagen überallhin verbreitet wurde. Hier indessen sprechen zwingende Gründe für die Annahme, dass das Geburtstagsgedicht zuerst in der Sammlung von 1560, und zwar mit falschem Datum erschien. Das dort angegebene widerspricht nämlich dem Text insofern, als in diesem die Zahl 1559 steht und auf dieser Zahl auch die Berechnung des Alters fusst. Der Schluss ferner gibt der Vermuthung Raum, dass das Gedicht ursprünglich einem ganz andern Zwecke gedient habe, als da ausgesprochen ist. Denn die Verse

> und macht auß dem gesprech ein spruch
> und fing mit an das ander buch

widersprechen dem als Einleitung zum 2. Bande vorangestellten und mit dem Datum: 16. Febr. 1558 versehenen Gedichte. Das, sagt der Dichter, sei das Stück, mit dem er sein 2. Buch begonnen. Und ausserdem gibt es noch viele Spruchgedichte aus den nächsten Monaten bis zum 5. Nov. 1558, die im 2. Bande enthalten sind. Es liegt nahe, auch hier an eine Weiterbenutzung eines schon früher entstandenen Gedichtes zu denken. Und in der That steht jenes Gedicht auch als erstes Stück im 12. Buche mit dem Datum: „anno falutis 1557 am 5 tag novembris auf mein geburttag“ und die angeführten Verse lauten:

vnd macht aus dem gefprech den fpruch
vnd fing mit an das zwelft fpruech puech.

Auch die andern Gedichte, die im 13. Spruchbuch nicht enthalten waren und die doch ihrem Datum nach dahin gehört hätten, habe ich bis auf eines an anderer Stelle mit anderem Datum gefunden. So ist der hecker mit den drey feltzamen ftücken, den schon Goedeke, GR. 354 nr. 384 unter dem Jahre 1557 aufführt, indem er das bisherige Datum des Gedichtes mit einem Fragezeichen versieht, nach dem 12. Spruchbuche Bl. 64 am 29. December 1557 vollendet worden; Wer der vnfeligft menfch sey (Sprb. 12, 117—118′) am 10. Febr. 1558 und die Hiftoria femiramis (Sprb. 12, 273′—275′) am 5. Juni 1558.

Nach diesen Beispielen, die ich aus andern Spruchbüchern vermehren könnte, schwindet jeder Zweifel, dass die in den Manuscripten des H. Sachs durch die chronologische Reihenfolge gestützte Zeitangabe für die Vollendung eines Stückes die unbedingt massgebende ist und dass ein Stück, welches seinem Datum nach in einen handschriftlich erhaltenen Jahrgang von Gedichten hineingehörte, welches dort aber nicht vorkömmt, eine andere Entstehungszeit hat als die ihm beigelegte

---

Ein Lied aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

Mitgetheilt

von

Wilhelm Crecelius.

Es gieng ein Bawr in Krug hinein,
Er wolt einmal fein lustig sein,
Sprach guten Morgen, Wirth wolt jr borgn,
Vor das Gelt dörfft jhr nicht sorgn.

Der Wirth war gar ein geschwindt Mann,
Er zapfft ein Tonne Covent an,
Sprach zu den Gesten, thut jhr zechen,
Ich wil Covent fürs Bier anrechen.

Der Mann goß das Bier in sein Leib,
Zu dem da kam sein böses Weib,
Sie sprach, ohn Zweiffl reit dich der Teuffl,
Das ich muß allzeit mit dir keiffln.

Er sprach: Halts Maul du böser Tropff,
Vnd nam das Weib wol bey dem Zopff,
Er thet schlan, vnd ſie thet beissn,
Man kundt sie nicht voneinander reissn.

Seys Gott geklagt ich armer Mann,
Das ich mein Weib nicht zwingen kan,
Vor wehtagen muß ich nun klagn,
Das mich mein Weib hat sehr geschlagn.

Dieses Lied steht in „Weiber Spiegel. | Das iſt, | Eine luſtige Co= | moedia von 7. Perſonen, den | Ehelichen Haußſtand betref= | fende. | Beſchrieben von | ANDREA THARÆO Mufcovi- | enſi, Pfarrherrn im Städtlein | Bucholtz. | 16 [Holzschnitt] 28. | Erffurdt bey Tobias Fritzſchen."

Ob das Lied vom Verfasser der Komoedie herrührt, oder ob dieser es sonst woher entlehnt hat, kann ich nicht sagen. Noch an einer andern Stelle kann es so scheinen, als ob auf ein bekanntes Lied angespielt werde. Auf C 2[a] findet sich im „Männer Latein", einer Ermahnung an die Männer, ihre Weiber ordentlich zu halten:

Geht nicht offte zum Bier vnd Wein,
Singt nicht deß Schlämmers Liedelein,
Besser ist ein Abend,
Alß sieben Morgen,
Ich sage tragt auff behend,
Der Wirth muß borgen.

Von Tharaeus wird in Goedekes Grundriss Bd. 1, S. 427 die Schrift: Ein erbermliche Klage der lieben Frau Gerste vom Jahre 1609 angeführt. Deren Titel ergibt, dass der Verfasser um das genannte Jahr Pfarrherr zu Friedersdorf im Amt Storkow war.

Zu Fischarts Bildergedichten.*

Von

Camillus Wendeler.

Die Beziehungen unseres grossen Humoristen zur bildenden Kunst, insbesondere zum Kupferstich und Holzschnitt, erfordern eine eingehende Untersuchung. Im Laufe der Zeit haben sich meine hierfür gesammelten Materialien einigermassen gehäuft, durch die Liberalität der Vorstände grosser Bibliotheken und Kupferstichcabinette, welche eine Durchsicht ihrer oft wenig geordneten Flugblattschätze bereitwilligst gestatteten, war es mir möglich, manchen litterarisch werthvollen Fund zu machen, manchen kostbar gewordenen und verloren geglaubten Bilderbogen aufzutreiben, den Fischart an gewissen Stellen seiner Werke nachweislich vor Augen hat. Aber je mehr man bei Studien dieser Art der Laune des Zufalls, dem glücklichen zusammentreffen verschiedener begünstigender Umstände und in der Fremde vor allem der Gefälligkeit und Mittheilsamkeit vielbeschäftigter Beamter überlassen ist — von Privatpersonen** und Kunsthändlern gar nicht zu reden —; desto weniger kann der einzelne vor der Hand daran denken, hier auch nur der Hauptsache nach in sich abgeschlossenes zu bieten.

Im Interesse der Sache wird man es daher hoffentlich gerechtfertigt finden, wenn ich demnächst eine Zusammenstellung meiner bisher gewonnenen Resultate versuche und dabei mit Hinweisungen auf immer noch fehlendes nicht zu-

* Hierbei ein Carton mit zwei Phototypien.

** Mit Dankbarkeit habe ich jedoch der mir von Herrn Baron von Maltzahn in Weimar bewiesenen Geneigtheit und Mittheilsamkeit zu gedenken.

rückhalte. Vielleicht, dass andere in litterarisch günstigerer Lage, an Orten, wo grosse Sammlungen das suchen und finden derartigen Kleinkrams erleichtern — ich denke insbesondere an Wien, Paris und London — sich dadurch veranlasst fühlen etwas zu thun, was mir jetzt nicht möglich ist und für einen fremden überdies immer schwer bleibt.

Allerdings handelt es sich hier nicht um überaus kostbares: Fischarts Stärke liegt weniger in seinen gereimten Stücken, „die eigenthümlichste Poesie desselben ist vielmehr, wie Ludwig Uhland bei Halling S. XXVIII treffend sagt, in seiner Prosa zu suchen"; ja vielleicht verliert unsere Zeit, wenn sie einiger seiner Bilderverse entbehren muss, verhältnissmässig wenig. Aber ich denke doch, es ist Pflicht der Wissenschaft und vor allem natürlich seines Commentators, die noch vorhandenen Mittel ihn zu verstehen eben nicht unbenutzt zu lassen.

Reinhold Köhler hat vor einiger Zeit bei Erörterung einer modernen bildlichen Darstellung der verschiedenen Stände (J. M. Wagners Archiv f. Geschichte der D. Sprache und Dichtung I, 459 Anm. **) den Wunsch nach einer eingehenderen, möglichst weit zurückgreifenden und auch die neueste Zeit umfassenden Geschichte unserer Bilderbogen und der Bilder in unsern Volksbüchern ausgesprochen. Das Bedürfniss einer solchen Zusammenfassung drängt sich allerdings jedem auf, der einmal genöthigt war das weite und unbebaute Feld der Bilderlitteratur vom litterarischen, kunsthistorischen oder sittengeschichtlichen Standpuncte aus zu betreten. Aber näher liegend und die wahrhaft fruchtbare Ausführung jenes Gedankens erst ermöglichend und verbürgend wäre meines erachtens eine stofflich und innerhalb der einzelnen Abschnitte historisch geordnete, dabei ausgibig beschreibende Bibliographie jener Bilderbogen in erreichbarster Vollständigkeit und mit gewissenhaftester Angabe, wo sich die Blätter jetzt befinden. Ohne letztere besonders hätte der Forscher immer von neuem an den einzelnen Sammelpuncten den grössten Theil der Zeit auf oft unfruchtbares und darum ermüdendes suchen zu verwenden, und es verliert durch deren Mangel z. B. der schöne Anfang, welchen W. Drugulins „Historischer Bilderatlas" (I,

1863. II, 1867.) gemacht — bei uns, so viel ich weiss, das einzige Unternehmen der Art* — ein gut Stück seiner Verdienstlichkeit: denn wo sind die reichen Flugblattschätze jenes gut angelegten Verzeichnisses geblieben? Auf eine directe Anfrage über den Verbleib einiger weniger Numern habe ich — wie ich mir sage: vorläufig aus besondern Gründen — nicht einmal eine Antwort erhalten.

Ein zweites aber, was uns für diesen Zweck zu wünschen bleibt, das wären Depots jener allmählich immer mehr vom Markte verschwindenden und darum kostbarer werdenden Blätter: meiner Erfahrung nach wird nur im Germanischen Museum unter der Leitung seiner bewährten Vorstände auch hierfür mit Umsicht und Energie gesammelt. Sonst fristen aber die alten Jahrmarktsblätter, welche die „Hausirer, Zeitungsänger vnd sonst Prifhefter (wie) die Lider auf dem Hut" durchs Land trugen (Gargantua 1575 Bl. M 6[b]) ** auf unseren Bibliotheken und

* E. Weller hat Drugulin in den Annalen excerpiert und auch sonst gelegentlich Nachweise geliefert im Anzeiger f. Kunde der Deutschen Vorzeit und im Serapeum. Seine Volksgemälde des 16. Jhdts. a. l. O. XXIV (1863) S. 45 ff. und XXVII (1866) S. 281 ff. sind aber sehr lückenhaft und sagen auch nichts vom Aufbewahrungsort.

** In einem „Ex Bibliotheca Illustrissimi Principis . . Petri Vok, Ursini, Domini Domus a Rosenberg . . 1609" stammenden Sammelbande der kgl. Bibliothek in Berlin haben wir einen interessanten Kupferstich aus dem vorletzten Jahrzehnt des 16. Jhdts., einen solchen Zeitungskrämer darstellend. In phantastischem „zerschnittenem" Oberkleide, auf dem Federhute neben einem Fuchsschwanz die „Neu Zeittung auß Francrich von der Erschrocklichen Mordery von Guise", in der linken Hand den „Schiffstrit oder kurts bericht von der Armada", in der rechten „Der stat Orleans (Situationsplan)" steht „Der Kramer mit der newe(n) Zeittung" am Strande des Meeres; umgehängt hat er einen Zeitungskasten dem ähnlich, wie ihn die „fliegenden Buchhändler" an den Strassenecken grosser Städte noch heute tragen. Darin sieht man viele Flugschriften, zu oberst „Eygentliche Zeytung von der Stat Bergen auf Zoom" und „Beschreibung der Stat Wachtendonc"; herab hängen eine Abbildung der „ARMADA" und das mit zweifelhafter Gewähr (Goedeke GR. 395, 47[a]) Fischart zugeschriebene Blatt des Leimstänglers. Unten Verse in drei Spalten:

Ihr liebe gutte fromme Herren,
Die ihr hört Neuwe Zeittung gern.
Hie bring ich euch ein gantzen hauffen,
Die wil ich euch al bar verkauffen.

Museen ein mehr oder weniger verachtetes dasein: in erstern werden sie meistens als eigentlich nicht zum Ressort gehörig betrachtet, und in letztern hält man sie oft nicht einmal des ordnens für werth, weil sie eben — keinen Kunstwerth haben.

I.

Die Grille Krottestisch Mül.

Wie ich mir bereits in Birlingers Alemannia V, 127 Anm. zu bemerken erlaubte, hätte Passavants Peintre-Graveur III, S. 457 Fischarts Freunden den Aufbewahrungsort dieses lange gesuchten und für die Erklärung einiger Gargantua-Stellen nicht unwichtigen Blatts seit 1862 verrathen können: es be-

---

Ist alles war vnd nichts erlogen, 5
Wirdt Euwer keiner nit betrogen.
Groß wunder sagt euch meine Zeittung,
Von der armada beider seitten,
Auß Franckreich vnd auß Engellandt,
Geb ich bericht euch aller handt. 10
[Sp. 2.] Ich trag nicht briff wie andre botten,
Die euch vexieren vnd euwer spotten,
Was ich hab ist nach allem lust
Drey tag erlogen vor der post,
Dieß müßt ihr alles glauben frey, 15
Weill alles noch ist frisch vnd new,
Auch geb ich euch es wolfeil hin,
Weil ich des gelts benöttiget bin,
Mein wammest ist sehr boß vnd schwach,
Ist zeit das ich ein anders mach. 20
[Sp. 3] Auff das ab gehe die Neuwe mehr
Von der [!] Hertzog von guisen sehr,
Hab ich mit gantzem fleiß gethan
Mir auch frantzösisch Hosen an,
Vnd das ir wüst, so wil nit ich 25
Hie bleiben stehn, lang seumen mich,
Drumb so euch mein fuchs schwantz gefelt,
Kaufft ihn, das ich löß euwer gelt,
An feddern ist der augen schein,
Was ich muß für ein vogel sein. 30

Gedruckt bey Jacob Kempner.

findet sich — und zwar, so weit ich weiss, als das einzige bekannte Exemplar — aus von Naglers Sammlung stammend, auf dem königl. Kupferstichcabinet zu Berlin.*

Auch A. Andresen hat dasselbe wie noch mehre andere unzweifelhaft von Fischart mit Versen ausgestattete Stimmersche Blätter in seinem Deutschen Peintre-Graveur III (Leipzig 1866) S. 46 Nr. 99 verzeichnet.

Von den Litterarhistorikern verweist Karl Goedeke im GR. 392, 32 auf Gervinus III, 136 (III⁵, 179), W. Wackernagel, J. Fischart von Strassburg S. 98 Anm. 204 irrthümlich auf Weller, die aber beide zugestandenermassen die „geistlose Mühle“, wie man seit Flögel III, 378, 24 und Koch I, 165, h nach den Citaten im Binenkorb zu sagen gewohnt war, niemals gesehen haben. Gervinus' Angaben setzen aber wenigstens oberflächliche Ansicht des Holzschnittes voraus, und da die bereits von Passavant mitgetheilte Bleistiftnotiz auf der Rückseite, welche die demselben beigegebenen Verse mit Recht Fischart zuschreibt, von der Hand v. Meusebachs ist, so war vielleicht dieser selbst sein Gewährsmann. Vilmar hat in seinem Artikel „Fischart“ bei Ersch und Gruber LI (1850) S. 185, 23 zwar die Angabe, dass die Zahl der beigegebenen Verse 90 sei, kommt aber sonst über unbestimmte Angaben nicht hinaus: er hat also auch das, wie er sagt, „aus dem litterarischen Verkehr fast völlig verschwundene Blatt“ nicht gesehen.

Den mir nun vorliegenden Foliobogen nimmt fast zu zwei Drittheilen ein grober Holzschnitt ein, dessen Einfassung von doppelten Strichen gebildet wird.

Er hat gewissermassen vier Abtheilungen.

Das Mühlengebäude mit Wasserrad ist oben links sichtbar, davor hält der Tod als Gerippe mit Wurfschaufel auf einem Klepper, vor sich einen Sack haltend — andere liegen bereits auf der Erde. Eine Teufelsfratze als Müllerknecht mit schlittschuhartigen Schnabelstiefeln, von denen der rechte oberhalb wie ein Topf gestaltet ist, scheint ihm diese abgenommen zu haben, links im untern Viertel; auf der Schulter hat er

* Herrn Director Dr. Fr. Lippmann bin ich für die freundliche Förderung meiner Studien zu besonderem Danke verpflichtet.

noch einen Sack, aus dem glatzköpfige Pfaffen mit Rosenkränzen hervorsehen. Vor ihm steht ein Scheffelmass oder eine Kufe mit ähnlichem Pfaffen- und Narren-inhalt, wenigstens hängt eine Narrenmütze mit Schellen aus dem Gefäss heraus. Ein weniger teuflisch aussehender Kerl scheint mit dem Streichholz dieses Korn abmessen oder einstampfen zu wollen. Darüber am linken Rande ist die obere Oeffnung des grossen Siebes sichtbar.

Auf der andern Seite im rechten oberen Viertel des Holzschnitts erblickt man das innere der Mühle: den Stein im Kranz, darüber den nach unten sich verengenden Rumpf und dahinter einen Theil des Wasserrades. Auf der obersten der zum Rumpfe hinaufführenden Stufen schüttet stehend, den Sack auf der rechten Schulter, wiederum eine Teufelsfratze mit Klauenfüssen und Vogelschnabel, an der Müllerkappe die Bürste, das unten eingemessene oder kurz gestampfte Getreide ein: diesmal sind die Vertreter verschiedener geistlicher Orden und Würden deutlich erkennbar — ein Bischof mit Krummstab und Mütze, auch der Papst mit dreifacher Krone.

Aus der Mehlöffnung rechts unten im viereckichten Unterbau des Steins stiebt endlich allerlei phantastisches Geräth und Gethier hervor: zu oberst ein Eulenkopf, darunter ein Menschenhinterer mit Fuchsschwanz, ein Schweinskopf auf menschlichem Leib und ein Wolf in Kutte; rechts eine dicke Sackpfeife auf Pantoffeln, Hornissen, Kröten, Heuschrecken, Käfer, eine Eidechse (?) mit Jesuitenmütze etc. — links ein Eselshaupt mit Schulsack, hinten in ein Reptil ausgehend.

Unten in der Ecke rechts steht der Fastenfischfresser: er hat an der Seite ein Messer, einen ganzen Fisch im Vogelschnabel, und andere stehen ihm überall aus dem Leibe hervor. Ihm gegenüber nach der Mitte des ganzen Holzschnittes endlich sitzt Nasus mit Vogelfüssen, den Kopf ganz in einen dreibeinigen Hafen steckend, der halb umgefallen ist: im blossen aufwärts gekehrten Hintertheil desselben steht schräg eine angezündete Kerze, von der der Talg (oder wie Fischart sagen würde, das Unschlitt) auf einen Haufen Menschenkoth herabträufelt.

Rechts unter den Treppenstufen zum Rumpf kauert ein Mäuslein.

Ueber dem Holzschnitt liest man ohne irgendwelche Einfassung:

Die Grille Krottestisch Mül/zu Römischer frucht.

Wie das Korn ist, so gibt es Mäl:
Am Korn ist hie der gröste fäl
Wie solchs bezeuget dise prob
Welche zwar nicht ist wenig grob.

Unter dem Holzschnitt folgen Fischarts Verse ohne Andeutung seiner Verfasserschaft, dreispaltig, an den beiden Aussenseiten und unten umzogen von einer gewöhnlichen und oft gebrauchten Jobinschen Einfassung.

Die Verszahlen und Spaltenbezeichnungen im folgenden buchstäblichen Abdruck rühren von mir her.

DAs Korn vnd Mäl, Müller vnd Knecht
Die reimen sich noch alle recht:
Das Korn sich nach dem Müller art,
Der Müller prauchts Mäl vngespart
An seine statt, das es nicht feur: 5
So kommts ainander alls zu steur.
Doch wundert michs Mäl so fast nitt
Als nur das Korn, das man aufschütt,
Das, wiwol es scheint Pfaffengaistlich
Dannoch das Mäl würd Affenflaischlich, 10
Vnd da das Korn schin hailig-ehrlich,
Das Mäl doch sicht so Höllisch gfärlich
Vnd wiwol es ist zimmlich alt
Dannoch kain besser Mäl nicht fallt.
Ich glaub, wers lang gelegen noch 15
Es wer einmal ausgflogen doch:
So kommts noch zeitlich auf die Mül
Das man sein falsche art da fül.
Das ander scheint nicht vngefügt,
Das so vil selsam Mäl hie ligt, 20
Dan wo das Korn ist mancherlai
Wie kann das Mäl sein ainerlai?
Wie maint man est, das müßte sein
Die Spreier, wann die käm herein?
Solchs denk ain jder selbs mit fug, 25
Ich kenn das Korn am Mäl genug.
Doch, wann sie zu sehr wollen schreien
So mus die Spreier vnd die Kleien
Auch noch herfür, auf das man spür,
Was scheuzlich Thir die Kutt nur führ, 30

18. man] *mau.*

[Sp. 2] Vnd was für Heuchlisch Flaisch thun decken
Die Schiltkrötthütlin, mit vir ecken,
Vnd welche seien Chorsackpfeiffen
Die auf vmm ainen Kornsack pfeiffen,
Vnd die Altarhurrnaus, Häuschrecken, 35
Die gstochen Schwein inn langen Röcken?
Ja wann man nicht der Leut verschont,
Die Mönchsgestanks nicht sind gewont,
So müßt man sie nun beuteln strack
Inn aim Römischen Beutelsack: 40
Aber es möcht den Luft vergiften,
Dan die Kutt nie nichts guts that stiften:
Wie solchs Papst Pius selbs bekennt
Da er sie mit den Worten nent
Der Teufel wagt nicht in der Höllen 45
Was alte Weiber vnd Mönch anstellen.
Dis hat Papst Pius selbs gered
Eh er die Schlüssel gfunden het,
Dan er merkt das an Pfaffen, München
Hilft weder das Maalen noch das tünchen: 50
Die Sau, ain Sau man nennen soll,
Sie gibt je, wie ain Schaf, kain Woll:
Wann ja das Mäl nichts taugen will
Wie kan man das Korn loben vil?
Vnd wann das Mäl nichts nuzt zum prauch 55
Wünscht mans dem Müller inn den Bauch:
Demselben wünscht ich auch die frucht,
Es ist für jn ain rechte zucht:
Dan wo er nicht hinkommen mag
Da finden die plaz alle tag, 60

31, 32. Vgl. Jesuiterhütlein V. 688—694: Kurz, Fischarts Dichtungen II, 259.

39, 40. beuteln Mhd. biuteln, *sieben:* Lexer I, 290. Vgl. Binenkorb 1588[a], Bl. 38[b] ff.: (Die römische Kirche) ist vber die Vätter ... vnd alles was von jnen geschriben worden, das *beutelt* sie vor, vnnd behalt daruon die schönste Kleien. *Rdgl.*: All schrifft mus durch die *Römisch sieb vnd beutelsack.* Bl. 33[b]: Nun müsen wir die alten Vätter auch *reutern* vnd *beuteln.* Daemonomanie 1586, S. 31: nicht weiter jhn (l. in) jren vrsachen *durchreutern* vnd *erbeutelen.* Flöh Hatz 1578, V. 3402 (Kurz II, 90): dise Maidlen Die euch (sc. die Flöhe) inn die Saichkachel *beutlen.* Practic 1574[a], Bl. F 3[b]: wann man sie im gürtlersack *beutlet* (sc. die Frau). Gargantua 1590, S. 372: Folgends gieng er auch hin, die Lugenpriviligirte *wortbeutelige* Landfarer .. zu hören.

43 ff. Vgl. Kurz III, S. LIX.

[Sp. 3] Weil dis geschmais sich hat verklaid
Inn ainen schein der Hailigkait,
Vnd sint doch reissend Wölf inwendig,
Das jnen billich ist zuständig
Dis, da vnser HERR Christus spricht, 65
Das solch Gesind sei Ottergzücht,
Vnd gtünchte Gräber auf den Schein,
Da doch innwendig Krotten sein:
Ja Wölf vnd Füchs vnd Schlangensamen:
Vnd wie es nennt Johan mit Namen 70
Das jm Römischen Babilon
Der Trach mit siben Häuptern won,
Vnd voll feindselig Vögel sei,
Voll vnrain Gaister, Hurerei:
So nun die Schrift dis Volk so nennt 75
Welchs sich von Gots Wort hat getrennt
So kan ich sie nicht anders taufen,
Weil sie dis vbel täglich hauffen:
Wanns schon die Nas noch sehr vertrüs
Vnd noch so sehr mit Nadeln stis — 80
Ist er doch auch ain solch Gesell
Wie anzaigt sein Centonovell
Vnd eben der den Hafen schleckt
Dem aine Kerz im Hindern steckt,

70, 71. Vgl. Binenkorb 1588[a], Bl. 4[a]: 'Johannes von Saresburen, als er ein Buch schrieb, genant *Obiurgatorium Clericorum*, der Geistlichen Kehrab, vnd ein anders *Policraticus* genant, darinnen er die gantze Geistlichkeit sehr jämerlich vber die Hechel herholet .. Nennet auch den Papst einen Antichrist, vnn *die Statt Rom die Hur von Babylon* ... Ja zur selbigen zeit war .. Petrus Bloix, welcher offentlich schribe: *„Rom were das rechte Babylon, daruon Joannes geprophecirt hat"*: vnd die Officialien oder Hofdiener des Römischen Hofes weren Teuffelische Harpyen, Raubvögel oder Greiffen: Vnnd die Pfaffen recht Kälber zu Bethel, Baals Priester, Egyptische Abgötterer, vnnd das zu Rom alle ding vmb gelt feyl seien.

82. Des J. Nasus 'Centonovell' sind seine *Sechs Centurien Evangelischer Warheiten*: Goedeke, GR. 385, 2.

84. Bei den Mahlzeiten und Festen des Teufels war nach dem Wahnglauben jener Zeit eine solche Beleuchtung üblich: vgl. J. Baader, Zur Geschichte des Hexenwesens im Anz. f. Kunde der deutschen Vorzeit 1876 Nr. 8 Sp. 228. Nasus soll hier also als des Teufels Genosse und Leuchte im Hexensabbat der katholischen Geistlichkeit charakterisiert werden, wie V. 86 doch wol „*Schneider*dreck" zu ergänzen und damit auch auf seine ursprüngliche Profession angespielt ist: das „was er riechen soll", ist auf dem Holzschnitte wirklich zu sehen. Anders heisst es in einer Rand-

Der alles was er riecht vnd schmekt 85
Macht zu aim eiteln — er mags riechen!

Hirmit benasch er die Mül wol,
Der **Beutelsack** bald folgen soll,
Dan man mus jm stäts etwas schicken
Weil die Figuren jn erquicken. 90

Unter der mittelsten Verscolumne, innerhalb der Einfassung steht:

Anno M.D.LXXVII.

Fischarts Weise und Anspielungssucht spiegelt diese „Grille* krottestisch Mül“, auch ohne dass seine Verfasser-

---

glosse des Binenkorbs 1588ª, Bl. 10ª: Wan Nas in Bruder *Murnars Schelmenzunft* den Kübel rürt, *so riecht er kein Weirauch nicht.* Vgl. dort den Abschnitt „den Dreck rütlen“ und v. Meusebach in d. Allg. Lit. Zeitung 1829 I. Sp. 439.

* Passavant III, 457 und nach ihm Andresen III, 46 lesen „*Brille* Krottestisch Mül“, aber der verschnörkelte Buchstab ist doch wol ein *G* — ich ziehe obige Form vor, weil Fischart nur so das Werkchen anführt. Sprachlich ist beides zulässig: „ein Thalmudische Allegori oder *Grille* vnd *Prille*“, Binenkorb 1588ª, Bl. 60ª, „andre *Prillen* vnd sonst *Grillen* Damit heut fast das Land erfüllen Die Prifmaler“ Flöhhaz 1578: Kurz II, 117, V. 79, „wann man mich für ein guten *Prillen*reißer vnd *Grillen*scheißer außschreit“, Gargantua 1590, S. 38. *Brillen*reisser, Schwätzer und Possenreisser: Grimm II, 383 Diefenbach und Wülcker I, 299. Nugator, gerro .. Ein schwetzer, ein lugner, ein merlenerzeller, *brillenreißer:* H. Junius, Nomenclator rerum. 8. 1583 Bl. 368ᵇ. *Grille* s. v. a. Fantasterei, Thorheit, Laune, vgl. Binenkorb 1588ª: „alle jre grundlose tieffe speculationen vnd wunderfremde *Grillen*“. Ebd. Bl. 92ᵇ: „spitzfindige *Grillen* aus der winkelfäget boten“. Ebd. Bl. 174ᵇ: „all jr Fantastenwerk ... alle jre fremden Grollen vnd *Grillen*“. Hier ist aber Grille s. v. a. phantastisches und bizarres Thierbild, *grillus* (genus picturae: Plinius, Hist. Nat. 35, 10, 37 § 114), wie Gargantua 1590, S. 25: „weinsauffende Grillos“ und 538: „gemalt vnnd vergult von selsamen fantastischen Thieren vnd *Grillen*“; vgl. Binenkorb 1588ª, Bl. 121ª Rdgl.: „Die Legentenbücher vnd vite Patrum sein voll solcher *grillen* vnd Fegteuffel.“ — 'Krottestisch' ist dagegen eine nähere Bestimmung des grillus, welche aus V. 68 genügend erklärt wird: ob formal nur eine Adjectivbildung oder noch ein Wortspiel mit testis vorliegt, wage ich nicht zu entscheiden. Dieselbe Form erscheint Daemonomanie 1586, S. 178: „Lorentzo Spirto .. neben seinem Glückrad vnd vil Regimenten Würfeln vnd seltzamen *Grillenkrottestischen* Basiliscen, Igeln, Scorpionen, Gepratenen Hertzen, Mörfinnen vnd Mörspinnen die Heiligen Propheten .. einführet, welche den Fantastischen Glücksfragern ... jren Fall sagen

schaft auf dem Blatte irgendwie angemerkt oder angedeutet wäre, erkennbar wider. Damit aber sein Litterator künftig ohne allen Zweifel sei, gedenkt der Dichter desselben ausdrücklich und wiederholt im Binenkorb und Gargantua. Die Stellen haben Flögel und Vilmar theils notiert, theils wenigstens auf sie hingewiesen.

„Dann wie in der Grillekrottestischer Geystloser Mül zur Römischen frucht steht, so will die Spreier allzeit oben schweben*, vnd wan man das böß korn nit bald malet, so fligets doch auß. O wie ein gut werck thet [der] Poetisch Kornwerffer derselbigen Mül, wann er (wie er daselbs der Nasen verheißt) den **Römischen Beutelsack** bald lise außgehn, gleich wie ers jhm mit beschreibung der Efauiter schiltkrotthütlein vnd Viereckechter Cornuthauben hat gehalten", Binenkorb 1588[a], Bl. 33[b] und dazu die Randglosse: „Die Geystlos Krottestisch mül, Wie das korn ist so gibts Mäl, von Pickhart beschriben." Ebenso wie die Ausgabe letzter Hand hat schon die erste Ausgabe von 1579, Bl. E 3[b], nur dass in der Randglosse hier das „von Pickhart beschriben" fehlt und dem Sachverhalt gemäss der auf das Jesuiterhütlein bezügliche Passus lautet „vnd beschrib die Schiltkrotthütlin mit den vier Ecken". 1580 hat wie 1579, jedoch 1581 und alle folgenden Drucke wie 1588.

Eine zweite Stelle steht 1588, Bl. 267[b]: „Ihr solt auch vnvergessen haben, nicht ferr vom Binenkorb Bonen, die inn jhrer blüet stehen, zu haben. Vnd so jhrs jmmer könt, solt jhr machen, das nicht ferr davon ein Mül stande. Dann [268[a]] sie fliegen gar gern nahe bei den Mülen herumb. Also das mich wunder nimpt, das Pickhart, so die Crotestisch Romanistisch** Pfaffenmül vor kurtzer zeit hat auß ge-

müssen." Gargantua 1590, S. 25 ist von „Grillischen *Grubengrotteschischen,* fantastischen Krügen" die Rede und S. 65 wird die „Pantagruelische Vorsagung" eine „*Krotteschische* Kluft- (d. h. Höllen-) grille" genannt: das ist doch wol eine Fischartische Verdeutschung von „grottesc"?? Vgl. jedoch Weigand, D. Wtb. I[2], 622 und Diez, Rom. Wtb. I[3], 225: grotta.

* Der Humorist citiert hier wol nur ungenau aus dem Gedächtniss wie oft, wenigstens steht von dieser Eigenschaft der Spreier nichts in unserer Mühle; das folgende geht auf V. 15 ff.

** *Romanistisch* s. v. a. papistisch: vgl. Fischart in der „Beschreibung

legt, des Römischen Bienenkorbs darbei vergessen hat. Aber gewart, heißt nicht geschenckt." Randglosse: „Krotestisch Geißloß (l. Geistloß) mül." 1579 und 1580 drücken sich genau ebenso aus, nur verhüllt Fischart in diesen beiden Ausgaben (Bl. Hh 2ᵃ und 242ᵃ) seine Autorschaft noch, indem er statt 'Pickhart' der setzt: „.. mich wunder nim̃t, das der, so u. s. w."

In ähnlicher Weise führt der Humorist sich und sein Werk im Gargantua 1590, S. 200 (zuerst 1582, Bl. M 3ᵇ) bei Besprechung eines wenig decenten Blattes an, das ich auf der grossherzogl. Hofbibliothek in Darmstadt wieder zu finden das Glück hatte: „aber der Socius machts zu grob, man solt jhm das Maul .. wischen: **der** machts höflicher, der sie (die Pfaffen) aus verlegenem Korn malet." Und noch weniger deutlich a. a. O. S. 518 (1582, Bl. Ll 2ᵃ):

„O weit von hinnen ....
Ir Paxsüsse, Pacemküssige Paxpriester
Ir Liebverdüster, jr kirch vnd Schulverwüster
Ir Formendängler, jr from mul from, nit im hertzen,
Ir Luxmundische ArßLaternenkertzen!"

Die Stelle erhält Licht durch V. 84 der krottestischen Mühle.

Eine dritte Anführung derselben im Gargantua ist endlich auch für die Geschichte des mir vorliegenden Blattes von Interesse, da dieselbe beweist, dass dieses in mehr als einer Auflage vorhanden war. Bereits die Geschichtschrift von 1.5.75 sagt nämlich Bl. A 2ᵃ (1582 ebd., 1590, S. 25): „Sileni ... waren etwan die wundergstalte Grillische, grubengrotteschische, fantästische krüg, läden, büchsen vnd häfen, wie wir sie heut in den Apoteken stehen sehen, von aussen bemalet mit lächerlichen, gecklichen, ja offt schrecklichen Heu vnd Grasteufeln wie sie aus **Pandore** büchs fligen vnd der **Römischen Mül** stiben,

gesellen die im hafen schlecken
vnd haben die kerz im hindern stecken."

Die beiden hier abgesetzten Verszeilen entsprechen der 83.

---

d. an d. König in Franckreich begangenen Meuchelmords 1589", Kurz III, 378, 1.

und 84. unserer Mühle, und es wäre mehr als wunderbar, wenn sie nicht zu ihnen in der allernächsten Beziehung ständen*.

---

* Ich möchte mir hier die Frage erlauben, ob irgendwo ein grösseres Blatt des 16. Jahrhunderts existiert, Pandora in der oben von Fischart geschilderten Situation darstellend, vielleicht gar aus Bernhard Jobins Verlag, oder doch mit charakteristischen Teufelsfratzen und deutscher, französischer oder holländischer Erklärung?? Der Gedanke „der großen Hur von Babylon Wie's Sanct Johann abmalet schon, Das sie die König äff vnd geck, Die Armen aber poch vnd schreck, Das die Fürnemsten auff der Erden Von jhrem Gifft all truncken werden“ (Gorgoneum caput bei Kurz III, 114, 9 ff. = Offenbarung 17, 2; 18, 3; 19, 2) könnte wol damit verbunden sein, ... vielleicht so, wie Albrecht Dürer dieselbe nach Offenb. 17, 4: „*ἡ γυνὴ ἦν περιβεβλημένη πορφύρᾳ καὶ κοκκίνῳ ... ἔχουσα χρυσοῦν ποτήριον ἐν τῇ χειρὶ αὐτῆς γέμον βδελυγμάτων καὶ ἀκαθάρτητος*“ als Mutter der Hurerei und Gräuel auf Erden dargestellt hat: Thausing, Dürer S. 188. Schäufelins Päbstin Johanna als Babylonische Hure (Drugulin B. A. II, 21, Nr. 115) habe ich leider ebenso wenig gesehen als die von Bartsch XV, 35, 1 und 2: Passavant VI, 86, 92 und 93 angeführten Blätter. Indessen befindet sich in dem von Ebert, B. L. Nr. 23880 beschriebenen Buche (vgl. Wellers Ann. I 322 Nr. 159, Weigels Kunstkatalog Nr. 12248, Archiv für Littgesch. Bd. 4. S. 405 ff.; gedruckt ist dasselbe weder in Basel noch in Zürich, wenn auch Bl. c 5ª der „schneiderknecht“ der Berner Predigermönche erwähnt ist) „Zurstörung vnnd Niderlag deß gantzen Bapstumbs“ Bl. a 5ᵇ wol ein nach Schäufelins Entwurf ausgeführter Holzschnitt. — Bücherholzschnitte ähnlichen Inhalts beschreibt W. von Maltzahn im Bücherschatz S. 118 Nr. 757; 153, 944; 155, 962.

An unserer Stelle scheinen „die Heu- und Grasteufel wie sie aus Pandore büchs stiben“ in Verbindung mit denen der Grillenmühle wirklich mehr als eine gelehrte, obwol damals vielfach nahe gelegte Reminiscenz — ich erinnere z. B. an Leonh. Culmanns sonderbare Dramatisierung des Stoffs von 1544: Goedeke GR. 320, 272 vgl. Tittmanns Schauspiele des 16. Jhdts. I, 110 —, mehr als ein classisches dem Humoristen etwa wie uns heute geläufiges Citat zu sein. Auch anderwärts kömmt er wiederholt darauf zurück, Podagrammisch Trostbüchlin 1577, Bl. F 7ᵇ: „vnzalbarliche geschlecht der krankhaiten sind, deren merthails aus *Pandore Hechsenpüchs* sind gestoben, ... aus der Fatalischen vnglückspüchs ... *Pandorisch vngezifer*“; ferner Kurz II, 269 V. 1071 ff., wo das Jesuiterhütlein, welches die Teufelsfratzen zurichten (vgl. das Titelbild a. a. O. 239), die „Neue Pandorae Büchs Eyne Grundsupp alles Vnglücks“ genannt wird, ebenso V. 579 ff.

Was mich endlich auf ein solches Blatt besonders begierig macht, ist die bedeutsame Rolle, welche die *„Altora“* — Fischartische Verdeutschung von *Pandora:* man erstaunt, wie wenig Kurz III, 432 den

Der Holzschnitt selbst wird, wie die meisten der von Fischart mit erklärenden Reimen ausgestatteten, seit Passavant und Andresen dem Tobias Stimmer im Entwurfe zugeschrieben, ob mit Recht — weiss ich nicht zu entscheiden. Es ist mir aber auffällig gewesen, dass ein von 1569 datiertes Blatt des Balthasar Jenichen — aus der Beigabe des auch von Fischart an die Spitze gestellten, nicht gerade volksmässigen Spruchs wird man wol diesen Schluss ziehen müssen — den nächsten Anlass zu einer „krottestischen Mühle“ gegeben hat, welches seinerseits wiederum die keineswegs glückliche Umgestaltung eines ältern, der angeblich Stimmerschen Composition näher liegenden Holzschnitts ist. Ich meine die mir leider nur aus Andresens Peintre-Graveur II, 181 Nr. 255 bekannte „Narrenmühle“*, die doch zweifellos nicht bloss auf

von ihm herausgegebenen Autor versteht, um so mehr als dieser gleich darauf von 'Formötig' und 'Obermötig', *Prometheus* und *Epimetheus* spricht (III, 88, 47 ff.) — in der deutschen Bearbeitung von Rabelais' vielgemartertem zweitem Capitel spielt, ohne dass die Vorlage genügenden Anlass hierzu böte. Oder will man das „magazin d'abus“ der letzten Zeile dafür nehmen? Sonst finde ich eben die Pandora bei Rabelais als Unglücksstifterin nur noch im 3. Capitel des 3. Buchs erwähnt. Wie dem aber auch sei, durch Einfügung dieser „Altora“ in seine „Pantagruelinische Vorsagung“ ist Fischart um vieles verständlicher geworden, und ich irre darum wol auch nicht, wenn ich mir aus diesem Umstande die Beigabe eines *Pandora*-Bildnisses zur zweiten Gargantua-Ausgabe von 1582 an einer Stelle erkläre, wo die Ausgabe von 1590 eine Lücke in der Seitenzählung hat: Steinmeyer constatierte Wagners Archiv I, 225 diese Thatsache ohne sie zu erklären. Diese *Pandora* stammt nun aber aus Martin Holtzwarts Emblematvm Tyrocinia. Straßburg b. B. Jobin 1581. 8°. Bl. E 1a, wo sie mit der Ueberschrift *„Non ex aspectu, sed ex effectu“* als Emblema XXV auftritt. Die lateinischen und deutschen Verse dabei sagen nichts wesentliches weiter, *nur die Grillenstiebung der Heu- und Grasteufel dort ist eine ziemlich lebendige:* wäre es da nicht möglich, auch hier Beziehungen zu einem grössern Blatte vorauszusetzen, wie sie nachweislich bei einem andern Emblem desselben Buchs Bl. G 6a mit der Ueberschrift *„Non in verbo, sed in potestate“* bestehen, das uns den Esel als Richter zwischen Nachtigall und Kukuk zeigt, also Fischarts „Gauchlob“ (Kurz III, 64) *in nuce* reproduciert?? Die Beziehungen unseres Dichters zu Holtzwarts Buche sind bekannt.

* Andresen lag wol das am 18. Febr. 1861 bei R. Weigel versteigerte Exemplar Sotzmanns (I, Nr. 866) vor. Wo dies geblieben, lässt sich nicht ermitteln, da die Protokolle der Weigelschen Auctionen, wie

dem Spruche Salomonis Cap. 27, V. 22 „Si contuderis stultum in pila quasi ptisanas feriente desuper pilo, non auferetur ab eo stultitia ejus“, sondern auch auf dem alten Holzschnitte des an Dürers Ehrenpforte Maximilians I. mitbetheiligten Formschneiders HR (Hieronymus Resch? vgl. Naglers Monogrammisten III, 544 Nr. 1394: † 1556) beruht.

Erstere beschreibt Andresen folgendermassen:

„Das Innere einer durch Wasser getriebenen Mühle, deren Rad rechts sichtbar ist. Ein Müllerknecht schüttet aus einem Kübel kleine Narren in die Mühle, die ein zweiter links im Schiebkarren herbeifährt: doch kommen die Narren wieder als Narren aus der Mühle hervor, was einen rechts bei der Mühle stehenden Herrn Wunder zu nehmen scheint. Rechts und links durch eine Thür geniesst man Aussicht in eine Landschaft. Rechts und unten steht an einer Bandrolle:

QVALIS . GRANVM . TALIS . FARINA .
GLEICH . WIE . DAS . KORN . ALSO . GIBTS . AUCH . MEHL.*
15.6.9.“

Der Holzschnitt des Meisters HR (links unten das Monogramm) ist mit dem alten Holzstocke abgedruckt in R. Z. Beckers Holzschnitten alter deutscher Meister in Originalplatten gesammelt von Hans Albrecht von Derschau (I). Gotha 1808, Bl. C 4; er zeigt den grossen viereckichten Raum einer Wassermühle mit zwei Mahlgängen, von denen aber nur der obere in Thätigkeit ist.

Links sieht man durch die Oeffnungen der Wand das Wasserrad, im Fond herankommende (beladene?) Pferde und rechts vor dem weiten gewölbten Eingange einen Bauern und sein Ross (?), das Kornsäcke trägt, deren Inhalt aber durch einen hervorragenden Kopf angedeutet wird.

Die Stufen zur Brücke zwischen den beiden Mahlgängen auf der Seite des Wasserrades steigt soeben ein Müllerknecht

---

mir Herr C. G. Börner in Leipzig gütigst mittheilt, beim Ankauf der Handlung nicht mit erworben und wahrscheinlich verloren sind.

* Das hier wie bei Fischart wiederkehrende Sprichwort ist sonst nachweisbar in H. W. Kirchhoffs Wendunmuth, Frankfurt a. M. 1565 Bl. 388b: „Wie das Korn ist, so geit es Mehl, Kein gut Leder — ein faules Fehl!“ Ich finde dies von v. Meusebach angemerkt.

mit einem Kornsacke empor, aus dem wiederum ein Kopf mit Narrenkappe sieht. Auf der Brücke steht ein eleganter Herr und der Müller, welcher die Säcke aufbindet, oberhalb des Rumpfes dagegen der Einschütter. In diesem selbst gewahrt man Narren mit geistlichen Insignien, wie auf Fischarts Bilde (Kreuz, Bischofsstab, Papstkrone, Brevier u. s. w.), unten aber im grossen Mehlkasten eine Menge herausgemahlener, unterwärts menschenähnlicher (?) Fratzen mit Thierköpfen, die zum Theil die frühern Abzeichen behalten haben, während die andern vor dem Kasten an der Erde liegen: die Papstkrone, ein Cardinalhut, eine Bischofsmütze, eine Kette mit Kreuz, Breviere u. s. w.

Um den Mehlkasten herum stehen reich gekleidete Herren, ebensolche zu beiden Seiten des Eingangs, von denen der eine ein Buch in Händen hält; alle scheinen sich zu wundern. Zwischendurch auf den andern Mahlgang zu schreiten zwei weitere Müllerknechte, wol um auch diesen in Thätigkeit zu setzen; der eine hat in einem Tragfässchen ähnliches Korn. Unten rechts in der Ecke eine Kufe, aus der Schweine fressen. Auf den Säcken wie auf den Rücken der reich gekleideten Herrn ein gezacktes Rad*.

Da sich nun meiner Meinung nach kaum annehmen lässt, dass fast zu gleicher Zeit zwei Künstler über denselben alten Stoff gerathen seien, und dass noch dazu der doch ohne Frage geistvollere von ihnen (T. Stimmer) sowol die Idee des Meisters HR als deren magern Abklatsch bei Jenichen benutzt haben müsste; so möchte ich lieber den Entwurf des Fischartischen Holzschnitts ebenfalls dem Balthasar Jenichen zuschreiben. Ein umgekehrtes Verhältniss, etwa dass Jenichen nach Stimmer auch seine Mühle und zwar eine bibelgetreuere als dieser hätte liefern wollen, lässt sich nicht annehmen, weil Fischarts erster Druck wegen seiner hier in vollster Blüte stehenden Beziehungen zu Nasus schwerlich bis 1569 zurückgeschoben werden kann.

Aber auch ausserdem waren unserm Humoristen Motive zur „Krottestischen Mühle“ in Fülle gegeben.

* Was bedeutet dieses? Vgl. Geschichtschrift 1575, Bl. B 4a: „Die *Pfaffensön* kein glück angaht, Dans Vatters platt zaigt jn das *Rad*, Der Mutter spatt den Nachtschad.“

Gottes Reich im Bilde einer Mühle zu denken ist deutschen Dichtern früh geläufig: so Tirol von Schotten (Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied II [1867] S. 73, Nr. 107*), Barthel Regenboge (a. a. O. S. 255, Nr. 419; auch in einer Wiener HS., vgl. Goedeke GR. I, 226), dem Muscatblüt (a. a. O. S. 491, Nr. 651) und einem anonymen des 15. Jhdts. (a. a. O. S. 699, Nr. 901). Fischarts Zeit mag hiervon freilich kaum etwas gekannt haben, wol aber das auf derselben Linie liegende, ursprünglich zweifellos niederdeutsche schöne alte Gedicht in Uhlands Volksliedern II, 888, Nr. 34 — Ph. Wackernagel theilt a. a. O. Nr. 1067 und 1069 auch zwei hochdeutsche, bereits Uhland nicht entgangene Fassungen mit —, welches Johan Winnigstedte 1552 „mit einer kurtzen glosen verkleret vnd ausgelegt"**, und die in der Reformationspolemik als angebliches Product unmittelbarer Antheilnahme des Volks bedeutsame, freilich erst in einem spätern Drucke so genannte „Beschrybūg der Götlich- | en Müly, so durch die gnad gots angelassen, | vnd durch den hochberümptesten aller mülle | ren, Erasmum von Roterodam, das götlich | meel zůsamen geschwarbet, vnd von dem trü | wen becken Martino Luther gebachen, ouch | von dem strengen Karsthansen beschirmpt, | durch zwen Schwytzer pauren zum besten, so | dan̄ grobem vnd ruchem volck (alß sie genent | werden) müglichen ist beschriben. | Auch ist hierjn begriffen | ein

* *Daniel* wunders mer geschach: Eine starke mülen er sach, Die lag an einem wage tief, Der under stein vaste ümbe lief, Der ober kunde stille ligen: wieȝ vmbe die mülen sie getan, Das wære mir schedelich verswigen.

Daȝ rat daȝ an der mülen gat, *Zwen unt sibenzec* kamben eȝ hat u. s. w. Gemeint ist Daniels bekannte Weissagung auf Christus Cap. 10, 24 ff.

** „Das alte gedi- | cht, welchs man nennet | *das Mülenlied,* wider zusamen | gelesen, vnnd mit einer kurtzen glo- | sen verkleret, vnd ausgelegt, wi- | der alle die, so Christliche | gesenge nicht mü- | gen leiden. | Durch Johan Winnigstedte, | Pfarherrn zu Qued- | lenburg . . . ", A 1—B 6b, in 12o. Unter der Vorrede an „Frawen Annen, des freien weltlichen Stiffts Gerenrode, Ebtischen, gebornen von Kitlitz," etc. Bl. A 3b: „Quedlenburg, am tage Andreae Apostoli, Anno 1552." Ein Exemplar in Berlin (Hymnol. 2982. 8o), ein zweites in Wien: Weller, Ann. II, 209, Nr. 452.

kurtze anred zů allen mißgün- | stigen der Cristen- | lichen Fry- | heit." Auf der Rückseite: „Diß hand zwen schwytzer puren gmacht | Fürwar sie hand es wol betracht." und darunter ein kleiner roher 16°-Holzschnitt, ein Mühlengebäude mit Wasserrad in gebirgiger Gegend darstellend. 8 Bl. in 4°, die Rückseite des letzten leer. Bl. B 4ᵃ: „Gedruckt zů Tübigen." (!)*

Charakteristischer und unserm Zwecke näher liegend ist der in den andern Exemplaren auf dem Titelblatte unter der Ueberschrift:

Das hond zwen schweytzer bauren gemacht.
Für war sy hond es wol betracht.

erscheinende ursprüngliche 4°-Holzschnitt mit dem Monogramm  .

Links schräg gestellt das Mühlenhaus am Bach, der das Rad in Bewegung setzt, darüber in den Wolken Gott Vater mit der Weltkugel. Aus der offenen Giebelwand des Gebäudes tritt der Mühlenapparat hervor. Ueber demselben steht

* Weller, Rep. typ. Nr. 1734, vgl. Ann. II, 335. Der erste Druck dürfte der von Weller mit Nr. 1741 bezeichnete sein, in Berlin in zwei Exemplaren vorhanden und abgedruckt bei Schade, Satiren der Reformationszeit I, 19. Nr. 1742 kenne ich nicht, Nr. 1740 aber, wenn unser Exemplar in Berlin wirklich mit Wellers identisch ist — dasselbe hat die Variante: .. *beschicht* — steht zu Nr. 1743 durch die dort als Titel verwandten Worte, welche hier auf der Rückseite des Holzschnitts erscheinen, in den andern aber gar nicht zu finden sind, in Beziehung. Supplement (Nördlingen 1874) S. 21 Nr. 184 hat Berlin ebenfalls (Yg 7569. 4°); Typen und Randleisten ergeben mit Bestimmtheit einen Druck Hans Schönspergers zu Augspurg auf dem Weinmarkt oder doch seiner Zwickauer Filiale (Zwickau, Jörg Gastel), wie Herr *Dr*. Jul. Schrader, der um die bibliographische Bestimmung und musterhafte Katalogisierung unserer Schätze hochverdiente Bibliothecar, schon vor Jahren ermittelt hat.

Auf diese „Müly" bezieht sich Wellers Nr. 1744 und 1745, abgedruckt in Schades Satiren II, 160. In Berlin befindet sich Nr. 1745, nicht 1744, wie Weller angibt; das Gedicht selbst ist schwerlich von einem „thurgöwischen Paur" verfasst, wie es behauptet: Terenz und Hesiod werden darin citiert, vgl. Schade S. 344.

Christus, aus geöffnetem Sacke auf der Schulter das Korn seiner Lehre, vorauf die Taube des heiligen Geistes, in den Rumpf schüttend, in dem bereits die Evangelisten, kenntlich gemacht durch ihre Attribute (Thiere, Schwert) sichtbar sind. Aus der Pforte des runden Steinkranzes kommt unten das Mehl hervor als Bandstreifen — 'Glaub', 'lieb', 'Hoffnūg', 'terAe' (l. Sterke)* liest man darauf —, welches Erasmus**,

(148) der sich des malens angenommen —
Der hayligen gschrifft müllerknecht
So vns das mel leer(t) beutlen recht
Mit seinen gschrifften manigfalt,
Das es sein süssen gschmack behalt....

mittels einer kurzstieligen Schaufel in einen, das schon erwähnte Monogramm zeigenden Mehlsack thut, über dessen Oeffnung wiederum die Taube des heiligen Geistes schwebt.

Rücken an Rücken mit Erasmus steht ein Mönch in Tonsur und Kutte, welcher aus einer Kufe mit der Inschrift „Luter" vor ihm das aus dem lautern Mehl der göttlichen Wahrheit gebackene Brod in Buchform nach rechts hin an einen Haufen römischer Geistlichkeit auszutheilen beflissen ist. Aber diese (unter ihnen ein Cardinal, ein Bischof, ja sogar der Papst mit dreifacher Krone und doppeltem Kreuzstab) wollen nichts davon wissen, vielmehr: „Ban ban!" krächzt über ihnen ein hinterwärts in eine Schlange ausgehender Vogel.

Jedoch in der Mitte des Bildes mehr nach hinten zu — weiter zurück gestrüppbewachsene Felsen — erscheint der Bauer***, seinen Dreschflegel gegen diese eigennützige, herrschsüchtige, die Welt verdummende Pfaffengesellschaft schwingend, die den Luther zu verderben trachtet:

---

* Der Holzschnitt der (Berliner) Nr. 1740 ist sicher nachgeschnitten, das ergeben schon die hier kaum lesbaren Bandinschriften, vgl. auch nachher „Karsthans", „ban ban". Noch mehr gilt dies von dem Schönspergerschen Druck. Uebrigens besitzt das kgl. Kupferstichcabinet auch ein einzelnes Blatt der ersten Abdrucksgattung (Buchausschnitt).

** „Erasmo" steht auf dem linken Aermel seines Talars.

*** *„Karsthās"* lautet die Ueberschrift in Nr. 1741, sonst ausgeschrieben *„Karsthans"*.

(209) Karsthans seynen pflegel noch hat,
Der die haylig gschrifft yetz auch verstat;
Welt man jn betriegen wie vor,
So ist er so ain grober thor —
Er schlüge mit dem pflegel drein u. s. w.!

Dieser Holzschnitt von 1521 athmet die ganze Kraft und Siegesgewissheit der bis in die untersten Schichten des Volks gedrungenen, unverbrauchte Kräfte befreienden, aber auch nöthigenfalls vor ihrer Entfesselung nicht zurückschreckenden neuen Lehre. Es ist ein Stimmungsbild, geschöpft aus vollster Unmittelbarkeit, das jene aufgeregte Zeit mit ihrem Glaubenseifer, ihrer Ueberzeugungstreue, Zuversicht und Energie, aber auch die nahe Gefahr frevelhafter Missleitung und unverständiger Ausartung deutlich widerspiegelt.

Wir haben wol noch packendere Flugblätter und Schriften damaliger Tageslitteratur, wenigstens volksmässigere — die Verfasserschaft der beiden Bauern möchte eben etwas zweifelhaft sein —, insbesondere solche, in denen zum Ernst der Gesinnung sich der Form nach auch die Komik gesellt, der vernichtende Witz der freilich nach heutigem Gefühl oft an Roheit streifenden Satire*: aber ich meine doch, schon dieses noch allen rhetorischen Aufputzes entbehrende Stück ist geeignet den Unterschied und Abstand deutlich zu machen, welcher zwischen der Polemik der ersten Reformationszeit und der spätern wahrhaftig nicht zum Vortheil der letztern besteht. Wie frostig und kleinlich ist angesichts dieser „Pfaffenmühle“ das Allegorienspiel Fischarts in der seinigen!

Nicht dass es ihm an evangelischer Glaubensinnigkeit und Ueberzeugungstreue fehlte, nicht dass er von der Nichtsnutzigkeit und Heuchelei der römischen Kirche und ihrer Lehre weniger durchdrungen gewesen — wer wollte das von dem spätern Bearbeiter des Binenkorbs behaupten? —: aber die Höhe seines Standpuncts reicht nicht im entferntesten

* Ich darf hier wol auf die immer noch lesenswerthen, obwol den vorhandenen Reichthum auch nicht von fernher andeutenden Auseinandersetzungen Karl Hagens im 2. Bande seiner Litterarischen und religiösen Verhältnisse Deutschlands im Reformationszeitalter S. 176—227 verweisen.

an den jener angeblichen Schweizer Bauern heran, die ohne Rücksicht auf bestimmte Personen nur das Gesammturtheil einer mächtig bewegten Zeit über, Jahrhunderte lang verehrungswürdig erschienene Träger religiöser Formen, wie es sich plötzlich geklärt, einfach verlautbaren, während er über den Eindruck persönlicher Rancune, ja den eines litterarischen Klopffechters, der seinem minder gewandten Frater Nasus wieder einen neuen Hieb zu unzähligen andern versetzt, nicht hinaus kömmt. —

Wie also im ganzen, so fehlt es andererseits auch in Einzelheiten der Mühle Fischarts nicht an Vorbildern oder Vorgängern. Es darf dieses um so weniger auffallen, als der Dichter sich bei seiner grotesken Schilderung der Römischen Geistlichkeit ihrem wahren Wesen nach an biblische Vorstellungen, vornehmlich an die Beschreibung des falschen Propheten und heuchlerischen Pharisaeers in der bilderreichen, zu künstlerischer Verwerthung geradezu herausfordernden Sprache des Orients anschliesst. Sein Hauptmotiv (V. 67, 68) ist aus Matth. 23, 27 in Verbindung mit Offenb. Joh. 18, 2 und 16, 13 genommen*; Kröten, diese giftigen (Daemonomanie 1586, S. 380), gierigen (Wolfs Zs. f. Deutsche Mythologie I, 362) und unreinen Thiere (3. Mos. 11, 29), welche im Hexenwesen seiner Zeit als Attribute des Teufels (R. Hildebrand im D. Wb. V, 2417, e, f) eine bedeutsame Rolle spielen, verstand Fischart wol an letzterer Stelle unter den *πνεύματα τρία ἀκάθαρτα ὅμοια βατράχοις*, welche aus dem Munde des Abgrundsthiers** und des falschen Propheten hervorgehen, zumal sie (16, 14) als *πνεύματα δαιμόνων* bezeichnet werden und ihm deshalb für seine „scheußlichen Thiere in der

* Zu Grillenmühle V. 61, 62 vgl. noch Matth. 23, 25 und 28, zu V. 63 Matth. 7, 15, zu V. 66, 69 Matth. 23, 33, zu V. 71, 72 Offenb. Joh. 13, 1 ff.; 17, 8, 9, zu V. 73, 74 Offenb. 18, 2; 16, 13, 14.

** Vgl. Kurz III, 118, 17: „Das gekrönt Abgrundthir, Das Stulthir, so *Frösch* speit herfür." Kurz II, 259, 688 sagt der *Teufel* im Jesuiterhütlein: „auf dem Stul das Thier, Welchs durch mein krafft speut *Frösch und Krotten* . . . Daher wird auch genant diß Ghürn Schilt*krott*hütlein vnd *Krottenschirm*", sc. das Jesuiterhütlein, für dessen Verherrlichung Fischart schon mindestens 1577 sich interessierte: s. Grillenmühle V. 32.

Kutte" (V. 30), die der Teufel auf seiner Mühle enthülste, als Gattungsbegriff besonders passen mussten.

Auf eine Erörterung über die Verwerthung der Thiere in der religiösen Polemik und Satire des 16. Jahrhunderts auf litterarischem wie künstlerischem Gebiete — seit Wolgemuts Roma caput mundi 1496* führt der deutsche Holzschnitt mit diesen Mitteln einen in seiner Bedeutung für die ungebildeten Massen, die nicht lesen konnten, keineswegs zu unterschätzenden Kampf — kann ich mich hier natürlich nicht einlassen; ich verweise aber darauf, dass der in der Pfaffenmühle zur Anschauung gebrachte Gedanke, welchen damals die mit dem Abschluss von Seb. Brants Narrenschiff anhebende Metamorphose der Narren auch sonst in Bild und Wort vielfach verarbeitete, im speciellen vor unserm Dichter schon von mindestens zwei Künstlern zu einer Satire auf das Papstthum benutzt wurde, nämlich in Kupferstichen Melchior Lorchs und Peter Gottlands.

Das mir aus dem königl. Kupferstichcabinet in Berlin bekannte Blatt des erstern (Passavant IV, 182, Nr. 27) in Grossquart zeigt die in die Flammen des Purgatoriums versinkende Papstfigur als grossen wilden, dabei behaarten und geflügelten Mann mit langem Affenschwanz und Thierohren, in der linken Faust einen zerbrochnen Schlüssel, in der rechten ein mit der Wurzel ausgerissenes, oben in ein dreifaches Kreuz ausgehendes Bäumchen, auf dem zottigen Menschenhaupte, das hinterwärts (die Figur ist halb en profil gestellt) in einen Katzen- oder Löwenkopf mit glühenden stechenden Augen ausgeht, die dreifache Papstkrone, zu oberst als Spitze menschliche Excremente. Nach rechts hin speit dieses Abgrundsthier (Offenb. 16, 13) in breitem flammendem Strom allerlei Ungeziefer hervor — Kröten, Eidechsen, Schlangen, Hornissen, Vögel und anderes phantastisches Gethier.

Unten in den züngelnden Flammen die Häupter der im Läuterungsprocess begriffenen Seelen, rechts aber, nur dem

---

* Auf dem kgl. Kupferstichcabinet zu Dresden; vgl. hierzu Thausing im Leben A. Dürers S. 185 ff.

Obertheile nach sichtbar und von der Spitze des schon erwähnten Schwanzes umringelt, an dem auch noch eine Bulle mit vielen päpstlichen Siegeln hängt, ein kleineres, ebenfalls zottiges Monstrum mit Armen und krummem Vogelschnabel, der aus einem runden Kranze hervorsieht (dem Höllenkrater?); ein Mann mit Bischofsmütze wird eben von diesem Ungethüm verschluckt, der vergebens seine bittenden Arme nach dem wilden Papstmenschen ausstreckt.

Auf der gleichfalls mit kleinen Thierfratzen besäten Bulle liest man in grossen Buchstaben:

Hebt . evch . got . vndt menschen . ferren.
Ich . vndt . tevffel sindt . die . hern.

Dagegen links oben, durchweg mit grossen Buchstaben:

Al ander herschaft ist von got
Zvr hvlf dem menschen in der not
On satan vnd sein bepstlich rot
Seindt hern zv stiften svndt vndt todt
Der babst heist recht der wilde man
Der dvrch sein falsches (!) schalckes ban
Al vnglvck hat gerichtet an
Das got vnd menschen nicht leiden kan.
1545
. MART . LUTHER . D .

Das Monogramm des Meisters steht über der Spitze des Papstkopfes.

Den Kupferstich Peter Gottlands beschreibt Passavant IV, 57, Nr. 7; ein Exemplar besass Drugulin, B. A. II, 22, Nr. 121.

Das Christkind ist darauf als S. Georg zu Pferde im Kampfe mit dem Papstthum, das als Ungeheuer mit drei Köpfen — einem Papst-, einem Türken- und einem Kindskopfe* — sich am Boden windet, während aus einer durch den Glaubensspeer geschlagenen Wunde Schlangen, Kröten

* Eine ähnliche Papstfigur mit drei Köpfen — in der Mitte das Haupt mit der dreifachen Krone, links ein Kinds- und rechts ein Türkenkopf — auf einem andern, von Passavant IV, 182, 28 flüchtig beschriebenen Kupferstich Melchior Lorchs in Berlin (Kupferstichcabinet). Dieselbe Idee ist verwandt in einer Dichtung über das Interim: v. Liliencron, Mitth. a. d. Geb. d. öffentl. Meinung (II. 1874) S. 38, 5.

und anderes Gewürm hervor kriechen. „A droite, une église renversée avec l'inscription: Collapsa ecclesia Papae. Dans un des caveaux de l'édifice on aperçoit plusieurs documens avec le titre de ABLAS BRIF et, à côté, un moine à tête d'animal et un cardinal. Dans le fond, la ville de Wittenberg, où l'on voit une princesse à genoux en prière et à côté d'elle un agneau. A la droite, Dieu le père avec le Christ, puis une inscription de deux lignes: Bestia sacra triceps etc. 1552. Le chiffre est à la droite du bas." — —

Schliesslich eine Frage.

K. Rosenkranz führt in seinem anregenden Aufsatze „Die Bilderlitteratur des deutschen Volkes" (Zur Geschichte der deutschen Litteratur. Königsberg 1836) S. 255 ff. als moderne Bilderbogen auch Männer- und Weibermühlen an, in welchen die Runzeln abgeschliffen werden und der ganze Mensch nach Erduldung dieser schrecklichen Procedur in Jugendfrische wieder aufersteht: „In Wagen und zu Pferde, auf Karren, an Stricken führen die Männer ihre Weiber, die Weiber ihre Männer herbei. Oben werden die Alten aufgeschüttet, unten erscheinen sie wieder verjüngt und werden mit zärtlichen Küssen und Umarmungen empfangen."

Es wäre mir interessant und für meinen Gargantua-Commentar wichtig zu erfahren, ob diese Jahrmarktsblätter wie die meisten der Art ein älteres Vorbild, vielleicht gar schon im 16. Jahrhundert haben, etwa als Darstellung eines „Fastnachtsbutzen", der in dieser lustigen Zeit gefallen und darum auch später noch auf Interesse rechnen konnte??

Ich kenne mehre derartige Blätter, sogar solche mit Versen des Hans Sachs, aber leider keine Mühle für die Runzeln alter Weiber und Männer*.

---

* Herr J. F. Wessely, der auch auf die Flugblattlitteratur achtende bewährte Kunstschriftsteller, erinnert sich, wie er in der Sonntagsbeilage Nr. 23 zur Vossischen Zeitung vom 10. Juni 1877 (Verjüngungsmittel, culturgeschichtliche Studie II) erzählt, wenigstens eines alten Oelbildes im Vaterhause, welches „das Innere einer Getreidemühle vorstellte: alte Weiber wurden oben wie Getreide aufgeschüttet und kamen unten als junge Mädchen 'junggemalen' wieder zum Vorschein". Dagegen besitzt das Gothaer Kupferstichcabinet und die Berliner Bibliothek in *Libr. pictur. B. 85 Fol.* einen

Was mich hier auf einen Fastnachtsbutzen bringt, ist die Datierung Fischarts unter der Vorrede seiner „Geschichtklitterung“ von 1590, S. 16: „Geben auff den Runtzel Sontag in voller Fantast Nacht wenn man die runtzeln mit Erbsen abreibt.“ Denn letzteres war doch wol eine Fastnachtsprocedur?

Die sonstigen Variationen der „Runzelmühle“ sind mir einigermassen bekannt*, der „Jungbrunnen“, der „Feuerofen“

Kupferstich des 17. Jahrhdts. — Paulus Fürst *Excud.* liest man unter dem Typentext mit der Ueberschrift: „Künstliche *Winnd-Mül:* | Auff welcher mann die Alten: sowol auch sonsten Heßlich vnnd Vngestalten Weiber widerumb gantz Schön vnd | Sauber durchmallen, vnd herauß Beiteln kan. | “ Darunter die Windmühle im Vordergrunde einer Landschaft. Rechts fährt eine Kutsche mit alten Weibern heran, links kommen solche auf Krücken und Karren. Ein Knecht trägt sie die Treppe hinauf, ein anderer schüttet sie in den Rumpf, und die jung gemahlenen fallen durch ein Loch der Mühlenwand in jugendlichem Haarschmuck und reicher Kleidung auf die Erde, wo sie sofort von modischen Cavalieren — das Costüm ist durchaus das des 17. Jhdts. — artig in Empfang genommen werden. Ein Kahn mit jung gewordenen fährt links der Stadt zu. Darunter steht: „Zu wissen sey hiemit allen Männern, so gar Alte: oder sonnsten Heßliche Vngestalte Weiber haben, daß alhier gegenwertig an- | kommen ist Ein künstlicher Müllner, welcher mit sich hier zugegen gebracht hat Eine Künstliche WinndMüll, auff welcher | man die Alten: so wol auch sonnst Häßlichen Vngestalten Weiber alle wider gantz schön vnd Sauber Mallen vnd herauß Beiteln | kan, daß Sie alßdann ihren Männern wider gantz anmuttig vnd erfrewlich zugestellt werden. Welcher Man nun also ein solch | Heßlich Weib hat, der kan sie alhier (.wie diese Figur weisset.) umb ein geringes Geldt wider schön vnd Sauber bekommen | vnd mag alßdann sein Lust vnd Freud mit Ihr nach seinen willen haben vnd genüesen so gut er kan. Wor- | nach sich ein Jeder bedürfftiger zu richten hat.“

* *Jungbrunnen* (vgl. über solche in Dichtungen Val. Schmidt, Märchen des Straparola (1817) S. 276 ff., Dunlops Geschichte der Prosadichtungen ed. Liebrecht S. 129ᵃ; das Gedicht des Hans Sachs vom 5. Novbr. 1557 bei von Keller IV, 441): Kupferstich aus der Schule des Meisters von 1464, Passavant II, 26, Nr. 46 *in Berlin,* vgl. Passavant II, 211, 6 zu Bartsch X, 42, 6; ein italienischer anonymer Kupferstich von 1511, Passavant V, 227, 1; ein Gemälde Hans Holbeins in Lucern, Woltmann I², 142; ein Gemälde des Lucas Cranach von 1546 in Berlin, Schuchardt II, 18, 23 vgl. I, 307; der bekannte Holzschnitt Seb. Behams, Passavant IV, 78, 165 vgl. Rosenberg, H. und S. Beham S. 65 ff.; 131, 272; und nach ihm Th. de Brys Kupferstich, Andresen Handbuch I, 200, 7. — *Glut-*

und die „Schmide“; auch einen grossen Holzschnitt von drei breit geklebten Blättern, das abschleifen eines Narren

öfen, in denen Weiber oder Männer jung gebrannt werden: ausser dem von J. E. Wessely in der schon erwähnten Sonntagsbeilage beschriebenen Blatte des kgl. Kupferstichcabinets in Berlin mit böhmischen Versen kenne ich denselben Holzschnitt in Gotha (Xylogr. 13, Nr. 88) mit deutschen Versen und ein anderes ähnliches Blatt, in dem alte Männer jung gebrannt werden, in zwei Exemplaren (ebd. Nr. 65 und 84), ebenfalls mit deutschen, aber in den beiden Drucken etwas abweichenden Versen des Hans Wolgemut. Die drei Gothaer Blätter tragen die Adresse des „Anthony Formschneider zu Augspurg“. — Endlich die *Schmidesse*, in der ein junger Schmid vergebens ein altes Weib jung machen will, alter Holzschnitt des 15. Jahrhunderts, links in der Ecke der Name des Künstlers: Georg klogkēdō, d. h. Glockendon. Das kostbare Blatt befindet sich ebenfalls in Gotha = Xylogr. 13, Nr. 176. Die beigegebenen Verse sind nicht die des Hans Folz in seinem Spruche „Von wannen die Affen kommen“, Haupts Zs. f. deutsches Alterthum VIII, 537 ff., obwol sie denselben Stoff behandeln, noch weniger natürlich die des Hans Sachs IV, 3, 69, sondern lauten:

Durch die gschrift hab ich vernommen
Von wann die affen sein komen.
Do got vff erde mit petro ging
Vnd manche arme herberg empfing,
Eins tags kam er zu einem smit, 5
Der tet ym schon do, liefz got nit:
Er prant dem schmid sein altes weip
In seiner efz, das gantz ir leip
Ward iung vnd starck on alles gefar,
Als ob sie were XV iar. 10
Darnach der smit sich des nam an,
In daucht, er hett gelernet schon.
Die ware kunst von vnserm herrñ,
Vnd nam ein altes weip on gefern
Vnd hett sie vmb den kopf verprant; 15
So pald das weip der hytz empfant,
Do sprang sie auf vnd liefz sich schawen:
Do pey stunden schwanger frawen —
Sie sahen iren anplick wild,
Dauon verkert sich menschlich pild; 20
Alz ire kinder, die sie haben geporen,
Sein alle zu Jungen affen worden.

Diese Verse stehen fortlaufend ohne Abtheilung in einem durch Striche abgegrenzten Raum rechts oben quer über zwei Drittel des Querfolioblatts; ich habe nur die Interpunction hinzugethan.

darstellend*, fand ich unter den reichen Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Gotha, deren Durchmusterung und monatelange Benutzung mir Herr Professor Pertsch mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit gestattete.

Darunter die Schmide, in welcher der Schmid mit erhobenem Hammer neben dem Amboss steht, das alte nackte und überaus hässliche Weib in der Esse beim Fuss packend, mit der Inschrift:

Gib zu dem prennen deine gunst:
Ich mach dich iung, mir fele dann mein kunst!

Unter dem alten Weib liest man:

O we das du ymmer werdest geschent!
Du woltest mich haben zu pulfer geprennt.

Links daneben steht die schwangere Frau, sich entsetzend:

Du hest die kunst nit wol gelert,
Ir menschlich gestalt hat sich verkert!

Rechts in der Ecke: Christus und Petrus und daneben senkrecht ein Spruchstreifen in Einfassung, wie alle vorhergehenden:

Der smit hat mir gedancket nicht
Meiner kunst, darumb ym die abentewr beschicht.

In der linken Ecke spielen zwei junge Affen.

— Uebrigens existiert auch von Hans Hechler Ein hüpsch new Spil, *wie man alte weyber jung schmidet,* Augspurg durch Heynrich Steyner 1540, Goedeke GR. S. 303, 76 und dazu Weller, Annalen II, 362.

* *Hie her wol mit den groben Knollen,*
All die geschliffen werden sollen,
Es sey Knecht, Meyd, Fraw oder Man,
Gar künstlich ich sie schleiffen kan.

Diese Ueberschrift geht quer über den langen Streifen, darunter Gruppen in grossen Figuren: zuerst der Schleifstein von einem Knechte gedreht, Meister und Gehilfen schleifen einen Narren darauf ab; demnächst ein Herr, der seinen bäurischen Diener an der Bluse dem Schleifer zuführt, ferner die Frau, welche die Magd holt, dann der alte Saufbruder, der den jüngern Cumpan herbeischleppt, zuletzt ein alter Mann im Pelz, dem sein Weib einen Stoss nach vorwärts gibt. Zwischen der zweiten und dritten Gruppe ein Baum, an dem eine Tafel mit dem Monogramm *1545. J. G.* hängt. Die Mittheilung der darunter befindlichen Verse behalte ich mir für eine passendere Gelegenheit vor (= Xyl. 13, Nr. 260).

II.

Kunkel- oder Rockenstube.

Die erst im 15. Jahrhundert nachweisbare, aber sicher noch weiter zurückreichende Sitte,* dass Frauen und Mädchen „vmb Ersparung willen des holtz vnd liechts, mit jrer gspunst oder andrer arbait, erbarer guter Mainung“, wie eine alte Landordnung treuherzig supponiert, an den langen Winterabenden auf dem Lande bald hier bald dort zusammenkamen, hat früh, eben weil sich das männliche Element, insbesondere das junge, davon nicht ausschliessen liess, zu allerlei Ausschreitungen und Ungehörigkeiten Veranlassung gegeben. Schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts glauben die Hüter der öffentlichen Ordnung in Bayern, Schwaben und Elsass nur mit generellen Verboten** der Spinnstuben dagegen aufkommen zu können, und allerdings scheint nach dem, was wir davon erfahren, die mindestens zur Fastnachtszeit Nuditäten und Obscoenitäten gegenüber doch sehr unbefangene städtische Bevölkerung den Verkehr der Geschlechter, wie er sich hier bei den „Dörpern“ entwickelte, denn doch mehr als frei gefunden zu haben.

Mir liegt in einer Handschrift der Berliner Bibliothek, welche der Nürnberger Kaufmann Paul Geiger im letzten Drittel des 16. Jahrh. zusammengebracht hat***, eine hierfür

* Mit dem umsichgreifen wolfeilerer Fabrikproduction kommt das spinnen immer mehr ab, und darum werden die erhaltenen Spuren jener „traulichen Dorfkränzchen“, wie noch Schmeller sie nennt, immer spärlicher; z. B. sind die Spinnzusammenkünfte hier in der Mark fast ganz verschwunden, während sie in abgelegenen Gegenden Pommerns und in den Dörfern der Lüneburger Heide noch in alter Weise bestehen. Bei uns vereinigt man sich höchstens noch zum „braken“ (Flachs brechen). Vgl. Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben II, 430—435, und Aus Schwaben II, 353—373.

** S. Schmeller, Bayer. Wb. I², 924. II², 47. Birlinger, Volksthüml. II, 466 und R. Hildebrand im D. Wb. V, 2661 u. d. W. Kunkelhaus, auch V, 2658, 3ᵃ.

*** Msc. Germ. Fol. 442. Bl. 4ᵇ—5ᵃ. Die Handschrift gehörte früher Kiefhaber, dann von der Hagen und enthält eine Sammlung interessanter Zeichnungen in Farben, hauptsächlich zur Geschichte des Nürnberger Schembarts, ausser den Läufern auch sg. Fastnachtsbutzen (hier „Hell“

recht instructive, wenn auch nicht sonderlich geschickte „Abbildung einer sogenannten Rocken- oder Spinnstube | auf dem Lande, mit Belustigungen in langen Winterabenden“, eine 32 cm. hohe und 37 cm. breite, leider etwas beschädigte Zeichnung in Wasserfarben, vor.

Dieselbe stellt eine übergrosse Bauernstube dar. In der obern linken Seite befindet sich der grosse Kachelofen, auf dem jemand zu nächtigen scheint, wenigstens hängen zwei blosse Beine herab: darunter auf der Ofenbank kost ein junges Paar, während auf der andern Seite des Ofens auf der sich herumziehenden Bank, das blosse Hintertheil an die Kacheln gedrückt, eine resolute Bauerdirne steht und lachend den ihr zueilenden Galan abwehrt, welcher ihr beim schäkern wol eben das hintere Kleidungsstück herabgerissen.

Unter dem erstern Paar eine grössere Wanne, in die soeben zwei kleine Schweine zu steigen beflissen sind, und weiter zurück der Kükelkorb mit der Henne davor: zwischen durch stürmen junge Bursche, zum Theil einander rittlings auf den Schultern tragend. Ganz unten in der linken Ecke ein Tisch mit trinkenden und kartenspielenden Bauern, auch zwei Mädchen sitzen dabei, die eine in den Armen eines jungen Burschen; Brod, Messer und Licht zwischen den bereits auf dem Tische eingeschlafenen oder den schweren Kopf stützenden.

Rechts zunächst versteckspielende Kinder: der Knabe birgt sein Gesicht im Schosse der Mutter, das Mädchen schlägt ihn vor den Hintern; andere grössere Kinder und Burschen herum.

---

genannt): so findet sich Bl. 29ᵃ ein phantastisches Thier auf einer Schleppe, Bl. 46ᵃ eine Burg, Bl. 47ᵃ ebenso, Bl. 52ᵃ ein Elephant mit Kanonenthurm, Bl. 53ᵃ wieder eine Burg mit sie vertheidigenden Teufeln, Bl. 54ᵃ ein Schiff, Bl. 55ᵃ ein Basiliscus, Bl. 56ᵃ ein Narrenfresser, Bl. 58ᵃ ein phantastischer Bau, Bl. 59ᵃ ein dreiköpfiges Ungeheuer, Bl. 60ᵃ ein Wirthshaus, Bl. 61ᵃ eine Wasserhöhle, Bl. 62ᵃ eine Kanone, Bl. 63ᵃ eine Mühle, Bl. 64ᵃ ein Menschenfresser u. s. w., zum Theil dieselben Gedanken in verschiedener Ausführung. Bl. 65ᵇ ff. *ein Schwerttanz* und viele ähnliche Darstellungen, Bl. 111 ff. Turnierkämpfer, Bl. 162 ff. Nürnberger Tänze, endlich Bl. 166 ff. schöne Wappen, die nach Kiefhabers Notiz „Veranlassung und Grundlage zu dem grossen Siebmacherschen Wappenbuche gewesen“. Auf dem alten Lederbande der HS. ist die Jahreszahl 1583 eingepresst.

Weiter nach der Ecke zu, zum Theil abgeschnitten, ein auf der Erde liegendes Paar in bedenklicher Situation, darüber etwas entfernt ein anderes: das Mädchen ist nach links gefallen, die Beine hoch haltend — ihr gegenüber an der Erde sitzt der Tänzer mit nackten Füssen, lachend dem Unglück seiner schönen zuschauend. Zwischen beiden Gruppen tanzt noch aufrecht ein Paar und ein zweites weiter oberhalb der Mitte zu, wo die Hauptcolonne bunte Reihe machend mit Vortänzer und Sackpfeifer, gerade wie schon im Mittelalter nach den Fresken des Schlosses Runkelstein in Tirol*, etwas weniger toll „den Tanz tritt". Dahinter aber schwärmen noch einzelne Tänzer und Tänzerinnen, zum Theil die Rocken in der Hand, und zwischen durch stürmen die schon erwähnten Burschen „huckepack"; nur ein einsames Paar sitzt links daneben, wie es scheint, mit Kohlrüben beschäftigt.

Ueber all diesem treiben im Hintergrunde hoch an der Decke sieht man eine Schlafkammer und darin den nackten Oberkörper eines jungen hübschen Mädchens, das die ausgezogenen Kleider über die Brüstung gelegt hat. Schnellen Schritts eilt ein schwarzjackiger Jüngling von etwas eleganterem äussern als die andern (ein die Freuden der Spinnstube nicht verschmähender Junker?**) die Treppe hinauf.

Unter dieser Treppe und Gallerie, im Fond der Stube, sitzt endlich die eigentliche Spinngesellschaft, wenige alte klatschende Weiber: die am weitesten rechts befindliche, welche recht hexenmässig und impertinent aussieht, ist im eifrigen Gespräch mit der Nachbarin begriffen, so dass sie nicht sieht, wie ein junger Kerl von rechts her mit der Fackel herantritt

---

* Die Fresken des Schlosses Runkelstein bei Bozen, erläutert von Zingerle. Herausgegeben vom Ferdinandeum in Innsbruck. Tafel XX; vgl. dazu K. Schröders Ausführungen in seinem Aufsatze „Die höfische Dorfpoesie des Deutschen MA." (R. Gosches Jahrbuch I) S. 52. 53. Wir sehen also hier in unserm Bilde alte Formen. Neidhart spricht nur von der *„Spilstube"* als Vergnügungsort der Bauern im Winter, s. Zarncke im Mhd. Wb. II, 2. S. 765b. *„Heimgarte"* schon bei Berthold von Regensburg: Lexer Mhd. Wb. I, 1219.

** „In der kunkelstuben hat er vil geferts gehabt", erzählt die Zimmersche Chronik II, 374, 25 von einem Ritter.

und ihr den Rocken anzündet, ohne dass eine andere alte, welche schnell und schreiend herzueilt, ihn abzuhalten vermag.

Ebenfalls von rechts her treten durch die weit geöffnete Thür noch zwei Männer ein, ein zweiter mit einer Fackel und ein Sackpfeifer. Daneben in der äussersten Ecke des Gemachs ein geöffnetes Schiebefenster, zu dem ein Bursche sich hereinbeugt und lächelnd ein nicht widerstrebendes Mädchen umfasst, das erfreut den Spinnrocken sinken lässt. Ein Hund, dicht an dieser Gruppe, spitzt die Ohren und schaut aufmerksam ins Gewühl.

Ich denke, man wird die Ausführlichkeit verzeihen, mit der ich die sittengeschichtlich interessante Schöpfung eines Nürnberger Briefmalers hier beschrieben habe. Wieviel an derselben auf Rechnung der seit dem 15. Jahrhundert in den Reichsstädten beliebten Bauernverhöhnung zu setzen ist — ich verweise hierbei auf die trefflichen Bemerkungen Goedekes im GR. S. 88 und 94 ff. — wie weit hier übertrieben wird, vermag ich allerdings nicht zu sagen. Und einigermassen auffällig bleibt es, dass z. B. Geiler von Kaisersberg, der freilich das städtische Leben mehr vor Augen hat als die Zustände auf dem Lande, meines wissens wenig von Spinnstuben zu berichten weiss, trotzdem er in seinen für die Sittengeschichte der Zeit so überaus wichtigen und interessanten Predigten mehr als einmal darauf zu kommen Gelegenheit hatte. So zeigt uns zwar „Die gaistlich spinnerin. | nach dem Exempel der hailigen wittib | Elisabeth, wie sy an ainer gaistlichen gunckel, flachs vnd woll ge | spunnen hat Geprediget durch den wirdigen Doctor Johannem | Gayler von Kaiserßberg etc.|“, am Ende: „Gedruckt zů Augspurg durch may|ster Hansen Otmar, bey sant Vrsu|len closter am Lech, Verlegt durch | den ersamen Jörgen Diemar. Anno | Tausentfünfhundert vñ zehen jar“ |, in dem auf der Rückseite des Titelblattes befindlichen schönen Holzschnitte Hans Baldung Griens* eine höchst ehrbare Spinnstube, nämlich die heilige Elisabeth auf erhabenem Sitze am Spinnrocken, den Faden mit der Spindel

* Ich kenne nur die Augsburger Copie, vgl. sonst Woltmann, Geschichte der deutschen Kunst im Elsass. 1876. S. 282.

drehend, und ringsherum ihre Frauen zu ebener Erde in ähnlicher Situation, meist ältere, aber doch auch links in der Ecke eine jugendliche, die beinahe so anmuthig wie die heilige selbst ist. Jedoch auch bei seiner Auslegung dessen, was die heilige Landgräfin „gaistlich gespunnen hat innwendig in jrer seel, vnd wie ain andechtige seel spinnen soll" (Bl. a 2ª), bei der ernstlichen Betrachtung „gotlicher vnd gaistlicher ding nach drei gunckeln der flächsinen, hänfinen vnd kudergunckel oder vom groben werck" spricht Geiler, selbst an letzterer Stelle, nicht von der Spinnstube, trotzdem sie gerade im Elsass seit alter Zeit unter verschiedenen Namen* wol bekannt gewesen ist.

Immerhin kennt er aber die Freuden und Leiden der Spinnerinnen im doppelten Sinne: „du waist wol wie dir etwann was wenn man dir sagt von ainem tantz, der da etwan auff ainer stuben solt werden; das blůt begund in dir zu syeden, du mochtest nitt an ainer stat beleyben! Kurtz, so was das gantz hauß wolauf vnd darvon ...", Bl. b 3ᵈ; „Zum andern begegnet der andechtigen seel das sy entschlafft ob der gunckel", Bl. b 4ᵈ. „Es ist auch ain andrer schlaff ... wenn du ob der gunckel sitzst vnd nit spinnen magst, als die faulen weiber thůnd, fahen an vnd sticken vnd machen haidnisch werck ... gůt schwenck. Nun sprichstu ... wer kan allwegen mit ernst vmbgon, solten wir nit etwan kurtzweil sůchen, solten wir nit ain künigin machen vnd ettwan auch allso schympff treyben?", Bl. b 5ᵇ⁻ᶜ; „Das drit das da begegnet vnser jungen tochter, so sy ob der gunckel sitzet, das ist: sy würfft die gunckel hinweg vnd laufet an die fenster oder vnder das thor vnd spielet der blinden mauß mit den knechten, vnd desselben geferts. Vnd die frawen tůnd es auch etwan wenn die mann auß dem hauß komen. Solt ich

---

* *Rockenstube* (bayer. *Haimgarten*, schwäbisch *Hoierlois halten*), *ze Liecht gehn*, *Kunckelstubb*, *Máistubb*, *Kèlte vnd Gwèlte*: s. A. Stöber in Frommanns Mundarten IV, 10 ff., auch Schmeller und Birlinger a. d. a. OO. 'Kunkel' ist nach Hildebrand und van Helten, Bemerkungen zu Grimms Wb. 1874 S. 74, ein nicht entlehntes, sondern altgermanisches Wort.

denn weltlichen predigen, so würd ich die zung weitter strecken, aber es bedarff sein nit“, Bl. b 6[a].

Auch die Spinnerausreden behandelt er ausführlich: „das die spindel offt in den dreck felt“, Bl. c 1[a], „schlottert“, Bl. c 2[a], „voller knöpff vnd ägnen ist“, a. a. O.; „der gunckeln der atem stincket, besonders wenn ains schellig im kopff ist, wenn es an der eselhefft ist vnnd in vnordenlicher liebe gefangen“, Bl. c 3[a]; „das die fliegen vnd die schnacken beissen“, Bl. c 6[b]; ebenso „die flöch“, Bl. c 6[c] und „die zeittliche sorg“, Bl. c 6[b]; endlich Bl. c 8[a] „jr ist eben alls säß sy auf eytel nesseln vnd amayßsen ... die blitz kompt sy an ... der kluck — alls die hennen wenn sie brüten wöllen, so gewinnen sy den kluck vnd den pfipffs ...“*.

Die Besprechung der „Kudergunckel“ führt den städtischen Redner hauptsächlich auf die Fastnachtstollheit — „ist ain vastnacht gunckel, an derselben spinnt der vnflat“, Bl. d 8[c] — und umständlicher auf die „schamliche lieb mit hofieren zu nachts, wie sy stond in der kirchen mit außgeschnitten klaydern, glatten schühen vnd erfrieren, sy möchten maletzig werden ... Da lůget der leffel wie er der metzen wol gefall vnd laufft jnen nach etc. wie der stier der ků, da hat sy angst vnd not wie sy sich aufmustere“, Bl. e 1[d].

An folgender der vorigen verwandter Stelle, Bl. e 3[b] ff., scheint er allein die der Kunkelstube ähnlichen Soireen der Stadt, die „Jungfrauenhöfe“**, zu meinen: „fahen an vmblaufen als ein garnwind, da zu dem tantz, da zu den

---

* Charakteristisch für Geiler ist das Mittel, welches er hiergegen den Männern empfiehlt in breiter Ausführung Bl. c 8[c] ff.: „Wie soll man jnen aber den klück (oder pfiff) nemen? ... man soll jn eben tůn als man ainer hennen tůt ... stoßt sy in ayn kalts wasser vnd reibt sy mit nesseln vnd berupfft sy vnd stürtzt sy vnder ain metzen.“ „Mitt nesseln reyben, das ist — heisst es Bl. d 1[a] zur Erläuterung — mit bengeln vnd mitt gůtten stecken, vnd schleüß sy in ain kamer, vnd laß sy ain monat darinn sitzen vntz das jr der kluck vergeet ... Als jhener seiner frawen thet die maint ye sy möcht sich nitt allain mit jrem mann begeen, sy müßt anderswo auch hausen. Do ließ er jr an allen vier adern lassen so vergieng es jr.“

** S. Schmeller I[2] 1059, wo interessante Nachweise gegeben werden, Kriegks Deutsches Bürgerthum II S. 291 und dazu Birlinger, Schwäb.-Augsburg. Wb. S. 258[b].

höfen, da man [ ] den kolben gibt — wär ich vor den weltlichen, so wölt ich davon sagen."

Indessen, wie dem auch sei, die bereits erwähnten Polizeiverbote aus Geilers Zeit und ihre gelegentliche Erneuerung und Verschärfung später können über das eigentliche Wesen der Kunkelstuben keinen Zweifel lassen.

Darum ist es aber sicherlich nur natürlich, wenn Künstler und Satiriker dem sich hier entwickelnden bunten treiben ungebildeter Dorfbevölkerung Vorwürfe und Motive entnehmen, vor allem zu einer auch sonst in Carikierung gerade dieser Stände* sich gefallenden Zeit, — und ein Litterarhistoriker, welcher wie Vilmar (Göttinger Gel. Anz. 1854 S. 1358) unter diesen Umständen die von Fischart im Gargantua 1590, S. 30 unter „seines Gespunsts" Büchertiteln aufgeführte „Kunkel oder Rockenstub" von vornherein für einen Scherz des Dichters, für ein Hirngespinst finden wollender Litteratoren erklärt, bleibt einfach unverständlich.

So werfen, wie sich mit ziemlicher Sicherheit erwarten liess, schon die Fastnachtsspiele des 15. Jahrhunderts auf die Rockenstuben einiges Licht, z. B. im interessanten „Spil von der vasnacht" bei Keller I, 386, 27 ff.:

Ir vil der rockenstuben remen:
Do rucken ie zwei und zwei zu samen
Und spilen ein weil des kleinen genesch,
Und treiben mangerlei gewesch
Mit worten über ort geschliffen.
Kumt dan der wint in das liecht gepfiffen,
So helfens pald, das gar erlischt,

* Vgl. Geiler, Gaistl. Sp. Bl. c 1c: „Ain dorffmensch das in ain stat kompt, von ersten facht es an vnd thůt sich seiner dörffischen weiß vnd gebärden ab, vnd lůgt wie annderleüt thůen bei denen er wonet. Es leernet zucht, darnach leernet es in der stat stettisch reden ... Hailiges creütz sprichstu: Ich het nymmer mer gemaint das das mensch auß aim dorff wär gewesen!" — Nicht nur der Städter findet sich erhaben über dem Bauer, auch eine Landschaft über der andern: „Wenn ainer in ain ander land kompt, zu dem ersten facht er an vnd thůt sich seiner köppischen weiß vnd groben gebärden ab, darnach verkehret er das krumb maul, er facht an vnd lernet das krumb maul spitzen, vnd verwandelt *die schwäbische sprach* biß das er hindennach gantz transformiert wirt *von aim schwaben in ain Elsässer!*" A. a. O.

Und welcher dan ein enspen erwischt,
Do dann sein spindel in hat raum,
Der acht nicht, was dem andern traum,

und vorher 381, 29 ff.:

Einer sucht die mait, der ander die frauen,
Sagen in von reiben und von krauen:
Do wirt einer in die oren gepfiffen,
Die ander wie ein kalp begriffen,
Der dritten schut man ab die ageln,
Das ir die pein gen perg aufgageln,
Als ob sie wolt ein paume sturzen u. s. w.

Vgl. auch I, 270, 8 ff.; 345, 15 ff.; II, 611, 14 ff.

Alsdann wissen die Spruch- und Schwankdichter gelegentlich eine lustige Geschichte von einem hässlichen „Rockenweib“ (z. B. in dem Spruch „von dem Pfaffen mit der Snur“ bei v. Keller, Erzählungen aus altdeutschen HSS. S. 315, 30 ff.) oder von einer „alten Gungkelmagdt“ (Lindeners Katzipori 1558 Bl. Q 5^b; Das ander Teil des Rollwagens oder Gartengesellschaft durch Jacob Freyen, Mülhausen o. J. S. 140 u. s. w.) zu erzählen, und auch wol eine alte Chronik thut dasselbe.

„Nun het aber [ein] paur ein junge, ledige, gewachsne dochter, deren nichts anders dann ein schulthaiß in irem dorf manglt. Die het der knecht im haus den abendt, ehe der landtfarer kommen, in die kunkelstuben gefürt, wie dann im landt zu Schwaben also ein guter löblicher brauch ist, dardurch manichmal den jungen döchtern auch etwann zu denen zeiten, da sie noch die eselschuch antragen, der pfiffis genommen wurt. Umb miternacht, als die compania in der kunkelstuben verstroben, ist die guet durn mit irem Hensle, ires vatters ochsenknecht wider haimkommen u. s. w.“ Zimmersche Chronik ed. Barack IV, 108, 5 ff. Aber ausführlich wollte erst Michael Lindener den ihm sympathischen Stoff behandeln, wie er in den Katzipori 1558 Bl. A 8^a sagt: „Es kompt bey nacht manches Mutterkindt zusamen, verstehe wann man mit dem Rogken außgehet, Do gehet es denn durcheinander vnd ist denn das: Die Weyber hupffen, die Meydlein tantzen, die Bůben springen vnd die alten Müterlin gumpen, daruon ich ein andermal weiter handlen will“,

ohne dass ich von Ausführung dieses litterarischen Planes wüsste.*

Dagegen gibt es von Hans Sachs, der auch sonst dem Bauernstande im guten und bösen Sinne vielfach Aufmerksamkeit und Theilnahme bewiesen, wenngleich er ihn wol nur von den üppigen Dorffesten her oberflächlich kannte, sowol einen dialogischen Spruch „Die Geschwetzig Rockenstuben" (Gedichte I 451, bei v. Keller IV, 386) wie ein „Faßnachtspiel | mit 5 Personen | Die Rockenstuben genandt" (Gedichte III, 3, 7), letzteres schon vom 28. December 1536. Leider lernen wir aus beiden Stücken nur weniges über das Wesen der eigentlichen Rockenstuben.

Im erstern belauscht der Dichter zwei Frauen, von denen die eine in Abwesenheit ihres Mannes die andere „inn ihren spinngaden zum rocken geladen":

> Ich dacht: Was werden sie außrichten:
> Etwan sagen von alten geschichten,
> Die sich vor vielen jaren verloffen?

Aber er hört nur, wie sie Männer und Dienstboten, Nachbaren und verwandte beklatschen, Stadtneuigkeiten erzählen und einander zum Schulden machen und Hausrath verkaufen anweisen:

> Ich dacht: Ist das der brauch beym rocken,
> Da die alten und auch die jungen
> Einander ziehen ire zungen
> Und all ir haymligkeyt auff decken,

* Aehnliches lässt sich leider auch nur von andern seiner beabsichtigten Schriften sagen, s. meine Ausführungen in der Zeitschrift f. Deutsches Alterth. XXI (1877) S. 441. 442. Indessen ist L. nicht schon um 1558 gestorben, wie dort vermuthet wird: E. Weller weist im Serapeum XXIV (1863) S. 91 Nr. 57 einen „Michael Lindnerus (so!), *Poeta L.*" unterzeichneten Holzschnittbogen vom Jahre 1561 nach, „Ein vhralte vnd wunderbarliche Historia, welche sich an dem Rheinstrom, zur zeyt kaysers Conradi des Ersten, im Jar · DCCCC · Bey einer Reychstatt, Daselbst eygentlich verlauffen vnd zugetragen", den Rechtshandel eines von dem ertrinken geretteten Bauern, dem der Schiffmann dabei ein Auge ausstösst, nach Poliander behandelnd. Ein bisher nicht weiter bekanntes gelehrtes Werk L.'s, die „Loci Scholasticorum egregii per Michaelem Lindnerum (so!) poetam diligenter congesti ..., Anno 1557" befindet sich in München, s. W. Scherer, Anfänge des Deutschen Prosaromans, Strassburg 1877, S. 23.

Ir aygne mender mit verklecken?
Maid vnd knecht, nachpawrn vnde gfatern
Muß sich als leyden mit irm schnattern ...
Lernen einander seltzam dück,
Wunderbarlich abgeriebne stück ...
Dacht ich: Das ist ein böse art
Jetz bey der weiber rockenfart.

Etwas instructiver ist das Faßnachtspiel, indem gleich in der Exposition die Magdt, die erste mit Rocken eintretende Person sagt:

„Mein gspiel hat mir gesaget heut,
Heindt werdt hinnen die Rockenstuben:
Da werden Knecht vnd die Roßbuben
Mit vns mancherley spiel anfahen —
Des stocks spielen vnd öl außschlahen;
Der Schultes wirt sein sackpfeiffen bringen,
Da wöl wir dantzen vnd drein singen
Vnd haben einen guten mut,
Biß das der Han heindt krehen thut."

Der Knecht begrüsst sie erfreut:

„Ich wil dir schütten **die agen** ab!"

d. h. die beim hecheln im Flachs noch zurück gebliebenen spitzen Theile der ursprünglichen Hülle* entfernen (ein noch jetzt in Schwaben dem geliebten der Spinnerin zukommendes Vorrecht, wie man aus dem Spinnstubenspruche eines Burschen in B. Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeschichten 1843, S. 8 lernen kann**). Aber sie weist ihn erzürnt an „Heintz Striegels Tochter, weil du jr alle nacht thust fenstern". Indem kommt „die Pewrin", ihre Herrin, warnt sie vor dem zudringlichen Patron und mahnt:

---

* Der weiß glestig flachs, der gantz fein, glatt vnd zart ist, *on alle ägnen:* Er ist gantz lautter vnd clar *on alle knöpf*: Geiler, Gaistl. Spinnerin, Augsp. 1510, Bl. a 3b. Ueber *agen* s. Schmeller I², 47. Niederdeutsch entspricht der Sache nach „*Scheve*": Mnd. Wb. IV, 83b. Danneil, Altmärk. Wb. S. 67a u. d. W. „*Cnitz*".

** Dort ist jedoch „Aegele" aus dem fälschlich gesetzten „Engele" erst zu emendieren, wie Schmeller I², 48 bemerkt hat. Ueber die Sitte vgl. besonders Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben II, 432 und Aus Schwaben II, 358 ff.

„Mein Gred spin fluchs vnd loß dir schlaunen,
Fül dein Spindel — denn wöl wir launen
Vnd gute Milch vnd Semel essen,
Der Ruben höllern nit vergessen,
Wöllen auch einen reien han ...“

Ihre Rede unterbricht das eintreten des Bauern, der verwundert ist, Weib und Dienstboten hier und nicht zu Hause anzutreffen, sich aber doch mit einigen Liebenswürdigkeiten zweifelhafter Natur beruhigen lässt. Die Bäuerin spricht dann wieder zur Magd:

„Mein liebe Gredt, heb an vnd sing
Das new liedla — ich künts auch gern —
Vom holder trüschel vnd morgen Stern ...“

Ein eintretender „Ziegeiner“ bringt uns jedoch leider um dieses Lied, denn der Dichter benützt ihn dazu den anwesenden vier Personen in nicht gerade zarter Weise die „Wahrheit“ zu sagen und stempelt damit den aufgewandten Apparat der Spinnstube als Nebensache.

Von Fischart wird man dagegen nicht sagen können, dass ihm das Wesen der Spinnstube fremd gewesen: er kennt sie und dazu die Litteratur über dieselbe.

In der seinem Podagrammischen Trostbüchlin 1577 einverleibten Bearbeitung von Wilibald Pirckhaimers „Laus Podagrae“ heisst es Bl. K 2a ff., ohne dass seine Vorlage* ihm hierzu irgendwelchen Anlass bot:

„Inn summa hie bei vnsern mit füs vnd händen getrewen (Podagrammisten) sicht vnd hört man alles was jrgends wunderlichs, fremds, artlichs, liblichs vnd lustigs ist. Da ist

* In der von mir bereits früher in dieser Zeitschrift erwähnten Sammlung des Michael Toxites (Michael Schütz? Ueber seine Thätigkeit als Herausgeber des Theophrastus Paracelsus s. jetzt Fr. Mook in s. bibliographischen Studie: Th. Paracelsus. Würzburg 1876) DE PODAGRÆ | LAVDIBVS DOCTO- | rum hominum lusus · | ·· Argentorati, Ch. Milius 1570. 8., die Fischart vorgelegen, lautet die Stelle Bl. 7a: „Hic demum cernere est, quicquid inter homines varium [ ] et delectabile habetur. Nec desunt interim qui assidue rumores afferant novos, et identidem fabulis suavissimis aures meorum impleant, ita ut Imperatorum, Regum, gentium ac cunctorum hominum, sive belli negotia praeclare ibi expediantur . . .“

nimmer kain [K 2b] mangel an leuten, die fremds geschrai vnnd newzeitung zutragen, sie laufen ab vnnd zu wie die Aumaisen, thor vnd thüren gehn auf vnd zu wie die thüren in der Badstuben, vnnd können solche leut diselbige als die geschickte Poeten vnd Oratores fein mit artlichen fabulchen vnnd anmütigen zusätzen spicken vnnd ölen. Dan

> Geöltes kraut gaht hinab glatt,
> Vngschmirte Räder gehn nicht satt.
> Also ist alle zeitung matt,
> Wann sie nicht etwas zusazs hat
> Welchs gläublich macht die gschicht vnd that!

Es manet mich die besuchung vnserer arrestirten wie aine Spinn oder Rockenstub, da die Geuattern, Nachbarin vnd gespilen, wann sie lang von ernsthaften sachen geredet haben, nämlich von jhrer haushaltung vnd die leut ausgericht; so schreiten sie darnach per digressionem zu den märlin vnd Kunkelpredigen: wer da die best vnd kläglichst sagen kan, die trinckt das Geuatterkännlin aus vnd würd auf morgen widerum geladen.

Also auch hie, wann sie alles was hin vnd wider inn allen ecken der Welt vnd der statt geschicht herfür gesucht, erreutert vnd erbeutelt haben; so fallen sie darnach auf gute schwänck, zotten vnd bos-[K 3a]sen, die ain halben toden, geschweig ainen Podagrischen solten lachen machen.

Idoch mit diser gleichnus nicht etlichen Nasweisen Seidenhirnen vrsach zugeben, das sie sagen möchten ich spott jren mit der Kunckelstuben — welche doch ain ehrliche gespilschaft ist, es seien dan gäns vnnd änten kain vögel —; so will ich sagen, das es mich an ainen Reichstag gemane, da vil Fürsten vnd herrn zusamen komen" u. s. w.

Wie es aber mit der „Ehrlichkeit" und Wolanständigkeit der Spinnstube beschaffen ist, weiss er auch:

„Ir Noppenteurliche Stifelbraune Baurenmäzlein, wie ist euch der Rucken so vol stro? jr Vimägd, Kindsmeidlein, ei wie stehet euch der bůsem offen? Danzgretlein, wie weis bein! Rockenstuben bei Roz vnd Roßbůben — Walgernächt — Libertinische Finstermetten — Schüleinspiler*, die den

* Ueber dieses naive Spiel der Rockenstube s. Birlinger, Volks-

stein vnder das fürtůch ausgeben! Kamerhasen*, Pfaffenbasen, Meister im langen hemd vnd kurzen laz: O Baurenbraut, Stubnerin!" Practic 1574, Bl. F 2[b] ff. Er kennt die „Nachtlauren, Hůren, Bůben, Kuppler, Rifianer, Nachtschweifer ... Samsonische Herculspinner"** (a. a. O. Bl. F 1[a]), die da „nach dem Nachtessenn herumb gehen gassatum, Hipenspilatum, mummatum, dummatum, fenstratum, Raupenjagatum (vergl. Schmeller II[2], 129), vnd sonst zu den heimlichen Klostercolätzlin, Jungfrawbanckettlin, zum Liecht vnd zun Schlafftrünken" (Gargantua 1590, S. 332), das „Dorffarieren" (a. a. O. S. 91), „die Rockenfart, die Kunckelstub ... die letz, den Liechtpraten ... S. Michels Liechtgans" (a. a. O. S. 92), „die leichtfärtige(n) dänz, ... verleibgaffung der Meydlin, lichtscheue bulerei, ehpruch vnd andere schandthaten" (Philosophisch Ehzuchtbüchlin 1578, Bl. P 7[b]). „Die Meidlin spinnen (aber im allgemeinen) ungern***, „wie hüpsch man auch die Kunckel mal" (Gargantua 1590, S. 247 ff.†), nur wenige gibts, „die gern ihr tagwerck" (Kurz II, 91, 3448) absolvierten, wenn die Flöhe†† sie in Frieden liessen — aber

thümliches aus Schwaben II, 432. Eines andern Spiels gedenkt Fischart Gargantua 1590, S. 328[a]: „Da zünd er jr den Rocken an"; vgl. vorher die Beschreibung der Berliner Farbenskizze.

* Auch hier gewiss *nicht* s. v. a. Narr: vgl. Zeitschr. für Deutsches Alterthum XXI, 452 Anm. 3.

** Vgl. Kurz III, 45, 186: „Treib wie Hercules spinwerk". Herculspinner hat aber oben einen Nebensinn: s. Gargantua 1590, S. 48: „Goropius sagt, He(r)kul trage seinen Namen von *Kullen* oder *Hoden*".

*** Vgl. Gargantua S. 325[a] unter den Spielen: „Meydlin was hat dir die Kunckel gethan".

† Noch heut werden die Kunkeln geschmückt, vgl. Birlinger, Aus Schwaben II, 357. Hauptsächlich dienten aber dazu, und zwar wie noch jetzt, ebenso im 16. Jahrhundert humoristische Thierbilder, denen die Beziehung zu dem phantastischen Stoff der Kunkelmären nicht abzusprechen sein wird. Ein derartiges an der Kunkel befindliches „Kupferstück" beschreibt Simplicissimus im Ewig währenden Calender, Kurz IV, 214, 7 ff., und dasselbe sowie andere der Art, welche zum Theil noch erhalten sind, kennt Fischart. Ich gedenke demnächst in anderer Verbindung darauf zurück zu kommen.

†† „Zu dem sechßten, so beyssent sy die flöh, sy kan vor jnen nitt spinnen, sy můß aufsteen vnd můß sich floben" u. s. w. Geiler, Gaistl. Spinnerin 1510, Bl. c 6[c].

die „bossierliche Rockenstubnarische Spil vnd Schlafftrünckliche übungen“ (Gargantua 1590, S. 329) sind ihnen lieber, die Burschen, welche „newe Däntz vnd trachten erdencken ..., den Anspin vnd Würten treiben, ihnen die Agen schütteln vnd den Rocken anstecken“ (a. a. O. 442), „die Kunkelstubische Gänsprediger“* (a. a. O. 24) und „Rokkenstubnars Profeten“, die „Rhäters zetten“ (a. a. O. 65. 329) und „ein Rockenstubnerisch Euangelium“ erzählen (Binenkorb 1588, Bl. 213ª). Sie spitzen schon ihr „öhrlin, wenn man sagt ein Märlin“ (Kurz III, 66, 55 ff.) von „scheutzlichen Merwundern am Himel, welche die Poeten durch jr kunckelmärlin hinaufgehebt haben“ (Practic 1574ª, Bl. A 5ª), „von treizehenelenbogigen Risen, ... Patagonischen Pfalkränchen, Alzenfidler (d. h. Volker von Alzei), Asperian, Pusolt ..., König Laurin ..., Amadis' Nainchen vnd solchen Spinnenstubischen Bergmänlin, Elnhohen Kranchshelden, vierspannigen Juden inn Arabischen gebürgen“ u. s. w. (Gargantua 1590, S. 69 ff.)**

Nach der bereits ausgehobenen Stelle des Podagrammischen Trostbüchlins erzählen vornehmlich alte Gevatterinnen gern, und sie habens nöthig, denn

> (Die Weiber den Flöhen) zu Veracht
> Die Kunkelmären han erdacht,

* Auf die Darstellungen des Gänsen und Enten predigenden Fuchses (vgl. Uhlands Volkslieder II, 634, 8) kann ich hier nicht eingehen. Die Gans gilt als dumm: H. Sachs, Gedichte I, 304ᵈ: „An sinnen schwach, taub als ein gans“; Podagr. Trostbüchlin 1577, Bl. L 5ᵇ „(Der Straus) ain kleinen *Gans*kopf hat Inn dem gar wenig hirns hat statt“; Brants NS. 14, 9 und dazu Zarncke S. 327ª und Goedeke in s. Ausgabe S. 29. Ueber Gänsprediger D. Wb. IV, 1, 1275 ff. V, 2663, 3. Indessen ist hier Murner gemeint (s. die bei Goedeke GR. S. 203 Nr. 4 verzeichnete Schrift, auch im Karsthans: K. Hagen II, 184) mit Rücksicht auf den Abschnitt *„von blouwen enten predigen“* in der Schelmenzunft. *Blau* = Narrenfarbe: Ztschr. f. D. A. XXI, 457, 2. Vgl. die „blauwe Schute“ in Zarnckes NS. S. LXIII.

** Aehnlich sagt Bernh. Jobin in seiner auf Fischartischen Collectaneen beruhenden Vorrede zu dessen „ernewertem Stauffenberg“ 1588, Bl.)•.•(bª—ᵇ: „Merlinus ein Zauberer vnd Warsager (oder vielmehr ein Märlein sager, wie sein Nam außweißt) gewesen (ist) ...; auch Artur, da er hernach durch Merlinische Künst zum König wirdt, gleichfals durch Zauberei die mancherlei wunderlichste Mären oder Abentheuren treibt ... Daruon noch viel *Rockenstubnarisch geläfz* vmbgeht.“

Wie solcher ain langs Paternoster
Ovidius beschreibt zum Muster,
Die er, wie man gemainlich glaubt,
In Rockenstuben hat aufklaubt:
Damit man vor ernsthaftem gschwez
Vnd aufhören nicht acht der pfez u. s. w.
Flöhhaz 1578, V. 3303 (Kurz II, 88).

Diese aufgeklaubten „Kunkelfusen“ (R. Hildebrand im D. Wb. V, 2659) bringen uns endlich auf die Fischart bekannte Kunkelstuben-Litteratur.

„Zwen Tomi Nagelneuwer Räthersfragen vñ kunckelstubenmärlin, zwen rechte Augē außbeisser deß Amadis von Gailungen, darzu alzeit zuerrhaten ein Mann vnd sieben Frawen gehören: zusam̄en geordnet durch den Erw. safftigen Herrn Crispin Dummelich“ führt sein Catalogus Catalogorum perpetuo durabilis. 1590, Bl. A 6ª an. Ihm schwebte bei diesem von ihm selbständig erfundenen Titel also einmal unzweifelhaft das in spätern Drucken auch „Rockenbüchlein“* genannte Strassburger Räthselbuch vor, das seinę Bestimmung** anzudeuten in manchen Ausgaben — z. B. in der mir gerade vorliegenden: „Das Rätersch | Büchlin. | ... | 1562 | in 8⁰, am Ende: „Getruckt zů Straßburg am Kornmarkt.“ — schon auf dem ersten Blatte eine Spinnstube zeigt; nach Wellers Annalen II, 299 und J. M. Wagners Beschreibung im Serapeum 1862, S. 90 existiert sogar zu Ulm „Eyn newe Spinstůb| oder Räterschbüchlin | ... | Getruckt zů Strassburg bey M.Jacob Cam- | merlandern von Mentz“, 24 Bl. in 4. Dann aber kannte er, wie auch Citate im Binenkorb*** ergeben, das Aberglauben

* Das alte Ratbüchlein ist beschrieben Serapeum XXIII, 88, das *Rocken*büchlein Anzeiger f. D. Vorzeit 1865 Sp. 317. Serapeum XXXI, 352.

** Räthselartig wol auch der Spruch *von den drei Rockenmaiden* in der Weimarer HS. Q. 42 Bl. 16, vgl. v. Keller, Erzählungen S. 481. FSp. III, 1455. In Cammerlanders „Spinstůb“, ebenfalls mit Holzschnitt (zwei Frauen mit Spinnrädern und ein spinnendes Liebespaar), „man wol in allen ehren kurtzweil machen kan“, wie es A 2ª heisst.

*** „Dann hett sie (sc. die katholische Kirche) die Fabuln von Esopo oder Eulenspigel, *das Euangelium vom Spinrock* vnd Fortunatusseckel ... annemmen wöllen, ... wer wölt sie daran gehindert haben?“ 1588, Bl. 29ª. „Sintemahl es so klar als das *Kunckel Euangelium* ist“, ebd. Bl. 72ᵇ. „Es ist fürwar ein grosse Kurtzweil vnd Zeitkürtzung jhnen zu-

alter Weiber enthaltende Buch Les Evangiles des Quenouilles, verfasst um die Mitte des 15. Jahrhunderts und zuerst c. 1475 bei Colard Mansion in Bruges gedruckt; neue Ausgabe durch P. Jannet, Paris 1855. Wie ins englische und niederländische, so wurde dasselbe auch früh ins deutsche übersetzt: „Des Kunckels odder | Spinrockens Euangelia von Mon-|tag an, biß auff Sambstag, mit sampt den Glo-|sen, zů ehren den Frawen beschriben“, darunter ein Holzschnitt, sechs Frauen und einen schreibenden Mann in einer Spinnstube darstellend, mit der Unterschrift: „Gedruckt zu Cöllen bey Sant Lupus. | 1557“*, 28 Bl. in 4., bezeichnet A 2—H 3, das letzte leer, aus v. Naglers Sammlung auf der kgl. Bibliothek in Berlin.

Das Evangelium des Aberglaubens will wirklich „in Kunkelstuben aufgeklaubt sein“, und zwar aus dem Vortrage sechs weiser Frauen, „die wa die not erfordert hette den blauen Teuffel zu beschweren (conjurer un bleu dyable) oder auff ein küssen zu binden, waren sie geschickt vnnd erfaren genůg dazu“; was es enthält, ist altüberliefertes Gut, dem der Autor nur einige humoristische Züge, besonders in der Charakteristik der sprechenden eingefügt.

Wer die Arbeitsweise Fischarts kennt, wer weiss, wie er all- und überall nur in der Ausgestaltung fremder Gedanken original ist — wer sich einmal in die uns schwer fallende Vorstellung hineingelebt, dass ein Humorist von seiner Bedeutung nie etwas ohne Vorbild geschaffen und spät ausgeführtes bei ihm wiederum lange Schatten vorauswirft; der wird es angesichts der im vorstehenden erörterten Momente** begreiflich

---

zuhören. Innsonderheit für die Andächtigen Fräwlein, die mit der Bibel ... nit wol verwart sint, Sonder lieber nach der Lugenpfeiff vnd dem Pfaffen gethön dantzen, oder lieber *ein Rockenstubnerisch Euangelium* erzählen hören“, ebd. Bl. 213ᵃ. S. R. Hildebrand im Archiv f. LG. I, 107 f. und im D. Wb. V S. XXXI.

* Aeltere deutsche Ausgabe von 1537, auch eine von 1568: J. Grimm im D. Wb. I, S. LXXXVIII. Die Reihe der französischen Drucke s. bei Jannet S. XII ff., in der Vorrede auch über die HSS. Unsere deutsche Uebersetzung v. 1557 sagt in den Schlussversen: „Darumb hat es auff das new gedruckt Zů Cöllen Hans von Achen.“

** Die Bedeutung der Kunkel im Recht war dem Juristen Fischart natürlich auch bekannt; vgl. Gargantua 1590, S. 133: „Kunckelgräfin“,

finden, wenn ich bei der „Kunkel- und Rockenstub“ unter seines Gespunsts Büchertiteln nicht mit Vilmar an einen Scherz des Dichters, sondern an ein mindestens ernst geplantes Werkchen glauben mochte.

Ob es aber auch ausgeführt oder gar noch irgendwo unter einem der vielen Pseudonyme Fischarts vorhanden ist — diese Frage vermag ich leider nicht mit Bestimmtheit zu beantworten.

Zunächst lag es wol in der Richtung des imaginären Titels seines Catalogus Catalogorum, zu suchen nach einem Büchlein, das „Rockenstubnarrische Spil ... sampt eim gantzen Wald mit Rhätersch“, etwa nach dem Muster der „newen Academien der Intronater vnnd Illustrater zu Siene vnnd Casale“ (Gargantua 1590, S. 329), enthielt, d. h. nach einer Fischartischen Bearbeitung des in den Spielregistern seines 25. Gargantua-Capitels bereits benutzten „Dialogo de' givochi“ des Girolamo Bargagli* oder der „Civil Conversatione“ des Stefano Guazzo, Gentilhuomo di Casale, welche allerdings schon im 16. Jahrhundert in verschiedene Sprachen übersetzt wurde. Aber mein forschen nach diesem Spielbuche, das der

---

S. 531: „Kunckellehen“; Ehezuchtbüchlin 1578, Bl. Q 5[b]: „Hattestu nicht ... eyn Rocken oder kunckel zur hand an statt des spieses?“ u. s. w.

* Sein Gesellschaftsname ist *„Il Materiale Intronato“*. Er war Jurist und ist 1586 gestorben: Adelung zu Jöcher I, 1430. Neben der Komoedie „La Pellegrina“ verfasste er den oben genannten Dialogo de' givochi che nelle vegghie sanesi si usano di fare. In Siena 1572. 4., 1574 in 8., 1581. 1592. 1598: Brunet II[5] Sp. 666. Graesse, Trésor I, 292. *Eine deutsche Uebersetzung ist mir nicht bekannt.* Die Akademie der *Intronati* wurde 1525 durch Antonio Vignali zu Siena gegründet: Tiraboschi VII[2], 160. Ed. Cléder, Notice sur l'académie Italienne des Intronati. Bruxelles, C. Mucquardt 1864, 8. gibt keine Ausbeute für unsern Zweck. Fischart (ob in Siena gewesen? Kurz I, 101. 1. Ich glaube es nicht) erwähnt auch Gargantua S. 362 „die Senisch Academy à l'intronato“ und dachte 1582, Bl. A 4[b] bei den *„Theses im Frauenzimmer zu disputiren* (fürgelegt 1590)“ wol an eine *Bearbeitung* des Dialogo oder einer ähnlichen Schrift der Intronati: vgl. Catalogus Catalogorum 1590, Bl. C 5[a]: „Theses de Puellamore, disputatae in *Academia Senensi,* per Madonnam Camillam, *in offenem Frawenzimmer freiopponentisch*“ —. St. Guazzo, † 1593, gründete 1566 die Akademie der *„Illustrati“* zu Casale: Jöcher II, 1242. Tiraboschi VII[2], 200. Ersch u. Gruber II, 16 S. 232[b]. Ueber die Ausgaben und Uebersetzungen s. Civil conversatione 1574 etc. Brunet II[5] Sp. 1781 ff. Graesse, Trésor III, 170.

Humorist auch sonst verheisst (a. a. O. „Wann jhr ... nicht alle diese Noppenteurlichkeit wie sie inns werck zurichten verstehet, sc. die Spiele, so laßt es mich nur bei der Reinauischen Post wissen ..., alsbald will ich mit meiner gemälartlichen Hand fertig sein, euch dieselbige für zu reissen“), blieb leider resultatlos.

Ebenso wenig wollte es mir mit den „Kunkelstubenmärlein“ gelingen: denn man konnte ja meinen, er habe nach Anleitung des „Kunkelevangeliums“ den Aberglauben des Volks, von dessen Kenntniss und schärfster Beobachtung fast jede Seite des Gargantua, der Practic, der Daemonomanie, des Feldbaubuchs u. s. w. zeugt, behandeln und dabei vielleicht auch einige „Fabulen vnd Märlin der Romanisten auß der Nonnenklöster Kunckelstub“ (Binenkorb 1588, Bl. 209[b]) verwerthen wollen.

Da fiel mir eines Tages auf der Suche nach andern Raritäten im Museum zu Karlsruhe (Portef. 112 Nr. 60) ein grosser Holzschnitt auf zwei aneinander geklebten Bogen in die Hände, der sofort die Vermuthung nahe legte, Fischarts Rockenstube sei ein Bildergedicht gewesen. Es ist derselbe, welchen Passavant IV, 83 Nr. 196 trotz des fehlenden Monogramms, aber wol mit Recht (vgl. Naglers MGr. III, 631, 71. Rosenberg, H. u. S. Beham S. 131 Nr. 265. Drugulin, Histor. Bilderatlas I, 40 Nr. 947) dem Hans Sebald Beham zutheilt, jedoch wiederum recht ungenügend beschreibt.

Leider hatte das Blatt keinen Text und ebenso wenig ein zweites, welches ich durch die Güte des Herrn Director A. Essenwein aus den Sammlungen des Germanischen Museums nach Berlin zur Benutzung erhielt: ja es muss zweifelhaft bleiben, ob Exemplare mit Versen existieren, wie dies bei ähnlichen Darstellungen aus dem Bauernleben von der Hand desselben Künstlers bekannter Massen der Fall ist. Vielleicht fehlen Verse deshalb, weil Hans Sachs, der die Reime zu jenen — z. B. zur Megelsdorffer Kirchweyh: Nagler, MGr. III, 631, 74 und v. Keller, H. Sachs V, 279 — gemacht zu haben scheint, in den Spinnstuben, wie wir gesehen, wenig bewandert war und ein Michael Lindener später nicht dazu kam! Endlich ist dieser Mangel gar für Fischarts Absicht und Plan die nächste Ursache gewesen? Ich möchte es fast glauben — und ebenso: dass

ein Holzschnitt oder Kupferstich nach dem Blatte Behams aus den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts mit Versen Fischarts wirklich existiert.

Was mich in dieser Annahme einigermassen sicher macht, ist der Umstand, dass ich selbst einen schönen Kupferstich der Art aus einer Nürnberger Officin kenne, die Reproductionen Fischartscher Bilderbogen im 17. Jahrhundert verbreitet zu haben scheint, einen Stich, der nach Drugulin noch dazu von dem Schüler eines Künstlers herrührt, der allerdings bei Peter Isselburg die ursprünglichen Blätter T. Stimmers nachgestochen haben kann.

Das herzogliche Kupferstichcabinet in Gotha* (und wie ich nachträglich durch die Güte des Herrn J. E. Wessely erfahre, auch das Berliner) besitzt einen Kupferstich in Folio mit der Ueberschrift:

„Kurtze Beschreibung der wunderbarlichen Art vnnd Ei-| genschafften, auch Nutz vnd Gebrauch der Hochberümbten vnd Wolbesetzten gebürlichen Spinn-|stuben, wie es alda gemeiniglich pfleget zuzugehen, auch was an solchen Orthen practiciret, geübet vnnd | ins gemein denckwirdig gehandelt wird.“

Das Blatt stellt in feiner Ausführung (vgl. hinten die Nachbildung) den Holzschnitt Hans Sebald Behams von der Gegenseite dar: es nimmt hier etwa die Hälfte des Folioblattes ein. Oben sind die Balken der Stube sichtbar, links der grosse Kachelofen — darüber hängt auf einer Stange Zeug, in den Kachelnischen liegen Aepfel. Rechts ist die Thür. Im Hintergrunde zwei kleine Fenster, von denen das rechte halb geöffnet ist.

Im Vordergrunde nach rechts schreitend — auf der Vorlage H. S. Behams entwickelt sich die Situation, wie gesagt, nach rechts hin — ein Tänzerpaar Kunz und Grete, ersterer (A) verliert bei seinen hohen Schritten die Hosen; dahinter nach links ein zweites Paar, Clas mit seiner Basen (B): sie hält in der linken Hand den Spinnrocken, er erhebt, den

* Dankbaren Herzens habe ich, wie früher des Herrn Professor Pertsch, so hier des Herrn Professor Schneider zu gedenken, der mir mit aufopferungsvoller Liebenswürdigkeit seine wenig bekannten Schätze zeigte.

Schlapphut auf dem Kopfe, jauchzend die rechte Hand. Dicht hinter diesen nach links gewandt und halb das Knie beugend Hänsigen (D), welcher die Pfaffenmagd (C), die tief gebeugt über ihren verschütteten Rüben und Kohlköpfen steht, unterhalb des ihm zugekehrten Gesässes fasst, um sie vorwärts zu stossen. Noch unter den Rüben und Kohlköpfen liegt dann das Haupt von Schultzens Martha (E), die eben hingefallen ist, die nackten Beine hoch haltend und den Rock anstandsvoll um den Hintern ziehend; ihr recht dumm aussehender Buhle Fritz (F) sitzt daneben auf der Erde und starrt zwischen den Füssen hindurch — man denkt unwillkürlich an ein bekanntes Berliner Witzwort. Ein wenig oberhalb von dieser Gruppe sitzt links am Ofen auf einer Bank der Schultz (G), das müde Haupt mit dem Elenbogen auf den Rand eines Wasserkübels stützend; hinter ihm und dem Ofen, an der Wand bläst Frantz Biedermann (H) die Sackpfeife.

Vor dem Ofen sich wärmend stehen Matz Kaltenberger (I), hinter ihm oben links in der Ecke sind drei Liebespaare: vorn auf der Erde umarmen und küssen sich zunächst Grein und ihr Gevatter Koch* (K), hinter den Ofen drückt sich Kurt Seltenfroh und Elßchen (L), und davor stösst Veit Schnützer seine Base Klara (M) zur Erde, dass ihr die Spindel entfällt und ihre Beine zwischen die seinigen gerathen. An der Wand von ihrem Spinnrocken her sieht die alte Marreth (N) indigniert auf diese Scene.

Ein Tisch mit vier Personen in der andern Ecke der Stube. Fritz Trinckauß (O) bringt seiner Braut (P) den Deckelkrug dar, aber schon langt seine Schwieger (Q) begierig zu, denn sie hat sich wol die Zunge trocken gesprochen; Franz Wochendölpel (R) ist neben ihr vor Müdigkeit und Langerweile eingeschlafen, während über dieser Gruppe Dietz Guckuck (S) durch das Schiebefenster sehnsüchtig in die Stube schaut.

Im Eingang rechts daneben kriecht Sebald Scheutzlich (T) seiner lieben Barbel (V) entgegen, dass sie über ihn stolpert, während hinter der geöffneten Thür Base Appel (X) den Holz-

* Den „Köchen“ haftet nach der Vorstellung des Mittelalters viel lächerliches an: s. Weinhold in Gosches Jahrbuch I, 26.

hacker Ulrich Flegel caressiert und eilig ihr Licht löscht. Davor sitzt die alte Elisabeth (Y) am Rocken, im Schreck zu dem noch auf ihrer Bank befindlichen Paare gewandt, auf welches auch das schon beschriebene erste Paar (A) hinweist: Gangolffs Hans (Z) greift des Schreiners Basen vor den Bauch, dass sie aufschreiend fast hinten überfällt, ihm mit dem Rocken die Mütze abschlug und den davor stehenden vollen Weinkrug umstiess.

Der gut componierte, aber grobe Holzschnitt H. S. Behams ist in diesem Kupferstich zu eleganter Feinheit ausgearbeitet, jedoch sonst überaus getreu copiert; bei Beham fehlen nur die Buchstaben und die zwei Aepfel in den Ofenkacheln, auch die Stiefel der weiblichen Figuren sind schwarz ausgefüllt. Dass der Gothaer Kupferstich, wie Herr K. Koelitz in Karlsruhe anzunehmen geneigt war, als er denselben in einer Photographie auf meine Bitte zuerst mit dem von Passavant Beham zugeschriebenen Blatte verglich, das Original und dieses die Copie sein könnte, mit andern Worten: dass der Holzschnitt gar nicht aus dem 16. Jahrhundert wäre, wird sich meines erachtens schwerlich beweisen lassen. Der Holzschnitt ist durchaus im Stile Behams, wie sich durch Vergleichung mit seinen andern zahlreichen Darstellungen aus dem Bauernleben, besonders seinen Bauerntänzen, unzweifelhaft ergibt, und es will dagegen nicht viel sagen, wenn Herr Koelitz geltend macht*, dass der damit verbundene Text gleichzeitig mit dem Bilde entstanden zu sein scheine. Letzteres ist durchaus nicht nöthig, denn der Holzschnitt ist auch ohne diesen Text

* Ich bin dem verehrten Manne und geschätzten Kenner, der mir in liebenswürdigster Weise durch Herrn Gallerieinspector Richard seine Beobachtungen mittheilte, hier wol eine wörtliche Anführung schuldig; er schreibt: „Da Ihr Stich in der Art und Weise, wie der Text damit verbunden (indem nicht mehr Gruppen und Darstellungen als Buchstaben des Alphabets vorhanden sind, also sicher beides gleichzeitig und von demselben Künstler gemacht wurde) jedenfalls das Original zu sein scheint, so ist unser Schnitt eine zwar rohe und derbe, aber doch namentlich in Behandlung des Gesichtsausdrucks der Gestalten charakteristische Copie desselben. Dafür spricht auch schon die Anordnung im Gegensinn. Unser Holzschnitt ist jedenfalls von einem jüngern Meister, auch nach der technischen Behandlung des Details. Dass der Stich aus dem 16. Jahrhundert stammt, ist wohl unbestreitbar“ u. s. w.

jedem verständlich, und letzterer kann recht gut später erfunden sein. Die Benutzung einer alten Platte im 17. Jahrhundert bei dem Kupferstiche aber andererseits anzunehmen, wie man im Falle der Priorität des Gothaer Blattes mit Text doch wol müsste — schon des Costüms wegen, das nicht das des 17. Jahrhunderts ist — lässt einmal die Schärfe der mir bekannten Abdrücke und ferner der Umstand nicht zu, dass es noch eine zweite Abdrucksgattung des Stiches mit der Adresse des Nürnberger Kunsthändlers Paulus Fürst und, wie es scheint — vgl. Drugulin, Historischer Bilderatlas I, 102 Nr. 2574 — sogar mit der Angabe des Künstlers „P. Troschel“ gibt. Oder ist dieser Künstler von Drugulin a. a. O. nur supponiert? Ich möchte dies glauben. Denn das vermuthlich mit Drugulin Nr. 2574 identische Blatt des kgl. Kupferstichcabinets in München (Fliegende Blätter, Portef. II: Caricaturen, Satiren): „Kurtzweilige Beschreibung der löblichen Spinn- vnd | Rockenstuben, vnd was darinnen gemeinglich denckwürdiges | practiciret vnd gehandelt wird, etc.“ | zeigt unter der Leiste nur die Adresse: „Zu finden in Nürnberg bey Paulus Fürst Kunsthändlern | etc.“, sonst aber denselben Text und, wenn mich mein Gedächtniss nicht trügt, auch denselben Kupferstich wie das Gothaer, möglicher Weise beschnittene Exemplar. Letzteres hat auch nicht die Einfassung des Münchner Stichs.

Der mehr erwähnte Text lautet nun in drei Spalten unter dem Kupferstich:

MEin Lieber Leser, steh hier still
Hör was ich kurtz erzehlen will
Von einer feinen Compagny,
Wie du dann sihst vor Augen hie:
Wie es vor zeitten vnd fortan, 5
Auf Spinn Stuben pflegt zuzugahn.
Hett dir es auch viel Artlicher
Viel besser und viel stattlicher
Nicht können thun, als ich wolan
Mit dieser Figur hab gethan. 10
Da thut [pflegt?] es (wolst mich recht verstehn)
Vber vnd vber zuzugehn.
Dann etlich Schlaffen, etlich singen,
Etliche Tantzen oder Springen,

Etliche mit einander Schertzen, 15
Küssen, Lieblen, sich freundlich Hertzen:
Etliche Schlagn vnd Schmeissen drein,
Etlich verschütten Bier vnd Wein,
Hergegen etlich frölich Trincken,
Einander mit den Augen wincken. 20

A. Nachbar Cuntz Tantzt mit seiner Gretn,
Thut drüber bald sein Hosn verzetn.
B. Clas spring ins Feld mit seiner Basen
Tantzt, sie wil nicht vom Rocken lassn.
C. Deß Pfaffen Magd hats glücket nit, 25
Dann sie hat Rübn vnd Kraut verschütt.
D. Darzu ist Hänsigen wol auff,
Will sie noch stossen vbern hauff.
E. Deß Schultzen Mart, wie ich versteh,
Felt vnd kehrt die Bein in die Höh. 30
(Sp. 2) F. Das gfelt jhrm Buhl dem Fritzen nicht,
Drüber vergeht jhm sein Gesicht.
G. Der Schultz im Dorff sich nicht viel regt,
Beim Wasser'Kübel sitzt vnd schläfft.
H. Mit seiner Pfeiff Frantz Biederman 35
Der thut nicht weit vom Offen stahn.
I. Matz Kaltenbergern friret sehr,
Drumb stelt er sich zum Ofen her.
K. Die Gvatter Grein jhrn Gvatter Koch
Nimbt in die Arm vnd küst jhn noch. 40
L. Curdt Seltenfroh wil sich verkrichn,
Mit Elßgen hindern Ofen schlieffn.
M. Veit Schnützer der mutwillig Gsell
Macht Baß Claren ein Vngefell,
Das jhr die Spindel thut entfallen: 45
N. Baß Marreth thut solchs nicht gefallen.
O. Fritz Trinckauß, mit seim schönen Crantz,
Sitzt bey seim Schatz, ist nicht beym Tantz.
P. Dann er Trinckt es zu seiner Braut,
Drumb ist er auch eine gute Haut. 50
Q. Sein Schwiger sitzt auch bey dem Tisch,
Het sies nur bald, so tränck sie frisch.
R. Frantz Wochendölpel, jhr Gvatter Man,
Schläfft, kan nicht auff den füssen stahn;
S. Ditz Guckguck schawt zum Fenster hnein, 55
Wolt auch gern bey der Gsellschafft sein.
T. Shebald Scheutzlich, der gschickte Man
Der wil das An- und Einsehn han.

V. Darzu sein Liebe Barbel gut
Mit einem Liecht jhm Leuchten thut. 60
(Sp. 3) W. Vlrich Flegeln gefelt der Strauß,
X. Baß Appel lescht jhr Licht bald auß.
Y. Deß Hirtten Mutter Lisabeth
Dieser Handel zu Hertzen geht.
Dann sie weiß noch wol Zeit vnd Tag, 65
Daß sie auch so zu Leben pflag,
Denckt auch noch wol der gutten Zeit,
Darinn sie hett gar manche Frewdt.
Z. Gangolffs Hans, der vnruhig Tropff
Was kompt jhm nur in seinen Kopff, 70
Daß er Vrsul deß Schreiners Basn
Mit frieden nicht will Spinnen lassn.
Verschütt darzu den gutten Wein,
Das mag mir wol ein Tölpel sein.
Es bemüht sich der Arme Tropff, 75
Daß jhm der Hut auch fält vom Kopff.
Deß Schreiners Vrsel wehrt sich sehr,
Schlegt mit dem Rocken, vngefehr
Entfält jhr Würtel vnd die Spindl:
Mich deucht, es sey ein fein Gesindl? 80
Wie könt diß Gsindel feiner sein,
Ist doch darbey die gantze Gemein
Im Dorff, so wohl oben als vndn?
Drumb sein sie Lustig zu den stundn
Den Abend sowol als den Morgn, 85
Laßn den Pfaffn sein Köchin versorgn,
Versorgn sich vntr einander auch,
Dann bey Spinnstubn ein solcher Brauch,
Wie ich jtzund gezeiget an,
Von Knechten, Mägden, Weib vnd Man: 90
Ade, ich hab das mein gethan!

Muss mir nach den oben über das Münchner Exemplar der zweiten Abdrucksgattung des Gothaer Stichs gemachten Mittheilungen gestattet sein die von Drugulin behauptete Urheberschaft Peter Troschels* an demselben vor der Hand zu bezweifeln und unter Berücksichtigung der sonst dargelegten Momente den Stich vielmehr noch ins 16. Jahrhundert zu weisen — in München selbst setzt man die zweite Abdrucks-

* Was ich sonst von Blättern Peter Troschels gesehen, trägt auch einen andern Charakter.

gattung, wie eine Bleistiftnotiz auf dem Exemplar mich belehrte, um 1590 —; so glaube ich trotz gewisser, keineswegs dawider streitender Sprach- und Versbaueigenthümlichkeiten und selbst orthographischer Kleinigkeiten Fischart doch nicht für den Autor dieser Verse halten zu dürfen. Dagegen spricht meines erachtens am meisten die Abwesenheit aller Wortspiele, denn die zum Theil recht glücklich erfundenen Bauernnamen können als ein unserm Humoristen ausschliesslich zukommendes Charakteristicum nicht reclamiert werden, da sie in Deutschland schon den Fastnachtspielen* mehr als geläufig sind und später von Lieder- und Schwankdichtern mit Vorliebe angewandt werden. Auch meine ich, dass Fischart das Bild wol noch farbenreicher gestaltet und sich seiner sonstigen Gewohnheit gemäss nicht nur auf Erklärung des Kupferstichs beschränkt hätte, obwol wir in den kürzern Fassungen des „Kuttenstreits“ und des „Medusenkopfes“ ja auch hierfür Beispiele haben. Endlich vermisse ich speciell elsässisches Colorit, da z. B. immer von Spinn- und Rockenstube gesprochen wird, nicht auch einmal von den auf alemannischem Sprachgebiet üblicheren Bezeichnungen (Frommanns Mda. IV, 10 ff.), vor allem von der „Kunkel“ (s. Hildebrand im D.Wb. V, 2653, 1 a). Indessen befinden wir uns nach V. 73 in einem Weinlande, und die Verse sind für einen gewöhnlichen Bilderreim zu fliessend und glatt, der Sinn greift aus einer Reimzeile in die andere über, Flickwörter fehlen, aber unreine Reime werden nicht gescheut, klingende und stumpfe gemischt, tieftonige mit hochtonigen gebunden, ja das Ende des Gedichts mit dreifachem Reim geziert ... alles nach Fischarts Weise.

Jedesfalls wird sich die Frage, ob wir in dieser Kunkelstube ein Product Fischartischer Muse vor uns haben, nur auf Grund weiteren Materials entscheiden lassen, und wir wollen hoffen, dass unergründete Kasten und Mappen öffentlicher oder privater Sammlungen unter anderm für die Kenntniss unseres Humoristen werthvollem auch noch einmal diese oder eine

* S. Weinhold in Gosches Jahrbuch I, 10 ff. N. Manuel, Lindener u. a. bieten vor Fischart ebenfalls charakteristische Namen, vor allen aber das humoristische Volkslied des 16. Jahrhunderts.

andere „Rocken- oder Kunkelstub“ mit einem Pseudonym oder Anagramm heraus geben, das die jetzt bleibenden Zweifel unmöglich macht — wie z. B. das „In Forchten gehts Mittel“ auf dem uns bis jetzt auch nur in einem jüngern Blatte Peter Isselburgers erhaltenen „Gauchlob“. — —

Wie die „Mühle“, ebenso spielt die „Spinnstube“ in der spätern Bilderlitteratur, ja auch sonst in der polemischen eine gewisse Rolle, die zeigt, wie hartnäckig der einmal erfundene Rahmen festgehalten und für den wechselndsten Stoff im Laufe der Jahrhunderte immer wieder passend gemacht wird; ich glaube hier wenigstens das hauptsächlichste kurz zusammen stellen zu sollen.

Zunächst in der Flugblattlitteratur des Dreissigjährigen Krieges. „ABrieß einer Wunderseltzamen, mehr dann Sathanischen | Spinnenstuben, von dem Sauitischem Ottergeschmeyß, zu Vnterdruckung in vielen vornehmen | Ländern vnd Provincien Reiner Evangelischen Religion erdacht, aber von dem Könige aller Königen | zu nichte gemacht. |“ Kupferstich darüber, unten in drei Spalten deutsche und am Schluss lateinische Verse „An den Vnpartheischen Lesern“. „Gedruckt zu Sich dich für, Durch Christianum von Warenhausen, vnd Traw jnen nit vil. MDC XX.“ Grossfolioblatt, reproduciert bei Scheible, Die Fliegenden Blätter, Stuttg. 1850, S. 203 Nr. 52; Exemplare in Ulm, Nürnberg und in meinem Besitz: Drugulin, B. A. II, 130, 1452; Weller, Ann. I, 375 Nr. 498; ebd. S. 443 und Lieder des Dreissigjähr. Krieges 1855 S. XVI noch eine frühere Ausgabe von 1619(?) erwähnt.

„Spanische Spinnstuben oder Rockenfahrt“, „Im Jar 1620“, ebenfalls bei Scheible a. a. O. S. 151 Nr. 39: Weller, Ann. I, 378 Nr. 518; Drugulin II, 130 führt unter Nr. 1453 und 1454 zwei verschiedene Ausgaben an.

„Jüngst verwichene Zusammenkunfft, des Generals Tilli vnd seiner Rathgeber der Jesuiten in einer RockenStuben der weitberühmten Stadt Ach“. Am Schlusse: „Gedruckt im Jahr 1632“. Kupferstich mit Versen in Meiningen. Eine zweite Ausgabe o. J. unter dem Titel: „Der Jesuiter Sampt des General Tilly Newliche Zusammenkunft in einer Kunckelstuben zu Ach“, in Ulm: Weller, Ann. I, 168 Nr. 870.

Beide Blätter besass Drugulin II, 178 Nr. 1991 und 1990, letzteres ist auch auf der k. Bibliothek in Berlin.

Eine ebenfalls politische Schrift ist:

„Turgäwische Kunckelstuben Oder Gantz Vertrüwlich vnd Nochberlich Gespräch Zwischen Jockle vnd Barthel, einem Buren vnd Würth im Thurgöw. Betreffendt Den jetzigen Lauff vnnd Zustandt Hochlöblicher Eydtgenosschafft. In dem Johr M . DC . LV." 4 Blätter in 4., mit Titelholzschnitt, zum grössten Theile abgedruckt in Titus Toblers Alten Dialektproben der deutschen Schweiz. St. Gallen 1869, S. 19 ff. vgl. S. 9.

An das bereits als Quelle Fischarts besprochene „Kunkels oder Spinnrockens Evangelium", und zwar in der deutschen Bearbeitung, knüpft wörtlich an die „Astronomia Teutsch . HImmels lauff ... Getruckt zu Franckfurt am Mayn bey Sigismundo Latomo, in verlegung Vincentij Steinmeyers M. DC. XII" Bl. 104ª ff. mit dem Abschnitte: „Der alten Weyber Philosophey," den Fr. Pfeiffer in der Zeitschrift für Deutsche Mythologie III (1855) S. 329 ff. zum Abdruck gebracht hat; es entspricht demselben in „Des·Kunkels odder Spinnrockens Euangelia, Cöllen 1557" das VI. Cap. u. d. ff. Bl. B 2ᵇ = Jannet S. 18 ff., jedoch mit Auslassung der Glossen und beliebiger Abschnitte.

Weniger direct steht mit dieser „alten Weyber Philosophey" die „PHILOSOPHIA | COLUS | oder | Pfy, lose vieh | der | Weiber | darinnen gleich hundert allerhand ge- | wöhnliche Aberglauben des gemeinen Man- | nes lächerig wahr gemachet | werden: | die kurtze Zeit zu verlängern, vnd die lange Zeit | zu vertreiben, auffgesetzet | durch MIci PSaM: | Regem Numidiae. | Leipzig | In Verlegung Johann Barthol Oehlers. | Arnstadt | Gedruckt bey Caspar Freyschmieden | M. DC. LXII", 4., in Verbindung, das nicht unbekannte Buch des 1680 zu Leipzig gestorbenen Johann Praetorius (d. i. Schulze) aus Zettingen in der Altmark (Goedeke GR. I, 499), worin dieser auch sonst durch den volksmässigen und sittengeschichtlichen Inhalt seiner Werke überaus interessante Satiriker hundert Numern des Teuflischen Aberglaubens der Weiber den Krieg macht: „das Weiber-Volck, in gemein, glaubet entweder zu wenig mit dem Thoma oder

zu viel mit den Juden". „Noch mustu wissen: daß ich in dieser Kurtzweil bonorum virorum exempla habe: was also dem Finckio* gelüstet hat, die papistische Lugenda in centuria sua aus zu mustern, und durch zu hebeln, daß hat mir ebenfals beliebet: und ich vermeine noch grössern Fug zu haben; so ferne ich meine Landesleute hoffe zu verbessern". Gleich bei dem „Canon I." citiert er dann auch Herrn Riechtern in seinem „Calender auff das Jahr 1661". Das Schriftchen hat, was bis jetzt den Bibliographen nicht bekannt zu sein scheint**, eine zweite Auflage erlebt unter dem Titel: „Taudel- und Zaudel-|hafftiger | Spin-Rocken, | zu | Welchen so alte, so junge Zatschen, des A-| bends aufen Dörffern | und in kleinen Stä-| ten hinschlentern, und wie Wahnwitzige Gänse beschnat-| tern und tröschen: Alhier aber ziemlich gepanzerfeget, | und mit starcken Hanff angeleget, an stat des ver-| stockten Wercks, und verroste-| ten Flachses. | durch Hoffmeister Spinn-Stuben*** | ... | Zippelzerbst | Gedruckt durch Flachslanden | Im Jahr 1678", 4., in Berlin in zwei Exemplaren vorhanden. Desselben Verfassers „DULC-AMARUS | ANCILLARIOLUS: | Das ist | Der süß-wurtzligte und saurampferigte | Mägde-Tröster | Erzwingend, | Daß die Mägde bessere Thiere | seyn, als die sogenanten | Jungfern | .... | Im Jahre, | Laß DIe Mägte hIer VnVernIChtet." (d. i. 1663, Vortitel: 1664) in 8., ist, wie es schon auf dem Titel heisst „Aus Phy-lo-loch-ischen Samen gezeuget".

Des Praetorius „Philosophia Colus" wurde endlich Vorbild für den in der Nähe von Arnstadt, dem Druckorte jener, geborenen Autor der „gestriegelten | Rocken- | PHILOSOPHIA, | Oder Auffrichtige Untersuchung | derer | Von vielen super-klugen Weibern | hochgehaltenen | Aberglauben | ... |

* Gemeint ist hier Caspar Finck, der 1618 ff. das Fischart wolbekannte Buch des Hieronymus Rauscher, die 3 Centurien außerwelter Papistischer Lügen (zuerst 1562—1565) neu herausgab und um hundert vermehrte: „Legendorum Papisticorum Centuria, Das ist Hundert außerlesener ... Papistischer Vnwarheiten ... widerlegt. Frankfurt 1618" 8. (in Berlin).

** Doch s. Katalog d. Bibl. Fr. Haydingers I, 2. (1876) S. 55 Nr. 828.

*** D. h. Hans Schulze Sedlingius.

an das Licht gestellet von dem, | der einem jedweden die Wahrheit | Ins Gesicht Saget | . . . | Chemnitz, bey Conrad Stösseln, 1709", in 8.: s. hier im Archiv I, 105 ff. die schöne Ermittelung Hildebrands mit R. Köhlers Nachträgen. Derselbe hiess Johann Georg Schmidt. Exemplare haben wir hier in Berlin von der „gestriegelten Rockenphilosophia": das 1. und 2. Hundert von 1709, das 3. und 4. von 1707; das 1.—6. Hundert von 1718, resp. 1722 und das 1.—6. Hundert in der fünften Auflage von 1759.

Die letzte im Rahmen der Spinnstube sich bewegende Schrift, welche ich hier zu nennen wüsste, ist ein gereimtes Flugblatt, aus von Naglers Sammlung auf zwei Quartblättern: „Der | Frantzösischen Lilgen | Neu-eröffnete | Spinn-Stube, | oder Curiose Vorstellung | des | Jetzigen Krieges-Staats. | Hört, was die Wahrheit spricht: | Die Liljen spinnen nicht. | Matth. VI, v. 28. | Anno 1734." Das ganze stellt sich als ein Dialog zwischen Russland, Franckreich, dem Papst, Don Carlos, Sardinien, dem Duc de Fleury, dem Printzen Eugenius und Stanislaus (Lesczinski) dar, die Spitze ist natürlich gegen Frankreich gerichtet.

Printz Eugenius u. a. sagt:

Die Liljen spinnen nicht: Daß muß ich frey gestehen,
Drum möcht ich hertzlich gern die Rocken-Stube sehen,
Die sich der Liljen Stamm zur Spinnerey erwehlt —
Ich weiß, daß gantz gewiß es noch am besten fehlt.

Franckreich:

Was solte, Grosser Held, der Rocken-Stube fehlen?
Ich will Italien vorerst darzu erwehlen,
Und trifft das facit nur mit meiner Rechnung ein —
So soll am Rhein-Strom dann die erste Bleiche seyn.

Printz Eugenius:

Halt Franckreich, halte an! denn hier ist Bley und Degen,
Die in den Klauen sich des Grossen Adlers regen,
Ich komme, seh und steh, und thue meine Pflicht:
Halt Franckreich, halte an! Die Liljen spinnen nicht!

III.

Audienz des Kaisers.

In seiner bekannten Recension des Hallingschen Buches bezeichnete von Meusebach, Allgemeine Hallische Litteraturzeitung I. 1829, Sp. 443, als gewiss vorhandene, aber noch nicht zum Vorschein gekommene Fischartiana: „1. Gemäl des Malchopapo 1578; 2. Audienz des Keysers, vor 1575 erschienen, in Versen, vermuthlich ein Holzschnittbogen; ebenso 3. die 10 Alter der Weiber, vielleicht gar aus 10 Holzschnittbogen zusammen gesetzt; 4. von König Masinissa, gleichfalls in Versen; 5. Tratzfatzbrief, 1574 oder kurz zuvor erschienen. — Wenn die Besitzer und Vorsteher alter Holzschnittsammlungen ihre Mappen jetzt durchsehen wollten, wie manches Werklein Fischarts könnte noch zur Entdeckung kommen!"

Diese Bitte ist wol niemals von denen gelesen worden, an welche sie gerichtet war. Auch heute noch entbehren wir jener Stücke mit Ausnahme des „Malchopapo", den E. Weller in Zürich fand: Neue Original-Poesieen Fischarts 1854, S. 17. 78 ff.; ein zweites Exemplar davon, kann ich hinzufügen, befindet sich auf dem kgl. Kupferstichcabinet in München. Wird ein ähnliches ansuchen meinerseits an die Kunstforscher um ein wenig Interesse für unsern grossen Humoristen ebenso erfolglos bleiben wie das vor beinahe 50 Jahren? Die Erfüllung jener Bitte wäre ja so leicht, — sie wäre sogar zum Theil schon erfüllt, wenn der verdienstvolle Bearbeiter des Deutschen Peintre-Graveur uns nur öfter hätte sagen wollen, wo er von ihm beschriebene seltene Blätter der Art gesehen!

Was nun zunächst die „Audienz des Keysers" angeht, so liegt bei diesem Blatte die Sache einigermassen günstig. Andresen verzeichnet III, 48 Nr. 104 eine solche des Kaisers Maximilian II. aus dem Jahre 1570 mit der Adresse des Strassburger Buchdruckers Bernhart Jobin, des Schwagers und Verlegers unseres Humoristen. Exemplare davon fand ich auf dem kgl. Kupferstichcabinet in Dresden und unter den Schätzen

des Germanischen Museums in Nürnberg*: aber — Fischarts Verse stehen nicht darauf, vielmehr solche des Heinrich Wirrich.

Einen Ulrich Wirry von Arow lernten wir als Concurrenten Fischarts beim Strassburger Schiessen von 1576 kennen (vgl. Birlingers Alemannia V, 123, 5), ein älterer Bruder oder verwandter desselben ist Heinrich Wirrich (auch Wirry, Wirre, Wire geschrieben), bürtig von Araw, wonhaft zu Solothurn", später zu Zürich, dann „oberster Britschenmeister in Schweitz und Oesterreich", eine auf Schiessen, fürstlichen Hochzeiten und Reichstagen stets sich einstellende Person, der auch sonst den Kaiser mit seinen Versen behelligte und nebenbei schreckliche Wundergeschichten, Himmelszeichen, Mordthaten u. s. w. besang: Goedeke GR. 294, 24. E. Weller im Anzeiger f. Kunde d. D. Vorzeit 1860, Sp. 367 ff. 439 ff., auch Annalen I, 59. 227. 228. 319. 329. II, 358.

Es kann gar nicht zweifelhaft sein, dass dieser Holzschnitt, nach einer Zeichnung T. Stimmers von einem recht mittelmässigen Formschneider gefertigt, noch in zweiter Ausgabe mit andern Versen existiert, beziehentlich existiert hat, und diese Verse sind dann von Fischart.

Dafür bürgt die Adresse Jobins auf unserm Blatte.

Unter diesen Umständen wird man es gerechtfertigt finden, wenn ich wenigstens Heinrich Wirrichs „Audienz" hierher setze.

Etwa die Hälfte des grossen, von Jobinscher Einfassung umzogenen Folioblatts nimmt der Holzschnitt ein.

In einem weiten Gemache, dessen Wände mit reich gemusterten gewebten Tapeten bedeckt sind, wol der Audienzstube des Rathhofes in Speier, sitzt rechts in der obern Ecke auf einer Estrade, den linken Arm auf einen behängten Tisch gestützt, und unter einem Thronhimmel der Kaiser in Mantel und Federhut, nach links gewandt und, wie es scheint, Bittschriften armer Leute entgegen nehmend. Ein ganzer Trupp solcher Bittsteller, auch Frauen darunter, steht links noch bereit.

* Seit Jahren hatte Weller, Annalen I, 329 Nr. 194 das letztere nachgewiesen; es liegt mir durch die Güte des Herrn Director Dr. Essenwein vor.

Den Vordergrund nehmen die Trabanten und dahinter eine Reihe Hofleute ein, rechts unter dem Fenster die kaiserlichen Räthe, anscheinend recht unaufmerksam und in Privatunterhaltung begriffen, links auf den Stufen zur Thür der Thürsteher, einem sich entfernenden Hofmann die Thür öffnend.

Alle Personen ausser dem Kaiser sind entblössten Hauptes.

Ueber dem gut componierten Holzschnitte liest man:

Audientz

Des aller Großmechtigsten Durchleüchtigsten Vnüberwindtlichsten Römischen Keysers | Maximilian, des Andern vnsers aller gnädigsten Herren, wie die durch jhr Maiestet | zů Speyr auff dem Reychßtag ist gehalten worden. Im Jar 1570. |

Darunter stehen Verse in drei Spalten mit abgesetzten Anfangsbuchstaben, welche folgendes Anagramm ergeben:

Got erhalt Maximilian
Ein auserwelter Kaiser schan,
Die weil ist gstanden 's Remisch reich,
Was im an dvgent kainer gleich.

Diese selbst lauten:

G ott den HErren růffen ich an,
O b er mir wolte hie bey stan
T hurch seine Heyligen namen drey
* E rzelen durch die Silben frey
R echte tugent Maximilian 5
H arab jm gsant von Gottes Tran
A ls einem Haupt der Christenheit
L ustig vnd lieblich zů bereit,
T as ja außsprechen kan kein Mund,
* M ir auch nit miglich zů der stund, 10
A ls er gwiß ist ohn allen spott
X albett* von dem höchsten Gott
I n gerechtigkeit desgleich tugent,
M it derselben er von jugent
I st da vmb gangen alle zeyt, 15
L ast si von jm nit dreiben weit.
I n gůtem frid er gsellschafft leist

* X = gs...., also *gsalbet*.

A ls in den lehrt der Heylig Geist.
N achdem es nit wol möglich ist
* E im solchen Haupt zů jeder frist 20
I n tugent vnd ohn all beschwer
* N ach eins jeden Menschen beger
A ntwort zů geben jeder man,
V on Gott můß er den segen han:
S onst wer es mit dem Fleisch verlorn, 25
E ist die warheit gwiß, kein zorn
R egiert in jr Mayestet gar nit:
W ie diß Figur hie kundtschafft gibt
E igentlichen vnd auch behentz
L ieblich vnd freündtlich audientz: 30
T ie jr Mayestet, ich gesehen hab,
E im jeden Arm vnd Reichen gab,
R ed ich, zů Speyr in disem Jar,
* K an ich bekennen, es ist war:
[Sp. 2] A rm vnd Reich die wurdend gehört, 35
I r keinem ward die Thür verspert,
S ein sach mocht er wol zeygen an,
E r thet freündtlich antwort entpfan
R echt tugentlich, můß ich jehen,
* S olchs ich vor nit mehr gesehen. 40
C lar vnd lauter ist das, sag
H abs nit erfahren all mein Tag.
A ll jr Glider, Fürsten vnd Herrn,
N ach ewerm Haupt solt jhr euch kern,
* D as jhr daruon auch nemend lehr, 45
I st euch warlichen kein vnehr.
E im Glid es warlich wol an sthat,
* W ann es geht zů dem haupt zů rhat,
E rlangt es tugent vnd auch ehr,
I n Göttlicher forcht vnd auch lehr, 50
L and vnd sein Leüt haben in hůt
* I n frid vor des Feinds vbermůt:
S o aber die Glider an jedem end
T em Haupt so gar nit folgen wend,
* G eth es, wie man das sicht gar vil, 55
S o jeder jm selbs folgen wil,
T hůt es die lenge nimmer gůt,
A ls vns die Schrifft auch lehrnen thůt,
N ach will sich niemandt daran kern,
D as er von seinem Haupt wöl lehrn: 60
E s sey ein Reich, wie starck es wöll,
* N ach dem es kombt in vngeuell,

S o mags die lenge nicht bestan,
R icht sich darzů, es můß zergan:
E in Reich, das sich zůsamen halt, 65
M ag widerstahn eim grossen gwalt,
I st es vnder jhm selbs zertrent,
S o wert nit lang sein Regement:
[Sp. 3] C lein ist sein gwinn, das sag ich dir,
H ab rhat vnd nimm die lehr von mir, 70
* R icht sich einer nach seinem Hopt,
E s ist im ehrlich, würt drumb glopt:
J a wer sein eigen Haupt nit Ehrt,
C lag vnd straff ist jhm beschert:
H at Christus vns nit bscheid drumb gebn, 75
* W ie wir sollend gehorsam lebn,
A ls Paulus schreibt in seinem Bůch
S ein lehr zůn Römeren man sůch,
* I n dem dreytzehenden Capitl:
M ein nam hat aber kleinen Titl, 80
* A ch Gott darumb würd ich nicht gacht,
N ach meinem rhat gar wenig tracht,
* D em befilch ichs, so im Himel ist,
V nd seinem Son HErr Jesu Christ,
G leichfals auch dem Heyligen Geyst, 85
E r vns sein gnad mittheil vnd leist
N ach seiner milte vnd auch güet,
T urch sein groß krafft er trewlich bhüet
* K eyser Maximilian gůt,
A ls ein gar Christenliches Blůt, 90
I n aller tugend hoch geziert,
N ach Gottes wort sein Schwert er fiert,
E in zier der gantzen Christenheit,
R icht vnd sicht nach der Einigkeit:
* G ott wöll jm geben glück darzů 95
L ang zů leben in gůter rhů,
E in steten frid Maximilian,
I m setzen auff des lebens kran,
C hristi Jesu durch deines Blůt
H alt vns in hůt den Keyser gůt, 100

Das er mög bleiben lang gesund,
Wünscht Heinrich Wirrich von hertzen grund.

Unter der mittelsten Verscolumne:

Getruckt zů Straßburg, Durch Bernhardt
Jobin Formschneider. Anno M. D. Lxxi.

Links: Mit Rö. Key. May. Freyheyt.

Das Urtheil des alten Pritschenmeisters über Maximilian, dessen gutherzige Biederkeit und wolwollende Fürsorge für alle Interessen seiner Unterthanen so wie für die Grösse und Machtstellung des Reichs, wird man billigen können, auch das was er von der Zerfahrenheit des deutschen Fürstenstandes, der geringen Eintracht aller Reichsstände und dem wenig patriotischen ankämpfen aller gegen heilsame Reformen und Erfolg verheissende Pläne des Kaisers trotz der Nähe der Gefahr sagt*; aber sonst sind seine Verse herzlich schlecht und lassen erkennen, weshalb Jobin sich für die zweite Ausgabe seines zum Ruhme des Kaisers unternommenen Blatts nach einem andern Interpreten umsah. Dass der Patriotismus seines Schwagers dabei in eifriger Antheilnahme am Geschicke der Hugenotten und Niederländer andere Wege einschlagen und etwa wegen Maximilians anscheinender Lauheit gegen diese zur Verkennung der Intentionen des Kaisers sich könnte hinreissen lassen, brauchte er bei dem eminent praktischen Sinne Fischarts, seinem scharfen Blicke für die Mängel der heimischen Institutionen und seiner Begeisterung für die allmählich immer mehr entschwindende Herrlichkeit des deutschen Reichs und die Tüchtigkeit der Altvordern nicht zu fürchten.

Und wirklich lassen auch die erhaltenen Proben jener Fischartischen „Audientz des Keysers“ deutlich erkennen, wie wenig er der Sache nach die Fussspuren Heinrich Wirrichs verlassen hat.

Gargantua 1575, Bl. Y 1[b] sagt Ulrich Gallet: „Aber ain König ist wie die Vnrhu inn der Vr, ja wie das Schiff auf dem Mör, das die Wind vnd Wellen jz dahin jz dort hinaus stosen, darum haißt es ain schwaifend Wetterhaus: Vnd darum reimt der (1582 . 1590: ein) Poet Ifgem inn der Audienz (1582 , 1590: des Keysers) sehr wol:

Das man vil rauher Wind auf hohen Bergen
als im thal find,
im hohen Mör gebs gröser Gwitter, als im Rein
vnd stürzt vm gröser Güter:

* Es ist das ja auch im wesentlichen das Urtheil der modernen Geschichtschreibung: s. z. B. M. Koch, Quellen zur Geschichte Kaisers Maximilian II. II (1861) S. 185 ff.

Wer vil versicht,
denselben vil sorg anficht,
wer gros verricht,
auch groses pricht,
wer vil besizt,
auch vil beschüzt,
wer höher vnd näher der Sonnen sizt,
auch meher schwizt:
Was deiten vil Trabanten,
als vil gfärlichait forhanden?
Was deiten vil Knecht,
als vil gefecht? . . .
Besoldte Freund — besorgte Feind:
vil Volcks — vil wachen,
vil Rhät — vil sachen?
müsen andere beschützen,
vnd selbs inn sorgen sitzen:
Sorgen auf borgen,
vnd borgen auf sorgen!"

Selbst die Warnung fehlte hier ebenso wenig wie bei Wirrich:

„Gedachter Reimist (schreibt) recht:

die gute Rhät haben der Prophetin Cassandre glück, deren der Apollo die gab verlih war zu sagen, aber bei dem Volk nicht war zu glauben: Darum wer gut das Phoebus selber rhatet vnd warsaget, diweil er nach niman fraget!" A. a. O. Bl. Y 2[a].

Ich denke, es kann nicht zweifelhaft sein, dass der Bogen dieser „Audienz", wenn er sich findet, den sonst bekannten Zeugnissen Fischartischer Vaterlandsliebe ein neues hinzufügen wird; freilich hat der treue Eckart auch hier seine Stimme vergebens erhoben.

Uebrigens ist es nach der letzten Stelle möglich, dass das Blatt Prosa und Verse gemischt zeigt.

Von der historischen Audienz habe ich sonst nichts gefunden. Weder Fr. D. Häberlin in seiner Neuesten Teutschen Reichs-Geschichte VIII (1779) S. 174 ff., noch M. Koch im II. Bande seiner Quellen (S. 55 ff. ausführliches Referat über den Reichstag) gedenken ihrer. Man darf annehmen, dass diese Berücksichtigung der armen und bittenden bei Gelegen-

heit der Hochzeitsfeierlichkeiten der Töchter des Kaisers statt hatte, der Princesses Anna und Elisabeth: s. Häberlin 436 ff. Hieran schloss sich am 23. October ein Schiessen mit der Zielbüchse auf der „Bichlipfelau“ nach drei Scheiben und zum Theil recht kostbaren Preisen — der geringste war ein fettes Schwein —: und dazu ist sicher der Pritschenmeister Heinrich Wirrich gekommen, denn vorher durften nach ausdrücklicher Verordnung des Kaisers (s. Koch a. a. O. 57) „Freiharten, Schalcksnarren, Sprecher und Spielleute unverlangt nicht erscheinen“.

Auch von Fischart darf man annehmen, dass er 1570 in Speier sich einfand. Das zusammenströmen armer gelehrter wie niedriger fahrender bei Gelegenheit der Reichstage, da sich Bekanntschaften mit hochgestellten Personen hier am leichtesten einleiten liessen, war eine Folge damaliger Verkehrsverhältnisse. So wissen wir, dass Melissus gelegentlich des Reichstags zu Speier mit Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz bekannt wurde (Taubert, P. Schede S. 12); dass Nicodemus Frischlin dem Kaiser Maximilian II. zu der schon erwähnten Hochzeit seiner Tochter Elisabeth dort einen Hymenaeus überreichte (Strauss, N. Frischlin S. 47 ff. 93); endlich dass Michael Toxites „Spirae ex comitiis X. Calend. Octob. 1570“ seine mehrerwähnte Schrift De Podagrae Laudibus dem reichen Georg Ilsung von Tratzberg widmete: „equiti aurato: vtriusque Sueviae praesidi: ac Neoburgi ad Rhenum praefecto, Caesareae majestatis et archiducum Austriae a consilijs D. et amico“.*

IV.

Die zehen Alter.

Seit von Meusebach an der schon erwähnten Stelle die Existenz der „zehen Alter der Weiber“ constatierte, haben sich insbesondere Goedeke und Vilmar mit ihnen beschäftigt,

* Dieser Freund des Toxites ist derselbe, welcher sich den Frater Nasus als Prediger nach Augsburg erbat: Anzeiger f. Kunde der deutschen Vorzeit 1866 Sp. 21.

ohne den Gegenstand zu erschöpfen. Ersterer verwies zuerst in den Elf Büchern Deutscher Dichtung 1849, S. 159 Nr. 11 und deutlicher im Pamphilus Gengenbach 1856, S. 582 auf die bei Bartsch, Peintre-Graveur IX, 338 beschriebenen Holzschnitte T. Stimmers in der k. k. Hofbibliothek zu Wien, und Vilmar machte dagegen wiederholt, zuletzt in der zweiten Auflage seiner Schrift Zur Litteratur Johann Fischarts 1865, S. 50 geltend, dass diese Blätter nicht die im Philosophischen Ehezuchtbüchlin 1578, Bl. M 5^{a-b} erwähnten sein könnten, da sie nicht die dort angeführten Verse aufzuweisen hätten.

Gegen diese Ausführung liess sich nichts begründetes einwenden; dennoch dürfte Goedeke der Sache nach Recht behalten.

Andresen führt nämlich in seinem Peintre-Graveur III, 39, Nr. 45—49 jene fünf Folioholzschnitte T. Stimmers, welche die Altersstufen des Weibes, und fünf andere, Nr. 50—54, welche die Altersstufen des Mannes darstellen, „mit dreispaltigen sechszeiligen Versen von J. Fischart in Typendruck im untern Rande eines jeden Blattes“ an.

Jene Wiener Blätter haben den untern Typentext nicht, wie sich aus Bartsch abnehmen liess und mir Herr Dr. Fr. Schestag auf directe Anfrage freundlichst bestätigte.

Demnach dürfen wir annehmen, dass die schönen Verse des Ehezuchtbüchlins entweder unter einem der fünf die Weiber behandelnden Blätter stehen oder aber — und letzteres ist mir wahrscheinlicher — auf einem grossen Bogen unter jenen zu einem Friese oder zu einer Wandkalenderdecoration zusammengefügten Blättern.

Kalender der Art mit Darstellungen der Lebensalter, freilich in kleinerem Format, sind mir mehrfach begegnet.

Dass die Verse der von Andresen verzeichneten Blätter wirklich von Fischart sind — wir erfahren leider nicht, ob der Name darunter steht — geht mit Bestimmtheit für jeden kundigen aus der nachfolgenden Probe hervor, welche der Nr. 52, leider der einzigen mir vorgekommenen, entnommen ist.

Das Exemplar befindet sich in der Kupferstichsammlung des verstorbenen Königs Friedrich August von Sachsen. Ueber dem gut colorierten Holzschnitte, welcher zwei Männer in

laugen Bärten darstellt und das Monogramm des Formschneiders
MB zeigt, steht:

L jar still stahn,
Lx jar gehts alter ahn.

Unten in drei Tafeln:

IZund am höchsten stat die Sonn
Nun ist vollkommen gar der Mon:
Izunt des Alters Herbstzeit ist,
Die Trauben sint jz reif vnd frisch.
Aber gleich wie die Sonn am höchsten 5
Dem Nidergang ist gleich am nächsten,
[Sp. 2] Der Mon abnimt, wan er voll sicht,
Vnd das reif abfalt eh mans pricht:
Also wans Menschlich Alter raicht
Zum höchsten, es auch wider weicht — 10
Vnd wies mit müh allgmach aufsteigt,
Also mit müh es sich auch naigt.
[Sp. 3.] Drum wie man fangt all arbait an
Wann die Sonn anfangt aufzugan,
Also allweil man noch nimt zu, 15
Soll man sich rüsten zu der rhu,
Vnd weil man noch ist wol vermöglich,
Samlen dem Alter, welchs komt träglich.

Ich habe nur die Abkürzungen aufgelöst und die Interpunction etwas gebessert.

Neben diesem Bruchstücke der ganz unbekannten „Alter der Männer“ mag auch die im Ehezuchtbüchlin von 1578, Bl. M 5ᵃ aufbehaltene Probe von Fischarts „Altern der Weiber“ noch einmal stehen*:

„. . . Kinderzucht ist das best werck. Vnd wann es solche spötter lang machen (sc. der Weiber), so kan man sie doch mit dem eynigen spruch beschlagen, der dort **vnter** den Zehen altern der Weiber steht, Nämlich

All die, so je die Weiber scholten
Vnd on dieselben leben wolten:
(**Wie eyner dan schreibt** on all scheuen
Das sie der Welt Notübel seien,
Weil man on sie nicht leben mag 5
Vnd gleichwol sint dem Man eyn plag)

* S. sonst Vilmar, zur Litt. Fischarts² S. 50; Kurz III, 287.

Die mußten doch das Maul zuhalten
Wann die leut jr Kindheyt jn vorstalten,
  Sie ermanten, wie sie wern erzogen,
  Zwar mit vil angst, sorg, müh vnd plogen. 10
Wer het aber die gröste müh
Mit jnen, dan die Weiber hie?
  Beydes mit ängstlichem gebären
  Vnd auch mit sorglichem ernehren?
Derhalben man sehr weislich hällt 15
Das Mutermilch keyn Kind vergelt,
  Vnd das vonwegen eynes Weibs,
  Nämlich der Muter, vnd jrs leibs,
Jeder all Weiber hie soll ehren,
[Bl. M 5[b]] Weil sie des Mans ehr heysen vnd seinen Namen mehren!"

Das auffinden dieser Blätter wird wahrscheinlich am wenigsten Mühe machen.

V.

König Masinissa.

Ich bekenne nicht zu wissen, aus welchen Gründen von Meusebach und nach ihm alle Litteratoren die Existenz eines besondern Werkchens, wie es scheint auch eines Bilderbogens, über König Masinissa angenommen haben. So weit ich sehe, spricht Fischart nur an zwei Stellen von diesem Numidischen Könige, beide Male zuerst in der zweiten Ausgabe des Gargantua und zwar im 27. oder richtiger: 26. Capitel, bei Schilderung der körperlichen Erziehung seines Helden.

1) Bl. Y 2[a]: „Mit diser weiß gewöhnet er sich dass er nicht alleine stärcker ward, sondern mit der stärcke auch jünger: wie König Masinissa, der durch gleiche weiß sich erjunget wie ein Adler, daß er auch neuntzigjärig einen Son erzielet: vnd kont 14 tag Postlauffen."

2) Bl. X 4[b]: „Man kont auch von jm sagen, wie **eyner** vom König Masinissa schreibt:

kein Reg jn darzu bracht noch kält,
daß er sein haupt je decken wöllt,
vnd war sein Leib so trucken doch,

als ob er all sein hitz hett noch;
auch neuntzigjärig gieng er so sehr,
daß er keins Rosses achtet mehr,
vnd wann er ritt, stieg er noch ab,
als ob er müd wer worden drab."

Wie „einer" schreibt: soll und muss dieser eine wirklich nur Fischart sein? Wol citiert sich dieser öfter so; vgl. oben S. 366: „wie ein Poet Ifgem (d. i. Johann Fischart ge[nant] Menzer) schreibt"; Gargantua 1590, S. 251: „wie der im Flöhatz den Weibern mit den Flöhen rhatet"; ebd. S. 387: „wie jener gut Freund vom neuen Hanenpropheten vom Gugelkam reimet"; XV Bücher vom Feldbaw 1587, S. 9: „Dann wie einer, so in Schiffart der Züricher die arbeit rhümt, reimet:

Die Arbeyt hat die Berg durchgraben
Vnd das Thal inn die höh erhaben,
Hat dem Lufft seinen paß verbawet u. s. w."

Aber muss das allemal so sein?? In dem Falle oben S. 370 (X Alter d. W. 3) doch gewiss nicht.

Wenigstens hätten wir sonst noch manchen Fund zu erwarten. Z. B. steht in der Vorrede zu den Neuen Künstlichen Figuren Biblischer Historien, Kurz II 282: „wie ain Poet schreibt

Mißprauchen schäntlicher ain Bild
Als Pygmaleon, ders erstlich bildt u. s. w.".

Phil. Ehezuchtbüchlin 1578, Bl. G 2[a]: „Dan jener schreibt recht

Was nutzt die hüpsch vnd vberschönet
Wann sie die vnfrommkeyt verhönet u. s. w."
Kurz II 279.

Ebd. G 2[a] (Kurz a. a. O.): „Auch praucht einer dise gleichnus

Wie an einem Bild ist kein meh gnad
Wan man den kopf abgschlagen hat u. s. w."

Und wenn auch Fischart wirklich der Urheber der oben ausgehobenen Verse über Masinissa wäre, was ich vor der Hand gar nicht einmal bestreiten will: können dieselben nicht eine gelegentliche Ausführung in irgend einem seiner noch nicht entdeckten Werke sein? Etwa ein Gleichniss, wie er so viele hat?

An ein eigenes „Wercklein“ zu denken, sei's auch nur ein Bilderbogen, scheint mir trotz der Autorität Meusebachs in diesem Falle gewagt; aber natürlich mit Vergnügen lasse ich mich belehren.

VI.

Faztrazprif.

Unter seines Gespunsts Büchertiteln nennt Fischart schon in der ersten Ausgabe des Gargantua von 1575 diese Numer, und an ihre einstige Existenz glaubt auch Vilmar, denn mit Recht macht er schon bei Ersch und Gruber I, 51 S. 181, 9 und dann Zur Litteratur J. Fischarts[2] S. 49 auf Practic 1574, Bl. E 7^b aufmerksam, wo es von dem unter dem Planeten Mars geborenen heisst: „(ist) zů erkennen an dem hohen, weiten, offenen, eingebissenen Drüssel, breiten Rübenzänen, rotem feurigen krausen har, dann kraus ist grausam, spizmäusigem schelmenschelben gesicht ... Er macht sich zů den Frauen zůdappisch ...: Derhalben wird er nicht alt, diweil jn die Weiber hinrichten bald, vnd jm der gähe trecknahe zorn das herz abstoset. Ich rat jr gäuchzornige (d. h. also hier: ihr von blinder Liebesnarrheit* und jähem

---

* Vgl. „Herein komm auch kein *eiferiger Frawengauch, Die frembs naschen vnd jr eygnes andern lassen,* Die auß dem Hauß beißt der Xantippe rauch, Vnd nemmen fürs Weibs bauch ein vollen Bauch: auß mit euch befrantzosten ... nasen!“ Gargantua 1590, S. 549. „Ir *Geuchstecher,* Blindmeuß vnd Hülinspiler ... Bulerbürstlein, das hin vnd wider vmbschilet, vnd nach dem Holz stincket ... Ja kurtzumb du *Gäuchhornigs vnd weichzornigs* Haußvergessen Mann vnd Weibsvolck“ a. a. O. 24.

Es ist an unserer Stelle nicht, wie unzweifelhaft an andern (z. B. a. a. O. 236: „*Gauch* ein guter Man“, 207: „man die *Gäuch* Herman gut Schaf nennt“; a. a. O.: (wolt nicht) *Simon* heissen, weil man ... den Weiber beherschten *Gauch*eyerbrütlern also ruffet“, 472: „nam auch die geil Venus den hinckenden *gauch* Vulcan“), der Hahnrei, sondern der *verliebte Narr* gemeint, dessen Arten Murner in seiner „Geuchmatt“ sammelte und verhöhnte. Ich darf hier auf R. Hildebrands schönen, auch mit reicher Berücksichtigung Fischarts gearbeiteten Artikel „Gauch“ im D.Wb. IV, 1. Sp. 1524 ff., besonders 1527, c, d; 1535: Gäuchin; 1536: Gäuchmatte u. s. w. verweisen.

Zorn geplagte) stisen euch **an den gesellen, der hinden am Trazfazbrif** seinen geschrundenen Wolfgerittenen*, Rettichgeplozten** Ars plaget. Dann eilen bringt dem Esel die fäulen vnd dem Ars die beilen. Derhalben hinden nach ...".

Es kann hiernach gar nicht zweifelhaft sein, dass der Fatztrazbrief einmal wirklich erschienen und zweitens auch mit einem Holzschnitte oder Kupferstich ausgestattet ist; denn dort war eben „hinden" jener Gesell zu sehen, der von übergrosser unsinniger Eile Beulen bekommen. Ferner wird deutlich, was er enthielt: eine Satire auf Liebesnarren und jähzornige (eifersüchtige?). Endlich: dass er wahrscheinlich nur ein kleineres Werk, ein in Mandatform gedrucktes scherzhaftes Blatt mit Bild gewesen ist und — sein Vorbild in Michael Lindeners „vnhörtem vnd scharpfem Mandat des großmächtigen Königs Volnarri vber die, welche die gutten leüth zu vexieren pflegen, die es nit lenger leyden noch dulden künden" im Rastbüchlein von 1558, S. 155 ff. gehabt hat.

„Brief" ist zunächst s. v. a. Urkunde, Frei- oder Geleitsbrief, Sicherheitsbrief: Grimm D. Wb. II, 379.

Selbst gegen den Teufel und seinen Zauber, gegen Gefahr im Kriege, Krankheit und Tod hatte man „Briefe": warum nicht auch gegen Spötter?

> Der priester strihte im umb sîn swert
> einen *brief*, der gab im vesten muot:
> für elliu zouber was er guot.
> Wigalois 4428 ff. vgl. 7335. Mhd. Wb. I, 247b.

Str. 5 des alten Flöhenliedes in meinem Neudrucke von Fischarts Flöhhaz (Halle 1877) S. 64:

> Vnd köndt ein Mönch verbannen
> Die Flöh so vngeheur,

* *Wolf,* Hautentzündung zwischen den Beinen: Weigand II², 1134. Vgl. Gargantua 1590, S. 260: Ars*wolf*reuter; 127: „*Wolffs*lendenschleiffig".

** Vgl. Gargantua 1590, S. 97: „Bütten voll *geplötzter* Rettich vnd gekotzter Mörrettich auß dem Elsaß"; 181: „Nach der Specksupp hab ich verlangen ... Den Gumpost her *inn Essich geplotzt"*; Practic 1574, Bl. F 8b: „*Rättichplotzer,* Gumposteider"; J 4b: „vil Rättich vnd Ruben zů Strasburg". — *Plotzen,* stossen: Grimm D. Wb. II, 153. Vgl. Gargantua 1590, S. 75: *„plotzt* vnnd klopft".

Mit *brieffen* treiben dannen
Diß Weiber Fegefeur ....

Gargantua 1590, S. 448:

„... meinten als es wer ein vermumpter ... Teuffel. Vnd einer ... zog alsbald sein Horasbüchlin auß dem Latz ... vnd ... andere griffen vnter den Arm nach jhren Wundsegen mit Fledermaußblut geschriben.“

Practic 1574, Bl. B 8[b]:

„Kurzum die Weiber werden zů diser Jarzeit (d. h. im Sommer) ein grose vnrů anrichten ... o jr Flöh weichen! ... dan sie haben neulich im Flöhazbüchlein vom FlöCanzler ein Neue freiheit ausgebracht, euch Maulkörb anzůlegen ... Ir libe gevattern kein nüzlicher Büchlein ist für euch nie ausgangen, auch nicht Albertus Magnus* als der Flöhaz Weibertraz, darinn finden jr den schaz, wie man die Flöh faz vnd kraz: dasselbige ist euer **Traz vnd Fazbrif,** den jr alzeit inn warmer gestalt, solt vnder dem linken arm tragen, so kan euch kein vngeheur plagen!“

Aehnlich heisst es in dem Einleitungsgedicht der zweiten Bearbeitung des Flöhhazes (Kurz II, 3 ff.):

„... jderman dis Buch will han,
. . . .
Vnd prang(t) bei andern Büchern frei,
Vnd hat so gros Authoritet,
Das es gleich beym Katchismo steht.
Ich rhit jn, das sies lisen binden 25
Gleich an jre Betbüchlin hinden,
Oder an Albert Magni Buch:
Dan schönes tuch, das zirt ain pruch.
Ich hör auch, es hab ain dis Büchlin
Gebunden inn ain seiden Tüchlin, 30
Vnd warm auf blose haut gebunden,
Da hab sie kain Floh meh empfunden!“

„Fatzen“ heisst Schimpfwerk treiben, verspotten, scherzen, — „tratzen“ zum Zorn reizen, trotzen. „Gespött vnd *Fatz*werk“, Binenkorb 1588, S. 231; „ehe sie den

* Gemeint ist hier und in der Stelle des Flöhhazes das lateinisch und deutsch oft gedruckte Buch „De Secretis Mulierum“.

feind antraffen, hatten sie mit einander jhr *gefatz*", Gargantua 1590, S. 495; „dieweil ich kein Satyrische weiß, reden vnd terminos ... in dieses Wercklein bringe: Sonder alles facete *fatzender* gestalt", Eulenspiegel Reimensweiß s. l. Bl. ? 4[a]; „der spötisch treibt sein *fatz*werck wunderlich", H. Sachs I, 414[d]; „wollen jederman *fatzen*, Wans jn gschicht, müssen sie kratzen", Hier. Bock, Der vollen Brüder Orden s. l. 4⁰ Bl. B 3[a]; „dises *Fatz*büchlein", Katzipori 1558, Bl. A 4[a]; „fienge auch ihn mit allerley *Fatz* vnnd Vexierworten an zu reitzen", Maynhincklers Sack 1612, Bl. A 4[a]: s. Grimm D.Wb. III, 1363 ff.; Schmeller I², 780; Zarncke z. NS. 86, 4 u. 98, 33.

„Spatzen vnd katzen, Die gern kratzen vnd *tratzen*", Dominici Leben, Kurz I, 213: Lexer II, 1498; Schmeller I², 681 ff. „Den Hennen vnnd Weibern *zu tratz*", Gargantua 1590, S. 201; „solche schmach vnd *tratz* von dir ... zu erfaren", a. a. O. 418; „sing jnen *zu tratz* ein lied", Kurz II, 20, 652; „dicht sonder Lehr demselb *zu tratz*", a. a. O. I, 171, 1499; „dem Hund lan seinen *Tratz*", a. a. O. III, 49, 65; „Grimm vnd Bären*traz*", a. a. O. III, 60, 125. Nebenher gehen auch die Formen 'Truz' und 'Troz': „der Teufel solt sie plenden, Wa sie in nicht den *troz* vertreib", Kurz II, 39, 1399; „zu trost der Frauenweis vnd *zu troz* dem Flöhgeschmais", a. a. O. 67; „nem̄t dis süs büchlin an zu Nuz Aller sauren Arznei *zu truz*", Podagr. Trostbüchlin 1577, Bl. B 3[a].

Also Faztrazbrief dürfte weiter nichts als ein Freibrief gegen fatzen und tratzen sein.

„Wer sich vexieren nicht wil lan,
Darfür ein Vexierbrieff mus han"

meint auch ein Nachahmer Fischarts, Burkhart Mangold im Marckschiffs Nachen 1597, Bl. A 3[b].

Als Probe hebe ich zum Schluss einige Stellen aus Lindeners schon erwähntem Mandat aus.

„Wir Volnarrus von Pirimiri* Sabera Scharnia schala, der letzt vnter den trunckenpöltzen in der nachzech ... in Schlampampen, Schlauraffenland, vnd im grossen Königreich Narragonien, da das Edel geschlecht die Fantasten [152]

* S. Zeitschrift f. D. Alterthum XXI, 435 Anm. 1.

wachsen, Juncker zum Thorenstein vnd Grillenberg, auch ein Vogt zu Taubenheim vnd Muckendorff, Cantzler der gantzen Narrenzunft vnd Geckenwerck:

Entbieten allen vnsern vnnd yeden in sonderheyt vnderthanen, als Narren, Fantasten, Gecken, Klepeln, Dremel(n), Dülpeln, Flegeln, Knöpfen, stöcken, Pengeln, Sewrüsseln, Knöbelbeynen, Krumbsteltzen, Langnasen, Flatzenmeuler(n) vnd Rotfüchsen, denen diser vnser Brief vorkompt, sehen oder hören lesen, vnsern gůten gnädigen willen ....

Nachdem wir inn verschinen Jaren, nemlich der rinder Zagel Tausent, fünffhundert Bratwürst vnd acht vnd fünfftzig pfundt Saurmilch, die man sonst Putter vnd Dumpelmilch heyßt, etliche madatat vnd verbot, die böse schnöde arge rau-[154]che weyß des spottens vnd vexierens belangendt, außgeschriben: So befindt sich doch, das ye lenger ye mehr vnangesehen vnser ernstlichs verbot, solche laster vber handt oder faust nimpt, welches vnserm reich vnd Perlament nit zů kleinem abbruch dienet ....

Derhalben ... mit vrlaub der Narrenzunft wir allen vnd einem yeden in sonderheyt verbietten, bey verwirckung des kopfs vorm hindern ... das keiner den andern, der disen Brieff bey jm hat anderst dann mit worten vexieren Narren oder speyen soll, bey einer Geltstraff ...: In sonderheyt aber vnser liebe getrewen, die vnter dem wörtlein Doctor begryffen seind ....

Disen (disem) Brieffszeyger der vns klagendt angezeygt, wie sie nyrgent vngeuexiert oder gespottet mögen sein noch bleyben, vnd sie [157] es von natur nit gerne haben noch leyden ... geschicht vnbillich.

Dann nach dem er auß dem Gegkenkrieg, als ein Düllppel söldener auff dem Narren Schiff ..., zu landt vnd Vfer kommen, hat er sich allwegen vnserem befelch vnnd Mandat [159] nach gemäß vnd gehorsam gehalten, vnd also gelebt das yeder man mit Fingern auf jn gezeiget, seinen Narrenzynß guttlich vnd von hertzen gern erlegt ..., darumb er auch maacht hat für andern, wo er ein Tauben oder Mugken näſt weißt, die jungen jm allein zu behalten u. s. w.

Gegeben vnnd versigelt mit vnserm [170] Secret des leibs

... inn der vralten vnd weit berümten Stat Gegkenhausen da die narrenzunft wonet, den erſten tag des schalckmonats, vnsers Regiments in der blü der Tauben vnd Hätzen Jar, da nyemandt mehr weyß wirdt.

Stolprianus könig
in Narragonia ..."

Dieses letzte Stück des Rastbüchleins gehört zu den wirrsten Fabricaten Michael Lindeners: nicht selten geht der Faden der Construction in der Ueberfülle der Zwischensätze gänzlich verloren, und von der Praegnanz der Katzipori-Schwänke findet sich hier kaum eine Spur. Indessen kann an seiner Autorschaft gar nicht gezweifelt werden.

Die erwähnten Mandate aus dem Jahre 1558 mögen mit Nr. 100 und 102 der Katzipori identisch sein; das erstere, Bl. R 7[b], ist „Ein herrlich Testimonium eines armen alltfressen Studenten, der seiner vernunfft nit ganz war, von der Vniversitet zu Fryburg im Brißgaw gegeben", das andere eine Fortsetzung des ersten, und beide behandeln nicht ohne Witz die Einfalt des in Ingolstadt zum Dr. simplicitatis promovierten Narren Wolfgang Hagner (resp. Haffner).

Dass Fischarts „Fatztrazbrief" diesen Mustern noch etwas mehr als die Anregung verdanken könne, scheint mir undenkbar.

Zu Schillers „Teufel Amor“.

Von

Heinrich Düntzer.

Von diesem Gedichte wissen wir bekanntlich nur durch den guten Streicher, dem Schiller es auf seiner Flucht vorgelesen zu haben scheint; gewiss ist, dass er es in Frankfurt an einen Buchhändler verkaufen wollte. Streicher selbst bemerkt, es sei ziemlich lang gewesen; aber über den Umfang desselben können wir noch etwas bestimmter durch den von Schiller geforderten, vom Buchhändler gebotenen Preis urtheilen, der in der historisch-kritischen Ausgabe (III, 162) nicht hätte übergangen werden sollen. Wenn der Dichter 25 Gulden Honorar verlangte, von denen der Buchhändler 7 abdingen wollte, so muss er den Umfang des Gedichtes auf mindestens drei Bogen geschätzt haben, da er doch wol, trotz seines durch die Räuber erlangten Namens, und wir wissen nicht einmal, ob er seinen Namen zur Veröffentlichung hergeben wollte, nicht mehr als einen Ducaten für den Bogen gefordert haben wird, welches Honorar ein Tübinger Buchhändler, worauf Schiller sich in einem Briefe vom 15. April 1781 an Petersen beruft, für Stäudlins Gedichte gezahlt hatte. In demselben Briefe erklärt er sich zufrieden, wenn Petersen ihm für die 12 oder 13 Bogen seiner Räuber 50 Thaler verschaffe; was er mehr dafür erhalte, solle für ihn abfallen. Sein „Venuswagen“ auf 24 Seiten enthält 65 Strophen zu vier Versen. Wir können den Umfang von Teufel Amor darnach wenigstens auf das doppelte anschlagen. Die beiden einzigen aus dem Gedichte angeführten Verse:

Süsser Amor, verweile
Mit melodischem Flug,

zeigen ein kurzes Mass; möglich, dass das Gedicht aus Strophen von zwei solchen aufeinander reimenden Verspaaren bestand, die für ein launiges Gedicht nicht unpassend gewesen sein würden, während beim streng strafenden „Venuswagen“ längere Verse an der Stelle waren. Schon in meinen „Erläuterungen der lyrischen Gedichte“ (I, 53 zweiter Ausgabe) ist die Vermuthung ausgesprochen, das Gedicht habe die Qual der Liebe in heiterm Tone geschildert. Eine sonstige Aeusserung über das Gedicht ist mir nicht bekannt, ausser dass Goedeke (in der historisch-kritischen Ausgabe III S. XIII) bemerkt, das in die Stuttgarter Zeit fallende Gedicht scheine „eine Art Gegenstück zu dem Triumphgesang der Hölle gebildet zu haben“ und es habe wol mit einem Märchen von Cazotte, das denselben Titel führt, nichts zu thun. Den „Triumphgesang der Hölle“ soll Schiller noch auf der Akademie gedichtet haben; er wird als eine „regellose Ode“ bezeichnet, „worin Satan alle seine Erfindungen aufzählt vom Anfange der Welt an bis auf heute, um das Menschengeschlecht zu verderben, und die übrigen Teufel mit blasphemischen Chören einfielen“ (Goedeke I, 126). Ich gestehe darin keinen rechten Vergleichungspunct mit Teufel Amor zu finden, welcher auf eigene Hand handelt, wonach dieser als ein Gegenstück zur „Metze Venus“ sich darstellt, die im Venuswagen ihre Strafe empfängt. Das 1771 und 1772 erschienene Märchen von Cazotte hiess Le diable amoureux; es ist freilich kaum als Unterlage des Schillerschen Gedichtes anzunehmen. Die von O. Reichard in Gotha herausgegebene „Bibliothek der Romane“ brachte in den Jahren 1779 und 1780 im dritten bis fünften Bande eine Episode aus dem Cazotteschen Märchen, von Meyer unter dem Titel „Teufel Amor“ übersetzt. Daraus wird Schiller, dem jene Bibliothek unmöglich unbekannt geblieben sein kann, die Bezeichnung „Teufel Amor“ genommen haben, die, soviel ich weiss, hier zum ersten Mal vorkommt. Freilich sagt der Teufel am Anfange von Le Sages Le diable boiteux, er sei der dieu Cupidon der Dichter, aber dies ist doch noch von der namentlichen Bezeichnung „Teufel Amor“ verschieden. Anderer Art ist die Ballade The Daemon Lover.

Schiller las schon in Wielands Oberon (1780) XII, 6:

So flüstert ihr aus einer Zofe Mund
Der kleine Dämon zu, den ihr mit vollem Köcher
Gebietrisch sitzen seht auf diesem Erdenrund!
Der alle Welt aus seinem Zauberbecher
Berauscht und den, wer ihn nicht besser kennt,
Zur Ungebühr den Gott der Liebe nennt!
Denn — jeder jungen unerfahrnen Dame
Zur Nachricht sei es kund! — Asmodi ist sein Name.

Vgl. meinen Faust-Commentar S. 446 Anm. 3 der zweiten Ausgabe. Erst nach dem Schillerschen Teufel Amor fällt Wielands „Legende aus dem zwölften Jahrhundert" Clelia und Sinibald, deren zweiter Theil (Teutscher Merkur 1783 Februar) beginnt:

Der Dämon, der in tausend Truggestalten
Muthwillen treibt mit Jungen und mit Alten;
Bald wie ein lächelnd Kind um Hebes Busen spielt,
Bald fröhlich-wild, gleich einem rohen Knaben,
Den Bogen spannt und gar nach Göttern zielt;
Bald bloss durch tausend artge Gaben
Den Nymphen sich zum Zeitvertreib empfiehlt,
Doch, eh' sie sichs zu ihm versehen haben,
Hier einen Kuss und dort ein Herzchen stiehlt:
Mit einem Wort der Schalk, den die Poeten
(Ein leichtes Volk!) so reizend schön und hold,
Mit Rosen um die Stirn und Flügelchen von Gold
Uns vorzumalen nicht erröthen,
Wiewohl ein Ehrenmann, der ihn bei Lampenlicht
In puris putis einst gesehen,
Aus seinem eignen Mund ganz anders von ihm spricht*:
Kurz, mit dem Wort einmal herauszugehn,
Asmodi, der gar selten unterlässt
Zur Mettenzeit in Kirchen und Kapellen
Auf gutes Glück sich heimlich einzustellen.

Teufel-Amor kommt im Verlaufe des Gedichts mehrfach vor. Die Vorstellung der Kirchenväter, dass alle Götter des classischen Heidenthums eigentlich Teufel seien, liegt hier ganz fern, die Bezeichnung als Teufel soll eben nur die

* Mit der Anmerkung: „S. das erste Capitel von Le Sages hinkendem Teufel."

verderbliche Gewalt der Liebe bildlich bezeichnen. Vgl. daselbst II 187 ff.

Und dies wird Schiller in seinem Teufel Amor auf heitere Weise weit ausgeführt haben. Dass gerade diese einen leichtern Ton anschlagende Dichtung verloren gegangen, ist ausserordentlich zu bedauern; wir hätten lieber dem derbern Venuswagen entsagt, der noch ins Jahr 1781 fällt, wogegen unser Gedicht nach der Vollendung der Anthologie entstanden sein muss.

Zwei ungedruckte Briefe von Schiller an G. J. Göschen.

Mitgetheilt

von

Hans Graf Yorck von Wartenburg.

I.

Jena, den 5. März 91.

Vielen Dank lieber Freund für die gütige Besorgung des Pelzes; er ist glücklich angelangt und hat meinen ganzen Beyfall. Fertig ist er auch schon, und nunmehr kann ich aller Witterung Trotz bieten*. Für das Geschenk der Thümmelischen Reisen** habe ich Ihnen von meiner Lotte recht

---

* Auffallend ist, dass Schiller schon nach wenig mehr als zwei Jahren wiederum an Göschen Auftrag zur Besorgung eines Pelzes gibt, wie man aus des letzteren Brief vom 26. Juli 1793 ersieht: s. Goedeke, „Geschäftsbriefe“ S. 92. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, dass in der genannten Sammlung, in welcher sich 36 Briefe von Schiller an Göschen finden, in dem Briefwechsel beider grosse Lücken noch auszufüllen sind. 26 Briefe Schillers allein (unter denen drei von der Hand Lottes aus Rudolstadt während der Krankheit des Dichters geschrieben) an seinen Freund und Verleger stehen in den „Grenzboten“ 1870. II, S. 370 u. ff. Sie datieren aus den Jahren 1789, 1791 und 1794.

** „Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich“ erschienen

viel verbindliches zu sagen; nur das einzige soll ich Ihnen vorwerfen, dass Sie uns den lieben Freund, der so schöne Sachen schickt und so freundlich an uns denkt, nicht selbst zeigen.

Schreiben Sie mir doch gelegentlich, ob es wirklich an dem ist, dass Sie den Calender* haben müssen neu auflegen lassen, weil der Vorrath nicht für die Bestellungen zugereicht habe. Hier und in einigen anderen Orten, hör ich, sollen es die Buchhändler behauptet haben, aber glauben kann ich es nicht.

Beruhigen Sie doch Crusius, wenn Sie ihn sprechen, darüber, dass er so lang auf die Fortsetzung des Abfalls d. Niederlande warten muss**. Er ist empfindlich darüber, dass ich ihn Ihnen nachsetze, wie mirs vorkommt, weil ich für Sie arbeite, und die Niederl. Geschichte liegen lasse. Aber er irrt sich wenn er glaubt, dass er desto eher Mscrpt. erhalten würde, wenn der Calender nicht wäre: auch ohne das würde ich die Fortsetzung der Niederl. Geschichte bisher verschoben haben und noch verschieben. Ganz zuverlässig wird sie vollendet, aber ich übereile mich nicht und es ist um des Werkes willen und um meiner selbst willen, dass ich die Ausarbeitung verzögere. Leid thäte es mir, wenn er sich von mir hintangesetzt glaubte, denn ich wünsche ihm das besste Glück mit meinen Schriften, weil ich ihn kenne und schätze. Haben Sie Gelegenheit lieber Freund, so sagen Sie ihm das oder lassen es ihm sagen. Leben Sie recht wohl. Ewig der

Ihrige

Schiller.

---

bei Göschen von 1791—1805. In einem Briefe an Körner vom Datum des obigen nennt Schiller dies Werk mit Recht „flach und seicht".

* „Calender für Damen". Er enthielt den ersten Theil von der „Geschichte des dreissigjährigen Krieges". Der Absatz des Kalenders war bedeutend: s. Trömel, „Schiller-Bibliothek" 1791.

** Der erste Theil war 1788 erschienen. Erst 1801 bei der zweiten Auflage erschien als Fortsetzung „des ersten Theiles zweiter Band": s. Schillers Brief an Crusius d. d. 8. Oct. 1791 in den „Geschäftsbriefen" S. 72.

II.

Jena den 7. Nov. 1791.

Hier, mein theurer Freund, die Stanzen* nebst noch einem kleinen Aufsatz**. Das erste Stück der Thalia*** enthält nichts, was die Leipziger Censur zu fürchten hat, aber schon das zweyte†, und in der Folge dürfte der Fall sehr oft vorkommen. Ich bin also sehr dafür, dass die Continuation hier gedruckt wird, da doch soviele andere Zwecke dabey zugleich erreicht werden.

Dass Sie lat. Schrift nehmen, freut mich recht und ich denke, es wird sich der Mühe schon verlohnen.

Was werden Sie mit dem Umschlag machen?

Eine geschmackvolle Einfassung auf buntem Papier wäre freilich schön, aber ich fürchte, sie läuft Ihnen zu sehr ins Geld, da die Menge der Hefte es nöthig machen würde, sie oft aufstechen zu lassen. Den Umschlag selbst wollen wir so wenig als möglich überladen, wenigstens die Seite, worauf der Titel steht. Bloss den Titel: Thalia, dann den Jahrgang, meinen Nahmen, und die Zahl des Hefts. Kein Verzeichniss des Inhalts, oder wenigstens nur auf die eine Seite††. Ueber die Bogenzahl schreiben wir uns keine strengen Gesetze vor;

---

* Der Beginn von Schillers Bearbeitung der Aeneide, welche in der im Jahre 1792 beginnenden „Neuen Thalia" erschien.

** Schiller selbst lieferte für das erste Heft ausser den Stanzen nach Virgil den Aufsatz „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen". Ob dieser, oder ein Aufsatz aus fremder Feder gemeint ist, ist nicht zu bestimmen.

*** Eben der „Neuen Thalia".

† Es ist nicht recht ersichtlich, warum Schiller für das zweite sowol als spätere Hefte Censurschwierigkeiten befürchtete. Wahrscheinlich dürfte er nur haben eine Pression auf seinen Verleger ausüben wollen, damit derselbe den Druck in Jena besorgen liesse. Es war dies bequemer für Schiller und geschah auch in der Folge. Uebrigens hatte Schiller schon früher (26. Jan. 1789) Göschen gegenüber Klage geführt über die rigorose Leipziger Censur: s. Grenzboten a. a. O.

†† „Der Umschlag der einzelnen Hefte, gestochen von Lips, zeigt auf der Vorderseite als Vignette den Kopf des Sokrates, darüber: Thalia und darunter die Jahreszahl und die Zahl des Heftes; auf der Rückseite drei Grazien": s. Trömel, „Schiller-Bibliothek" 1792. Die Inhaltsangabe ist auf dem Vorsetzblatt.

doch am Anfang müssen die Stücke reichhaltig werden, dies macht zuweilen einige Bogen über die gewöhnliche Zahl nöthig*.

Ob ich das nächste Jahr durch keinen Ueberrest der Krankheit werde verhindert werden, den 30jährigen Krieg ganz zu endigen, dies liebster Freund kann ich jetzt freilich noch nicht wissen, aber mein völliger Ernst mein fester Entschluss ists, mit der dritten Lieferung auch den Krieg zu beschliessen**. Luthern und die Reformation in dem nähmlichen Jahr zu liefern, setzt eine vollkommene Gesundheit voraus. Habe ich diese gegen Ende Februars, so will ich Ihnen alsdann gewiss versprechen, dass auf den Nov. 1792 Beides fertig ist. Jetzt aber wäre dieses Versprechen zu unsicher; desto gewisser aber engagire ich mich auf das Jahr 1793 die Reformation zu liefern. Dies ist alles was ich über diesen Punkt vor der Hand bestimmen kann***. Adieu, lieber Freund. Die verlangten Stücke der Thalia, das 8. und drey Stücke vom zwölften bitte ich ja nicht zu vergessen.†

Ewig Ihr

Schiller.

Beide Briefe befinden sich in der gräfl. Yorck-von-Wartenburgschen Autographensammlung zu Schleibitz bei Huntsfeld in Schlesien.

---

* Dieser Passus bietet einen recht hübschen weiteren Beleg zu P. Lindaus Aufsatz: „Schiller als Redacteur", Gegenwart VIII Nr. 47.

** Die „Calender für Damen" für 1792 und 1793 enthalten Fortsetzung und Schluss des Werkes.

*** Der Plan, die Lebensgeschichte Luthers und die Reformation ähnlich wie den Dreissigjährigen Krieg zu bearbeiten, findet sich meines wissens hier zuerst erwähnt. Ueber denselben ist mir aber auch ausser dieser Briefstelle keine andere Aeusserung Schillers bekannt als in einem zweiten Brief an Göschen, welcher nur drei Wochen später geschrieben ist als der obige (28. Nov. 1791) und worin es heisst, „es sei ja nach Vollendung der Geschichte des grossen Krieges noch immer Zeit, sich über die Reformation zu entscheiden": s. Grenzboten a. a. O.

† Schiller an Göschen am 3. Nov. 1791: s. Grenzboten a. a. O.

Canti popolari di Noto. Studii e raccolta di Corrado Avolio. Noto. Uff. tip. di Fr. Zammit. 1875. 391 Seiten. 8.

Die Sammlungen sicilischer Volkslieder mehren sich, und den bisher erschienenen von Vigo, Salomone-Marino, Pitrè, Lizio Bruno und noch anderen mehr schliesst sich die vorliegende an, die ihrem Inhalte nach ganz denselben Stoff bietet, wie die genannten, da erzählende Volkslieder bis jetzt in Sicilien nur höchst wenige zum Vorschein gekommen sind, die übrigens fast nichts als Legenden bieten. Sie finden sich bei Pitrè, der auch über die Natur und Geschichte des sicilischen Volksgesanges in der Einleitung seiner Sammlung, so wie in den Studi di poesia popolare erschöpfend gehandelt hat; s. Gött. Gel. Anz. 1870 S. 997ff. 1872 S. 1701ff., wo ich eine Uebersicht dieser Arbeiten gegeben habe, so dass ich hier auf diese Gegenstände nicht zurückkommen darf. Selbstverständlich also beziehen sich die von Avolio mitgetheilten Lieder, die er aus etwa 2000 ausgewählt, beinahe sämmtlich auf die Liebe, während die übrigen (no. 629 — 656) Prigioni, Mafia (Räuberwesen) und Ninne-nanne (Wiegenlieder) zum Gegenstand haben. Der Herausgeber hat sich aber angelegen sein lassen seiner Sammlung ausser dem aesthetischen und psychologischen Werth auch noch einen speciell wissenschaftlichen zu verleihen; denn ausser dem Glossar, welches nicht nur das Verständniss der Lieder erleichtern, sondern auch das grosse Werk Trainas (Nuovo Vocabolario Siciliano-Italiano. Palermo 1868) vervollständigen soll, bietet Avolio auch noch ein Studio comparativo del sottodialetto di Noto colla lingua italiana, so wie eine Nota zu demselben, welche einen ethnographisch-historischen Versuch über die Provinz Noto enthält. Alle drei Beiträge sind dankenswerth und bieten mancherlei belehrendes; und da der Verf. selbst sich nur einen Dilettanten nennt, so wie namentlich meint, er hätte die Etymologien besser weggelassen, so wäre es nicht am Orte, wegen seiner etwaigen Versehen streng mit ihm ins Gericht zu gehen. Ich wende mich daher zu einigen andern Puncten, welche namentlich den Glauben und Brauch des Volkes von Noto betreffen und von Avolio theils im Glossar theils in den Anmerkungen zu den Liedern erwähnt werden. So heisst es in ersterm u. d. W. Crivigghiògghiu, eine Art grobes korbförmiges Sieb: „In Noto c' è il costume, anche nelle classi agiate, di raccogliere il neonato fino

all' espulsione della placenta sopra un crivigghiògghiu pieno di paglia e coperto da un pannolino.“ Die ursprüngliche Bedeutung dieser Sitte weiss ich zwar nicht, allein dass die Erklärung derselben: „si vuole in tal modo far atto di umiltà e si fa la commemorazione delle povere condizioni in cui nacque il Redentore“ eine erst später entstandene ist, lässt sich kaum bezweifeln. Luciana nennt man ein Brod in Form einer Puppe mit in die Seite gestemmten Armen, wie sich gleichgestaltete Gebildbrode auch in andern Ländern finden, die ursprünglich Götterbilder darstellten; daher ist gewiss die von Avolio voran gestellte Bedeutung des Wortes „donna pettegola“ auch nur die später entstandene figürliche. Aus der Volksmythologie erwähnt Avolio den fato, das Masculinum von fata (auch die Neapolitaner kennen den fato, vgl. oben Bd. VI S. 602); den arìa oder àrilu, eine Art fato, über den aber Avolio nichts weiter anmerkt; die mammatraj (fem. mammatraje d. i. mamme draghe, woraus das Masc. moviert scheint), riesenhafte, monströse, übelthätige, Menschen fressende Wesen, die, wie mir scheint, den neugriechischen Draken und Drakaenen entstammen; die nnicci-nnei, über die nichts bekannt ist, als dass sie in weiter Ferne an den Grenzen der vuvitini wohnen; letztere aber haben ihre Heimat bei den Antipoden, sind so hoch wie ein Vorderarm (vùvitu, it. gomito) oder wie eine Spanne (spanna, also = πυγμαῖοι) und zahllos wie der Sand am Meere; nach dem was man von ihnen berichtet, vergleicht sie Avolio ganz recht mit den nordeuropäischen Zwergen. Die ronni di casa (donne di casa) sind meist übelthätige Hausgeister, zuweilen jedoch auch freundlich, spielen dann gern mit den kleinen Kindern und flechten ihnen die Weichselzöpfe, die man nicht abschneiden darf, da sie sich sonst durch Krankheiten rächen würden (vgl. Grimm, Myth. 433). Die Gesichtsrose (risibula, erisipela) ist ein böses Wesen, das man nicht nennen darf und daher auch bloss durch brutta bestia bezeichnet. Auch die Gelbsucht (itterizia) gilt für ein solches Wesen, welches aus dem Duft der Bohnenblüten entsteht, jedoch mit Namen genannt werden darf, wenn man dazu mit dem Munde schnalzt. Ich bemerke hierzu, dass diesem schnalzen (gr. ποππύζειν) auch bei den alten eine besänftigende Wirkung zugeschrieben wurde; s. zu Ar. Vesp. 626 „κἂν ἀστράψω ποππύζουσι“ und Pl. H. N. 28,2(5): „fulgetras poppysmis adorare, consensus gentium est.“ Die Kröten darf man nicht tödten; wer es dennoch thut, dem sterben die Eltern, oder in Ermangelung dieser stirbt er selbst eines bösen Todes. Deshalb auch hängt, wer eine solche findet, dieselbe vorsichtig mit einem Beine an einen Baum und lässt sie lieber so verhungern, als dass er sie gewaltsam tödte. Ueber sonstigen sicilischen Volksglauben in Betreff der Kröten s. meine Anzeige von Pitrès Studi in den GGA. 1872 S. 1704. Wer eine giftige Schlange (scorzone), Viper oder Natter sieht, muss an St. Paul ein

Gebet richten, das er in der Nacht des Namenstages dieses heiligen (29. Juni) von den ciaràuli gelernt hat, d. h. von den Schlangenbeschwörern und Wahrsagern, über die Avolio bemerkt: „Questi sacerdoti dell'Apostolo delli genti sono uomini dal ceffo sinistro, avanzi di galera, i quali forniscono il miglior contingente alla mafia e al malandrinaggio. Come gli Zingari, percorrono le città siciliane, quivi aprono sulle piazze alla curiosità dei fanciulli un armadio, zeppo d' immagini di santi, che è una tenerezza a vederle. C' è una Madonna, dice il ciurmadore, la quale ha pianto; un Ecce-homo, il quale diede un manrovescio ad un eretico che gli rideva dinanzi; un S. Francesco di Paola, il quale alzò il bastone sopra un ragazzo che faceva discolorie. . . . Ma non è in città che dispiegano tutta la loro impostura questi parassiti sociali. Le loro scorrerie più lucrose le fanno in campagna. . . Questi buoni campagnuoli, che son semplici come i fanciulli, gli (nämlich dem ciaràulo) danno una misura di frumento o di legumi; non perchè abbia prestato loro un servizio, ma perchè temono che disgustato, faccia piovere la gragnuola sul loro campo e la formica sulle fave; credendolo financo capace di scatenare i venti, come Eolo, e i mal anni, come Pandora. In compenso han ricevuto un immagine di S. Paolo, che par fatta col carbone; mostruosa figura dagli occhi spavaldi e minacciosi, dall' immane spadone al fianco, e dai mille serpenti, draghi e colubri striscianti ai suoi piedi e ai suoi fianchi. I contadini affiggono quell' immagine sulla botte che ha dato sempre vino spunto e cercone, o su quegli alberi che, per cattiva coltura, fioriscono due volte il secolo, come il Latano.“ Schliesslich will ich nach Avolio auch noch folgende Stelle aus Bonannis Siracuse illustrate anführen, die zur Erklärung einer Anspielung in einem nach des erstern Meinung aus dem Syracusanischen stammenden Liede dienen soll und den Ursprung des darin geschilderten Volksfestes auf die Feier des Sieges der Syracusaner über die Athener unter Nikias (413 v. Chr.) zurückführt. „La guerra si terminò presso le rive di questo fiume (l'Asinaro) con la presura dei nemici Capitani e con l'introduzione di nuove feste, le quali continuate di mano in mano, come raccontano i maggiori, insino ai giorni nostri pompose e celebri si fanno; imperocchè nello stesso mese di Maggio, quasi nella settimana stessa dell'Ascensione, la gioventù siracusana parte a piedi e parte a cavallo rappresentando la medesima vittoria e trionfo dei cittadini, viene armata dalla campagna, portando dietro legati i vinti nemici colle loro armi e insegne e appresso conducendo un fronzuto albero, e grande, carco di spade, di scudi e d'altre spoglie, tirato da un carro, divisa in molte squadre entra con quello a suon di tamburi nella città, spettacolo invero non men vago che degno e onorevole. Questa festa è chiamata dell' Albero.“ Mir scheint es ganz klar, dass es sich hier nicht um ein altes Siegesfest der Syracusaner handelt,

sondern um einen Kampf zwischen Sommer und Winter und den Sieg des erstern, wie er ja in zahlreichen nordeuropäischen Volksfesten im Monat Mai durch den Mairitt gefeiert wird, wobei der Maibaum von bewaffneten Jünglingen zu Fuss und zu Pferd auf dem Maiwagen eingeholt wird; Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1, 347 ff. Ein schwacher Ueberrest dieses früher gewiss allgemein italienischen Volksfestes findet sich noch in dem pflanzen des Maibaums (piantar il maggio), welches auch spanische Sitte war: „Decien que avie Ector plantado mal mayuelo.“ Poema de Alexandro copla 604.

Man sieht, wie schätzbar die Anmerkungen Avolios sind, die ausser dem angeführten auch noch manche andere Beiträge zur Kenntniss des Lebens und der Sitte seiner Heimat enthalten. In sonstiger Beziehung dünkt mich unter anderm die Bemerkung interessant, dass in den sicilianischen Volksliedern von Pomeranzen und Citronen so die Rede ist, als wären sie etwas gar seltenes, und namentlich beim Vergleich eines schönen Frauengesichts mit den genannten Früchten, was heutzutage geradezu lächerlich scheinen würde, so dass Avolio deshalb annimmt, derartige Vergleiche stammten aus der Zeit, wo jene in Sicilien eingeführt wurden und wegen ihres Dufts und Wolgeschmacks besonders köstlich erschienen; zur Zeit Wilhelms I. gab es aber bereits unermessliche Pomeranzen- und Citronenwälder in Sicilien. Indess auch in neugriechischen Volksliedern findet sich sehr häufig der Vergleich von schönen Weiberbrüsten mit Citronen, z. B. Passow Nr. 597 v. 6; Nr. 577ª v. 9—11.

„Κάτασπρο λαιμὸ, βυζιὰ σὰν τὰ λεμόνια . . . .“
„Κι’ ἅπλωσε τὰ ξερόχερα ςτὸν ἀργυρό μου κόρφο,
Τοῦ μάι νὰ πιάσῃς τὴν δροσιὰ τ’ απρίλι τὰ λουλούδια,
Νὰ πιάσῃς δυὸ μικρὰ βυζιὰ ἴσια μὲ δυὸ λεμόνια.“

Auffallend ist namentlich an letzterm Orte die Zusammenstellung des silberweissen Busens und der citronengleichen Brüste, welcher Ausdruck also stehend und hergebracht scheint.

Noch will ich erwähnen, dass Avolio auch eine wortgenaue Uebersetzung von etwa 40 Liedern seiner Sammlung in das gewöhnliche Italienisch beigefügt und dadurch das Verständniss der übrigen bedeutend erleichtert hat, so wie endlich zum historischen Studium des sicilischen Dialekts auch noch der Abdruck eines Codice volgare noticiano (Vita di S. Corradu) aus dem 14. Jahrh. gehört, weil, wie Avolio bemerkt, aus demselben hervorgeht, dass selbst nachdem der toscanische Dialekt zur Nationalsprache Italiens geworden war, die Sicilianer doch noch immer in ihrer eigenen Sprache schrieben und zwar in der gemeingiltigen, in welcher auch, abgesehen von einigen Noticismen, die in Rede stehende Vita abgefasst ist.

Wir sehen also, dass Avolio alles in seinen Kräften stehende

gethan hat, um seine Sammlung im Hauptstoff wie in den Beigaben so anziehend und nutzbringend als möglich zu machen, und deshalb volle Anerkennung verdient.

Lüttich. Felix Liebrecht.

J. W. Schaefer, Grundriss der Geschichte der deutschen Litteratur. Zwölfte, verbesserte Auflage. Berlin, Oppenheim, 1877.

Für ein Schulbuch bleibt die Zahl der Auflagen immer die sicherste Gewähr der Brauchbarkeit, da jeder Neudruck Gelegenheit gibt, wahrgenommene Unebenheiten und Unvollkommenheiten auszugleichen und zu verbessern. Dies hat denn auch der bekannte Verfasser gethan und also das seinige geleistet, um auch die neue Auflage der Gunst des Publicums zu empfehlen. Auch sind die Biographien der Schriftsteller und die Bibliographie bis auf die neueste Zeit fortgeführt. Dass auch die hervorragendsten wissenschaftlichen Werke in den Kreis der deutschen Litteraturgeschichte aufgenommen sind, wird manchem willkommen sein; ebenso einige synchronistische Tabellen. Für die Möglichkeit, sich auf Grundlage dieses Compendiums in der deutschen Litteratur selbständig weiter umzusehen, ist durch die jedem Paragraphen beigefügte sorgfältige bibliographische Auswahl bestens gesorgt. Eine „Zeittafel" am Schlusse des Buches erleichtert wesentlich die Uebersicht.

Robert Boxberger.

Materialien zu Gotthold Ephraim Lessing's Hamburgischer Dramaturgie. Ausführlicher Commentar nebst Einleitung, Anhang und Register zusammengestellt von Wilhelm Cosack. Paderborn, Schöningh, 1876. V und 451 SS. 8.

Der im 51. Bande von Herrigs Archiv versprochene Commentar zu Lessings Dramaturgie ist erschienen, doch ohne den dort mit angekündigten kritisch revidierten Text. Letzteren fallen zu lassen ist dem Verf. um so schwerer geworden, je geringer seine Meinung von den vorhandenen Ausgaben, auch von der Lachmannschen, ist. Ref. kann diese Meinung nicht theilen. Warum nicht, wird er nachher begründen. Das beeinträchtigt aber nicht seine Dankbarkeit für die reichhaltigen „Materialien", eine Frucht vieljähriger Arbeit, deren Vorwort mit Fug und Recht das Motto trägt: „Seines Fleisses darf sich Jedermann rühmen". Der Verf. ist, wie er sich ausdrückt, „dem gelehrtesten und belesensten unserer Autoren in seine geistige Werkstätte" gefolgt und hat allem nachgespürt, was jenem „Grundlage oder Gefäss für die Schöpferkraft seiner reformatorischen Thätigkeit auf dem Gebiete dramatischer Kritik und Dichtung geworden ist."

Er hat alles gelesen, was Lessing in der Dramaturgie beurtheilt oder woran derselbe anknüpft, und gibt den Inhalt dieser Werke unter Hinzufügung von biographischen und bibliographischen Bemerkungen an. Dieselbe Mühe haben auf die Dramaturgie gleichzeitig Friedrich Schroeter und Richard Thiele in Wesel verwendet, deren Commentar mit dem Texte — nach sehr gesunden Principien, vgl. Wissenschaftliche Monatsblätter 1877 No. 3 — in der Waisenhausbuchhandlung zu Halle bald nach Cosacks Materialien erschienen ist. Vergebens ist die doppelte Mühe in keinem Falle aufgewandt, wenn sich auch beide Commentare im ganzen dasselbe Ziel stecken; denn „für die speciellen Zwecke der Wissenschaft", wie Schroeter und Thiele vermutheten, ist Cosacks Arbeit nicht bestimmt. Er hat keinen „gelehrten Commentar" schreiben wollen, sondern unter Zurückweisung der jüngst ihm gemachten Einwendungen den Kreis, für welchen er erklärte, „recht weit" gezogen und „alle Gebildete", ähnlich wie die erstgenannten und wie er selbst in seiner Laokoon-Ausgabe — so viel elementares wie in derselben erklärt er hier allerdings nicht —, im Auge gehabt. Von anderem abgesehen kann die verschiedene Erzählung des Inhalts die Vorstellung von den betr. Stücken nur fördern und vervollständigen, z. Th. berichtigen.

Zaire z. B. soll nach Schroeter und Thiele (S. T.) sich so sehr von Orosman bestricken lassen, dass sie „den durch eine Sklavin in sie gelegten christlichen Ideen untreu wird und sich dem Islam zuwendet". Wer das Stück noch nicht gelesen hat, bekommt dadurch leicht eine falsche Vorstellung. Bei Cosack (C.) heisst es richtiger S. 101: „Zaire ist zwar von christlichen Eltern geboren, aber in der muselmännischen Religion erzogen und hört deshalb nicht auf die Vorstellungen ihrer Freundin Fatime, welche sie an ihre Herkunft erinnert". Und S. 102: „deshalb bestürmt sie ihr Bruder Nerestan, zunächst die Christenweihe zu empfangen und dann ihr Schicksal zu entscheiden," wodurch der Satz zwischen jenen beiden: „sie hat freilich den Christenglauben schmählich aufgegeben" einigermassen vor Missverständniss geschützt bleibt. Gegen Ende der betr. Anmerkung bei S. T. S. 91 ist noch ein Fehler: „Als die Beiden erscheinen, stürzt er sich aus dem Versteck hervor und ersticht Zaire". Unter den beiden können nur Zaire und Nerestan verstanden sein; Nerestan erscheint doch aber erst nach Zairens Ermordung.

Hier wie bei der Alzire, Nanine, Rodogune u. a. ist C. ausführlicher und gibt eine lebhaftere Vorstellung vom Inhalt; ein ander Mal gewinnt man sie durch S. T., z. B. von den zu Abschnitt 26 besprochenen Stücken, vom Polyeuct des Corneille u. a. Bei weniger wichtigen Stücken begnügt sich der eine Commentar öfter mit kurzen Andeutungen, während der andere auch da ausführliche Angaben macht, wie z. B. C. über die Belagerung von Calais St. 18 oder die Mütterschule des Nivelle de la Chaussée St. 21. Surrogate natür-

lich bleiben alle solche Inhaltsangaben. Dann lasse man sich also durch diese Commentare anregen die Producte selbst kennen zu lernen. Karl Frenzel hat neulich gesagt, alle Theaterkritiker bewundern Lessings Hamb. Dram., aber nicht der zehnte Theil von ihnen hat die Stücke gelesen, die darin recensiert werden. Ich glaube der Procentsatz ist noch grösser und nicht bloss bei „Theaterkritikern". Nicht wenige dieser recensierten Stücke können aber die meisten Leser auch beim besten Willen gar nicht mehr lesen. Sie verlieren wenig dabei, denn die „Dramaturgie" versteht man ohne die Kenntniss dieser unbedeutenden Stücke. Wer verlangen nach ihnen trägt, wird unseren Commentatoren für ihre Mittheilungen dankbar sein. In zwei Fällen ist es übrigens selbst Cosack trotz aller Bemühungen nicht gelungen, der von Lessing besprochenen Stücke habhaft zu werden: Heufelds Julie oder Wettstreit der Pflicht und Liebe (St. 8) und Pfeffels Schatz (St. 14). Mit dem ersten waren S. T. glücklicher. Sie theilen den Inhalt mit. Ihre litterarischen Notizen über Heufeld weichen von denen Cosacks bei dem Liebhaber nach der Mode, 1765 oder 1766?, und beim Geburtstag, 1766 oder 1767?, ab. Cosack lässt Heufelden nur bis 1786 leben, er starb aber am 23. März 1795. Einen Hinweis auf H. M. Richters „Geistesströmungen", 2. Aufl. Berlin 1876, in welchen Heufelds Bedeutung S. 145 ff. und 274 erörtert wird, vermisst man in beiden Commentaren. Auch für andere Stellen der Dramaturgie hätte dies Buch, auf welches in dieser Zeitschrift schon wiederholt aufmerksam gemacht ist, benutzt werden sollen. Pfeffels Schatz haben auch S. T. für ihre Ausgabe nicht erlangen können, obwol sie bei 21 Bibliotheken, darunter den bedeutendsten Deutschlands und Oesterreichs, angefragt. Nachträglich ist die Hebung dieses „Schatzes" gelungen. Prof. Scherer besitzt ein Exemplar. Noch einige andere Kleinigkeiten sind in beiden Commentaren unerledigt geblieben: das Citat aus Voltaire St. 14 ist noch nicht nachgewiesen, und über Cérou, den Verfasser des Lustspiels „der Liebhaber als Schriftsteller und Bedienter" St. 14 konnten keine Notizen beigebracht werden.

Die Anmerkungen der beiden Bücher ergänzen und controlieren sich gegenseitig vielfach in erwünschter Weise. St. 1 ist es z. B. für C. S. 21 „kaum ersichtlich," woher Lessing meint, dass Tasso die Episode aus Virgil (Nisus und Euryalus) im Auge gehabt habe. S. T. finden die Nachbildung „unzweifelhaft" und geben auch die Stellen, welche Lessingen hauptsächlich vorgeschwebt haben werden, an: Verg. IX 425 ff. Tasso III, 28. St. 6 halten S. T. an der Nachricht von Schütze (Schütz ist dort und anderwärts verdruckt), dass J. J. Dusch der Verfasser des Prologs und Epilogs sei, fest, Cosack hält Löwen dafür; indess der angeführte innere Grund gegen Dusch erscheint nicht zwingend. Eiselein nennt, nach Boxberger, Hagedorn. Derselbe war 1754 gestorben! Zu St. 8 heisst es S. 53, die Ueber-

setzung der Melanide stehe nicht im 2. Theile der theatralischen Bibliothek des Diodati. Nach S. T. muss dies doch wol der Fall sein. Oder in einem anderen Bande? Betreffs der neuen Heloise Rousseaus in demselben Stück widersprechen sich die Commentatoren in Beurtheilung dessen, was dieselbe mit der Geschichte Abälards und Heloisens gemein hat; nach C. nur, dass Abälard seine Schülerin, Julie d'Etange, liebte, und dass diese Liebe für ihn und sie die Quelle schwerer Seelenleiden wurde; nach S. T. gleichen sich die wirkliche und erdichtete Liebschaft in sehr vielen Puncten der Handlung, der einzige wichtigere Unterschied sei, dass die geschichtliche Heloise nicht in der Ehe, sondern im Closter tugendhaft und fromm werde. Man wird C. Recht geben, der hier auch einen Irrthum Lessings berichtigt: Die Härte des Vaters wird keineswegs „beim Rousseau nur kaum berührt", sondern Julie schildert die brutale Scene ausführlich ihrer Freundin I, Brief 63.

St. 9. Cecchis Lustspiel La Dote lassen S. T. 1585 im Druck erscheinen. Wenn es das älteste Stück von demselben, kann das unmöglich richtig sein. C. gibt 1550 an.

S. 60 Anm. ist Molières Geburtsjahr verdruckt für 1620. Richtig wird auf derselben Seite bemerkt, dass der Plural „seine Masuren" erst seit Lachmann in den Text gekommen ist. Neben der Originalausgabe hat den Singular aber nicht bloss die Ausgabe von 1805, sondern auch die von 1794 und 1825. Hinzuzufügen war hier oder St. 13 v. Loepers Bemerkung über die Wahl des Wortes: zu Goethes Dichtung und Wahrheit Nro. 196. Sehr schade, dass überhaupt auch dies Buch nicht für die Commentare benutzt wurde. Die zwei ersten Bände waren doch schon längere Zeit erschienen. Namentlich war auch aus der „Textrevision" viel zu lernen. Ebenso sind nicht benutzt Heblers Lessing-Studien, die man in keiner Schrift über Lessing unerwähnt lassen sollte. Sogleich beim Gespensterglauben im folgenden Stücke war Anlass dazu — vgl. S. 139 derselben.

St. 14 macht C. darauf aufmerksam, dass der zweite Absatz eine ziemlich wortgetreue Paraphrase des Anfangs des Aufsatzes im Journal étranger über die Sara sei, er bezweifelt aber mit Guhrauer — S. T. sind der Ansicht Danzels —, dass Lessing Diderot als den Verfasser der Kritik kennzeichne. „Denn sonst hätte L. gewiss nicht im 5. Absatz «der erstgedachte Kritiker», sondern ganz bestimmt (?) «Diderot» gesagt". Dieser Grund überzeugt mich nicht. Das natürlichste ist und bleibt, dass, wenn L. erst von „ einem französischen Kunstrichter" spricht, dann eine Stelle Marmontels citiert, darauf „die Diderots und Marmontels" sagt, endlich auf den ersten zurückkommt, unter diesem Diderot verstanden wird, mögen die Plurale die Diderots und Marmontels im 4. Absatz immerhin „die Schule repräsentiren, welche sich der alten Routine gegenüberstellt".

St. 15. Von den angeblichen Versschlüssen der Acte in „Phaedra",

„Cato“, „Cleopatra“ hat Cosacks unermüdlicher Fleiss einen wirklich entdeckt, in Drydens Tragoedie All for Love. — Bei Ben Johnson ist die Jahreszahl bei S. T. verdruckt, 1573 für 1574. Erheblich ist eine Differenz St. 16. Der Graf Gozzi, welcher die Zaire übersetzte, ist nach Cosack Carlo Gozzi, der Verfasser von Turandot, nach S. T. sein ältester Bruder Gasparo Gozzi. In ähnlicher Weise irrt sich Cosack in dem Namen Pfaff St. 42, wegen dessen Unkenntniss er die neueren Herausgeber S. 256 tadelt, gemeint sei Johann Christian Pfaff, Prof. in Tübingen, gest. 1720; die Ausführungen von S. T. lassen keinen Zweifel, dass es Christoph Matthaeus Pfaff ist, 1686 — 1760.

Die Uebersetzung des Lustspiels von L'Affichard, „Ist er von Familie?“ ist nach S. T. „wol Bühnenmanuscript geblieben,“ wenigstens war es ihnen nicht möglich, eine solche unter jenem Titel aufzutreiben. Ausserdem sprechen sie von zwei anderen deutschen Uebersetzungen von 1746 und 1749. Aus Cosacks Anmerkung ergibt sich aber, dass es sich nur um eine einzige, auch in Schönemanns Schaubühne Bd. 4 gedruckte Uebersetzung handeln wird, deren Titel verändert ist für „die Familie“. Ein Anhalt zur endgiltigen Entscheidung liegt in Lessings Schlussbemerkungen. Die Daten über den Dichter weichen ab von einander. L'Affichard, geb. zu Pont-Flô (Floh S. T.), gest. 1744 (1733?) oder 1753? — Der in demselben Stück vorkommende Schauspieler La Thorillière soll nach S. T. 1671 zum ersten Male die Bühne betreten und bis 1693 in Paris gespielt haben, Cosack lässt ihn 1662 aus dem Theater des Marais zur Molièreschen Truppe kommen und im Hôtel de Bourgogne bis 1679 spielen.

Die Stelle, in welcher Kallipides erwähnt ist im 18. St., wird durch die Citate von S. T. aus Ciceros Briefen und Sueton verständlicher als durch Cosacks Bemerkung. Die Zahlenangaben über den Bartolus St. 18 weichen von einander ab, ebenso über Richardsons Pamela St. 21, über Gellerts Geburtsjahr St. 22 — S. T. 1716 wie Goedeke, C. 1715 wie Lindner und a. —, über die Schlacht bei Speier St. 21 u. s. w. u. s. w. Man sieht, für eine zweite Ausgabe ist vieles nachzuprüfen und zu berichtigen. Aufmerksam möchte ich nur noch darauf machen, dass in nicht wenigen Daten der Abriss, welchen C. von Voltaires Leben gibt S. 25, mit Strauss, Vorträge über Voltaire, nicht übereinstimmt. Vergl. zu Geburtsort und-zeit Strauss S. 11, zu den 6 Monaten in der Bastille S. 44f., zu der Dauer des Aufenthalts in England S. 46. 53, zu „Sirven, den er von schmählichem Tode rettete“ S. 215. Ferner stimmen die Commentatoren in der Uebersicht über das Leben des Grafen von Essex St. 22 wieder nicht überein. Cosack sagt S. 167, Essex habe sich um die Statthalterschaft in Irland beworben und sei von der Königin mit so grossen Machtvollkommenheiten ausgerüstet, wahrscheinlich in der Absicht, damit er sich selbst ins Verderben stürze.

Da er eine schnelle Entscheidung in Irland nicht herbeizuführen vermocht, habe er sich schliesslich genöthigt gesehen Waffenstillstand mit Tyrone zu schliessen. Nach S. T. hat Essex die Statthalterschaft von vornherein als eine Verbannung angesehen und sich bemüht sobald als möglich nach England zurückzukehren, deshalb Tyrone „vermocht" einen Waffenstillstand mit ihm zu schliessen. So stellt das Ranke nicht dar.

Ich komme zu den allgemeineren Fragen, welche in der Dramaturgie behandelt werden. Auch diese begleiten die Commentatoren, sich gegenseitig ergänzend, mit mehr oder weniger ausführlichen Bemerkungen, so S. T. die Vertheidigung des Prologs St. 49, C. das so wichtige Capitel vom Gegensatz zwischen historischer Treue und poetischer Wahrheit. Hierbei wäre wol ein Hinweis auf die Verfechter mit Lessing nicht übereinstimmender Meinungen angemessen gewesen, zumal der neuste derselben, R. Bollmann, in seinen Anmerkungen zu Lessings Hamburgischer Dramaturgie in der Festschrift zu der dritten Saecularfeier des Berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster 1874 S. 43ff. sich ausdrücklich gegen Cosacks Materialien in Herrigs Archiv wendet. Ich darf daher hier einiges daraus nachtragen.

Im Eingang nennt Bollmann unter denen, welche abweichend von Lessing mit Entschiedenheit auf unverbrüchliche Treue gegen die Geschichte gedrungen, Hettner. Cosack beruft sich auf ebendenselben Gewährsmann für Lessings Ansicht, und Guhrauer erwähnt ihn in der Biographie Lessings II, 1, 191 in ähnlichem Sinne. Die Darstellung Hettners, „das moderne Drama" S. 41 ff. — und diese meint doch auch wol Bollmann — erscheint mir gleichfalls höchst Lessingisch. „Was geht uns denn in der Poesie die Geschichte an?" „Auch im historischen Drama fragen wir nur nach Poesie, und einzig nach dieser" (S. 48). „Der Dichter ist nicht der Geschichte dienstbar, sondern umgekehrt, die Geschichte wie das ganze Weltall einzig dem Dichter" (S. 49). Das sind Hettnersche Worte, Lehren Lessings. Wenn Hettner nichts desto weniger S. 53 — und das wird Bollmann hauptsächlich vorschweben — die Frage: „Ist der Dichter streng gebunden an die geschichtliche Ueberlieferung, oder darf er sie ändern und modeln nach seinem Belieben und Bedürfniss?" dahin beantwortet: „Die strengste Sachlichkeit liegt unverbrüchlich im Wesen der historischen Tragoedie", so scheint mir das mit Lessing nicht im Widerspruche zu stehen. Denn der unmittelbar dort folgende Satz ist wieder durchaus Lessingisch: „Der Dichter fühlt sich ja nur darum von diesen oder jenen Charakteren und Ereignissen ergriffen und zu ihrer dichterischen Wiedergeburt begeistert, weil sie ihm in Wahrheit wahlverwandt sind, d. h. weil er in ihnen seine eigensten Gedanken und Gefühle vorgebildet und zu voller Thatsächlichkeit verkörpert anschaut." Das ist doch nur eine andere Form des vorher

von Hettner selbst citierten Lessingschen Gedankens: „der Dichter braucht eine Geschichte nicht darum, weil sie geschehen ist, sondern darum, weil sie so geschehen ist, dass er sie schwerlich zu seinem gegenwärtigen Zwecke besser erdichten könnte" (St. 19). Nur dann ist ein Widerspruch vorhanden, wenn man jenen Satz im 24. Stück „so weit er will" ausserhalb des Zusammenhanges in seiner ganzen Allgemeinheit nimmt. Ist man dazu berechtigt? Lessing hat nicht gelehrt, wie Bollmann S. 45 annimmt: „Der Dichter darf sich von den historischen Thatsachen so weit entfernen, wie er will, nur die historischen Charaktere müssen ihm heilig sein". Dieser Satz ist bei ihm das Glied einer Hypothese. Wenn es die Charaktere sind, warum der Dichter diese Geschichte wählt, so darf er von der historischen Wahrheit in allem, was nicht die Charaktere betrifft, abgehen, so weit er will. Und in der Wiederholung des Satzes im 33. Stück heisst es nur, dass die Charaktere dem Dichter weit heiliger sein müssen als die Facta. Nicht auf „blosses erdichten" wird von Lessing das Gewicht gelegt, sondern auf „zweckmässiges erdichten" (St. 32), d. h. auf das durch den Zweck der Tragoedie, welcher das erste und letzte sein muss, gebotene.

Goethe und Schiller nennt Bollmann. Vor allen aber Shakespeare, wie verfuhr denn er? „Auch hier ist wieder Shakespeare das unbedingte Muster," sagt Hettner S. 55, sicherlich unter aller Zustimmung, und rühmt sein festhalten an den gegebenen Thatsachen, seine „keusche Enthaltsamkeit." Sind ihm trotz dem nicht allezeit die Charaktere heiliger gewesen als die Facta? Ist das falsch, was Gervinus zu Anfang seiner Besprechung der historischen Stücke sagt? Dann verfuhr aber auch Shakespeare nicht anders, als Lessing zu verfahren lehrt. Ist Richard III nicht ein vollgiltiger Beweis für die Wahrheit des Aristotelisch-Lessingischen Satzes, dass die Poesie philosophischer ist als die Geschichte? (Vgl. Kuno Fischer, Shakespeares Charakterentwickelung Richards III, Heidelberg 1868, S. 34.) Wie viel hat Shakespeare da an den historischen Facten geändert! Allerdings hat er nie seiner poetischen Organisation eine erfundene Haupthandlung, wie Schiller, eingeflochten, aber davon lehrt auch Lessing nichts. Denn das ist meines erachtens ein Hauptfehler Bollmanns, dass er „historische Facta" mit der Haupthandlung identificiert. Die Beispiele, an welche Lessing seine Bemerkungen anknüpft, berechtigen keineswegs dazu. Und so kam es auch, dass es Bollmann befremdet (S. 47), wie Lessing an jenen Stellen ein so grosses Gewicht auf die Charaktere legte, während doch nach Aristotelisch-Lessingscher Ansicht in der Tragoedie die Handlung das wichtigste, die Charaktere das unwichtigere, das zweite seien. Die Handlung bleibt die Hauptsache, die „Facta" sind nur untergeordnete Theile derselben.

Ein anderer Fehler Bollmanns ist, dass seine Einwendungen

zur Voraussetzung haben, es handle sich in den von ihm angezogenen Stellen um Lessings Ansicht von der Geschichte. Lessing spricht von der Geschichte als solcher gar nicht, sondern nur von der Geschichte als Stoff zur Tragoedie, als Mittel zur Erreichung des Zwecks dieser Dichtungsart. In diesem Sinne ist die Geschichte dem Dichter nur ein „Repertorium" von Namen zur Individualisierung seines Stoffes. Auch das billigt Hettner, und zwar mit Worten Hebbels: „die Geschichte ist für den Dichter nur ein Vehikel zur Verkörperung seiner Anschauungen und Ideen, nicht aber ist der Dichter der Auferstehungsengel der Geschichte." Damit behaupte ich nicht, dass Lessing sonst der Geschichte an sich gerecht geworden wäre. Weshalb er das nicht konnte, weshalb insbesondere das historische Drama für ihn den von Bollmann verlangten Werth nicht haben konnte, — wenn auch dem Dichter der Minna von Barnhelm gegenüber solche Worte, wie auf S. 46 bei Bollmann stehen, gewiss ganz ungerecht erscheinen, — das liegt in dem, was bei Hebbel folgt, angedeutet: „Nicht deshalb nimmt das historische Drama jetzt einen breiteren Raum ein als früher, weil wir jetzt eine tiefere Ansicht von dem Begriff der geschichtlichen Entwickelung haben, sondern einzig deshalb, weil wir Alle, und also auch unsere Dichter, jetzt bis in das innerste Mark hinein bewegt sind von politischen Kämpfen. Wo aber fände das politische Pathos naturgemässere Nahrung als in den grossen Spiegelbildern der geschichtlichen Vergangenheit?"

Endlich macht Bollmann S. 52 ff. den Fehler, dass er in dem Aristotelisch-Lessingschen Satze: „*διὸ καὶ φιλοσοφώτερον καὶ σπουδαιότερον ποίησις ἱστορίας ἐστίν· ἡ μὲν γὰρ ποίησις μᾶλλον τὰ καθόλου, ἡ δὲ ἱστορία τὰ καθ' ἕκαστον λέγει*" das *μᾶλλον* gänzlich ausser Acht lässt, einen Fehler, vor dem Ueberweg in einer Anmerkung seiner Uebersetzung also vergeblich gewarnt hatte. Wer ihn vermeidet, wird Vahlen vollkommen beipflichten, mit jener Ansicht werde der Geschichte nicht zu nahe getreten.

Für die Anmerkungen über die Definition der Tragoedie ist Cosack die Abhandlung von Hermann Baumgart entgangen: „der Begriff der tragischen Katharsis" in Fleckeisens Jahrbüchern 1875 S. 81—118, sowie desselben Schrift „Pathos und Pathema im Aristotelischen Sprachgebrauche" (Koenigsberg 1873). Danach würde sich vieles in jenen Anmerkungen anders gestaltet haben, vor allem, dass die Katharsisfrage in der S. 353 angegebenen Weise „zum Abschluss" gebracht sei.

Doch ich muss diese Bemerkungen abbrechen um noch für die schon angedeutete Textfrage und einiges die Sprache Lessings betreffendes Raum zu behalten.

In der Einleitung entwirft C. zunächst ein Bild von dem ringen und kämpfen des deutschen Theaters in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und schildert die Verhältnisse des neuen Theaters zu Ham-

burg. S. 8 wird ein Datumzeiger für die von Lessing besprochenen 52 Aufführungen zusammengestellt. Da Sonnabends und Sonntags aus kirchlichen Rücksichten nicht gespielt wurde, so fällt die Vorstellung am 4. Juli (St. 37) auf. Redlich hat im 19. Bande der Hempelschen Lessing-Ausgabe S. 641 mitgetheilt, dass sie wegen der Anwesenheit des Königs von Dänemark stattfand. Derselbe erklärt auch, weshalb im Juni 1767 nur achtmal gespielt werden konnte. Es war Trauer wegen des ablebens der Kaiserin. — Am Schluss der Einleitung steht dann eine Geschichte des Textes der Dramaturgie. Schon in Herrigs Archiv hatte C. sein Urtheil über die Textbehandlung abgegeben und behauptet, Lachmann habe keine „wirklich correcte Ausgabe geliefert," „allerdings mit peinlicher Genauigkeit einen Abdruck der Originalausgabe veranstaltet," aber auch „sämmtliche Druckfehler und Irrthümer" derselben mit abdrucken lassen. Meine Zweifel hierüber habe ich schon in O. Schades Wissenschaftlichen Monatsblättern 1874 No. 9. S. 186 auszusprechen mir erlaubt und bemerkt, dass dies sehr schlecht stimme zu dem, was Lachmann selbst von seiner Ausgabe gesagt (M. Hertz, Karl Lachmann. Beilage B. S. XIX): „die Originaldrucke sind genau, selbst in Orthographie und Interpunction wiedergegeben. Druckfehler der alten Ausgaben mögen hier und da übersehen sein; viele sind verbessert, manche, die mehrfache Besserung gestatteten, absichtlich stehen geblieben." Seitdem habe ich Lachmanns Ausgabe der Dramaturgie wiederholt, mit der ersten Ausgabe, mit dem Nachdruck u. a. verglichen und bin zu demselben Resultate gekommen wie a. a. O. beim Laokoon. Es ist auch bei diesem 7. Bande so, wie Lachmann gesagt, durchaus nicht so, wie Cosack behauptete. Jenen Vorwurf „philologischer Einseitigkeit" wiederholt letzterer in unserer Einleitung allerdings nicht, er hebt nur dort und in den Anmerkungen hervor, dass die eigentliche Aufgabe späterer Herausgeber „nicht lediglich in dem blossen Wiederabdruck der Originalausgabe bestehen könne." „An etwas anderes aber scheinen (?!) die beiden zunächst folgenden Ausgaben von 1794 und 1805 nicht gedacht zu haben. Sie geben mit unbedeutenden (?!) und wohl nur zufälligen (?!) Abweichungen den ursprünglichen Text wieder. Im Grossen und Ganzen (?!!) hat dies auch Lachmann gethan und somit beigetragen, dass sich die angedeuteten Irrthümer und Nachlässigkeiten der Originalausgabe bis auf den heutigen Tag erhalten haben". Und S. 182 heisst es: „die bisherigen Ausgaben der Dramaturgie haben für die Correctheit des Textes wenig gethan und nur dazu beigetragen, Druckfehler zu verewigen". Ein sehr hartes Urtheil! Wilhelm Scherer hat neulich in einem Aufsatze über „Goethe-Philologie" in „Im neuen Reich" gesagt, es gäbe kein undankbareres Geschäft als Commentare zu schreiben. Gleich undankbar scheint es, gute Ausgaben zu machen. Lachmanns Sorgfalt verdanken wir es, dass wir von Lessings

Werken sehr viel früher einen reinen Text bekommen haben als von unsern andern Classikern. Michael Bernays rühmt in der Einleitung zum „Jungen Goethe“ Lachmanns „edlen Vorgang“ hierin und spricht von dem durch Lachmann „wiederhergestellten Lessing“, sein Bild habe er in allen Zügen deutlich hingestellt und zugleich allen ferneren Untersuchungen über ihn die sicherste Grundlage gegeben. Wenn Cosack richtig urtheilt, dann hätte ja aber Lachmann auch nur mit zur Verderbniss Lessings, in der Dramaturgie wenigstens, beigetragen. Nein! Ohne Lachmann hätten wir bis in die neuste Zeit einfach den Text der Dramaturgie nach der Ausgabe von 1794 immer wieder aufgelegt erhalten, wie das bis zum erscheinen seiner Ausgabe der Fall gewesen. Dieser Text von 1794 aber enthält nicht „unbedeutende“ und „wohl nur zufällige Abweichungen“ von ursprünglichen, sondern die allerbedeutendsten und allerabsichtlichsten. C. kann sie nur sehr flüchtig angesehen haben, sonst müsste sein Urtheil anders lauten. Die Modernisierung d. h. Verunstaltung der Sprache Lessings beginnt keineswegs erst in den „neuern Ausgaben“, sondern in der zweiten Ausgabe der Dramaturgie von 1794 (B). Ihr Text ist überraschend modern. Das tonlose *e* wird wie von den heutigen Herausgebern gewöhnlich behandelt d. h. in den Verbalformen und den Endungen der Substantiva ausgestossen, in Comparations- und anderen Adjectivformen eingeschoben, das ohn- in ohngeachtet und ähnlichen Wörtern wird in un- verwandelt (S. Wissenschaftliche Monatsblätter 1877 No. 3 S. 41), für itzt wird jetzt geschrieben, für fodern fordern, für die starke Form des Adjectivs in Verbindungen wie diese neue Verwickelungen die schwache gesetzt u. s. w., bisweilen das ältere übersehen (im ganzen ist die Ausgabe sorgfältig), in manchen Fällen aber auch, namentlich bei den zuletzt angedeuteten wol absichtlich noch beibehalten. Auch die Orthographie nähert sich der unserigen sehr, die Composita werden mehr und mehr zusammengezogen, bloss st. blos, Miene st. Mine, nämlich st. nehmlich, Freundin st. Freundinn u. s. w. geschrieben; sie ist consequenter als die der ersten Ausgabe, und alle Schwankungen darin sind hier sicherlich als Druckfehler anzusehen, während dies bei der Originalausgabe schwerlich der Fall sein dürfte, weil Lessings eigene Orthographie schwankt. Das *y* wird 1794 noch ungefähr so wie 1767 gebraucht, der Hauptunterschied: beide schreibt die erstere Ausgabe, beyde die zweite mit wenigen Ausnahmen, auch Meynung bisweilen. Von den Veränderungen der Worte und des Ausdrucks lasse ich Beispiele folgen.

S. 4, 2 v. u. ed. L. Neuheit habe: N. hätte. 8, 2 jeder Rasender: j. Rasende. 8, 30 Erleuchtesten: Erleuchtetsten, und so in ähnlichen Fällen. 9, 7 physikalischen Welt: physischen Welt; ebenso an den übrigen Stellen. 11, 8 v. u. des Olints: des Olint, und so in ähnlichen Fällen; umgekehrt 53, 20 des Knoten (A): des Knotens. 27, 24

eines Gecks: eines Gecken. 12, 14 v. u. Gemurmle: Gemurmel. 18, 3 v. u. bey weiten: bey weitem, und so auch sonst; die erste Ausgabe hat meistens bey weiten. 19, 8 Er gebrauchte sich: Er bediente sich; ebenso 247, 6 v. u. 20, 2 bis in das Mahlerische damit gehen: bis an das Mahlerische damit gehen. 20, 18 und 20 wann: wenn. 21, 10 v. u. Madame Henseln: M. Hensel; auch sonst, doch auch öfter beibehalten. 22, 17 Welches Feuer, welche Inbrunst beseelten: beseelte. 26, 8 alle das Ausdrückende: alles das A.; ähnlich 247, 3 v. u. 341, 3. 28, 3 mit alle dem Anstande: mit allem dem A., und nachher: mit aller der Wärme; ähnlich 66, 7 u. o. 36, 5 v. u. wässrig: wässricht. 37, 14 ausdruckfähigsten: ausdrucksfähigsten. 37, 2 v. u. alsdenn: alsdann. 38, 1 bestünden: beständen. 38, 7 hinschlupft: hinschlüpft. 39, 17 wenig guten: wenigen guten. 39, 5 v. u. dessen Urtheils ich erwähnet: Urtheil; 191, 20 keiner (Stadt) erwähne: keine. 45, 6 Annales: Annalen; 61, 6 v. u. Autores: Autoren; 96, 29 Andromacha: Andromache; hübsche Phrases ist beibehalten, aber für Phrasesdrechsler 359, 3 v. u. Phrasendrechsler gesetzt. 58, 14 des Hrn Professor Gottscheds: Professors Gottsched; 66, 13 des Herrn Pfeffels: Pfeffel. 63, 1 dem menschlichen Herze: Herzen. 67, 2 wollte (A): wolle. 67 extr. Kanzeliste: Kanzelist; 194, 1 Gebiete: Gebiet; 248, 3 in Ernste: in Ernst, 251, 6 v. u. ins Gesicht u. o. 69, 1 öftrer: öfter, wie 99, 7 v. u. und sonst. 69, 21 Geiste, in welchen er geschrieben hat: mit welchem. 74, 3 v. u. und 295, 22 in einer Monloge: einem. 82, 22 Bärfellen: Bärenfellen; Todbette dagegen 100, 4 v. u. ist beibehalten, auch Lebszeiten 268, 18. 90, 12 v. u. mit mehrerer Würde: mit mehr W.; 341, 11 mehrere Dinge: mehr. 96, 5 v. u. Trotz alles Mitleids: Tr. allem Mitleid, und 382, 8 v. u. Trotz allem Ernste. 96, 3 v. u. bey Speyern: Speyer. 97, 3 v. u. nur immer: immer nur. 101, 17 einsahe: einsah. 102, 12 v. u. wiederrufte: widerrief. 105 extr. wovon wir keine Ursache geben können: angeben. 112, 10 v. u. nur keine Elisabeth nicht: nur eine E. nicht; 359, 15 Kein Tragisches gewiss nicht: Ein. 135, 3 v. u. Medea ist gegen ihr tugendhaft: gegen sie; 329, 6 v. u. ist sich neben ihr zu stellen beibehalten, aber 338, 3 v. u. ohne dem Mitleid, und ohne ihr verändert, auch 389, 11. 143, 14 von dem unsere Vorstellungen zurückbeben: vor dem. 194, 24 hiesse: hiess. 164, 22 Der Posse: Die Posse. 200, 5 an ein besonderes Klotz: an einen besonderen Klotz. 206, 1 mit der ersten besten Lügen: Lüge. 206, 7 ihrer erwarte: warte; 354, 7 unsrer erwarte: unser warte. 207, 23 simplifiiren: simplificiren; personifiren und dialogiren wird beibehalten. 243, 20 vor diesesmal: für diesesmal; 307, 2 vors erste: fürs erste. 245, 33 Darwider: dawider. 253, 17 Pundonor: Point d'honneur. 254, 6 wahrscheinlich hätte machen können: hätte wahrscheinlich machen können. 259, 4 wenn ich in dem Ausdrucke meine Schuldigkeit gefehlet habe: meiner Sch. gefehlt h.

262, 12 diese günstige Gedanke: diese günstigen Gedanken; 292, 1 nur eine Gedanke: nur einen Gedanken; 330, 11 v. u. eine einzige übergetragene Gedanke: ein einziger übertragener G.; übergetragen ist an anderer Stelle beibehalten. 262, 21 Sein Name floh vor deinen Flotten vorher: flog; vgl. aber Grimm Wb. III 1780f. S. 262, 22 hatte öfters schon: hatte schon. 265, 8 Leidenschaften, deren jeder seine eigene Beredsamkeit hat: deren jede ihre eigene B. h. 269, 24 für Schrecken: vor Schrecken. 271, 10 v. u. güldne Kette: goldene. 287, 11 dem Hülfsmittel: den Hülfsmitteln. 289, 14 erhieben: erhüben. 298, 10 morgen des Tages: morgendes Tages. 302, 2 mir das Angesicht sehen lassen: mich. 328, 30 wetterläunisch: wetterlaunisch. 342, 13 anzüglicher: anziehender. 342, 22 dem Funke: Funken. 352, 30 in nichts anders beruhet: anderem. 371, 5 auf sie beruhen lassen: ihnen. 355, 10 v. u. derenwegen: derentwegen. 362, 10 geräumlichere Bühne: geräumigere. 369, 24 schwanken Charactere (vgl. Laokoon Absch. 11): schwankenden. 377, 2 wenigsten: wenigstens. 395, 15 verschleidert: verschleudert. 395, 18 Trümmern: Trümmer. 395, 5 v. u. insulirt: isolirt; vgl. Laokoon g. E. der letzten Anmerkung dieser Insul. 402, 8 v. u. diese Periode: dieser Periode; Mascul. sonst bei Lessing und seinen Zeitgenossen üblicher. 426, 6 Deutschlandes: Deutschlands; vgl. Andresen, über die Sprache Jacob Grimms S. 73 Anm. 1. 454, 4 v. u. mag man: man mag, wie der Nachdruck 1769.

Mit der Ausgabe von 1794 stimmt die von 1825ff. (nicht Schinck besorgte sie, wie bei Goedeke steht, er schrieb nur eine Biographie Lessings für dieselbe) überein. Ein blosser Abdruck ist aber auch sie nicht, sondern sie geht noch weiter in den Aenderungen des tonlosen *e*; Formen wie gespielet, anderen, Gesichte u. s. w. kommen fast gar nicht mehr vor; jene hatte noch mit dem Gestu, neben ihr 329, 6 v. u., unversiegene Quelle 262, 22: auch diese letzten Reste werden jetzt getilgt (Gestus, neben sie, unversiegende); wo noch ähnliches bleibt, geschieht es nur aus Versehen. Selbst „Erbarmen sollte Könige schimpfen" S. 261 lässt man Lessingen nicht (in den Rettungen des Horaz kommt es mehrfach vor), sondern setzt beschimpfen. Die Ausgabe von 1805 steht mir nicht zu Gebote, ich weiss daher nicht, ob auch sie schon die von B begonnene tiefgehende Aenderung der Sprache Lessings fortsetzt oder ob sie nur eine Wiederholung der zweiten Ausgabe ist.

Lachmann kehrt zur ersten (A) zurück. An folgenden Stellen verbessert er:

S. 2, 11 Abnähmer: Abnehmer (?). 12, 18 vortreflich: vortrefflich; ebenso 47, 15 u. ö., aber nicht richtig, glaube ich. 17, 11 v. u. Leidenschaften: Leidenschaft, wie B, doch ohne zureichenden Grund. 17, 9 v. u. im Gang: in Gang. 21, 9 Jugend sich: J. oft. 23, 7 v. u. simpathisiren: sympathisiren. 25, 7 v. u. unsere Augen

und unsere Ohren: noch u. Ohren. 30, 6 Germaniern: Germanien (?). 30, 2 v. u. Priester Grimme: Priester-Grimme. 38, 15 aus den Herzen: a. dem H. 40, 11 gesuchterer: gesuchter; vgl. jedoch in den neuerern S. 448, 15, ausser öfterer und mehrerer S. 90, 25, die Besserern des Volks in § 15 der Erziehung des Menschengeschlechts, eine lebhafterere Ueberzeugung V 386, 4, auf einigen älterern (Steinen) VIII 84, 7, und auch Niemand hatte mehr Recht, wegen eines solchen Geschwieres bekannter zu sein als Philoctet VI 388, 7 v. u.; mit Ausnahme der letzten änderte man allerdings auch diese Stellen. 40, 27 unter diesen St. Preux: diesem; ebenso 80, 2 v. u. unter fremden Namen: fremdem, 134, 7 v. u. unter den andern: dem; nicht richtig, S. 242, 4 behält Lachmann selbst „unter fremden Namen“ bei. 46, 2 sein Masuren: seine Masuren, irrthümlich, vgl. 58, 11 v. u. 46, 9 folget: folgte. 47, 7 reitzendsten: reitzendster. 47, 12 zu statten: zu Statten (?). 48, 10 Er spricht und man glaubt: spricht, und m. gl. 53, 20 des Knoten: des Knotens; falsch, vgl. 433, 1. 55, 22 Marizo: Marzio. 55, 26 Jurnalisten: Journalisten; unrichtig; Lessing schreibt Fremdwörter vielfach, wie er sie spricht, Takener, Gossin, Freny u. s. w.; 456, 3 hat Lachmann selbst Jurnalisten beibehalten. 56, 5 v. u. fehlt das Komma in A. 57, 5 Lieben: Liebe. 61, 24 dergleichung: dergleichen. 63, 1 u. 31 Mormontel: Marmontel. 67, 2 wollte: wolle; unnöthig. 67, 9 v. u. mit der: mit denen. 67, 3 v. u. gemässenste: gemessenste. 71, 7 Pfeiffe: Pfeife. 72, Anm. Z. 5 cuideli: crudeli. 74 Anm. Treuerspel: Treurspel. 75, 19 offenbar: offenbare (?). 77, 18 jugendlichen: jugendliche. 86, 20 verstechende: vorstechende. 86, 24 ein Wink: einen. 87, 7 zu förmlichen Unsinne: förmlichem; nicht richtig. 87, 10 jenen aufhelfen: jenem, wie 353, 11 es den — abhelfen; falsch; Lessing verbindet helfen sowol mit dem Acc. als Dativ, S. 203 kommt beides nebeneinander vor. 87, 10 brauchte: brauchet. 90, 17 öffende: öffnende; das erstere ist beizubehalten, vgl. das von Sanders citierte: Musst sich der Himmel öffen aus Burkhard Waldis. 90, 24 Semikolon nach Orphise. 91, 3 Dorimont: Dorimond. 92, 12 von der einen: vor. 100, 15 Geschichtschreiben: Geschichtschreiber. 101, 24 Nach sitzen Semikolon. 103, 13 lächerlichen: lächerlichsten. 107, 2 gehören nicht — unter meinem Text: meinen. 107, 15 achtzigjährige: acht und sechzigjährige. 112, 8 v. u. meine: meyne; nicht richtig. 114, 13 Beyde: Beide, ebenso 140, 3 und 4. 119, 23 Mustere: Muster. 122, 10 ersten: erst (?). 125, 11 werden: worden. 125, 25 Wielt't: Wiel't; ebenso 126, 11. 125, 32 ik met: mot. 136, 10 dern: deren (?). 138, 26 Feindin: Feindinn. 143, 14 von dem unsere Vorstellungen zurückbeben: vor dem; irrthümlich, vgl. ein anderes Beispiel aus Engel bei Sanders. 149, 10 v. u. ihn auch: ihm. 153, 11 hätte: hatte; falsch, vielleicht auch nur Druckfehler. 162, 12 bey seine: seiner. 164, 14 v. u. der Posse: die Posse; nicht richtig.

169, 17 den Dichter: dem. 183, 19 ihn den Kopf spalten: ihm. 185, 3 v. u. come: comme. 186, 9 einen solchem M. k. kostbarem: solchen — kostbaren. 186, 13 Voltairen: Voltaire. 194, 15 Trattenere: Trattener. 202, 3 trockes: trocknes. 214, 4 unter ihren: ihrem; nicht richtig. 236, 2 v. u. in die Händen: Hände. 241, 6 Progresse: Progressen; ersteres ist beizubehalten, denn vorbehalten verbindet auch z. B. Heine (s. Sanders) mit dem Accusativ. 247, 5 in den Tower: dem. 253, 20 wem ihn der K.: ihm. 254, 6 hätten: hätte. 271, 6 Auftritten: Auftritte. 271, 16 verbirgt ihn: ihm. 271, 21 durfte: dürfte. 279, 18 in den Garten: dem. 329, 1 den ihn ihr Vater: den ihr ihr V. 331, 10 die Art: die andere Art. 343, 24 sie ihm: ihn. 351, 6 Allerelendensten: Allerelendesten. 353, 20 nähern: nähren. 355, 3 v. u. seinem kleinen: seinen. 361, 11 ist das Punctum für Fragezeichen hinter hervorbrächte und S. 370, 6 v. u. das Semikolon für Kolon nach klar nicht richtig. 370, 5 v. u. kann sehr, sehr gut: kann sehr gut wie B.? 403, 1 adore: odore. 410, 2 v. u. schnurstracks: schnurstraks; warum? 433, 13 diesem — warne: diesen. 436, 3 v. u. sich so sträflichen emancipirenden: sträflich (?). 441, 10 Geliebte: Geliebten. 443, 13 Hagestolze: Hagestolz; wol nicht richtig. 448, 15 neuerern: neueren; vgl. oben zu 40, 11. 448, 8 v. u. den Lahmen — hilft: dem Lahmen; falsch. Nicht mit aufgeführt habe ich ungefähr 50 der offenbarsten Druckfehler in A; in Lachmanns Ausgabe kommen so gut wie gar keine Druckfehler vor.

Welches sind denn nun aber die Irrthümer und Nachlässigkeiten der Originalausgabe, welche sich bis heute durch Lachmanns Schuld erhalten haben? Cosack führt folgende an:. St. 1 Elisinde muss es heissen st. Elesinde, St. 7 und 14 Brawe st. Brave, St. 14 Brueys st. Bruegs, St. 15 Falkener st. Fakener, St. 16 Gaussin st. Gossin, St. 16 Sainte-Albin st. Saint-Albine, St. 18 De Belloi richtiger als Du Belloy, ebenda wird 1763 für 1736 verdruckt sein. Ferner muss es heissen St. 20 Montags, den 25. May (so steht auch in der Hempelschen Ausgabe) st. Freytags, ebenda u. ö. Weisse st. Weiss, St. 22 Andrienne st. Adrienne, St. 23 Cobham st. Cobhan, St. 28 Krüger st. Krieger, Rodogune st. Rhodogune, St. 32 1646 st. 1644, (St. 36 October 1738 st. Januar), St. 46 encor ce crime st. encore, St. 55 1582 st. 1682, St. 70 Freytags, den 12 Julius st. 17, St. 73 Anm. quae cum aliis evenerunt (vielmehr quaecunque simulac aliis) st. quaecunque aliis, St. 77 das nämliche 8. Capitel st. 9., St. 96 S. 428, 5 v. u. raisonniren st. resoniren, St. 97 die Perser des Aeschylus st. Perserinnen. Ausserdem erwähnt Cosack noch, dass Ekhof die richtige Schreibweise sei, dass es eigentlich Olind, nicht Olint heissen müsse, dass St. 22 S. 99 Danzig irrthümlich genannt werde als Hippels Wohnort, endlich tadelt er die wenig sorgfältige Behandlung der französischen und spanischen (auch der griechischen, setze ich hinzu) Citate. Das ist alles? Was ist bedeutend darunter?

Nichts als der falsche Name Bruegs und das über die Citate bemerkte. Nur wenn Cosacks Belege zu seinen Ausstellungen eine Blumenlese aus einer Masse ähnlich unverzeihlicher Fehler wie der unglückliche Bruegs wäre, dann könnten sie Beweiskraft gegen die Richtigkeit der Ansichten von Bernays, Redlich u. a. über Lachmanns Ausgabe haben. Schwerlich aber wird ein kritischer Herausgeber der Dramaturgie viel mehr zu verbessern finden am Texte von A, als angedeutet ist, ja bei den Namen wird er nicht einmal so weit gehen dürfen, wie Cosack auch zugibt, denn Lessing selbst schrieb sie falsch, d. h. so wie er sie sprach. Immer natürlich Bruegs ausgenommen! Auch Brawe, wie schon in B verbessert ist, darf man, glaube ich, nicht in den Text setzen, wiewol so im 81. Litteraturbriefe geschrieben steht. v. Loeper hat Anm. 222 zu Goethes Dichtung und Wahrheit noch heute Brave. Uebrigens ist es auch Cosack passiert, dass er einen Namen falsch geschrieben hat. Der Sklave in Plautus' Amphitruo St. 21 heisst nicht Sosias, sondern Sosia. Ausserdem vgl. das obige über Pfaff. Und gerade an der Stelle, wo er am strengsten über „die bisherigen Ausgaben" urtheilt S. 182, ist sein Beispiel unglücklich. Dass „seit der 1. Ausgabe in allen St. 28 S. 126 Arlequis statt Arlequin steht", ist aus der Luft gegriffen, weder in der Ausgabe von 1794, noch von 1825 steht es. Auf das schwankende in Lessings Orthographie bezieht sich das vorher angeführte Wort Lachmanns ganz besonders. Ich glaube, dass er auch in dieser Beziehung das verfahren vorgezeichnet hat, welches ein kritischer Herausgeber nicht wird verlassen dürfen. Selbst resonire'n S. 415 wird man vielleicht beibehalten müssen nach der von C. selbst gemachten Beobachtung, dass Lessing Fremdwörter oft so schrieb, wie man sie spricht. Dass raisonniren dicht daneben steht, beweist nichts; gerade das liebt Lessing auch in anderen Fällen.

Endlich führe ich noch an, wo Lachmann aus Versehen von A abweicht: S. 8, 9 v. u. ist zu verbessern gespielet st. gespielt, 21, 15 erfordern st. erfodern, 25, 9 erfodern st. erfordern, 37, 10 die ersten Takte st. erste, 44, 5 v. u. zurück geführet, 45, 9 verborgene st. verborgne, 62, 8 v. u. in unsere st. unsre, 68, 5 ohngefähr st. ohngefehr, 69, 16 eignen st. eigenen, 86, 11 Welch geringfügige Ursachen st. Welche, 86, 22 Komma vor gewesen zu tilgen, 155, 2 muss es heissen rechtschaffenen st. rechtschaffnen, 241, 17 mehrerm st. mehrerem, 269, 1 Füße st. Füsse, 272, 4 v. u. den Vorzug selbst, wollte, 333, 22 Diese Furcht st. Die, 374, 7 v. u. fehlt Komma hinter Freytags.

Ich schliesse mit einigen Zusätzen zu den sprachlichen Bemerkungen, welche unser Commentar enthält, ohne dass er die einzige Monographie über diesen Gegenstand, A. Lehmanns Forschungen über Lessings Sprache, Braunschweig 1875, berücksichtigt. Wenn sich auch durch meine obigen Angaben über die Ausgaben

von 1794 und 1825 noch klarer herausgestellt hat, als es in den Wissenschaftlichen Monatsblättern 1877 No. 3 S. 41 angedeutet worden, wie unzulänglich nothwendiger Weise eine Schrift über Lessings Sprache sein muss, welche einen geflissentlich veränderten Text dieses Schriftstellers zur Unterlage hat, so ist ein ignorieren des Buches doch um so weniger gerechtfertigt, als es eben ein erster Anfang auf diesem Gebiete ist. So wird S. 417 des Commentars für den Accus. c. Inf. nur Brandstäter, die Gallicismen der deutschen Schriftsprache, citiert. Lehmann hat über sein vorkommen bei Lessing ein eigenes Programm geschrieben und widmet dieser Erscheinung einen ganzen Abschnitt der Forschungen, zu welchem O. Apelt in der Zeitschrift für deutsche Philologie 8, 1 S. 118ff. werthvolle Zusätze und Berichtigungen gegeben hat.

S. 114. Wäre nicht die ganze Tragödie darüber in die Bilze gegangen? „Wir schreiben Pilze und brauchen überhaupt nicht diese Redensart, sondern sagen: in die Rüben gehen = verloren gehen, verschwinden." In die Rüben gehen habe ich nie gehört, oft in die Pilze gehen und, was Sanders zur Vergleichung anführt, in die Wicken gehen. Letzterer erklärt: „In die Pilze gehen, sie suchend, sammelnd, auch (vgl. in die Nüsse gehen) = verloren gehen, verschwinden." Die Deutung befriedigt nicht. Treffender scheint, wie mir der Ausdruck erklärt ist: „Pilze wachsen an feuchten, modrigen Orten, wo gutes nicht fortkommt. Und Wicken sind gleichfalls nicht viel werth, überwuchern leicht besseres, die Ackerstücke, auf denen sie stehen, sind verhältnissmässig auch verloren." Oder: „entartendes, verfaulendes lässt vielfach Pilze aufschiessen."

S. 200. Medea ist gegen ihr tugendhaft „= im Verhältniss mit ihr. Die Präposition gegen findet sich auch bei Luther mit dem Dativ, aber dann in der Bedeutung von gegenüber." Statt dessen war zu erinnern, dass ehedem und noch im 17. Jahrhundert gegen den Dativ regiert hat und dass unsere Stelle ein Rest dieses Gebrauchs ist.

S. 201. Misshelligkeit gehört nicht zu St. 30, sondern 31, S. 138, 6: Die Misshelligkeit, in der diese Rache also mit ihrem Charakter steht. Und S. 263 extr.: „Er ist so gemein und kostbar, so kriechend und so hochtrabend, — — dass er zum Muster dieser Art von Misshelligkeit dienen kann." Nach Cosack soll das Wort „in diesem Sinne von Missverhältniss, Mangel an Einklang, Gegensatz sich bei einem anderen Schriftsteller kaum vorfinden." Das Wort scheint mir bei keinem anderen Schriftsteller eine andere Bedeutung zu haben oder haben zu können als den des Mangels an Einklang, und Sanders sondert daher mit Recht die Lessingsche Stelle, welche er anführt, nicht von den übrigen Belegen. C. scheint den Mangel an Einklang auf Ansicht, Meinung einschränken zu wollen.

S. 256. Saalbader, vgl. Monatsblätter 1877 No. 3 S. 44.

S. 266. Er wiederhole seinen Antrag und vielleicht giebt sie

es näher. „Eine auffällige Ausdrucksweise, bei welcher man vielleicht an eine Steigerung von nachgeben (nach, näher) denken und das 'es' als pleonastisch erklären möchte. Brandstäter in seinen Gallicismen führt dagegen auch andere Stellen an, wo es geben = sich so und so benehmen gebraucht wird, z. B. Er giebt's verzweifelt vornehm (Holtey) — hier würde es auch auf den Sinn von nachgeben oder Annäherung gestatten heraus kommen." Ein Blick in Sanders' Wörterbuch und die reiche Stellensammlung II, 1, S. 383 erste Spalte unter 6[b]) lehrt, dass die Redensart vom Kaufmann entlehnt ist (s. auch Grimm Wb. IV, 1 Sp. 1683. 8[e])) und s. v. a. wolfeiler, billiger geben bedeutet. Unsere Stelle ist dort angeführt sowie XII S. 342 ed. L., auch ein anderer Gebrauch von näher geben VIII 450: sein eigenes Exempel giebt die Sache näher = deutlicher zu erkennen, fehlt dort nicht.

S. 275. Leser, die den Rummel einer Tragödie nicht recht verstehen „= hergebrachte, handwerksmässige Routine derselben, ein neuer Beweis von der volksthümlichen Ausdrucksweise Lessings." Zu citieren war die bekanntere Stelle aus Minna v. B. III, 2: mein Herr versteht den Rummel. Niemeyer erklärt dort nach Weigand, dass die Redensart vom Piketspiel hergenommen sei, wo Rummel eine Anzahl Karten von gleicher Farbe bedeutet, auf deren Erlangung es für den Spieler ankommt, also = kennt seine Karten, weiss die Sache anzufangen. Sanders führt das Wort auch so an, stellt aber unsere Redensart nicht dazu, sondern zu Rummel = allgemeine Bezeichnung für etwas mit allem im besonderen dazu gehörigen (vgl. Kram, Geschichte, Zeug, Ding).

S. 304. Sentenzen und Blasen und ellenlange Worte. Neben Aufgeblasenheit hätte eine Stelle aus Luther bei Grimm gut gepasst: für grossem hochmüthigem Schwulst und Blasen der Gottlosen.

S. 364. Verzierungen = Decorationen. Vgl. Apelt a. a. O. Wie Lessing bemüht sich Goethe vielfach deutsche Wörter für fremde einzubürgern. v. Loeper gibt in seiner Textrevision von Dichtung und Wahrheit zahlreiche Beispiele.

Zu S. 425 Anm. passt noch eine Stelle bei Kant, Anthropol. Didactik § 13 Bd. 7, 2 S. 43 ed. Schubert: Mit Gewalt ist wider die Sinnlichkeit in den Neigungen nichts ausgerichtet, man muss sie überlisten und, wie Swift sagt, dem Wallfische eine Tonne zum Spiel hingeben, um das Schiff zu retten. — Höcken und stören sind nicht bloss provincielle Ausdrücke: s. Grimm und Sanders und Goethe Dicht. und Wahrh. 22 S. 63, 20 ed. Loeper. — Die unmittelbar vorangehende Bemerkung ist dahin zu berichtigen, dass nicht die Originalausgabe, sondern der Nachdruck die Druckfehler bei Lachmann a. a .O. vermieden hat.

Memel, Mai 1877. Emil Grosse.

Dr. Bernhard Seuffert, Maler Müller. Im Anhang Mittheilungen aus Müllers Nachlass. Berlin, Weidmann, 1877.

Es ist begreiflich, dass jetzt, nachdem ungefähr ein Jahrhundert nach dem höchsten Aufschwung unserer Litteratur und ein Jahrzehnt nach unserm grossen nationalen Aufschwung dahingegangen sind, sich die gelehrten Forschungen auch Dichtern zweiten Ranges, die schon durch ihre vielfachen Verbindungen mit unsern Classikern interessant sind, mit Liebe zuwenden, und wir verdanken dieser Thätigkeit schon eine Menge vortrefflicher Monographien, denen sich die vorliegende würdig anreiht. Freilich liegt, wie dies auch Seufferts Lehrer und Vorbild, Erich Schmidt in der Vorrede zu seinem H. Leopold Wagner ausgesprochen hat, die Befürchtung nahe, der Verfasser möchte aus Vorliebe für einen Dichter, mit dem er sich mehrere Jahre lang beschäftigt hat, diesem eine übertriebene Wichtigkeit und Grösse beilegen; aber beide sind dieser Gefahr mit gleicher Besonnenheit ausgewichen; auch Seufferts Buch bewährt volle Objectivität der Forschung. Den geringsten Theil desselben nimmt die eigentliche Biographie des Dichters ein, es belehrt uns weit ausführlicher über den Charakter seiner Werke und gibt uns endlich einen höchst dankenswerthen Beitrag zu dem Texte des Dichters durch Vergleichung der Originalausgaben und durch Mittheilung des Berliner handschriftlichen Materials. Der Biographie schickt der Vf. in einer Einleitung eine Uebersicht sämmtlicher erreichbarer und von ihm mit Fleiss und Umsicht gesammelter und benutzter Quellen voran, eine Methode, die sich zur Nachahmung sehr empfiehlt. Dazu äussert er S. 7, indem er von Lessings Briefen an Müller spricht, die uns erst durch Schönes Ausgabe des Lessingschen Briefwechsels mit seiner Frau recht bekannt geworden sind: „In Müllers Nachlass mussten sich weitere Lessingsche Briefe finden." Dem ist allerdings so, und es wird den verdienten Verfasser interessieren, zu erfahren, dass ein Brief Lessings vom 24. März 1777 noch erhalten, aber im Besitze eines Sammlers und also vor der Hand für die Wissenschaft nicht da ist. Lessing selbst erwähnt ihn in einem Briefe von demselben Datum an Schwan bei Schöne, S. 502—504 und in der Groteschen Lessing-Ausgabe VIII, S. 575 mit den Worten: „Was Ihre Neugierde davon wissen möchte, kann Ihnen unser Müller sagen, dem ich Beigeschlossenes zu geben bitte."

Ich scheide von dem Verfasser mit dem Ausdruck meines herzlichsten Dankes.

Robert Boxberger.

Miscellen.

Zu Schiller.

1.

Es ist meines wissens noch nicht angemerkt worden, von wem die folgenden Verse gedichtet sind, welche Schiller in dem Briefe an Körner vom 20. April 1786 anführt:

„Und ich Armer muss allein
trauern und verlassen sein,
blicken nach den Sphären!
Will mich keine Charitin,
Muse, Nymphe, Schäferin,
will mich keine hören?"

Nachdem diese Verse sogar als ein Gedicht Schillers in die Hempelsche Schiller-Ausgabe (Gedichte 2. Buch S. 93) aufgenommen sind, ist es, glaube ich, der Erwähnung werth, dass dieselben ein Citat sind aus Heinses Laidion (W. Heinses sämmtliche Schriften von Laube V S. 179). Statt des Wortes „trauern" steht bei Heinse „wachen."

Fritz Jonas.

2.

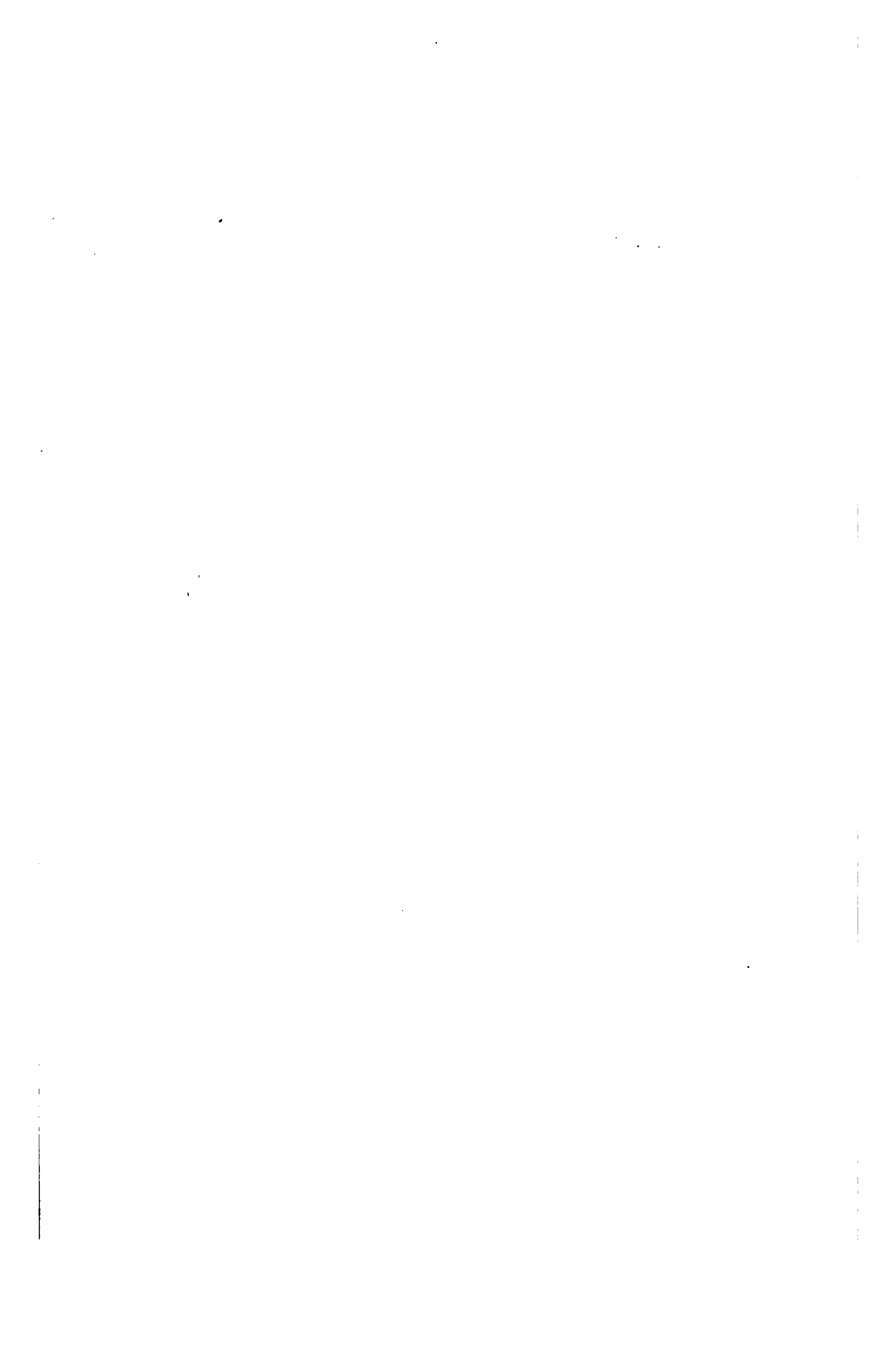
Zu Seite 154f. dieses Bandes.

Dass das Gedicht auf Loder nicht von Schiller, sondern wirklich von Schütz ist, ergibt sich mit Evidenz daraus, dass es sich in einer Abschrift unter Schütz' Briefen an Böttiger findet, unter welche Böttiger selbst geschrieben hat: „Schütz. — Wurde von Hr. Dr. Wolter als eine Annonce fürs Wochenblatt in der «Heirath durchs Wochenblatt» vorgelesen." Auch das Gedicht von Paulus (S. 155) findet sich daselbst in Abschrift mit Böttigers Bemerkung: „Der Buchhändler Frommann sprach es als Jude in einer Rolle, die er in die Heirath durchs Wochenblatt selbst hineingedichtet hatte." Offenbar hat sich der Primaner Kunze durch Schütz' sehr undeutliche Handschrift verführen lassen, da seine Namensunterschrift wirklich fast wie „Schiller" aussieht.

Robert Boxberger.







Zur Geschichte der mittellateinischen Dichtung.

Von

Rudolf Peiper.

I. Philippus Cancellarius Parisiensis.

Ueber Philippus de Grève, Canzler der Pariser Universität, diesen energischen Bekämpfer der Dominicaner im zweiten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts, die Anfeindungen, die er durch hervorragende Vertreter jenes Ordens, Thomas Cantipratanus, den berühmten Verfasser des Buchs de apibus und des noch nicht herausgegebenen Werkes de natura rerum, und dessen Lehrer in der Theologie, Albertus Magnus zu Lebzeiten wie nach seinem Tode erfahren, die Fabel, die der erstere über die Veranlassung seines Todes und wie er nach demselben dem Bischof Wilhelm von Paris erschienen sei, in Umlauf gesetzt, hat nach C. E. Du Boulays Historia universitatis Parisiensis * und weiteren eigenen Forschungen am ausführlichsten gehandelt Casimir Oudinus**; aber auch diesem war es nicht vergönnt, erschöpfend über seinen litterarischen Nachlass zu berichten: gerade die Leistungen, durch die Philippus auch auf spätere Zeiten noch von Wirkung gewesen ist, seine dichterischen Erzeugnisse, sind ihm, wie den früheren und denen, die nach ihm Lebensnachrichten über den Mann zusammenstellten, unbekannt geblieben. In dieser Beziehung wollen die folgenden Blätter eine Ergänzung versuchen. Es liegen uns zwei kurze Zeugnisse von Zeitgenossen über seine Wirksamkeit als Prediger in Wort und Schrift vor. Zuerst im Chronicon Alberici S. 561 (ed. Leibnitii,

* Bd. III (Paris 1666) S. 154 und 164—166, und im angehängten Catalogus illustrium virorum S. 705. Auf ihm fusst auch Gerard Dubois, Historia ecclesiae Parisiensis, Paris 1710, II S. 342—345.

** De scriptoribus ecclesiasticis III S 120—126. Aus ihm geben nur die allerdürftigsten Notizen, und auch diese nicht mit der erforderlichen Genauigkeit, Cave, de scriptoribus eccl. ed. Basil. 1745, II S. 194 und Fabricius, bibl. med. aevi V S. 292.

Diese Sammlung findet sich im cod. Germanensis 577. Die Sammlungen, welche unter dem Titel Summa*, Summa sermonum**, Summa sermonum de tempore ac de sanctis erscheinen (von letzteren führt Oudin fünf Hdss. aus Cistercienser-Clöstern an), dürften damit identisch sein. Einzelne Theile erscheinen aber auch wol für sich: von den Psalmensermonen dürften wir es schon aus Henricus Gand. und jenen Drucken schliessen; Oudin fand aber auch Commentarios seu sermones in psalmos in den Bibliotheken dreier französischer Cistercienser-Clöster.*** Von den Sermones dominicales nennt er als eine gute Hds. unter dem Titel Sermones festiuales den codex S. Victoris Paris. Q. Q. 21; denselben Titel führt Paris. 3544 (ehemals Colbertinus).

II. Unter jener Summa scheinen nicht einbegriffen seine Sermones super euangelia (inc. Cum appropinquasset Jesus —), ein Commentar in Form von Sermones, welchen die Hdss. Colbertinus 2790, Cantabrigiensis domus S. Petri 103 bieten.† Bemerkenswerth ist der Reichthum der Sorbonne an Handschriften der Sermones des Philippus allein und an „Sermones variorum“††, wo einzelne seiner Reden vermischt mit

* Bei Hänel Sp. 753 eine Hds. von Bruges Nr. 99: Summa Philippi Cancellarii Parisiensis, ebenso Paris 16387 (Sorbonne). Auch Sermones allein findet sich: Hänel Sp. 424 (Rouen 532), sodann Paris 12416 (St. Germain), 16469 und 16470 (beide Sorbonne).

** Paris. 3280 und 3281, beide ehemals Colbertini; den einen nennt Oudin als Colbertinus 2843.

*** Die Sorbonne besass davon einst die heut in der Nationalbibliothek befindlichen Hdss. 16467 und 16468, beide s. XIII.

† Welche von beiden Sammlungen die Pariser Hdss. 3543 (einst im Besitz des Philibert de la Mare) und 3545 (einst einem Philippe Drouin gehörig) enthalten, ist bei der kurzen Bezeichnung des Katalogs „Sermones“ und „Sermones varii“ nicht ersichtlich. „Expositiones euangeliorum dominicorum“ des Philippus finden sich im Paris. 18175.

†† Letztere Handschriften (Paris. 15951. 55. 59; 16471. 488. 507) entstammen, wie wol die meisten den Philippus betreffenden, dem s. XIII der Angabe der Delisleschen Inventaires zufolge (welche im Sonderabdruck aus der Bibl. de l'école des Chartes in Paris bei A. Durand und Pedone-Lauriel 1863—71 erschienen und von Nr. 8823 bis 18613 reichen). Sie selbst einzusehen, dazu reichte bei meinem vorjährigen Aufenthalt in Paris leider die Zeit nicht hin.

solchen der berühmtesten Redner seines und des früheren Jahrhunderts, besonders wie es scheint solcher, die selbst an jener Hochschule gewirkt, erscheinen. Die Namen der letzteren sind in den vorhandenen Verzeichnissen oft falsch angegeben. Anführen will ich nur den oben genannten Wilhelm Bischof von Paris, ferner Wichard von Laon, Nachfolger des Philippus im Canzleramte und Bischof von Cambrai († 1248), den Cardinal Odo († 1273), Richard von St. Victor, der gerade hundert Jahr früher (1173) starb, Heinrich den Deutschen († um 1234), Jacob von Vitry († 1244).

Mit anderweitigen Schriften des Philippus unbekannt fügt Trithemius zu dem von Henricus citierten Werke, ohne seine Quelle zu nennen, eine Summa theologiae. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir diesen Titel auf ein Versehen des Abtes von Hirsau zurückführen: er hat sich durch die nicht ungewöhnliche Aufschrift Summa des Hauptcorpus der Sermones, die ihm bekannt wurde, ohne dass er den Inhalt des Werkes näher zu prüfen Gelegenheit fand, zu dieser Erweiterung, die so wenig das richtige trifft, verleiten lassen.

Zum Jahre 1233 gedenkt Albericus S. 543 eines anderen Werkes: De sancto clauo apud Sanctum Dionysium perdito et iterum reinuento mirabiliter et de miraculis [&] contingentibus circa hanc inuentionem gestis scripsit optimam narrationem Magister Philippus Cancellarius Parisiensis.*

Es liegt nahe, diese narratio als einen der sermones de sanctis et Parisiensium ecclesiarum singularibus patronis anzusehen, zumal die Pariser Handschriftenkataloge von einer solchen Einzelschrift keine Andeutung enthalten: die Entscheidung darüber wird Pariser gelehrten leicht sein.

Von poetischen Producten dieses Mannes ist überall keine Rede, P. Leyser führt seinen Namen nirgend an. Um so erfreulicher sind die gelegentlichen Notizen über Dichtungen dieses Mannes, die uns Salimbene gibt. Derselbe schildert S. 64 f. das Leben und wirken des Henricus Pisanus ex ordine fratrum minorum und bemerkt dabei folgendes:

* Von der Bestürzung, die der Verlust dieser Reliquie im J. 1232 in Paris hervorrief, berichtet Du Boulay III S. 147.

Multas cantilenas fecit frater Henricus et multas sequentias. Nam litteram fecit et cantum:

Christe deus, Christe meus, — Christe rex et domine etc.

ad uocem cuiusdam pedissequae quae per maiorem ecclesiam Pisanam ibat cantando:

E tu no curo de me, e no curaro de te.

Item illam cantilenam fecit, litteram cum triplici cantu, scilicet:

Miser homo cogita — facta creatoris etc.

Item cantum fecit in illa littera magistri Philippi Cancellarii Parisiensis, scilicet:

1 Homo quam sit pura — mihi de te cura etc.

Et quia cum esset custos et in conuentu Senensi in infirmitorio iaceret infirmus in lecto, et notare non posset, uocauit me et fui primus, qui eo cantante notaui illum cantum. Item in illa alia littera, quae est Cancellarii, similiter cantum fecit, scilicet:

2 Crux de te uolo conqueri, et:
3 Virgo tibi respondeo, et:
4 Centrum capit circulus, et:
5 Quisquis cordis et oculi, et in illa sequentia:

Jesse uirgam humidauit

(er versichert von dieser, dass sie den Richard de Sto. Victore zum Verfasser habe und dass ein schon vorhandener Cantus dazu rudis et dissonus gewesen*)

6 Item in hymnis sanctae Mariae Magdalenae quos fecit praedictus Cancellarius Parisiensis, scilicet:

Pange lingua Magdalenae

cum aliis sequentibus hymnis cantum delectabilem fecit. Item de resurrectione domini fecit sequentiam, litteram et cantum, scilicet:

Natus passus dominus — resurrexit hodie.

---

* Der Verfasser war bisher nicht bekannt: Mone (Lat. Hymnen des Mittelalters) II Nr. 583, J. Kehrein (Lateinische Sequenzen des Mittelalters. Mainz 1873) Nr. 198. Bei Salimbene ist humi Dauit gedruckt. Von den eigenen Erzeugnissen des Henricus Pisanus wie anderer, z. B. des Thomas de Capua (die Sequenz Virgo parens gaudeat, Salimbene S. 66 und 194, vgl. Kehrein Nr. 570) gewinnen wir gleichermassen erst durch den Chronisten Kunde.

Und auf S. 224 führt er zum Jahre 1250 an:

Item uitam praelati bene describit magister Phylippus cancellarius Parisiensis sub metaphora membrorum corporis.

Ich hebe hervor, dass Henricus und Salimbene Brüder desselben Ordens und Zeitgenossen des für den jungen Orden so kräftig gegen die sich überall eindrängenden Dominicaner auftretenden Canzlers Philippus sind: die Aussagen des Chronisten machen darum durchaus auf Glaubwürdigkeit Anspruch.

Mit Nr. 6 bezeichnet Salimbene offenbar einen ganzen Cyklus von Magdalenen-Hymnen: wir erfreuen uns des Besitzes, wenn nicht des ganzen Kranzes, doch einiger der schönsten Blüten aus demselben in den Hymnen, die Mone III Nr. 1055, 1056, 1058, 1059 mittheilt und Morel* in einer Freiburger und mehreren Einsiedler Hdss. fand, und zwar geben diese Hdss. zwei von einander abweichende Reihen: die Freiburger Hds. Nr. 56 sowie eine mir bekannt gewordene Wiener Nr. 883** ver-

---

* P. Gall Morel, Lateinische Hymnen des Mittelalters. Einsiedeln 1868. S. 273.

** Ich will die Abweichungen dieser Hds. von Mones Text hier mittheilen. Vorauf geht: 1053 marie magdalene. 1,4 maria ... p̄fulgida (Lücke zwischen beiden Worten) 3,1 Hec sacras ihū lacrimis 4 uite tenebras 4,2 nobis deposce ueniam. Str. 5 (V. 17—20) fehlt: dafür der Schluss, den Mone aus C anführt (aber V. 3 sanctoque sit spiritui). 1055 Item 1,4 de concentu 2,2 turbam 3,2 riuo fons immaduit 4 in ipsum 5 dedit terre 6 celum terra 4,3 in unguenti. Str. 5 fehlt: ohne Unterbrechung folgt 1056. 1,3 haec] hunc aus hanc gemacht. 6 prenuncia 2,1 ortulanum 5 mouit. Str. 4 fehlt: es folgt als Fortsetzung 1058. 1,5 mentem c. mentem s. 2,4 mente 6 nescit 3,3 nec illudis 5 sed includis quos excludis. Statt der Verse 20 und 21 bei Mone folgt als Schluss die Schlussstrophe von 1056 (V. 2: spes uite 3 speratse coscribi, co ist durch Puncte getilgt und von erster Hand pre übergesetzt).

Im Anhange sei es gestattet, zwei jüngere Magdalenen-Hymnen, die noch unbekannt, mitzutheilen.

Die Lesarten des Bernardinus-Textes sind bei Mone nicht genau aufgeführt; ich gebe das fehlende, mit Einschluss der Druckfehler, nach der Ausgabe von 1650:

3,1 latuit 6 coelam 4,1 sanat ergo medicum. Als fünfte Strophe ist zwischen V. 24 und 25 die erste Strophe von 1056 eingeschoben. Hier wird V. 6 praenuncia gelesen. Amen fehlt hinter V. 30. 1056 be-

binden 1055, 1056, 1058, in den Einsiedler Hdss. wird 1055 weggelassen, und es folgen aufeinander 1056, 1058 und 1059. Alle vier Hymnen aber verbindet in einer Reihe, welcher noch Nr. 1060 in einer abweichenden Strophenform angefügt ist, ein Anhang zu dem 46. der Sermones feriales des heiligen Bernardinus von Siena*, der de ardentissimo amore Sanctissimae Magdalenae handelt. Schwerlich danken sie ihre Stellung daselbst dem heiligen selbst: Verwandtschaft des Gegenstandes hat einen Abschreiber bewogen sie in der Hds. seinem Sermon anzufügen.** Dass sie sämmtlich eines Dichters Eigenthum sind, hat Mone bemerkt (zu Nr. 1058), und seiner Bemerkung gibt jener Anhang zum Bernardinus, der auf authentischer Quelle zu beruhen scheint, sichere Gewähr; dass wir sie ihrem Verfasser zurückgeben können, dazu setzt uns Salimbene in Stand; wir werden auf Grund der Sammlung bei Bernardinus auch Nr. 1060 demselben Dichter zuweisen dürfen.

Das erste und vierte der bezeichneten Gedichte entzieht sich meiner Kenntniss, das dritte ohne Namen des Verfassers angeführte ist die Antwort des Kreuzes auf den Planctus der Maria, den das zweite darstellt; und es dürfte möglicher Weise auch Nr. 4 und 5 nur durch Ungenauigkeit des Ausdrucks nicht direct dem Philippus zugewiesen sein. Das zweite Lied kenne ich bisher aus zwei Hdss.***, von denen die eine gleich-

---

ginnt Extimauit hortulanum. Str. 2,3 seminauit ei granum. Str. 4 (V. 19—24) fehlt; es folgt ohne Unterbrechung als Fortsetzung desselben Gedichtes 1058; 2,6 nescit uerbi ueritas. V. 19. 20 fehlen, ohne Unterbrechung folgt 1059; 2,5 quaeris (nicht quaeres) 3,5 quaeris (nicht quaeras) 4,1 nescisti 5 raboni 5,2 fronte lota gratia 5 resurgentem 6 consortem 6,3 inuitanti. 1060 wird in 4 Strophen getheilt. 4,1 (19) gaudo quae nunc sublimaris. 5 (23) uera hinter 6 (24): Amen.

* Minorit, Mitte des 15. Jahrhunderts. Das nöthigste über ihn gibt Fabricius I 217 M.

** Op. ed. Lugduni 1650 II S. 299—306.

*** Die vortreffliche Hds. Rehdigeranus S IV 3a 48 membr. s. XIV f. 39r gibt keinen Verfasser an, das thut die offenbar weniger gute Hds. Vindobonensis 883 membr. s. XIV (olim monasterii Campensis Coloniensis dyoc. Nr. 507) f. 79v. Die letztere ist durch verschiedene Mittheilungen Wattenbachs und des Verfassers selbst (Zachers Z. f. deutsche Phil. V 165) bekannt, aus der ersten, ehemals der Breslauer Dombiblio-

falls den Philippus als Verfasser nennt, das fünfte gibt Th. Wright im Walter Mapes nach mehreren Hdss. und einem Druck in Cambdens Remains S. 301*, und gleichfalls ohne Ueberschrift fand ich es in dem unten bezeichneten Rehdigeranus. Wir haben also ein sicher bezeugtes; ich bin im Stande, ein zweites diesem zuzugesellen, welches in einer Breslauer Hds.** die Ueberschrift „Dyalogus fidei et rationis conpositus a Phylippo Cancellario Parisiense“ trägt. Die Vergleichung der nun bekannten Gedichte des Philippus mit dem Liede Nr. 5, die ich durch meinen Abdruck zu ermöglichen wünsche, dürfte genügenden Anhalt geben für meine Muthmassung, dass das letztere identisch sei mit dem von Salimbene S. 224 angeführten Streitgedicht: damit wäre auch über den Verfasser von Nr. 4 entschieden. Sollte man aber dieser Ansicht nicht beistimmen und die Vergleichung selbst über Echtheit oder Unechtheit ein entscheidendes Urtheil nicht ermöglichen — und Vorsicht ist ja besonders bei diesen mittelalterlichen Dichtungen so sehr von Nöthen —, so hoffe ich doch eine Anregung geboten zu haben weiter nach Erzeugnissen unseres Philippus zu forschen, der solche Theilnahme wol verdient, und zunächst nach den uns noch unbekannten Liedern 1 und 4.

---

thek vor ihrer Vernichtung durch die Schweden gehörig, bin ich im Begriff anderwärts einige interessante Stücke zum Druck zu bringen. — Auch in clm 675 s. XIII—XIV f. 123 soll dies Gedicht stehen. Eine Bearbeitung desselben Gegenstandes von einem späteren Dichter, die Kenntniss unseres Gedichts verräth (die Antwort des Kreuzes beginnt V. 61: Virgo tibi respondeo: pro mundo Jesum teneo; hunc tibi non restituo, ut mundum morte perimat) theilt J. F. Mone, Schauspiele des Mittelalters I S. 37—41 aus einer in Florenz geschriebenen Hds. vom Jahre 1439 in der Hofbibliothek zu Karlsruhe mit.

* V. Le Clerc (Hist. litt. de la France XXII S. 163) fand dasselbe in der Pariser Hds. Ancien fonds latin. Nr. 8433 Bl. 46 mit der Ueberschrift „Disputatio inter cor et oculum“ mit musicalischer Notation. Er bezeichnet das Gedicht als eine schwache Wiederholung der bekannten visio Philiberti.

** Universitätsbibl. I Q 102 membr. s. XIV (aus Closter Heinrichau) f. 116r.

I (Disputatio beate uirginis Marie et sancte crucis.)

1 Crux, de te uolo conqueri:
quid est quod in te repperi
fructum non tibi debitum,
fructum, quem uirgo peperi?
nil debet Ade ueteri
fructum gustanti uetitum;
intacti fructus uteri
tuus non debet fieri,
culpe non habens meritum.

2 Cur pendet, qui non meruit?
quid quod te non abhorruit,
cum sis reis patibulum?
cur soluit que non rapuit?
cur ei, qui non nocuit,
es penale supplicium?
ei, qui uitam tribuit
mortique nichil debuit,
mortis propinas poculum?

3 Te reorum flagiciis,
te culparum suppliciis
ordinauit iusticia.
cur ergo iustum inpiis,
cur uirtutem cum uiciis
sociauit nequicia?
redditur pena premiis,
offensa beneficiis,
honori contumelia.

4 Reis inde pendentibus,
homicidis, latronibus
inflicta maledictio.
iusto pleno uirtutibus,
ornato karismatibus
debetur benedictio.

R = codex Rehdigeranus, *V* = Vindobonensis.

Ob memoriam Crucifixi Scribo hanc disputationem Quam composuit Cancellarius Philippus inter matrem ipsius Crucifixi et crucem. Unde primo loquitur Mater ad crucem *V* 1,2 quia nunc in te *V* 4 fructus *V* 7 intactus *V* 2,2 quid est q t. n obruit *V* 4—6 fehlen *V* 9 morti *V* 3,4 cum inpiis *V* 6 sociante *V*

ergo quid ad te pertinet,
cur uita mortem sustinet,
  habitus fit priuacio?

(Sequitur responsio saluifice crucis.)

5 Uirgo, tibi respondeo,
cum tibi totum debeo
  meorum decus palmitum,
de tuo flore fulgeo,
de tuo fructu gaudeo
  redditura depositum.
dulce pondus sustineo,
dulcem fructum possideo
  mundo, non tibi genitum.

6 Christus mortem non meruit.
quid si mori disposuit,
  ut mortem morte tolleret?
ligno lignum opposuit
et soluit que non rapuit,
  ut debitores liberet.
in Adam uita corruit,
quam secundus restituit,
  ut uita mortem germinet.

7 Ulmus uuam non peperit;
quid tamen uiti deperit,
  quod ulmus uuam sustinet?
fructum tuum non genui,
sed oblatum non respui,
  ut pena culpam terminet.
a te mortalem habui,
immortalem restitui,
  ut mors in uitam germinet.

8 Tu uitis, uua filius.
quid uue competencius,
  quam torcular quo premitur?
cur pressura fit purius,
nisi quia iucundius
  uinum sincerum bibitur?

4,9 sit *R*? fit *V* Str. 4, 8, 9, 10 sind an den Rändern von Bl. 79v von andrer Hand geschrieben *V* Sequitur etc. *V*, fehlt in *R*

5,2 Me tibi *V* ·/ $\overset{i}{t}$ ·/ $\overset{i}{c}$ *R* cum tibi? 6,1 qui si mortem *V* 3 morte mortem *V* 5 Exsoluit quod *V* 7,6 nec pena *V* 9 uitam transeat *V*

quid uua passa dulcius,
quid Christo passo gracius,
in cuius morte uiuitur?

9 Multi se iustos simulant,
filium a te postulant
et ad me non respiciunt;
sed postquam mihi creditus
et apud me depositus,
extra me non inueniunt.
querant in meo stipite,
sugant de meo palmite
fructum tuum quem siciunt.

10 Respondeas ypocritis:
„filium meum queritis,
quem cruci dudum credidi?
iam non pendet ad ubera,
pendet in cruce, uulnera
corporis monstrat liuidi.
eum in cruce querite,
guttas cruentas bibite,
emulatores perfidi!“

II Dyalogus fidei et rationis
conpositus a Phylippo Cancellario Parisiense . . —

1 Phebus per dyametrum luna fugiente
Vix Indos aspexerat Aurora cedente,
Nox, que tela gesserat, tauro fugiente
Diem dabat geminis cancro succedente.

2 Consurgens diluculo, pulso iam sopore,
Reuoluebam plurima disquirentis more,
Que rerum materies uel quo sint auctore,
Et uidi, quod singula plena sunt stupore.

3 Ecce cum disquirerem leges in Platone,
Disputantem audio fidem cum ratione;
Disputabant fortiter tamquam in agone,
Tamquam spe proposita palme uel corone.

4 Fides uerecundior et minus arguta
Obmissis subtilibus non querit acuta;
Silogyzat ratio argumentis tuta;
Ipsa fidem primitus sic est allocuta:

5 *R.* „Quenam te presumptio facit disputare
Contra naturalia? nam uis delirare,

9,5 apud *V* 8 suggant *R* 10,6 monstrans *V*
II (*H* = Heinrichauer Hds.) 1,3 centauro *H*

Dum uel partum uirginis audes predicare,
Uel in tribus unicum deum adorare.

6 Ista sunt similia monstris documenta,
Que non fidem dixerim, sed deliramenta.
Que credenda predicas, noua sunt figmenta;
Ad scrutandum grauis es, ad querendum lenta."

7 Fides ad hec retulit paulisper commota:
F. „„Que figmenta predicas, non sunt tibi nota.
Longe a sacrario nostro es remota;
Non nosti celestia nec rotam in rota.""

8 *R.* „Immo mei iuris est approbare scita.
Ego celos penetro sciens infinita,
Tua uero paruitas nil scrutatur ita;
Nam si scires tradita, esses digna uita."

9 *F.* „„Tu in cunctis fluctuas mundo conturbato,
Quem nunc longum predicas, nunc parem quadrato.
Solus scit qui condidit formam cum formato:
Errat Aristotiles, errat tuus Plato.""

10 *R.* „Plato mundi asserit creatorem deum;
Nescio si legeris diligens Tymeum;
Set tu satis friuole sic refutas eum,
Quasi non exuperet Lucam uel Matheum."

11 *F.* „„Uestri uestrum principes commendant primatum;
Zeno prouidentiam adorat uel fatum,
Epicurus predicat quoduis casu natum;
In se quod diuiditur erit desolatum.""

12 *R.* „Error in phylosophis quiddam est preclarum;
Terra, mare patet hiis et motus stellarum:
Tu contenta modicis, studiosa parum,
Tantum laudas sompnia uana prophetarum."

13 *F.* „„Blasphemantem doleo te sic insanire;
Namque reputaberis inter uasa ire,
Dum contempnis legere uates et hos scire,
Paulum atque modulum dauitice lire.""

14 *R.* „Stultum est quod laceras ueterum primates,
Quibus mundus gratias, quibus debet grates.
Tu pastores rusticos dicis esse uates:
Nostri sunt Carneades, Plato et Socrates."

15 *F.* „„Nil certe credidimus illos sompniasse,
Quorum alter alteri scitur obuiasse.
Tome [?] probe fateor illum sompniasse,
Qui de yle loquitur naturalis masse.

7,4 Ezech. 1, 16. 10, 10 8,4 non esses *H* 10,2 intelligens *H* 3 Et tu *H* 11,1 principem *H* 12,1 quidam *H* 13,2 Rom. 9, 22 15,3 Tome fateor probe fateor i. s. *H*

16 Tua quidem fateor uia sublimatur,
Dum creantis abdita nimis admiratur.
Si tamen uelocium cursus mensuratur,
Ubi fides preuolat ratio moratur.""

17 *R.* Hiis commota ratio contumescit ira,
Questiones obicit, uult probare mira.
Solis querit ambitus, spera sit an spira,
Quare, quando occidant Plyades aut lira.

18 Querit quid occeanum terminet profundum,
Quando idem ceperit, quod sit supra mundum;
An quadratum predicet esse uel rotundum,
Multaque preterea intellecta nondum.

19 *F.* Fides ad hec: „„Talia libet ignorare;
Unum tamen omnium rerum scio, quare
Tenebris latibulum uoluit signare,
Ut suum defenderet factor singulare.

20 Si scirentur singula mira conditoris,
Minus inde meriti esset uel stuporis.
Ergo sic creata sunt omnia, ne noris,
Que sit rerum facies, natura decoris.""

21 *R.* „Cur sic ignorantiam laudas secretorum?
Honor est artificis decus cognitorum,
Intellectus hominum est et angelorum;
Nulla nobis posita meta sciendorum.

22 Uide quam sit ardua nostra celsitudo:
Celi deprehensa est per nos altitudo,
Nobis patent maria, terre latitudo;
Infra mentis ambitum quicquid est recludo."

23 *F.* „„Tolle excellentiam, pone hunc tumorem!
Solum credas omnia nosse creatorem.
Apponens scientiam dedit et dolorem:
Hanc sciendi nouimus uiam potiorem.

24 Tu es nobis scandalum, per te irrepserunt
Que nostram uulpecule uineam carpserunt,
Qui uel sumptum hominem a deo luserunt
Uel in trino simplici scalas posuerunt.""

25 *R.* „Immo tu confusa es, tu tibi ruina,
Credens quod res eadem simplex sit et trina.
Fluctuans et friuola talis est doctrina;
Sic fingunt heretici uel qui potant uina.

26 Dum personam diuidis rem unam credendo,
Fantasiam incidis rem ipsam fallendo.
Hinc ui silogistica firmiter defendo:
Si est unus, trinus non idem permanendo."

19,3 Ps. 17 (18), 12 4 creator *H* 24,3 diuiserunt *H*

27 *F.* „„Singularis trinitas, totum unum esse;
Spiritus, paternitas, flos de uirga Yesse
Per personas inditas creduntur expresse,
Ut sit unum, deitas trina unum esse.
28 Idem esse tribus est consubstantiale;
Nichil ibi dispar est, nichil inequale.
Quoduis trium unum est, quoduis trium quale
Tres sunt, tribus sed abest omne numerale.““
29 *R.* „Quid quod matrem abnegat perfidus Iudeus
Et florem fantasticum iurat Manicheus?
Vix ergo cognominis quis eorum reus,
Cum tot monstra incidat tuus ille deus.
30 Ambulas in tenebris, longe es a uia,
Dum falso diuiditur monas trias dya:
Dum se per tot spatia fert allegoria,
Non est ewangelium sed falsigraphia.
31 Dum trinum mirabile moues discretiue
Et naturam simplicem iungis diuisiue,
Spiritus principium non est substantiue,
Qui tamen principium rei transitiue.“
32 *F.* „„Uirgo mater facta est noua nouo miro,
Dum circumdat innuba uirum sine uiro;
Natus est de femina maior celi gyro,
Naturale quomodo nullum hic requiro.
33 Sanctus dei spiritus, deus dei donum,
Fouet, regit celitus mare, rura, tronum,
Hic est dei digitus leuans omne pronum,
Fons, panis, paraclitus, per quem omne bonum.
34 Hii spirant perhenniter pater et sophya;
Est enim equaliter unus deus tria,
Et cum regnet pariter genitus Maria,
Tribus hiis concorditer compar est usia.““
35 *R.* „Hoc credendi genus est simile furori,
Ut sit homousion natus genitori.
Non patrem, sed filium dum contendis mori,
Non patri antiquitas datur ut priori.
36 Hinc oborta questio creuit arriana,
Hoc monstrum abhorruit plebs sabelliana;
Uide quam sacrilega uel quam sit insana:
Uos diuina fingitis monstra, non humana.
37 Res omnes create sunt quadam honestate,
Deus fecit quodlibet satis ordinate.
Tu rem unam diuidis ita desperate,

27,4 sint ? 29,3 cognoueris ? 31,4 tñ *H* 32,3 moıor *H*

Quod in nostra fingitur monstrum deitate.

38 Si res una deus est ter, affirmas trinum,
Cur, si tres persone sunt, unum est diuinum?
Hic errasse fateor tuum Augustinum;
Questionis melius hunc enoda sinum."

39 *F.* „„Pater, uerbum, spiritus tres sunt in personis;
Natus crucem patitur non exclusus tronis:
Hinc speratur amplior palma cum coronis,
Quo hinc nil humanum est nisi rationis.

40 Miror ignorantiam, qua sic excecaris,
Dum more mortalium diuina scrutaris.
Trina est diuinitas, est et singularis:
Si deus mirabilis, cur hoc admiraris?

41 Multum est heč nouitas nobis collatura,
Quod hinc stupet ratio, miratur natura.
Cedet tandem speculum, tolletur figura,
Deum deorum in Syon quando sum uisura.

42 Dum sit firma ueritas, satis enodatur;
Leta in tripudio pugna terminatur,
Turris Dauit fortibus tota exarmatur.""
Victa cedit Ratio, Fides coronatur.

III (Disputatio inter cor et oculum.)

1 Quisquis cordis et oculi non sentit in se iurgia,
non nouit qui sunt stimuli, que culpe seminaria;
causam nescit periculi, cur alternent conuicia,
cur procaces et emuli replicent in se uicia.

2 Cor sic affatur oculum: „Te peccati principium,
te fomitem, te stimulum, te mortis uoco nuncium.
tu domus mee ianitor hosti non claudis hostium;
familiaris proditor cur foues aduersarium?

3 Nonne fenestra diceris, qua mors intrat ad animam?
nonne quod uides sequeris ut bos ductus ad uictimam?
cur non saltem quas ingeris sordes lauas per lacrimam?
aut quare non erueris mentem fermentans azimam?"

37,4 uestra? 41,4 Ps. 83, 8 uidebitur deus deorum in Sion

R = Rehdigeranus *W* = Th. Wrights Ausgabe *C* = Cambdens Ausgabe *ca*[1] *ca*[2] = Codices Cantabrigienses *h* = Codex Harleianus

1,1 Si quis *W* quisquis *R C ca*[1] 3 alternant *W* 4 replicant *W* replicent *Rh* repliunt *C* 2,2 fontem *C* 3 ostium *W* 4 cur foues] admittis *W* 3,1 intrahit *h* 3 non fehlt *R* Saltem sordes quas ingeris cur non lauas *C ca*[1] 4 exueris *ca*[2]

4 Cordi respondet oculus: „Iniuste de me qûereris;
tibi sum seruus sedulus, exequor quicquid iusseris.
nonne tu mihi precipis sicut et membris ceteris?
non ego, tu te decipis: nuncius sum, quo miseris.

5 Cur dampnatur apertio corpori necessaria,
sine cuius obsequio cuncta languent officia?
quod si fiat irreptio, cum sim fenestra peruia,
si quod recepi nuncio, que putatur iniuria?

6 Addo quod nullo puluere quem immittam pollueris,
nullum malum te ledere potest nisi consenseris.
de corde mala prodeunt: inuitum nichil pateris
uirtutes non intereunt. nisi culpam admiseris."

7 Dum sic uterque disputat soluto pacis uinculo,
Ratio litem amputat diffinitiuo calculo;
reum utrumque reputat, sed non pari periculo:
nam cordi causam imputat, occasionem oculo.
Amen.

Bei Gelegenheit dieses Liedes will ich auf ein Werk des Petrus de Cyperia aufmerksam machen, welches Fabricius (V 262 M.), der überhaupt nur eine sehr ungenügende Kenntniss von diesem Manne aus Du Cange hat, übergeht. Die oben genannte Breslauer Hds. Universitätsbibl. I Q 102 gibt Bl. 2r bis 34v einen Tractatus moralis de oculo, mit folgender Subscriptio:

Explicit liber de morali oculo propositus a magistro Petro de Cyperia Lemonicensis dyocesis vnde versus:

Huius lux oculi si clarius inspiciatur,
Mentis lux oculi per eam satis irradiatur.

4,2 seruus sum tibi *W* 3 et ceteris membris *h* Str. 5 nach 6 in *W*, die obige Ordnung geben *R C ca*[1] 5,1 corporis *ca*[2] 2 obsequio *R ca*[1] *ca*[2] officio *W* 3 quo *W* quod *R ca*[2] | irrepio *W* | per me fenestra *ca*[2] 6,1 l' adde übergeschrieben in *R* und so *h* | immitto *C* inmittem *ca* 3 nihil inuitum *W* 4 intereunt *R W* introeunt *ca*[1] | commiseris *W* und l' con ist übergeschrieben in *R* 7,1 Dum *R ca*[1] Cum *W* | uinculo *R* l' osculo übergeschrieben in *R* und so *W* 2 definitiuo *W* 3 utrumque reum *C ca*[1] *ca*[2] 4 culpam *ca*[2] | Amen fehlt *W*

Peiper, zur Gesch. der mittellatein. Dichtung. I.

Anhang.

I. Aus der Wiener Hds. 883 Bl. 164r.

Magdalena.

1 O quam digna memoria,
quod tam rea in uitiis
locata sit in gloria
fruens celi deliciis.

2 Hec est dicta Magdalena
claris orta parentibus,
sed peccatis fuit plena
carnis abutens sensibus.

3 Sed lacrimarum flumine
dum compuncta resoluitur,
sancto peruncta numine
a peccatis absoluitur.

4 Et sorori preficitur
deuotionis studio,
quo mens ardens afficitur
dulcedinis tripudio.

5 Hec Lazarum ab inferis
suis reduxit precibus,
quia Christum pre ceteris
suis placauit fletibus.

6 Quem dilexit feruentius
sub cruce stans intrepida,
et quesiuit feruentius
in sepulcro non tepida.

7 Et sic uidendo dominum
uite tulit letitiam,
sicut seductrix hominum
Eua seuit tristitiam.

8 Suis ergo nos precibus
a uitiorum estibus
Christe coniunge cetibus
sanctorum in celestibus.

9 Trinitati laudatio
in unitatis gloria
sit et par ueneratio
in eterna memoria. etc.

Voraus geht ein Hymnus de beata uirgine et sanctis omnibus uirginibus, mit dem Anfang: Gaudeamus pariter etc. unterschrieben von dem, der das meiste und beste in dieser Sammlung geschrieben hat: scriptum per manus frīs Jo. Zůetingh de Leyden.

II. Aus der Hds. des Nicolaus von Czaslau Bl. 31^{r}.

Marie Magdalene.

1 (w') Felici peccatrici
Christique amatrici
post spine scrupulum
w' Decet symphonisare,
dum meruit beare
amoris calculum.
R° O peccatorum spes.

2 w' Exemplar desperatis
Magdalena gratis
a deo facta es . . .

3 (w') Te Lucas peccatricem,
sed ego amatricem
uirtutum iudico.
w' Phariseus dum spernit,
te deus mire cernit,
munda a vicio.
R° O peccatorum spes.

4 w' Marsilie apostola
euoluis hostis iacula,
tu cum sodalibus.
w' Ey hinc post statum gratie
assumis lumén glorie
apta celestibus.
(R°) O peccatorum spes.

5 w' Christicole colentes
hunc diem, uenerantes
dulci cum iubilo,
w' Trino in personis
modulemur sonis
celorum domino.
(R°) O peccatorum spes.

6 [Cristicole nos classe
precamur et non casse
fibris pro uenia,
ut tua per suffragia
relaxentur uicia
benedicendo domino.] *

Nicolaus de Cosil (Czaslau) schrieb die Hds. der Breslauer Universitätsbibliothek I Q 466 in den Jahren 1417—23. Aus ihr und über ihren Schreiber hat Hoffmann von Fallersleben zuerst Mittheilungen gemacht in der Monatsschrift für Schlesien II 738 ff.

II. Aus der Schule des Thomas von Aquino.

Carmina in obitum Thomae Aquinatis.**

I

1 Vox Rachelis planctum pangit, tristatur ecclesia;
plebs fidelis tota plangit, gemit Rome curia;
mors crudelis Thomam frangit, mundo dat suspiria: } fit eclipsis nimia.
Luminare maius tangit umbrosa molestia;
Thomas clare iam non clangit, praedicantum gloria.

2 Ierusalem deploratur Ieremie carmine,
nostra Syon obfuscatur suo carens lumine,
nostra Rachel nunc orbatur filiali germine: } pressa mortis turbine.
Magnus dolor cumulatur praedicantum ordine,
frater Thomas dum priuatur clericali culmine.

3 Hic ut stella matutina, ut solaris radius,
uerbo, uita et doctrina prefulsit Parisius;
cura dedit hunc diuina uelut iubar clarius: } in multis utilius.
Hic fit mundi medicina, salutaris nuncius,
seruat fratres a ruina, magister egregius.

4 Hic fuit hereticorum singularis malleus,
promotor praedicatorum, ecçlesie clipeus,
gemma morum, flos doctorum, mente uir ethereus: } fulgens orbis cereus.
Hic pudoris uas decorum, scripturarum puteus,
exemplar philosophorum, tronus regis aureus.

* Diese Strophe ist von andrer Hand am Rande zugesetzt.
** Aus der Rehdigerschen Hds. S IV 3a 48 Bl. 1v.

5 Alumpnus philosophie ex Aquino nobilis,
lucerna theologie scriptis admirabilis;
explanauit nocte die libros Aristotilis: } uir cunctis amabilis.
Bonis fuit mentis pie malisque terribilis,
seruus uirginis Marie, quem mors rapit flebilis.

6 Hic quaterna ui superna monstrat animalia,
huic pennata sunt monstrata quatuor celestia,
explanauit, lucidauit sancta ewangelia: } fultus dei gratia.
Nam sanctorum dictis horum posuit insignia,
plurimorum aliorum docens mirabilia.

7 Ars hunc luget triuialis arsque mathematica,
ars hunc deflet naturalis atque metaphisica,
doctrina spiritualis meret, theologica: } dat doloris cantica.
Mesta sedet ars moralis, monstrans mores ethica;
sic machine mundialis lesa dolet fabrica.

8 Fundamentum, documentum tocius ecclesie,
fulcimentum, ornamentum doctorum milicie
dat talentum, dat augmentum, fortis stans in acie: } uas diuine gratie.
Fit lamentum, detrimentum, fractum mortis rabie
ut argentum est inuentum, datum celi curie.

9 Hic Platonis, Ciceronis libros uerbis superat,
Gedeonis et Sampsonis uirtutibus imperat,
Salomonis fulgens donis naturas considerat: } res occultas reserat.
Babilonis, Pharaonis populos depauperat,
multis bonis racionis luce cecos iterat.

10 Multis signis illustratur ipsius egressio;
stella cadens demonstratur de celi fastigio;
que per duas eleuatur stellas de discidio: } ceco datur uisio.
Surdus, claudus reparatur: per quod fit ostensio,
quod Thomas glorificatur in regni palatio.

II

Epitaphium.

1 In luctu cithare uertuntur, flent et amare
extincto iubare sidera, terra, mare.

2 Rerum natura stupet hinc, quod mors sua iura
fregit, mors dura, mors impia, mors peritura.

3 O frater Thoma, te plangunt Francia, Roma;
aurea dans poma fragrasti sicut aroma.

4 Parisiusque, ferens eclipsim, stat modo merens;
mors, fera dampna gerens, est bona nostra terens.

5 Aquini natus, generosus, honestus, amatus,
castus, honoratus transit ad astra datus.

6 Hic iubar ethereum, retinens ex carne tropheum,
mente ferens oleum, predicat ore deum.

7 Dux patrie, dux ecclesie fit doctor honoris,
militie constans acie fit gemma pudoris.

8 Doctor amabilis et uenerabilis inuia pandit;
germine nobilis, omnibus utilis ardua scandit.

9 Aula Sophie, preco Marie morte grauatur,
philosophie, theologie lux tumulatur.

10 Forma fit hic gemini iubaris, sed cellula uini,
manne diuini debuit ergo sini.

11 Stella fuit morum, sol mundi, dux populorum;
ergo supernorum debet habere chorum.

12 Stat lacrimosa scola, sapiens stat concio sola;
dupla Cristicola fulget hic aureola.

III

M. Henricus Hytalicus:

Leges qui binas hausit fontemque sophie,
clarus progenie Thomas hic dormit Aquinas.

Dahinter folgt eine Grabschrift des bekannten Juristen am Hofe Friedrich II., Roffredus Butiensis (Fabricius VI S. 116 M). Sein Name ist seitwärts angegeben von andrer Hand; die Ueberschrift nennt, wie beim vorausgehenden, den Verfasser.

(Domini Rofridi.)

Benedictus Dominus Legum.

Imperii, regni, patrie flos, lux Beneuenti
Hic iacet atque tacet, non dat responsa petenti.

Ich lasse noch ein bisher nicht bekanntes Gedicht von einem unbekannten Verfasser über die Engel folgen, welches derselben Hds. entstammt; vgl. dazu die Bemerkungen Mones zu I 308 S. 443. Ist es nicht von Thomas von Aquino

selbst, der in der That besseres geleistet hat, so scheint es doch aus seiner Schule hervorgegangen zu sein.

(Dictamen de angelis.)

1 Iuga Bethel mens conscende,
supernorum comprehende
  que sit distribucio,
quam distinxit thearchia
triplici sub ierarchia
  gradu nouenario.

2 Igne dei sunt ardentes
Seraphin, sed excellentes
  Cherubin scientia.
tronus dei nominatur,
in quo celi rex locatur
  decernens iudicia.

3 Hii tres flores ierarchie
iuncti diue monarchie
  sunt sine distancia;
hii diuinum sunt agalma
diuineque mentis alma
  pre cunctis thimagia.

4 Dominantes hii dicuntur,
quorum nutu disponuntur
  actus ministrantium.
horum nempe subiectorum
uicem agit ministrorum
  circa nos collegium.

5 Cetus inter quos uirtutum
supra phisim est, ad nutum
  signa qui exhibeat.
potestatum est arcere
nequam omne, ne nocere
  quantum uellet ualeat.

Cod. Rehdig. S IV 3a, 48 Bl. 3r. frīs bti dictam̄ flüchtig übergeschrieben; das Gedicht ist fortlaufend geschrieben, von drei zu drei Versen ein grosser Buchstab.

3,4 agalma] Glosse: exemplar und eine zweite: . i . speculum siue signaculum 5 diuinaȝ (e übergeschrieben) *Hds.* 6 thimagia] Glosse: bonus odor.
5,3 qui] q, *Hds.*

6 Habent terne personatus
limitare principatus
et iura decernere;
submouere superborum
sedes ducum et bonorum
hiis datur statuere.

7 Mistica consiliorum
eruditi diuinorum
nunciant archangeli.
dignitas est animarum
specialis ut earum
sint custodes angeli.

8 Sic ornatus hii superni
distributi sunt ter terni
secundum officia.
assistunt superiores,
circa nos inferiores
agunt ministeria.

9 Purgant prelati subiectos,
illuminant et perfectos
fonti lucis uniunt.
uerbis, sono nil diffuso,
fantur, tamen inconfuso
sensu se percipiunt.

10 Ex hiis habet Michaelem
primatem et Raphaelem
medicum ecclesia,
Gabrielem robur dei,
per quem prima dantur ei
salutis eulogia.

11 Tantis Iesu nos athletis
ducibus et atlothetis
dona semper protegi.
assint nobis in agone,
consequende sint corone
tuis archistrathegy. Amen.

11,2 adothetis *Hds.*

III. Simon Fidatus de Cassia.

Ueber ihn s. Fabricius VI 187 M., der von Gedichten nichts weiss. Er war Augustiner-Eremit in Florenz und starb 1348. Das vielverbreitete, oft und zuletzt im Anzeiger des Germanischen Museums herausgegebene Gedicht* Dolus mundi, mit dem Anfange Viri fratres, serui dei (wofür andre Hdss. Cari fratres oder Eia fratres** bieten) weist die Hds. der Breslauer Universitätsbibliothek IV Q 126 chart. s. XV Bl. 273v ihm zu in folgender Ueberschrift:

Incipit presęns libellus „summa ueritatis per Simonem de Cassia" intitulatus ad euidendum experigenciam omnium compositus.

Dies Zeugniss dürfte ohne triftige Gründe nicht anzufechten sein; mit den bei Fabricius erwähnten Schriften ist, soweit man aus blossen Titeln schliessen darf, der Gegenstand des Gedichts verwandt; da niemand sagt, ob die einzelnen in Prosa verfasst oder poetische Producte seien, so könnte unter einem dieser Titel wol unser Gedicht sich verstecken.

---

* Ueber Handschriften und Ausgaben s. Wattenbach, Die Anfänge lateinischer profaner Rhythmen des Mittelalters in Haupts Zeitschrift f. d. A., N. F. III 505.

** So in clm 3661 s. XV Bl. 217.

Michael Lindener als Uebersetzer Savonarolas und Herausgeber theologischer und historischer Schriften.

Von

Camillus Wendeler.

Im Anschluss an meine Bemerkung auf S. 340 Anm., dass Mich. Lindener mindestens noch 1561 litterarisch thätig war, da er in diesem Jahre die Erklärung zu einem aller Wahrscheinlichkeit nach auch Fischart* nicht unbekannt gebliebenen Bilderbogen verfasste, hatte der Herausgeber des „Archivs" mit bekannter Liebenswürdigkeit** die Güte, mich auf ein Büchlein in der an allerlei Seltenheiten überaus reichen Dresdner Bibliothek (Polit. 1835) aufmerksam zu machen, das sich zu meiner Freude auch in Berlin, hier sogar in zwei Exemplaren, vorfand und sofort auf die Entdeckung weiterer ähnlicher, dort ebenfalls bewahrter Leistungen desselben Autors führte. Diese zeigen uns den Verfasser der zotenreichsten Schwankbücher des 16. Jhts. auf einem ganz neuen Gebiete, wo ihn wol schwerlich jemand gesucht hätte — denn seine Versicherung in den Katzipori Bl. P 2ᵃ: „Derselbig Poet war fromm; aber wenn er ein trunck het, war er ein vnflat" hielt bis heute wol niemand, wenigstens in ihrem ersten Theile für wirklich ernst gemeint — nämlich als Interpreten und begeisterten Verehrer

* Vgl. Geschichtschrift 1575 Bl. cc 4ᵃ: „tröst sie, das besser sei gefangen als gehangen, besser im Schiffpruch jm mit aim haken den arm durchstechen vnd sich so retten lasen als ersaufen: wiwol ainmal ain vndankbarer Gauch ainen drum verklagt."

** [Wie der Herausgeber selbst es auffasst, in richtiger Würdigung der Pflichten seines bibliothecarischen Berufes.]

Savonarolas, des durch den tiefen sittlichen Gehalt und die Strenge seiner Anschauungen berühmten italienischen Vorkämpfers und Märtyrers reformatorischer Gedanken.

Der Titel des mir zuerst bekannt gewordenen Buches lautet:

„Grund vnd bericht, | Vom gewalt | vnd ansehen der Obrigkeit | vnnd schuldigen gehorsam der | Vnterthanen, gegen Geistlichen | vnd Weltlichen, der gestalt zuuor | nie gesehen noch an tag kommen, | sehr nutzlich zuwissen, vnd new- | lich durch *M. L.* in Druck | geordnet. | AVTHORE | Jeronimo Sauanorola. (!) | Sambt den fürnemesten vnter- | scheiden, zwischen reiner Christlicher Lehr, | Euangelij, vnd der abgöttischen | widerwertigen, an Hertzogen | Heinrichen von Sachsen | durch Phil. Mel. | weiland ge- | stellet. | Anno. 1561. | " in 8°. Bogen A—N 6ᵇ. Bl. N 5ᵇ: „Gedruckt zu Nürmberg, bey | Christoff Heußler. | 1561. | " Bl. N 6ᵃ: Holzschnitt, wol das Signet des Druckers, Ein Weib am Meeresstrande auf einem Netze stehend, in dem sich Seethiere befinden, die ein Meermann betrachtet; ein anderes grosses Netz bläht der Wind in die Luft, seine Seile hat das Weib um den Leib gewunden und scheint so empor getragen zu werden.

Die Rückseite dieses Blattes, wie vorn die des Titels ist leer. Bl. A 2ᵃ beginnt die „Vorred. Den Ehrwürdigen vnnd | Wolgeachten Herren, Herren | Decano, vnd andern Canonicis, | vnnd mitgenossen, des lobwürdi- | gen Senats vnd Capituls, des vr- | alten Stiffts Onoltzbach, sei- | nen günstigen Patronen vñ | Förderern. | "

„... reuerentz vnd ehrerbietung alle zeit beuor. Ehrwürdige, wolgeachte, großgünstige Herren vñ [A 2ᵇ] Patronen. Nach dem ich bißher ein frey Person, das ich mit diensten niemand verhafft, noch vnterworffen gewesen, hab ich auch nichts anders gethan, dann allein meinen studijs außgewartet, vnd denselben mit fleiß vnd lust obgelegen, vnnd bißweilen durch reisen, bey gelerten leuten vnd in Libereyen etliche antiquitates Historiarum gesucht, vnnd die mit grosser mühe zusammen getragen, auch viler Fürsten vnd Herren GENEALOGIAS

VND STEMMATA beschriben, vnd etliche VERSIONES IN FACULTATE THEOLOGICA publiciert, vnd an tag geben.

Seintemal ich aber jetzund, ALTE HISTORIEN, welche zuuor nie [A 3ª] gesehen, zugericht, vñ ein OPUS CHRONICORUM für der faust habe, darinn Ewer Würden vnd Herrligkeyten Stiffts auch gedacht, vnnd sonderlich des Patrons S. Gumperti, Hab ich mit disem Wercklein ein occasion genommen, damit solliches mit E. W. vnd H. willen geschehen möcht, vnnd darneben die alten fundationes bekäme, E. W. vnd H. dasselbige dedicirt vnd zugeschriben. Nach dem es ein sehr alt stifft ist, (vnnd jhm zu einem sonnderlichen lob gereichet) wie ich etwan auß den Würtzburgischen annalibus vernommen, welches einer grossen Autoritet vnd æstimation bey den vorfarn [A 3ᵇ] gewesen, das auch Ecclæsia Onoltzbachiana post Herbipolensem, vel ut volunt Historici Arctaunensem, secundina sey genannt worden.

Derhalben auch ein ehrwirdiger Decanus deß Chorstifftes Onoltzbach allezeit in synodis, conuentibus oder sonst Tägen der nechste zu der rechten handt deß Bischoffs von Würtzburg gesessen, solche herrligkeiten vnd priuilegia sampt andern Jurisdictionen hat das Stifft Onoltzbach gehabt; vnd ist ein stattlich ding vor alter gewesen, das man jetzund Anspach nennet, doch corrupte, das da geschicht [A 4ª] vitio linguæ apud vulgus, wirdt doch inn alten diplomatibus Onoltzbach gefunden, quasi am Holtzbach: wie zu seiner zeit in dem TRACTETLEIN VON DEM VRSPRUNG VND NAMEN DER STETTE IN GERMANIA genugsam sol erkleret vnd gehandelt werden, das in kurtzen Tagen verfertigt gesehen wirdt, vnd vil herrlicher gelehrter Leute begeren zu lesen, vnd desselbigen außgangs warten etc.

Wiewol ich mich dem Herrn Decano vor vergangener zeit hab angezeigt, wie ich die VERSION auß dem Griechischen inn das Latein ANTIOCHENI, declamatoris olim Græciæ et [A 4ᵇ] D. Chrysostomi Præceptoris, vollendet vnd dem Durchleuchtigen Hochgebornen Fürsten Georgen Friderichen (ein werck seinen F. G. zugeschriben) vberantwortet,* dieselbe

* Im Original: vberantworte), auch vorher hinter 'vollendet' eine Klammer.

einem ehrwirdigen Senat vnnd Capittel zu dediciren: darüber ein beschwerung der Sprach vorgewendet wardt, vnnd ist etwan nit recht verstanden worden etc. Hab ich doch nit vnterlassen wöllen, damit ein ehrwürdig Capittel deß Stiffts Onoltzbach nit gar inn vergessenheit käme, vnd wer vil herrlicher schöner Historien vnd antiquiteten vorhanden, dasselbige mit meinem fleiß vnd arbeit wie ein Chronicus wöllen zu ei- [A 5ᵃ] nem gedechtnus zieren vnd gleich renouiren.

So hab ich meinen gnedigen ... Herrn, zu einem vorsprung vnd von der obgemelten vrsach wegen disen grund vnd bericht vom gewalt vnd ansehen der Obrigkeit, beyde Geistlichen vnd Weltlichen, der gestalt zuuor nye gesehen, munere Poetico offeriren wölln .... [A 5ᵇ] .... Welliche vorehrung vnd munus E. W. vnnd H. zu einem glückseligen newen Jar wöllen .. auffnemen, vntertheniglich bittendt, wöllen mir darzu als einem vnbekandten nichts verargen: das ich nicht nutzes oder gaben halbn gethan, sonder der edelen vnd heiligen warheit zugefallen, die jetziger zeit vndter der banck ligt ..... [A 6ᵃ] ...

MICHAEL LINDNER
Poeta L. et Chro."

Bl. A 7ᵃ — J 2ᵃ: „Grund vnd bericht, Vom gewalt vnd ansehen der Obrigkeit" u. s. w., die Uebersetzung der gegen die Missbräuche der katholischen Kirche, die Autorität des Papstes in Sachen des rechten Glaubens und Lebens (Bl. B 2ᵃ ff.), gegen den „Geistlichen Wucher vnd ob der Babst* sich billich anmasse der Teutschen pfründen zu uerleihen"

* Bl. C 1ᵇ: „ist ein grosser vbermut vnnd ein thorecht ding, das der Babst zu Rom aller welt Stifft, almosen [Bl. C 2ᵃ] vnd pfründen auf sich zeuhet ... Das er sie aber ausleyhet, vnnd auff nachgultig, geltsüchtig Leut vmb dienst, geschenck oder geldes willn verwendet ... heist götliche vnnd geistliche sachen vnd händel dem glück, dem Mammon oder Mum Mum vnd copisten schreibern beuelhen ... (ist) ein ware anzeigung, wie wenig dem Babst vnd andern Romanisten, das ist bösen Christen ... an Gottes des Almechtigen ehrn gelegn sey ... Wer das nit glauben wil, der lese vonn den Römischen misbreuchen, das ander Büchlein ... Basler constitution, des heiligen Babsts Leonis satzung vnd concordata principum ... mus er doch mit sehenden Augen blindt sein, dieweil es auch die Pawern greiffen etc."

(B 8[b] ff.), den Tand menschlicher Satzungen (Bl. C 3[a] ff.) u. s. w. entschieden vorgehenden Schrift des italienischen Reformators nach lateinischem (?) Original, welche dem geistlichen wie weltlichen unterthanen das Recht selbständiger Entscheidung gewahrt wissen will. Z. B. heisst es Bl. C 7[a]: „Vnd ist ein satter verstand hoch von nötn wider den blinden gedichten glaubn; der Hirt sol waidn, das sein ampt ist — die Herdt aber ist dem Hirtn vnterworffn, doch nit gar: darumb hat sie jhr Vernunfft, damit si es prüfen sol, was gut oder nicht gut sey, vnnd hat ein höhern vnd oberen Herrn, von welchem dem Hirten die Schaf beuolhn ....." Ausführlich erörtert das 18. Capitel: „Wie die Vnterthanen ettwan der Oberkeit schuldig zu widerstehn, vnd sie zu vertreiben seindt."

An diesen Hauptbestandtheil des Buches schliesst sich die schon auf dem Haupttitel angekündigte Schrift Phil. Melanchthons „Von Christlicher vnd Abgöttischer Leere (Unterschieden)" Bl. K 1[b] — L 6[b], eingeleitet (Bl. J 3[a] ff.) durch eine Vorrede des Herausgebers, welche den Leser mit der Veranlassung derselben bekannt macht.

Herzog Heinrich von Sachsen-Freiberg, „ein Liebhaber vnnd förderer aller warhait vnnd Tugendt, der nicht ohne vrsach Heinrich* geheissen", ein humaner, gütiger und frommer Fürst — „darumb er noch heut bey Tag zu Freyberck bey der alten Burgerschafft ein grosses lob vnd ewiges gedechtnuß hat", setzt der in Sachsen geborene Autor Bl. J 5[a]

---

* „welliches ein Teutscher Name ist, Vnnd heist so vil als inn- [Bl. J 4[a]] wendig vnnd daheimen reich, ein guter, getrewer Haußuatter vnnd Haußhalter, vnnd ist eben inn Latein, von dem Heyligen Mann Gottes Martino Luther eben dergestalt Beschrieben, Das Heinrich Sächsisch, auff Hoch Teutsch Heinreich, Als daheimen innwenndig Reich, der ein gut Gewissen habe, heisse. Auff die Ebrehische Sprach Abraham, der ein Vatter eines grossen Haußgesindes gewesen." Das angezogene Büchlein Luthers (? vgl. R. v. Raumer, Geschichte der German. Philologie S. 32 Anm.): „ALIQVOT | NOMINA PROPRIA | Germanorum ad Priscam | Etymologiam re- | stituta | ... | VITEMBERGAE | 1537 | ", in 4°, am Ende: „Impressum Wittembergae per Nicolaum Schirlentz 1537", in Berlin. Auch Ausgaben dort von 1554, 1570, 1611, 1663, 1674.

hinzu, welcher sonst dem „Johannes Schleudanus*, dem trefflichen Cronicus“ folgt — trat. 1539 das Erbe seines älteren Bruders, Herzogs Georg von Sachsen-Dresden, an und führte sofort, wie er schon 1537 in Freiberg gethan, nun auch in den übrigen Ländern der Albertinischen Linie die Reformation ein, vornehmlich in Leipzig.

„Es wardt auch der Mann, welchen Hertzog Georg ... auffs hefftigst gehasset vnd veruolget, nem- [Bl. J 7ᵇ] lich ... Luther vonn dem newęn Fürstn gen Leiptzig beruffen, daselbst thet er ettliche Predigten, vnd machet der waren reinen Christlichen Lehr anfang, das den alten Colligaten vnd Stubenhunden der vniversitet alda wenig gefiel, daran jm nicht vil gelegen; denn er ein Mann war, der ohn alle schew die warheit saget vnd kein blatt vor das Maul namb — Gott geb, Gott grüß: es gefiel wem es wolte.

Von disem wardt begert, das er Hertzog Heinrichn zu Sachsen die fürnembsten vnterschid der Christlichen reinen Lehre, [Bl. K 1ᵃ] deß .... Euangelii, vnd der widerwertigen aduersarien stellen solt .... hat ers dem Herrn PHILIPPO MELANCTHONI zu thun beuolhen.“

„Auff das jhr nit gar vergessen wurden, (hab ich sie) hieher in Truck geordnet“, Bl. J 3ᵃ.

Bl. L 8ᵃ — N 5ᵃ, endlich folgen eigene, von frommer Salbaderei überfliessende Ausarbeitungen des Herausgebers, überschrieben: „Antwort: | MICHAELIS LINDNERI (!) POETE | L. VND CHRONICI, Auff drey pro- | positiones, die jm ein Vasall, deß | H. Römischen Reichs, auff einer raise vorgege- | ben hat. | Die 1. Proposition. | Ist vonn der dritten Bitt deß | heiligen Vatter vnsers ..... |

Hoch vnd wolgeborner Herr | Graf. Ich gedenck noch oft | ewrer gnaden Proposition, De vo- | luntate Dei ...“ Bl. M 6ᵇ: „Die ander pro- | position. | Ob ein Christliche Oberkeit die | Vnterthanen | zu der waren Re- | ligion treiben vnnd zwin- | gen möge oder sölle. | “

Bl. N 2ᵇ: „Die dritte Pro- | position. | Besprenge mich HERR, mit | Isopen, das ich rein werde, vñ | wasche mich, so wird ich | vber den Schnehe | weisser. | “

* Ioa. Sleidanus, De statu religionis et rei publicae etc.

Angesichts dieses Buches war gewiss der Zweifel berechtigt, ob der sich hier wiederholt und pomphaft nennende Herausgeber wirklich der uns vom „Rastbüchlein“ und den „Katzipori“ her bekannte, dort in Schmutz und Rohheit bis zum Ueberdruss herumwitzelnde, freilich nicht talentlose und für die Litteraturgeschichte des 16. Jhts. unwichtige Michael Lindener sei, der Corrector der Daubmannschen Officin in Nürnberg. Denn es streifen im Munde dieses Mannes doch Ausführungen wie die folgenden an Blasphemie, ja machen den Eindruck indirecter Selbstironisierung.

„Wann ich durch die Liebe (Christus) eingeleibt werde, wann ich seinem Fustappen der nidrigkeyt volgen thue .... Als denn werde ich rein, von allen meinen Sünden: du wirdst mich waschen mit meinen threnen, die aus hertzlicher Liebe ... von meinen Augen fliessen, dann werde ich müde vom seufftzen vnnd schwemme mein Pett die gantze Nacht, vnnd werde netzen mit meinen threnen mein Läger, dann wirdest du mich waschen, das ich schnee weis werde! Der Schnehe ist weis vnnd kaldt [N 4[b]], also bin ich vorwar auch, wann du mich mit ysopen besprengest u. s. w.“

Aber alle Zweifel an der Autorschaft Lindeners müssen vor der Thatsache schwinden, dass die stilistischen und sprachlichen Eigenthümlichkeiten dieses Buches, besonders an den Stellen, wo sich der Autor frei und ohne Vorlage bewegt, im „Rastbüchlein“ wie in den „Katzipori“ genau ebenso hervor treten. Dahin gehört u. a. der an Anakoluthen überreiche, dabei oft bis ins unabsehbare sich dehnende Satzbau, verbunden mit Praegnanz des Ausdrucks, Anschaulichkeit, Bilderfülle. Ferner hier wie dort die Neigung zu sprachlicher Verdeutlichung: Häufung von Synonymen, Umschreibungen der mannigfachsten Art, Erklärungen mit „das ist“ oder „auf Teutsch“, etymologische Spielereien; dann das einstreuen lateinischer Brocken, meist zugleich mit Uebersetzung, endlich — als entscheidendstes Moment — der Gebrauch gewisser Lieblingswendungen und Lieblingswörter.

Z. B. im fahl das s. v. a. denn, weil (vgl. meine Bemerkung in d. Zsch. f. Deutsches Alterth. XXI, 435 Anm. 2): „gibst du aber zu vnd nach, das ein Babst im fal das er

auf dem sessel Petri sitzt vnd die schlüssel .. hat, jrren mag", B 3b; „der Babst, im fal das er der Obriste Principal ist", B 3b; „Gott wil, im fal das wir nicht thun .. was er .. haben will", M 2a; „wartet mein, im fahl das ich nit komb noch will", M 2b. Ferner: satt s. v. a. ausreichend, vollkommen, wie G 7b: „mit fleis, verstandt vnnd auch satter erbarkeit" u. ö.; hell s. v. a. klar, deutlich, wie H 4b: „sagt Hieronymus mit hellen wortn" u. ö.; D 2a: „Zaffmagdt vnd Schlepsack"; B 2b: frei quit ledig gezelet"; M 7a: „vbel vnnd vnzifer"; E 3a: „kein ander paßfart haben." Formeln und Redensarten: „vest vnd steiff" H 5b; „werden toll vnd voll", F 6a; „einem vollen tollen trunckenboltzen . . glauben", G 8a; „das wir (das wörtlein) so weit deneten vnnd spanneten, vnnd ein Labarinth (!) daraus machten", M 2a; „ist denn das nit den schlüssel in das recht schloß stecken, so weis ichs nicht", B 2b; „mus er doch mit sehenden Augen blindt sein, dieweil es auch die Pawren greiffen", C 2b; „kein blat vor das maul namb", A 8b und J 8b; „muß doch endtlich herfür, es hilfft da kein pantzer für den stich, die spitz ist so scharpf", B 3b; „Welt ist vnd bleibt des Teufels, da hilft kein pantzer für", G 1b; „das habe ich . . . schreiben wöllen, das ich aus kheinem lären hafen gethan", M 6a; „seintemal ich aber jetzund . . . ein Opus Chronicorum für der faust habe", A 3a*; „ein gifftige ketzerey, hies auch auff Teutsch: die Menschen Gott dem Herrn fürgezogen", B 1a; „(Petrus,) der ein edler Babst gewesen vnd Teutsch geredt hat, das ist: die Warheit auff seine Sprach", H 3a; „blinde verstockte Leut, das ist: narrenfresser", E 6b; „das heist zum ziel geschossen vnd das schwartze pletzlein getroffen", M 5b u. s. w.

Jedoch nicht nur formales spricht an unserm Buche für den Verfasser der „Katzipori" und des „Rastbüchleins": hier wie dort das prunken mit angeblicher Gelehrsamkeit und Sprachkenntniss, die Neigung von sich zu reden, der „seines handwercks ein Doctor" (Katzipori Q 5a), die Ankündigung immer neuer noch nicht geschriebener Werke, die doch gelehrte Leute, zu denen er sich mit Bewusstsein rechnet, dringend

* Vgl. Zsch. f. Deutsches Alterth. XXI, 436 Anm.

von ihm begehren, das herandrängen an Standespersonen, „die gelehrten Leuten wol gewegen“ (Rastbüchlein A 2^b) u. s. w.

Selbst Anwandelungen zu Moralisationen und frommer Beredsamkeit hat er in den „Katzipori“, z. B. Bl. K 4^a ff., M 1^b, M 5^b, N 2^b, R 3^b, freilich öfter mit komischer Wendung (ebd. O 1^a), weiss über schamlose Edelleute zu reden (K 5^b), Weltklugheit (Q 7^a) etc., ja disputiert in der 37. Geschichte (G 8^b) mit einem Juden über Christus; vgl. auch Rastbüchlein S. 22, S. 29 ff. u. s. w.

Endlich das Opus Chronicorum, das er nach der oben ausgehobenen Stelle der Vorrede A 3^a „für der faust hat“, die „alte Historien, welche zuuor nie gesehen“ — eine Anpreisung, welche der im Buchhandel bewanderte Schriftsteller fast immer auf die Titel seiner Werke setzt — ist doch ohne Frage mit der im „Rastbüchlein“ A 2^b (Zeitschr. f. Deutsches A. XXI, 442) verheissenen „Chronick für den gemeinen Man vnd einfeltigen Leyen .... mit vberauß schönen Figuren, dergleichen nye gesehen .. von anbeginn der welt“ identisch, von der er sagt, dass „sie noch nit auffgelegt, vnnd etwas darmit verzogen ist worden“; vgl. auch Rastbüchlein A 4^b.

So müssen wir also die in den Vorreden unseres frommen Büchleins niedergelegten Thatsachen auf Michael Lindener, den Verfasser der Schwankbücher, beziehen und gewinnen dadurch, in Verbindung mit dem, was die Vorbemerkungen der beiden gleich zu bezeichnenden weitern Uebersetzungen desselben Autors ergeben, für die Litteraturgeschichte ein ziemlich deutliches Bild jenes physisch wie moralisch wenig saubern Menschen und seiner litterarischen Thätigkeit.

Die erste der beiden andern mir bekannt gewordenen Uebersetzungen Michael Lindeners ist:

„Der kurtze vnd | güldine griff, der gantzen | Heyligen Schrifft der Bibel, | einem jeden Christen hoch | von nöten, vnnd sehr | tröstlich zu wissen. | | AVTHORE. | Hieronymo Sauanorola. | Anno . M.D.LX. |“ in 8⁰, Bogen A — G 7^a, am Ende: „Gedruckt zu | Nürmberg bey, | Christof Heusler. | 1560. |“ Rückseite von G 7^b, und G 8^{a-b} leer.

Bl. A 2^a ff. die Widmung: „Dem Hoch vnd Wolge- | bornen

Herrn, Herrn, Ladiß-|lawen, Grauen zum Hag, vnd Her-|ren zu Frawenberg vnd Brun̄, | seinem Genedigen Pa- | tronen etc.

GOttes gnad vnnd Barmhertzigkeit, inn seinem geliebten Son, Edler, Wolgeborner Herr Ladißlawe, Nach dem ich vor verschiener zeit, mit Ewern Genaden vnd Herrligkeiten bekandt, der ich auch allzeit zu willfaren mich verheissen, hab ich nit wöllen vnderlassen, E. G. vnd H. Dises klein Tractetlin zu Dediciren, Dieweil Ich weiß vnd selb von E. G. vnd H. Offt ver- [A 2^b] standen, das sie Gottes Wort wolgewegen vnnd nach allem fleiß dasselbige zu fürdern, inn vorhabens sein .... [A 3^a] ... die Heilige Biblia recht zuuerstehen, darzu man ein kurtzen bericht vnd Methodum haben muß, welliches diß klein Büchlein eins ist, von einem wichtigen Hochgelerten, tieffen, verstendigen Mann zusamen getragen, vnd ein rechter sem vnd Jungkfraw hönig, auß den besten blůmen der Göttlichen schrifft gesogen, das E. G. vnd H. ... zu einem glückseligen Newen Jar genedigklich annemen [A 3^b] ... Anno 1560. E. G. vnd H. Williger

Michael Lindener
Poeta L. et Chron."

Der aus gehäuften Bibelsprüchen bestehende Inhalt des Buches gab M. Lindener wenig Gelegenheit Eigenheiten seines Stils zu zeigen; um so interessanter ist die folgende mit Katzipori-Lettern* gedruckte Uebersetzung:

„Syben schöner, | tröstlicher Predig, von dem | säligen vnd heiligen man̄ Hierony- | mo Sauanorola in Latein gestellt, | Vnd yetzundt auffs Erste durch | Michaeln Lindenern poe- | ten, allen Christen zů | nutz vnd Trost | verteütscht. | Darin̄n der Welt elendt, | jam̄er vnd noth abgemahlet. | Darzů wie man Bůß thůn | soll, vnd selig werden. | Wittenberg | 1557. |" in 8°, Bogen A—L 8^a, die Rückseite leer.

Bl. A 2^a: „Vorrede. | Den Edlen, Ve- | sten, fürsichtigen, Ersam̄en | vnd wolweysen Herren, Burger- | meystern vnd Rathmannen, auch | yeden Räthen vnd Raths verwand-

* Z. B. das verschnörkelte M des Titelblattes hier Bl. G 5^b: s. jedoch weiter unten.

30*

| ten, des heyligen Römischen Reichs | Statt VLM. Meinen günsti- | gen gebietenden Herren | vnd Patronen. |

Edle, Vesste, fürsichtige ..... Gottes gnad ... beneben meinen vndterthänigen diensten allezeyt beuor. [A 2b] Nach dem ich vor etlichen Jaren E. H. V. vnd F. E. W. von ainem wol vnd hochgeachten Mann durch schrifften, mich in diensten zů fordern vnnd vnderhalten befolhen vnd Commendiert. Wie ich dann auch der vrsach wegen, von den Achtbaren vnnd wolgelerten Herren, Magistern JOHANN RISENZAHN vnd HESSEN, Superintendenten vnd Kirchendienern bespracht, vnnd Examiniert bin worden, vnd darzů ain klaines vnnd geringes pröblein, souil Gott gnade verlyhen, gethan: Hab ich vndter andern von E. H. V. vnd F. E. W. vil gůttes vnnd grosse wolthaten empfangen, vnd darneben ainen herrlichen abschidt bekommen. Darumb ich mich bey dem Erbarn vnnd nam̄hafftigen Herrn̄ N. RODTEN [A 3a] domals hab vernemen lassen, das ich des genaigten willens vnd gůtthaten ... mit der zeyt wölle jngedenck sein, vnd mich danckbar erzeygen.

Dieweyl ich aber etliche Exemplar des hayligen man̄s Hieronymi zů verdolmetschen für die faust genommen, der ich auff dißmal eines, welches Nam̄en ist, Syben schöner tröstlicher Predigt vollendet. Dasselbige E. H. V. vnd F. E. W. dediciert vnd zugeschriben. Das in disen Landen nye gesehen, auch mit grosser mühe vnd vnkosten, sampt andern seinen wercken zu wegen bracht, darinn man ein reichen vnd hohen fleyß vnd geyst ... spüret vnd sihet. Deren [A 3b] er fast in die acht vnd zwentzig gemacht, vnnd vil gewaltiger Predigten, in Wälscher spraach zů Florentz ... gethan. Darumb er ... zů dem Todt vnbillich verurtheylt ist worden ....

Herr Magister CIRIACUS [A 4a] SPANGENBERG (hat) newlich des säligen Martyrers historia, auß glaubwürdigen Scribenten, die er alle mit nam̄en nennet, zusamen getragen, vnnd in Truck offentlich .. außgehen lassen.* Welche geschicht auch

* „HISTORIA. | Vom Leben Le- | re vnd Tode, Hierony- | mi Sauonarole, Anno | 1498. zu Flo- | rentz verbrand. | (Holzschnitt: Savonarola) |

in dem vierdten theyl der Martyrer vnd bekenner Christi des herrñ DOCTORIS RABI,* von wort zů wort, wie er selber meldet, verfaßt sein. ... (Savonarola) saget war- [A 6[a]] lich der wellt in disen Predigten die lauttere warhayt ... Wie dann gleiches fahls Johann Hußß ... mit trucken worten verkündiget, wie das wörtlin Cygnus in der zal befunden. In Summa, das wir in letzten fůßstapffen der wellt getretten vnnd gefallen seind, wie Martinus Luther, säliger gedächtnus, offt vnd vil gesagt, WIE ICHS AUSZ SEINEM MUNDT GEHÖRT ... Zůdem, daß sich nach seinem todt seine Mitbrüder sehr ärgern vnnd [A 6[b]] stossen wurden, vnd kein farbe halten, wie es sich dann warlich also befunden hat ... welcher verderben vnd vntergang der Comet, im̃ sechß vnnd fünfftzigsten Jar gesehen, hart dräwet ...

Dises Büchlein .·. ich E. H. V. vnnd F. E. W. auß ob-

Wittenberg. | 1556. |" in 8°. Bogen A — H 3[a], Bl. H 3[a]: „Gedruckt zu Wittenberg, | Durch Peter Sei- | tzen Erben."

Bl. H 3[b]—6[b]: „Die Historia | Hieronymi Sauona- | role, kurtz reim weise gefast, | aus dem Buch M. Cyriaci Span- | genberg, von zweihundert, | vnd etlichen mehr Hie- | ronymis", anfangend:

DAs dritte Bild ein ernst Person
Sach ich in einer Kappen stan,
Hieronymus Sauonarol, etc.

Das von Lindener erwähnte Quellenverzeichniss steht auf der Rückseite des Titelblatts; die Vorrede: „Hansen, Graffen zu | Mansfeld etc. meinem | gnedigen Herrn" ist unterzeichnet Bl. A 4[a]: „Geben im Thal Mansfeld. 1556 ... M. Cyriacus Spangenberg". Dieser, der Sohn des Eislebener Generalsuperintendenten und Vater des Wolfhart, war damals in Mansfeld Schlossprediger, vgl. Goedeke GR. 185, 95. Bl. B 1[a], Rgl. gedenkt er des 51. und 80. Psalmen Sauonarolas, die sein „lieber Vater seliger gedechtnis, M. Joh. Span. verdeutscht, vnd in druck geben, Anno 1541". Diese wie das Leben Savonarolas (= Cs 6081. 8) in Berlin.

* Auch Cyr. Spangenberg sagt in der vorhin erwähnten Schrift Bl. A 3[b]: „thut auch ... Doctor Ludwig Rabus wol vnd Christlich, das er jtziger zeit vieler fromer heiligen Gottes Historien in etliche Tomos zusamen gefasset." Der hier gemeinte Verfasser des Lebens der heiligen ist der Vater des Apostaten Johann Jacob Rabus, welchen Fischart im „Nachtrab" angreift: s. meinen Aufsatz in R. Picks Monatschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung III (1877), S. 534 ff. Ueber Ludwig Rabus s. Adami Vit. Germanorum theol. S. 462. Weyermanns Nachrichten v. Gelehrten aus Ulm S. 428 ff.

gemelten vrsachen vberantworte, dieweyl ... E. H. V. vnnd F. E. W. gelerten leuten vnd gůten künsten genaigt vnnd wol gewegen ... Geben zů Wittenberg im̄ Jar 1557. am tag Philippi vnd Jacobi Apostolorum.

E. H. V. vnd F. E. W.
gantz williger D.
MICHAEL LINDENER, Poeta."

Dieser „Sünders Spiegel", wie die „Syben schönen tröstlichen Predigen" in spätern Ausgaben überschrieben sind,* bietet mancherlei Anklänge an die Redeweise der „Katzipori",** wie eine „Erinnerung an den Christlichen Leser" Bl. L 8ª schon vermuthen liess, worin es heisst:

* Die erste Ausgabe von 1557, in deren Vorrede der Comet des Jahres 1556 erwähnt ist, haben wir in Berlin in zwei Exemplaren (Cs 5670 und in Cs 4801. 8°), andere von 1574 und 1582 (Franckfurt a. d. Oder, Joh. Eichorn in 12°) sind nach freundlicher Mittheilung des Herrn Dir. Dr. K. Frommann in Nürnberg: erstere auf der Stadtbibliothek, letztere im Germanischen Museum; in Berlin endlich noch Drucke von 1597 und 1630. „Deß Sünders | Spiegel. | Sieben schö- | ner Trostpredigt, von | der Welt Elendt, Jam- | mer vnd not. Darzu wie | man Buß thun sol, | vnd selig werden. | Durch | Hieronymum Sauona- | rolam außgelegt. | Leiptzig, | Gedruckt vnd verlegt, durch | Abraham Lamberg, 1597. | mit Churfürstlicher Sächs. Freyheit | " in 16°. Titel und Text mit schönen Randleisten. Unveränderter Abdruck, ebenso der Vorrede mit Unterschrift. Der Titel der Ausgabe von 1630 „Nürnberg, In Verlegung | Wolffgang Endters." lautet fast ebenso, nur hat er hinter „Durch H. Savonarolam" „in Latein gestellt, | Vnnd durch M. L. P. auff das | fleissigst verteutschet."

** Vgl. „Fürwar du bist ein vnflätiger befleckter saame vnnd zůnichter wůst in dem ayter des fleyschs, inn dem stanck der begird, in der hitz der vnzucht vnd gaylhait . . . empfangen", B 2ª; „Ein dreckfaß, aytter putz, voller stank, wůst vnd Grewel etc.", B 4ª; „Du aber gibst von dir Nisß, leuse, flöhe vnd gewürm etc.", B 5ª; haußhalterin, Zafmägt etc.", C 2ª; „Aber der grosse hauff . . . gehen den weyten weg, do Petzel Thorhüter ist etc.", C 2ᵇ; „ist alles letzlich nichts, vnd wird lohröl darauß vnd wasser", H 2ª; „Wo . . fehret aber der Reich hin, der jme das mawl auff sperren leßt? dem teufel in hindern, da man kisten preet", H 3ᵇ ff.; „sie jren Bauch vol füllen, das er strotzet vnd thönet etc.", H 4ᵇ u. s. w. Bl. H. 5ª ff. wird auch recht erbaulich über die Freuden der „Katzipori" gehandelt, z. B. „Jr verwüstet euwern leyb vor der zeyt etc." „Woher kommen so ull krankheyten" etc.

„DJweyl in dem Lateynischen Exemplar ettliche Wälsche wörter eingemischt gewesen, die der heilige mann Gotes gebraucht, vnd sehr scharpff vnnd spöttisch, doch auß ainem eyfer Gottes, von den Gotlosen vnd verdampten geredt. Hab ich sie auff vnser arth gebraucht vnd lauffen lassen, wie du dann wol spüren wirdst, das ich dich will trewlich erinnert haben."

Das interessanteste sind aber jedesfalls darin die Angaben des Uebersetzers über seine Thätigkeit im Dienste der Stadt Ulm, um so mehr als er sich in der Vorrede zur ersten hier besprochenen Schrift — freilich aus leichtverständlichen Gründen — „bißher als ein frey Person, das mit diensten niemand verhafft noch vnterworffen gewesen", aufspielt, . . . und man wüsste gern, womit er in Ulm eigentlich zu schaffen gehabt hat. Leider wollte es mir aber bis jetzt nicht gelingen, hierüber näheres zu erfahren.

Am wahrscheinlichsten ist immer noch, dass man es mit ihm, vielleicht zur Aushilfe, als Schulmeister versucht hat.

Bis zur Uebersiedelung Ludwig Rabes von Strassburg nach Ulm im Jahre 1556 waren allerdings in dieser Stadt schon mehrfach Versuche gemacht das dort früher sehr verwilderte* Schulwesen zu verbessern, insbesondere hatte sich Gregor Lienhart aus Wurzach (s. A. Weyermann, Nachrichten von Gelehrten aus Ulm 1798 S. 377 ff.) als Rector grosse Verdienste um den gelehrten Unterricht erworben; aber erst unter Einwirkung des neuen Superintendenten, dem die Strassburger Akademie unter Johann Sturms Leitung vorschwebte, ist die Wendung eingetreten, welche auch die Ulmer Schule zu einer berühmten machte.**

* S. das Actenstück „Schulmaisters beschwerden" in G. Veesenmeyers schönem Programm „De Schola latina Ulmana." Ulm 1818. 4. S. 19. Weniger eingehend ist W. Kapffs Programm „Zur Geschichte des Ulmer Gymnasiums" 1858 oder gar das alte Buch von Goess, Organisation des Ulmer Gymnasiums. Ulm 1810.

** Die Begründung der Lateinschule in fünf Classen geschah eigentlich erst durch das am 10. Novbr. 1557 vom Ulmer Rathe bestätigte, am 17. Octbr. dess. Jahres übergebene „Bedenken" Ludwig Rabes: s. Kapff a. a. O. S. 7 ff. 17. Auch dieses umständliche Schriftstück ist culturhistorisch nicht ohne Interesse. Vgl. Crusius, Annales Suevici II, 701.

Es wäre daher immer möglich, dass man vorher, etwa während der durch Lienharts zeitweilige Abwesenheit und durch die Einführung des Interims hervorgerufenen neuen Schulcalamitäten unsern, von einem „hochgeachten Mann" empfohlenen Poeten mit einer Locatenstelle betraut hätte und dass er dann, als jener energische Theologe seine durchgreifende Regeneration begann, seinen „herrlichen abschidt" erhielt. Die Zeit, welche er in Ulm zubrachte, lässt sich ziemlich genau bestimmen: der eine jener „achtbaren vnd wolgelerten Herren", von denen er nach seiner Angabe „bespracht und examiniert" wurde, der Magister Johann Risenzahn ist ohne Zweifel mit dem erst 1553 als Oberprediger am Münster nach Ulm gekommenen M. Johannes Reissenzahn aus Hasfurt identisch, der auf Rabes Betrieb Zwinglischer Lehren wegen schon 1559 entlassen wurde,* und da Rabe nicht zu Lindeners Examinatoren gehörte, muss dessen Beschäftigung im Dienste der Stadt zwischen 1553 und 1556 fallen. In seiner Widmung von 1557 konnte also der Poet mit Recht sagen „vor etlichen Jaren".

Die beiden andern genannten Persönlichkeiten, Hesse, „Superintendenten und Kirchendiener" und den „Erbarn vnnd namhafftigen Herrn N. Rodten", kann ich in der mir zu Gebote stehenden Litteratur nicht nachweisen, aber sicherlich ohne Schaden für die Sache. Von den bei Jöcher und Adelung verzeichneten Theologen Hess oder Hesse ist keiner in Ulm gewesen, der berühmte Breslauer Reformator Johann Hess starb schon 1547.** N. Rodt, etwa Kirchen- oder Schulpfleger, gehört ohne Frage der bekannten Ulmer Patricierfamilie an, welche Kaiser Karl V. am 29. October 1552 mit sechzehn andern zu rittermässigen und turnierfähigen erhob, s. Crusius, Annales Suevici II (1596), S. 684 ff. Im Jahre 1548 waren drei Mitglieder dieser Familie mit städtischen Aemtern betraut: Johannes, Augustinus und Erasmus Roht a. a. O. S. 666.

---

* † 1573 als erster Prediger in Speier: Weyermann, Neue Nachrichten von Gelehrten etc. in Ulm 1829. S. 412 ff.

** [In einer handschriftl. Chronik von Ulm (Dresdner Hds. H 7 Bl. 386) kommt Johann Haaß als Superintendent jener Zeit vor.]

Die sonst in Lindeners Widmungen genannten Personen sind:

1) in der nach W. Scherer, Anfänge des Deutsch. Prosaromans 1877 S. 23 in München befindlichen, mir im übrigen nicht weiter bekannten Schrift „Loci Scholasticorum egregii per M. Lindnerum poetam diligenter congesti ... A° 1557“: Marquard von Stein, Ecclesiae Augustensis praepositus;

2) in den „Katzipori 1558“: Hans Greuther, Bürger vnd Papyrer zů Landsperg, auf der Mühle da man Lumpen macht;

3) im „Rastbüchlein 1558“*: Herr Anthoni Baumgartner zu Baumgarten (bei Burgau);

4) im „güldinen griff der gantzen Heiligen Schrifft der Bibel 1560“: Herr Ladißlaw, Grave zum Hag vnd Herr zu Frawenberg vnd Brunn;

5) im „Grund vnd bericht Vom gewalt ... der Obrigkeit 1561“: Decan vnd Canonici des Senats vnd Capituls des Stifftes Onoltzbach.

Ueber die zweite Persönlichkeit hat sich M. Lindener mehr als genügend in den „Katzipori“ ausgesprochen,** über die dritte sieh meine Auseinandersetzung in der Zeitschrift f. D. Alterthum XXI, 442 ff.;*** über die erste klärt uns P. Corbin.

* Das „Rastbüchlein“ dürfte später als die „Katzipori“ ausgegeben sein, da im erstern Bestandtheile der letztern citiert werden: s. hier im Archiv S. 378, jedoch auch Bobertag VI, 140 Anm.

** Gemeint ist die Stadt am Lech in der Nähe Augsburgs.

*** Demselben Augsburger Patricierssohne widmete ein Jahr vor dessen Hochzeit der seit 1536 in Marburg als Professor der Astronomie, Mathematik und Medicin thätige Johann Dryander (Eichmann: s. Jöcher und die Allg. D. Biographie V, 440) seine „SPHERAE MATERIALIS | Siue globi cœlestis (Das ist) | Des hymels lauff gründtliche außle- | gung so vil zur anleytung der Astro | nomie dienet... | durch JOHAN DRYANDERN, genent | Eychman ... von newen ver- | deütscht vnnd ann tag bracht | . . .“, am Ende: „Getruckt zů Marpurg, Sub | Rectoratu Joannis Dryandri, Anno | M.D.XXXIX. Junij 30. | “ in 4°, Bogen A—H 4b (in Berlin = Oi 1082. 4). Bl. A 2a—b die durch Angabe persönlicher Verhältnisse interessante Widmung „Dem Erenuesten vnnd wolachtbarn Herr (!) Antonio Paungartner (!) zů Augspurg der sieben freien künsten liebhaber, seinem günstigen herrn, Wüntsche ich Johañ Dryander vil heyls. FReündtlicherr lieber herr Antoni, Dieweil ich ... in vnser

Khamm, Hierarchia Augustana chronologica tripartita I (Augustae 1709. 4), S. 532 ff. in wünschenswerthester Vollständigkeit auf, über die vierte Wiguleus Hund, Bayrisch Stammen Buch I (Ingolstadt 1585), S. 67 ff.

---

angebornen deütschen sprache diß new büchlin ... an tag hab wöllen brengen, vnd nun mehr, was grosser belüstigunge, liebe vnd fleissiges nachdencken, jr ettwan in Franckreich zů Bruois, inn der löblichen vniuersiteten, alda ich des mals auch zugegen, inn gleicher beherbergung vnd kosten mit euch was, an disen Astronomischen vnnd besondern der Musica künsten gehebt habt, behertzige .. Hab ichs nit konnen oder wöllen vnderlassen, ewer gemüt .. dessen vorigen fleisses zu ermanen, euch diese meine arbeyt ... zu dedi [A 2b] ciren ... das jr ye spüren vnnd vermercken soltet, das ich die vergangnen (!) zeit, so vns beyden deßmals bei eynander wonenden, ettwan lieb vnd leyd, glück vnd vnglück zu handen stund, keynes wegs inn vergeß gestellet habe, sonderlich do wir das grausam sterben der pestilentz flohen, vns auß der statt ins dorff begaben, vnnd ettwan der gelegenheyt nach vns behelffen musten ... Datum Marpurg, den ersten tag im Meyen Anno M.D.XXXIX." In einem spätern, vorn durch ein Register und hinten durch 29 neue Abschnitte bereicherten, sonst aber wörtlichen Abdruck „Durch Mattheum Nefen ... Landtmesser | inn Ober vnd Nieder | Schlesien | M D.LXXXI. | ", am Ende: „Gedruckt zur Neyß, auff dem Kalden- | stein, bey Johann Creutzinger." | , ebenfalls auf der kgl. Bibliothek in Berlin, fehlt diese Vorrede, ebenso eine Schlussschrift Dryanders, welche sich noch einmal an „Antoni Paungarner (!)" wendet. — Von Antoni Paumgartner wissen wir also, dass er vor 1536 in Bourges war — vielleicht 1535 mit seinem jüngern Bruder David zusammen, welchen Hans von Hartlieb in diesem Jahre dort antraf (s. B. Greiff, Tagebuch des Lucas Rem. Augsburg 1861 S. 109) — und dadurch gewinnt meine in der Zeitschrift für D. Alterthum XXI, 443 Anm. ausgesprochene Vermuthung an Wahrscheinlichkeit, dass sein Praeceptor in Frankreich neben dem Philologen Hieronymus Wolf auch dessen Bruder Heinrich gewesen, der in dem im Archiv VI, 502 besprochenen Buche Bl.)(2a ausdrücklich sagt, dass er u. a. auch in „Bourges in Bery" sich aufhielt. Ueber Heinrich vgl. noch G. Adam Michel, Oettingische Bibliothek III (1768), S. 174 ff., wonach er u. a. 1546 als Informator in Strassburg war. Dort wird auch noch eine medicinische Schrift von ihm erwähnt. Interessanter sind jedoch Michels Mittheilungen aus einem 137 Bogen umfassenden Fol.-Manuscr., welches „aus der Bibliothek des berühmten D. Thomasius in Nürnberg durch einen Gelehrten in Altdorf an ihn gekommen war," Henr. Wolfii, Med. Norimberg. commercium epistolicum ad Fratrem et alios coævos. Ab A. 1555—1578, in seinen Beiträgen zur Oettingischen Geschichte II, 1 (1774), S. 195 ff.

„Marquardus de Stain J. V. D. S. C. M. Consiliarius, Canonicus Augustanus anno 1485. Decanus anno 1517. Praepositus ibidem anno 1519. Praepositus Bambergensis anno 1509. Canonicus et Summus Custos Elvacensis anno 1516. Canonicus Moguntinus anno 1510. Praepositus ibidem anno 1530. Canonicus Frisingensis anno 1551. Vir qualitatibus naturalibus, virtutibus et honoribus magnus, sibi ipsi suisque oculis parvus, Archiepiscopatu, aliisque Episcopatibus ultro oblatis repudiatis, obiit Augustae hoc epitaphio in parva Sacristia Sacelli S. Agnetis parieti infixo honoratus.

D. O. M.

Marquardo de Stain Praepos. trium Insignium Germaniae Ecclesiarum Moguntinae annis XXIX. Bambergensis L. et Augustanae Praeposito XXXX. ac in eadem Decano II. Canonico LXV. Trium Imperatorum Maximiliani, Caroli V. et Ferdinandi, Consiliario, non tam Summitate quam pietate, prudentia, hospitalitate, omnique virtutum genere Nobilissimo, ex hujus saeculi aerumnis ad vitam beatiorem evocato ob memoriam et gratitudinem Haeres ex F. M. H. F. C. Vixit annis LXXXIII. Mensibus XI. diebus XXVI. desiit esse Mortalis anno a Christo nato M.D.LIX. XIX. KL. Febr. ..."

„Graf Leonhart (vom Hag), Graf Leonharts* Sun ... mit seim Brůder Graf Laßl der Regierung vnd Theilung halb der Grafschafft grosse jrrung gehabt, darüber etliche Keyserliche vnd Königkliche Verträg am Hof vnd zů Ynspruck aufgericht, etc. Ist letstlich .. ledigs Standts verstorben, damit Graf Laßl allein Herr worden.

Graf Ladislaus der elter Brůder, hat sich jung vmb die zwainzig Jar seines Alters hinauß than, in der Schlacht zů Paphia ein Hauptmanschafft gehabt, Gleichwol darnach, nit weyß ich auß was Bewegnuß, zum König von Franckreich gefallen, derhalb Keyser Carl jhme seinen halben theil der Grafschafft einziehen lassen, ... aber ... wider außgesöhnet ...

Der Briefschreiber tritt uns hier im lateinischen Gewande weit anders als aus seinen deutschen Schriften entgegen. Ein Brief Joh. Posthii an Heinr. Wolf von 1571 auch in Erlangen: vgl. Irmischer, HSSkatalog S. 315.

* „Starb Anno 1511 oder 1512": a. a. O. S. 66.

Graf Ladißlaus namb erstlich zu einer Gemahel Fraw Maria Salome, Marggraf Ernsts von Baden Tochter, het Hochzeit zů München ...

Lang darnach namb er ein Welsche Gräuin Fraw Emilia, deß Geschlechts de Piis vnd Carpi, sein Hochzeit vnd Beyligen zů Ferrär gehalten, aber sich vber etlich wenig Wochen mit jhr, jhrer Můtter vnd Freundtschafft zertragen, sonderlich bey Hertzog Hercules von Ferrär dermassen in Vnwillen vnd Vngnad gerahten, das sie von jhme in ein Closter gangen, nimmer zů jhme gewölt, Er also wider herauß in Teutschlandt ziehen müssen, mit Fürgebung, wie man jhme vergeben wöllen, dagegen sagt man kein ander Gifft verhanden gewesen sey, dann das er vor seiner Heimbführung in Teutschlandt 15000 Kronen, vermög der Heurats Abred, zů Ferrär erlegen oder verporgen sollen ...

Er hat mit den Fürsten von Bayrn, als Hertzog Wilhalm vnd Ludwig, nachmalen mit Hertzog Albrechten grosse Irrung vnd Rechtfertigung gehabt von wegen der Grenitz .... Darumb, er Anno, etc. 1557 zů München in Verstrickung kommen, deren er mit Abtrag einer nambhafften Summa Gelts wider ledig worden, Endlich Anno, etc. 1567 zum Hag ohne Kinder mit todt abgangen ... Es haben .. die Erben ... vermeynt, einen grossen Schatz an Gold vnd Gelt zu finden, wie er sich dann in sein Lebzeiten wol also vernemmen lassen, aber es ist ein schlechte Parschafft nach jhme gefunden ... (Ist) wol zu glauben, das es vmb jne ein blosser Rhům gewesen ...

Mit disem Graf Ladißlaen vom Hag, der sonst ein alter, wol erfahrner, dapferer Kriegßmann, auch ein beretter Herr, gleichwol eines seltzamen Kopffs gewesen, ist dise Lini der Fraunberger vom Hag (zu Prunn) abgestorben."

W. Hund handelt a. a. O. 52 ff. ausführlich über diese Grafen vom Hag, über die Fraunberger von Fraunberg später II, 70 ff. So viel geht jedesfalls mit Sicherheit aus seinen Angaben hervor, dass dieser Patron unseres Poeten, welcher auch mit dem „Herr Graf" angeredeten „Vasallen deß H. Römischen Reichs" in den drei theologischen „Propositiones" M. Lindeners identisch sein dürfte, diesem selbst dem Charakter

nach ziemlich ähnlich gewesen ist, vor allem aber in der Frömmigkeit.

So bleibt uns noch der Decan des Stiftes Onoltzbach übrig. Ueber die von Lindener für seine historischen Arbeiten begehrten Karolingischen Urkunden des ursprünglichen Benedictiner-Closters, nachherigen Collegiatstiftes des h. Gumbert in Ansbach hat sich in neuester Zeit ein litterarischer Streit erhoben, ihre Echtheit ist aber anscheinend siegreich, obwol mit vielem Aufwand von Rhetorik im 9. Jahresberichte des histor. Vereins für Mittelfranken 1839 S. 107 ff. von Huscher gegen Dr. Bensen verfochten. Die Originale, jetzt verloren, waren bei der Saecularisation des Stifts durch Markgraf Georg Friederich, den Sohn Georgs des Frommen, 1563, ja noch 1585 vorhanden: s. Jahresber. d. h. Vereins f. Mittelfranken 1868 S. 131.* Der letzte katholische Decan, also derselbe, an welchen sich Lindener 1561 wol erfolglos wandte, war nach J. S. Strebels Historie des S. Gumprechts-Stiftes** zu Onoltzbach 1738 S. 17: Wilhelm Tettelbach. Die Reformation hatte seit 1524 in Ansbach festen Fuss gefasst, die Chorherren wussten sich jedoch bis 1563 im Besitze ihrer reichen Einkünfte zu behaupten. Ein verwandter des letzten Decans, Christophorus Tetelbach de Anspach diœc. Herbipol. liess sich aber schon am 17. Juni 1527 in Wittenberg immatriculieren: s. C. E. Förstemann, Album acad. Vitebergensis (Leipzig 1841) S. 130[a].

Soll ich nun die vorstehend erörterten Thatsachen mit

---

* Vgl. Huscher a. a. O. 113. Bensens Ausführungen in seinen Histor. Untersuchungen über die ehemal. Reichsstadt Rotenburg. Würzburg 1837.

** Ueber die Geschichte des Gumprechts-Stifts vgl. ausser Strebels Schrift in G. S. Esenbecks Erneuertem Gedächtnuß Der . . . Gumbert-Stiffts-Kirchen In . . . Onolzbach (Schwabach 1741) auch Veit Er. Hoßmans Kurtze Beschreibung S. Gumprechts-Stifft . . . Gedruckt zu Onoltzbach, durch Paulum Böhem, 1612. 4. Dieser Autor sagt A 3[b] wie Lindener von sich: „(habe) nunmehr etlich Jahr dem studio historico et antiquitatum . . . obgelegen, daß ich den fundationibus Monasteriorum, et investigationibus familiarum nobilium in Franconia . . . auß etlichen historicis, alten Büchern vnnd monumentis nachgetrachtet etc.“ In Berlin befindet sich auch das Msc. dieses Büchleins zu einer zweiten Auflage.

den früher bekannten zusammen fassen und dabei einfügen, was sich mir ausserdem noch bei Benutzung gerade verfügbarer Hilfsmittel ohne sonderliche Mühe ergab, so dürfte über Lindeners Lebensgang etwa folgendes fest stehen.

Geboren wurde er bald nach 1520, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach in Lindenau* bei Leipzig.

Sein dort angesessener Oheim hiess Tiburtius Muck. Leider hat sich an Ort und Stelle** über beide nichts ermitteln lassen, da die Kirchenbücher nur bis ins 17. Jahrhundert zurückreichen und sonstige Acten nicht vorhanden sind. Ein altes Erbzinsverzeichniss von 1527, sowie einige andere Lindenauer Actenstücke im Leipziger Rathsarchiv ergaben ebenfalls keine Ausbeute, selbst nicht über jenen Muck.

Ob der Name Lindener der wirkliche Familienname unseres Poeten war, muss dahin gestellt bleiben: die von mir

---

* Zeitschrift f. deutsches Alterthum XXI, 436 ff.; vgl. auch dort Anm. 1. In noch zu erwähnenden Unter- und Ueberschriften bezeichnet er sich wiederholt als Lipsensis, ebenso nennt ihn die Matrikel der Universität Leipzig so, wie W. Scherer, Anfänge des Deutschen Prosaromans, Strassburg 1877, S. 96 zuerst nachgewiesen hat. Wenn er sich jedoch Katzipori Bl. A 4ª „Jungkher Michel von L." schelten lässt (vgl. ebd. H 7ª: „Wann wir in ein herberge kammen, drat er auff sibensöldt herein, vnd ließ sich ein Junckern schelten"), so muss hier Lindenau, wo sein „alwern Ohem gesessen war", gemeint sein, nicht Leipzig.. Das „zu hauß" a. a. O. Bl. C 6ᵇ könnte allerdings auf Leipzig gehen. Wenn es dagegen ebendort Bl. S 7ᵇ heisst: „Zů Leipzig war ein sehr Reicher mann . . . er ist mir auff der lingken seyt befreündt vnnd mein Landtsmann", so kann doch gewiss dieser reiche Mann „wie sein Landtsmann", der Poet nicht in Leipzig geboren sein. — Uebrigens war Lindener anscheinend seit frühester Jugend, sicher aber lange vor seiner Immatriculation, in dieser Stadt, und da ferner das nahe gelegene Dorf sich schon seit 1527 im Besitze derselben befand (O. Moser, Die Umgebung Leipzigs, 1868, S. 46), so hat das Lipsens. der Matrikel genügenden Grund, auch wenn man darin nicht die Bezeichnung des Geburtsortes sucht. In ähnlicher Weise nennt die Baseler Matrikel Johann Fischart Argentoratensis, während er doch nach eigener wiederholter Versicherung aus Mainz stammt, was — nebenbei bemerkt — schon durch seinen Beinamen (dictus Menzer) erwiesen ist.

** Herr Prof. W. Braune in Leipzig hat mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit auf der Pfarre zu Lindenau und in Leipzig selbst Nachfrage gehalten. Aehnlich zu Danke verpflichtet bin ich Herrn Staats-Archivar Dr. Ermisch in Dresden.

a. a. O. geltend gemachten, bereits früher — wie ich nachträglich sah — von W. Wackernagel angedeuteten Momente sprechen dagegen, so wie das bestreben Lindeners, Gewohnheiten* damaliger gelehrter nachzuahmen und sich dadurch schon äusserlich als „Mann vom Fach“ zu erweisen. Andererseits ist der Name in jener Zeit ja ein gewöhnlicher, auch in Leipzig vorkommender,** und selbst eine etymologisierende Ausdeutung, wie die bereits erwähnte (Lindener s. v. a. von Lindenau) ganz im Geschmack unseres Poeta laureatus et Chronicus.

In Leipzig war der arme Bachant („ich armer Teuffel“ „Katzipori“ Bl. H 2ᵃ) noch vor 1540 Famulus des Hieronymus Dungersheim von Ochsenfurt, da dieser schon am 2. oder 3. März jenes Jahres daselbst im grossen Fürstencollegium starb (Seidemann in der A. D. Biographie V, 478 ff. und Böcking, Hutteni opera: Suppl. II, 359 und 752), und sog hier mit dessen in Wasser aufgelösten Bierschaumresten den Hass

* Dass das Beispiel Dungersheims, oft schlechtweg „Dr. Ochsenfart“ genannt, seinem Famulus besonders nahe lag — er nennt ihn ja Katzipori Bl. H 2ᵃ selbst so — habe ich mit andern Beispielen a. a. O. 438 Anm. 2 bereits hervorgehoben. Vgl. ferner „Hieronymus Gebwiler Schulmeister zu Schletstadt. Hieronymus ist in dem Elsas zu Gebwiler im 1474 jar erboren, vnd von seinem Vatterland här, nach diser zeit gebrauch mit dem zunammen geheissen worden. Dergestalt warde Roterodamus, Glareanus, Rhenanus vnd andere genennet“ u. s. w.: Heinr. Pantaleon, Teutscher Nation Heldenbuch 1567 III, 43. Aus diesem Buche wären Beispiele leicht zu häufen. Wie Künstler — z. B. noch Martin Schongauer —, so ahmen diesen Brauch der gelehrten insbesondere auch Drucker nach: Pamphilus Gengenbach, Hans Grieninger — er hiess eigentlich Hans Reinhart: Woltmann, D. Kunst im Elsass S. 263 — u. a.

** Ich erinnere hier an den 1474 in Leipzig zum Magister promovierten Dominicaner Joh. Lindner, gewöhnlich der Pirnische Mönch genannt: Jöcher II, 2452. R. Naumann, Cat. libr. MSCpt. in bibliotheca Senatoria civitatis Lipsiens. S. 135 Nr. 425. G. W. A. Fikenschers Gelehrtes Fürstenthum Baireut V (Nürnberg 1803) gedenkt dieses Mannes und noch zweier anderer, darunter des ältesten bekannten Vogtländischen Geschichtschreibers, † bald nach 1524. J. W. Rotermund führt in seiner Fortsetzung zu Jöcher III, 1880 ff. viele Lindener an, in Bezug auf den Caspar Lindener aus Leipzig verweist mich Herr Prof. R. Naumann auf Albrechts Sächsische Kirchen- und Predigergeschichte (Lpz. 1799) I, 197.

gegen die „alten Colligaten vnd·Stubenhunde der vniversität alda“ ein: „ich domals sein Famulus war vnd fleyssig auff jn wartet“, sagt er in den „Katzipori“ Bl. H 2[a], „es rewet mich aber noch vnd mein lebenlang“. Erst zum Sommersemester 1544 ist er in der Matrikel der Universität inscribiert (W. Scherer a. a. O. S. 96), war jedoch zum Wintersemester desselben Jahres, wie es scheint, schon wieder in Wittenberg — wenigstens finde ich im Album Academiae Vitebergensis ed. C. E. Förstemann (Lipsiae 1841) S. 216[a] zum Jahre 1544 Mense Octobri zuerst inscribiert:

Michael Tilianus Schuebutzensis.

„Schuebutzensis“ weiss ich leider nicht zu erklären, auch nicht Schue bützensis, wie nach freundlicher Beantwortung meiner Anfrage durch Herrn Oberbibliothecar Dr. Hartwig im Album steht: Schwibus kann der Heimatsort dieses Michael Tilianus — übrigens des einzigen Michael * Lindener im ganzen Album bis 1559 — nicht sein, da gleich der folgende Christophorus peutlerus, der aus dieser Stadt war, „Swibusianus“ genannt wird. Man hat hier wol einen Fehler des Abschreibers zu constatieren: die Namen der immatriculierten wurden damals nicht wie heute von ihnen selbst geschrieben, sondern vom Decan in eine vorläufige Liste eingetragen, welche nachher copiert wurde; das Album bietet mehrfach Correcturen von der Hand des zeitweiligen Decans oder Rectors.

Meinerseits eine Conjectur zu geben halte ich im Grunde für müssig — indessen könnte man vielleicht an Scherbitz denken, ein Dorf in der Nähe von Schkeuditz, wo der von unserm Autor verherrlichte „gute Groll“, der so schöne ma-

---

* 1523 Franciscus lindener de Hane, Vratisl. diœc. S. 117[b]; 1531 Wolfgangus a lindenau, Misnens. diœc. S. 142[b]; 1535 Thomas Lindner Bolislauiensis Silesius S. 156[b]; 1535 Joannes Lindener a Dorffer bauarus S. 158[b]; 1536 Hieronymus Lindener Hallens. S. 163[a]; 1538 Andreas Lindener Mittwedensis ex diœcesi Misnensi S. 172[a]; 1540 Vitus Lindener de Detschen S. 185[a]; 1544 Wolffgangus Lindener Hallensis S. 214[b]; 1549 Wenceslaus Tilianus Anspachius S. 252[b]; 1554 Joannes Lindtnerus Gorlizensis S. 293[b]; 1555 Johannes et Wolfgangus a Lindenau, fratres nobiles S. 309[a]; 1557 Wilhelmus et Abraham nobiles a Lindenau, fratres S. 330[a]; 1557 Martinus Lindnerus Lipsiensis S. 339[b]; 1558 Andreas Lindener Dresdensis S. 347.

caronische Klipfelverse gemacht hat, „Schůlmeyster gewesen“ (Zeitschrift f. D. Alterthum XXI, 437).

Jedesfalls war Lindener vor Luthers Tode (18. Febr. 1546) in Wittenberg, da er (vgl. oben S. 445) „offt vnd vil ... auß seinem mundt gehört“, was Luther von den Ereignissen nach seinem Tode prophezeiet hatte; denn dass hierbei Luthers vorübergehender Aufenthalt im Jahre 1539 in Leipzig gemeint sein könne, ist doch schwerlich anzunehmen. Von dem Apotheker von Nürnberg sagt der Herausgeber der „Katzipori“ ausdrücklich Bl. H 7ª: „reyset mit vnns von Wittemberg gehn Leiptzig“; auch die dritte Geschichte dieses Schwankbuches, Bl. B 7ª, handelt von einem Wittenberger Studenten.

Wenig später finden wir Michael Lindener in Süddeutschland, zunächst, wie es scheint, auf einer zwecklosen Wanderung begriffen, die ihn bis Innsbruck* und vielleicht noch weiter führte, dann aber zu Nürnberg als Corrector in der Officin Hans Daubmanns in der Judengasse (Zeitschrift f. D. Alterthum XXI, 440 und 441) und bald auch als Vertrauensperson und beauftragten seines „gnädigen Herrn“ auf der Frankfurter Messe. Damit war aber seine Thätigkeit bei diesem betriebsamen Buchdrucker noch nicht erschöpft: der „zimliche Poet“ machte ihm auch „bißweylein ein Carmelein vnd Tractetlein, wie sie es nennen“ (Katzipori Bl. P ff.), ja verschmähte es selbst nicht, seine Kunst an gereimte Erklärungen wenig sauberer Bilderbogen zu wenden (a. a. O. Bl. P 2ª). Wie lange er in dieser Stellung war, lässt sich wiederum einigermassen ermitteln — zwar nicht durch einige in den „Katzipori“ genannte Personen, wie ich anfangs hoffte: denn aus Nürnberger Archiven habe ich bis jetzt nicht erfahren können, wann der Teutsche Rechenmeister Hans Betz wegen Schulden

---

* Vgl. Katzipori D 8ª: „ZV Ynßbruck .. auff dem Sähfeldt im Würdtshawß“; H 5ª ff.: „Avff einem Gegew im Yntal .. war ein reicher Birg- [H 5ᵇ] bawr ... kompt einmal in die Stat Hall zů einem Poeten, den er vermeint ein Doctor zů sein“ u. s. w.; M 5ᵇ: von Hall biß gen Ynsprugk ... das nur ein weg einer meyl lange ist“; Y 7ª: „Zu Zyrl in dem Ynthal“ u. s. w. Es scheint so, als wenn Lindener sich eine Zeitlang in der tyrolischen Stadt Hall aufgehalten hätte. — Die Stelle, wo er von seinen Reisen zu Wasser und zu Lande spricht, vgl. nachher S. 470.

aus Nürnberg flüchtig* wurde, jener Küsterssohn aus München, der „andere Teutsche Schreyber veracht" (Zeitschrift f. D. Alterthum XXI, 444 ff.), noch weniger, wann der „fromme einfältige Gesell zu Nürnberg in einer Truckerey .. Antoni" (Katzipori D 4^b und D 5^a) bei Daubmann war oder in seine Heimat zurückkehrte.** Aber bei diesem Drucker erschien noch 1552 in Nürnberg, kurz vor seiner Uebersiedelung nach Königsberg*** ein Schriftchen, das auf dem Titel eine Em-

* Die 1546 „zu Nürmberg durch Georg Wachter" gedruckte „Comedi" desselben hat am Schlusse der Vorrede „Datum Nüremberg den VI. Aprilis, Anno M.DXLVI": v. Maltzahns BSch. S. 183 Nr. 1113. Seine Verse zum Bilde des Hans Sachs „Im MDXLVI Jar Gedruckt durch Hans Guldenmundt" (Weller, H. Sachs S. 106; eine spätere Ausgabe von 1568 „Zu Nüremberg, bei Hans Weygel, Formschneider": Drugulin, B.-A. II, 31 Nr. 212, Andresen, Deutscher Peintre-Graveur IV, 96, 4) sind schon von 1545, dagegen die in Wien befindlichen „Sechs andechtige Hauß vnd Schul Gepetlein . . . (von) Johañ Betz. Gedruckt zu Nürenberg durch Johañ Daubman," 8°, leider ohne Jahreszahl.

** Ich nehme hierbei an, dass der Antoni der 14. Geschichte, welcher immer „bald sich zu betth schraubt, wann er ain Trunck het" und dem der Corrector Lindener dies auf eine sonderbare Weise abgewöhnte, weil „sein trefflich gůt zu lachen war", mit dem „Setzer auff der Truckerey zů Nürnberg" in der 62. Geschichte identisch ist, jenem eifrigen Ehemanne, der (Bl. M 4^a) „yetzundt im̃ Engelland arbeyt, ist ein Stroschneyder worden, vnd verzert alda die (!) vbrigen schaaff die Woll, aber erkaufft sonst vnd vertrinckt das gelt in Bayrischen Weyn, der gůt ist vnd schier dem Essig gleycht." Joseph Baaders Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs in v. Zahns Jahrbüchern für Kunstwissenschaft I (1868) — höchst interessante Mittheilungen auch über Briefmaler, Formschneider, Buchdrucker u. s. w., welche dem Bibliographen der Allgemeinen D. Biographie entgangen zu sein scheinen — führen S. 238 auf: „1527 . . Jobst Gutknecht und sein Setzer Antoni von Wallas; 1531 . . Hanns Peter (Joh. Petrejus), seine Setzer Antoni von Walles und Michel Perger; 1540 . . . Hansen Guldenmunds Weib, ihr Setzer Antoni Walles." Ich denke, dieser schon seit 1527 in Nürnberg arbeitende Antoni wird der von Lindener verherrlichte sein. J. Baader nennt a. a. O. zum Jahre 1550 bei Hans Daubmann als „seine Setzer Endres Birsch von München und Jacob Pach von Rochlitz."

*** S. Zsch. für Deutsches Alterthum XXI, 441, Anm. 1. Ein Nürnberger Druck J. Daubmanns aus dem Jahre 1552 ist auch der deutsche Hecastus des Laurentius Rappolt: Goedeke GR. S. 318, k; v. Maltzahns BSch. S. 183 Nr. 1116; A. Cohns CXV Catalog 1877 S. 10 Nr. 108; ein früher Herrn v. Meusebach gehöriges Exemplar in Berlin Yp 9161. 8.

pfehlung und als Anhang ein lateinisches Gedicht unseres Poeten enthält: EXEMPLAR | ILLVSTRIS ET POLITAE ORA- | tionis de effigie Equitis D: Georgij, | Militis Christiani. | AVTHORE | Johanne Feurelio Rotensi. |

M. TILIVS* POETA | Ad Lectorem. | Quæ sit in hac

(Widmung an „Herr Hansen Haug vonn Parsperg vnnd Luppurg, Ritter, Römischer Keiserlicher Maiestät, vnd des heiligen Römischen Reichs Schultes zu Nürnberg", dem Rappolt für „fleissige bitt im Cartheuser kloster schul zu halten" verpflichtet war; bei der Aufführung der lateinischen Komoedie des Georgius Macropedius 1550 hatte ein Sohn des Ritters mitgewirkt, der auch „zwey jar lang bey mir in lehr vnnd kost gehalten"; hinter der interessanten Vorrede Bl. A 4[b] ff. das namentliche Verzeichniss der andern Theilnehmer.) Vielleicht war aber Daubmann selbst noch 1553 und mit ihm Lindener in Nürnberg, denn aus diesem Jahre hat Herr Dr. J. Schrader vor längerer Zeit einen Druck des erstern in Händen gehabt, und zwar einen Nürnberger. (Diese Annahme bestätigt eine mir nachträglich gewordene Mittheilung des k. Kreisarchivs zu Nürnberg, aus welcher auch hervorgeht, dass Daubmann trotz seiner intimen Beziehungen zu L. Culmann, dem Vertreter Osianderscher Lehren, Anti-Osiandersche Schriften druckte: s. am Schlusse dieses Bandes.) Kelchner in der Allg. D. Biographie IV, 769 kannte Erzeugnisse der Officin dieses Druckers nur von 1546—48 aus Nürnberg und von 1564—1573 aus Königsberg, wohin er 1553 berufen wurde. E. Weller führt in den Annalen II, 303 nach der Bibl. Schadeloock eine Ausgabe von S. Francks Laster der trunckenheyt „Nürnberg, Joh. Daubmann 1531 . 4" auf; dieses Druckjahr ist aber zweifellos falsch und beruht höchstens auf Conjectur. Dass aber Daubmann mindestens seit 1546 druckte, geht aus den von Baader a. a. O. 225 ff. erzählten Thatsachen hervor: innerhalb der letzten drei Jahre habe er an Hans Grym keine verbotenen Blätter verkauft, versichert er 1549. — Ausser den im Text genannten und noch zu nennenden Nürnberger Producten Daubmanns — die mir vor Augen gekommenen fliegenden Blätter sollen in anderm Zusammenhange besprochen werden — verweise ich auf seine Bergkreyen von 1547: Uhland, Volksl. S. 976; Böhme, Altd. Liederbuch (Leipzig 1877) S. 797 Nr. 5, aber nicht, wie dort angegeben, in Berlin; v. Maltzahns BSch. S. 74 Nr. 503 und Goedekes GR. S. 124 Nr. 18, vgl. S. 234 Nr. 52. Ferner auf „Ein Klagliedt vom Fall Adams vnnd Heua . . Gestellet durch M. Johann Kymæus. Gedr. zu Nürnberg, durch Johan Daubman 1550." 8: Goedeke a. a. O. 198, k. Endlich auf die „Chronica. | Des Durchleuchtigen, | Hochgebornen Fürsten vnd Herrn, | Herrn Friderichen, Landgraffen in Düringen, | Marggraffen zu Meychssen etc. . . Nürnberg. M.D.XLVI." in 4°, am Ende: „Gedruckt zu Nürnberg | durch Johann | Daubman | M . D . L ." Vgl. nachher S. 478.

* Diese Latinisierung wählte der eitle Herausgeber wol, um schon

orationis forma siue genere | dicendi uenustas ac elegantia, uerborum | Jucunditas et splendor, sententiarumque | pondus atque memoria singulatim indica- | bunt. |

NEROBERGAE.

Elaboratum sub prælo Johannis Daubmanni.

ANNO. 1552.

12 Bll. in 4°, A—C 4b, die letzte Seite leer. Ein Exemplar, jetzt in meinem Besitz, werde ich der k. Bibliothek in Berlin überweisen.

Bl. A 2a ff. die Widmung des Joh. Feurelius, „Datae Vuitebergæ 19 Octobris. Anno 1551“ .... Principi ac Domino, Domino Georgio Friderico, Marchioni Brandenburgensi, Stettini et Pomeraniæ Duci, et Burgrauio (!) Noribergensi, Domino suo clementissimo. Der eigentlichen Oratio de imagine divi Georgii, in welcher der dem Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach, wie seinem Vater Georg dem Frommen für Gewährung der Mittel zu seiner Ausbildung verpflichtete jugendliche Autor nicht ohne Geschick eine Parallele zieht zwischen der segensreichen Thätigkeit des letztern als Wolthäters seines Volkes mit der philosophisch gedeuteten Gestalt jenes christlichen Ritters, lässt der Herausgeber Bl. C 2b — C 4a ein Epinicion ad | doctis. virvm, ervditio- | ne ac pietate præstantem Leonardum Cul- | manum apud Noricos Euange- | licæ veritatis professorem folgen.

Gibt uns das Datum dieses Büchleins also einerseits die Gewissheit, dass Michael Lindener bis zur Verlegung der Daubmannschen Officin von Nürnberg nach Königsberg in dieser beschäftigt war, so mag es andererseits eine Andeutung liefern, wer der „wol vnd hochgeachte Mann“ gewesen ist, der ihn nach Ulm hin empfohlen hat, wo wir ihn zwischen 1553 bis 1556 antrafen: wahrscheinlich Leonhard Culmann,* der heftig angefeindete Hauptvertreter der Osianderschen Lehren

---

mit seinem Namen an den des französischen Historikers Jean du Tillet (Tilius, évêque de Meaux, † 1570) zu erinnern, dessen 1549 zuerst erschienene kurze Chronik nachher in die grössere seines Bruders aufgenommen ist: Brunet II5, 923.

* S. über ihn die Allg. D. Biogr. IV, 639. Goedeke GR. S. 320; 281, 39 und 282, 43. J. A. Vocke, Geburts- und Todten-Almanach Ansbachischer Gelehrten I (1796), S. 154 ff. mit Schriftenverzeichniss.

seit 1552 in Nürnberg, dessen Freund er sich in den noch mitzutheilenden Versen mit Emphase nennt. Culmann hatte in Ulm,* wie es scheint Verbindungen — wenigstens wurde er 1558 im Gebiete dieser Reichsstadt trotz seines Osiandrismus zu Bernstatt angestellt, nachdem er 1555 in Nürnberg auf Veranlassung Melanchthons entlassen war. Vielleicht dass bereits 1552 die Haltung seiner Gegner in Nürnberg ihm unbequem wurde und dass deshalb Lindener ihn in unserm an Markgraf Georg Friederich gerichteten Büchlein empfehlen wollte, zumal er aus Crailsheim in Ansbach stammte und sogar Messner in der Residenz dieses Fürsten gewesen war; die Beigabe des Epinicion wäre sonst ganz unmotiviert.

Empfehlungen spielen überhaupt in Culmanns wechselvollem Leben eine Rolle: wie ihm der schwäbische Reformator Johann Brenz bei dem Grafen Michael von Wertheim (s. den Brief in der Zeitschrift d. histor. Vereins f. d. wirtemberg. Franken VIII, 1. 1868 S. 82 ff.) noch 1555 und später bei der Stadt Rothenburg a. d. Tauber und dem Grafen Ulrich von Helfenstein solche zu Theil werden liess, ebenso hatte Lindener schon 1551 an den erstern:** „Ad Michaelem generosum Cómitem à Vverthamio Dominumque Preiburgi [d. h. Breuberg], Heroem natalium claritudine illustrem et conspicuum, Mecænatem suum“ im Interesse Culmanns ein CARMEN COMENDATORIVM gerichtet, das freilich mehr als schülerhaft ausgefallen ist.

NOBilis es patriæ dum fama propaginis Heros
Præcipuumque graui stirpis honore caput,
Vt tuus excelsæ splendor sub imagine laudis:

* L. Culmanns mir vorliegende NOVA LO- | CORVM COM- | munium con- | geries. | . . . | FRANCFORDIAE AD MOENVM, | excudebant Vuygandus Gallus, et Ge- | orgius Coruinus. | M.D.LXI. | in 8° ist gewidmet „Georgio Besserer, inclytæ Reipublicæ Senatusque Vlmae Ciuitatis Consuli et Senatori supremo, Domino suo obseruantissimo,“ datiert aus Bernstat 1561, „ut tua in me atque omnes Studiosos humanitas meae doctrinae, studii et diligentiae testimonium haberet, me scilicet in docendo Gregem mihi commissum non sequi fanaticos ullos aut spiritus erroneos“ etc. 14b.

** 1556 starb der Graf als letzter seines Stammes: über ihn J. Aschbach, Geschichte der Grafen von Wertheim I (1843), S. 312 ff., vgl. II, 384. Graf Michael hatte von 1544 an in Wittenberg und nachher in Leipzig studiert.

Lucet Apollineæ te decus esse domus.
Vnde vir astifero tibi mittit ab axe salutem, 5
Quo sub arenosi sunt sita rura soli —
Hinc ubi nempe fluunt ipsæ Pegnesidos vndæ
Noridos humectant ac simul vrbis agros,
[c 2b] Quæ jacet ornatis opulenta potenter in aruis
Iste ruinosi quæ situs orbis habet. 10
Hæc abit insignem Phoebi sine fraude Patronum,
Pastor Apostolici qui solet esse gregis :
Francia quem propriis Culmannum nominat oris,
Cuius et in multas gloria sparsa plagas.
Hunc tibi commendo, quoniam bene velle paratus 15
Musis, vt præsens indicat artis opus.
Quo te Pieridum Comitem modo munere donat
Et rogat ut lepida sumere fronte velis.
[c 3a] Non ego præstantem tibi laudo voluminis vsum
Qui tamen authoris nomine clarus erit, 20
Illius omnigenas dum scripta vehuntur ad oras
Quas habet in varijs mundus vbique locis;
Non minus vtque suis illum virtutibus ornem
Adjeci celebris carmen amore viri,
Postquam non leuibus tractat mendacia verbis 25
Quæ pascunt animum, non sine labe, pium.
Ergo Nouenarum non infima cura sororum
Illud ab egregio pignus habeto viro,
[c 3b] Quo tuus Aonio splendebit nomine fulgor
Et bona post obitum fama superstes erit! 30

Diese „Michael Lindenerus LIPSENSIS“ unterschriebenen Verse sind dem THESAVRVS | LOCORVM | COMMVNIVM CO- | PIOSISSIMVS, EX VETERI ET | nouo Testamento ... | JAM PRIMVM CONSCRIPTVS | ... a Leonardo Culmanno | Chreylßheimense. | NEROBERGÆ | In Officina Joannis Daubmani | imprimebatur. | M.D.LI. | in 8⁰ (= Cw 7964 in Berlin) beigegeben, welcher auch von der Hand des Autors eine Widmung: „die Jacobi Apostoli 1551“ an den Grafen Michael von Wertheim enthält, ohne dass dieselbe etwaige Nebenzwecke verräth. Vielmehr lesen wir hier Bl. b 8b: „Hunc autem Thesaurum tibi, excellentissime Comes, inscribere et dedicare uolui, tum propter generis tui claritatem, tum etiam propter innatam clementiam, humanitatem atque bonitatem erga omnes praecipue studiosos, quorum amator et fautor optimus es, deinde quia eruditione atque singulari doctrina

atque uirtute ornatus a teneris, sicut mihi certo retulit Venerabilis atque Doctissimus uir Michael Hoferus, tuæ clementiæ concionator Theologus eximius, qui mihi facti hujus autor fuit, cujus etiam humanitate et familiaritate plurimum delectatus sum, cum hic apud me erat." Wie sehr Culmann jedoch damals bereits angefeindet wurde, zeigt u. a. ein kurzes Schlusswort, worin es heisst: „Habes lector optime primam partem Thesauri locorum communium, ... quibus studiosis sacræ scripturæ lectoribus inseruire uoluimus, nasutis arbitris helleborum optamus, ne inuidia eorum ilia rumpantur.

Für M. Lindener selbst ist die Antheilnahme an Culmann, wie 1556 sein Fortgang aus Ulm nach dem eintreffen Ludwig Rabes charakteristisch: die strengen Lutheraner sind ihm offenbar wenig sympathisch gewesen.

Die Entwicklung seiner Beziehungen zu diesem vielschreibenden Theologen lässt sich übrigens an den Beigaben zu andern Werken desselben, so weit sie mir hier vor Augen gekommen sind, noch weiter rückwärts verfolgen — er war seit seiner Ankunft in Nürnberg eben sein Corrector bei Hans Daubmann und vorher bei Valentin Neuber.

Die DISPVTA- | TIONES SEV AR- | gumentationes Theologi- | cæ .... | collectæ per Leonhardum | Culmannum Craylshei- | mensem ac denuo ab | ipso auctae et re- | cognitæ. | Norimbergæ apud Joannem | Daubman. | M.D.L.I | 8⁰ (in Berlin = Bc 4312), in beiden Theilen „Sebastiano Groß, senatori atque patritio Nurnbergensi suo Mecenati charissimo" gewidmet „Die altero a nato Christo 1551" mit der obligaten Mahnung: „(hujus muneris) tu genius ac defensor esse uelis contra morsum inuidorum, qui cum nihil præclari faciant, aliorum tamen præclare factis inuident, detrahunt, et quoquo modo possunt ea obsturare [!] conantur", zeigen auf den Rückseiten der Titelblätter je ein Gedicht Lindeners.

I.: MICHAEL LINDENErus H. P.*
Lipsicus ad ministrum Euangelij.**
Hoc quicunque sacras offert libamen ad aras
Vt cupiat domini pascere fidus oues,

* D. h. Historicus Poeta.

** „Ecclesiæ Sebaldinæ minister" unterzeichnet Culmann.

Sæpius hæc animo Culmanni scripta reuoluat
  Quæ perhibent aditus, non sine luce, uiam:
Pura quibus ueræ sparguntur uerba salutis, 5
  Quæ sunt expressis tradita certa modis u. s. w.
Fœlix ergo nimis sit terque quaterque beatus 17
  Qui pastoris onus lætus obire studet,
Omnibus ut ueniam donet, simul omne remittat
  Quod peccatori forsan obesse uelit! 20
Vt tamen hoc faciat studii uirtute sacerdos,
  Huc habet ex omni, seu loca, parte typos,
Cum quibus implicitos poterit dissoluere nodos
  Huius quos autor disputat arte libri.

II.: MICHAEL LIND. H. P.
LIPSICUS ad Lectorem.

MAxima sepe sacris oritur contentio rebus
  Quæ solet ex uerbi uoce uenire mali:
Cuius adhuc aptum non hic intelligit usum
  Ponens artifici singula sensa modo,
Dum neque simpliciter seruat conamen eorum 5
  Quorum scripturæ lectio clara locis.
Vnde tot horribiles ueniunt ita dogmatis artus
  Quos hodie falsæ turba cohortis amant,
Qui cruciant sine fine pios ac omnia miscent
  Ne maneat purum Relligionis opus u. s. w. 10
Cuius honorifico semper sub nomine crescent
  Quo fructus habeat posteritate genus. 20

War also Lindener mindestens schon „die Jacobi Apostoli 1551“ (25. Juli) in der Officin Hans Daubmanns beschäftigt, so scheint er zu Anfang dieses Jahres und vorher wenigstens nebenbei — wenn nicht ganz — Corrector- und Poetendienste bei Valentin Neuber geleistet zu haben.

L. Culmanns Schrift DE CON- | VIVIIS LICITIS | et illicitis de fugienda et uitan | da crapula atque ebrietate | deque uino recte utendo | pia et Christiana insti- | tutio collecta ex uer- | bo Dei .... | Impressum Norimbergæ apud Valentinum Neuberum, am Ende: .... Anno M.D.LI. (8° = in Berlin Xf 6001 Nr. 5), ein durch Vorrede und Text für den spätern Verfasser der „Katzipori“ gewiss höchst interessantes Büchlein, ist „integerrimo uiro Johanni Kessler Themarensi, ciui Norico domino ac amico suo familiarissimo ... Mense Januario

1551"* zugeeignet und bewahrt auf der Titelkehrseite ein geharnischtes Epigramm mit der Ueberschrift:

Michael Lindenerus.

Omne uenenosis obseruat Momus ocellis
  Quicquid in eximio mundus honore locat,
Cum tamen obscura noctis caligine natus,
  Cuius ob id somnus dicitur esse pater.
Quid nocet? ac grauium taxet monumenta uirorum, 5
  Dum rudis ingenij nil ualet aura sui.
Sed dabit horrisono pœnas Acherontis in amne,
  Ista malæ tandem præmia sortis erunt.

Darunter:

Autor ad malignum zoilum.

I, ride zoile — et tu rideberis!
Quod non potes, alios non uis facere:
Canis fœnum non commedens in præsepi
Nec pateris boues alimento suo uesci!

Ferner haben zwei Drucke Valentin Neubers aus dem Jahre 1550 einleitende Gedichte von Lindener. Nämlich die „Domino Arsatio nobili prosapia ab Hirshayd nato, pio Abbati et fideli Oeconomo in monasterio Vueyssenah" gewidmete ADHOR-|TATIO AD CON-|CORDIAM PIA ET VTILIS | Ecclesiasticis, Politicis et Oecono-|micis personis ... con-| gesta, per | LEONARDVM CVLMAN-|NVM ... | Norimbergæ apud Valentinum | Neuberum, Anno | M.D.L (8^0 = in Berlin Xf 6001 Nr. 6) Bl. A 1^b folgendes

EPIGRAMMA
Michaelis Lindeneri H. P. Lipsici
in commendationem libri:

Sancta quid efficiat cunctis concordia rebus
Omni quæ stabilis debet inesse gradu,

---

* Eine andere „zu Nürnberg durch Valentin Neuber" ebenfalls 1551 gedruckte Schrift L. Culmanns: „Wie man die | krancken trösten, vn̄ | den sterbenden vor be|ten sol ..." (in 8^0 = Es 2510 in Berlin) ist leider ohne Datum unter der an „Herrn Johan̄ Newdorffer, Burger vnnd ge- trewen erfarnen Lehrmayster der jugent in dem schreyben vnd rechnen zů Nürnberg | meinen ... geuatter" gerichteten Zuschrift und hat keine Zugabe Lindeners.

Hoc tibi perspicuis tradit rationibus autor
Illius ut rectum monstrat acumen iter:
Debita quo placidæ tractantur uincula pacis
Cuius res ualida publica crescit ope,
Ac homines apto tueantur ut ordine cuncti u. s. w.,

20 Verse.

Ebenso hat die Schrift Culmanns: AN CRVX | EXPEDIAT VEL | NOCEAT INSTRVCTIO CON- | solatoria de dicto Christi Jesu Joan. 16. | Expedit uobis ut ego uadam, contra mœ- | stitiam ..., am Ende: Norimbergæ apud Valentinum Neuberum (8°, = in Berlin Xf 6001 Nr. 4) Bl. A 1[b] ein „Carmen in expositionem L. Culmani de dicto Christi JO. 16" mit der Ueberschrift:

Michaelis Lindeneri H. P.

Quas habet hæc scelerum, cernis, natura procellas?
In quibus est misere commaculatus homo,
Quem Deus in primo diuinum condidit æuo
Esset ut angelicis, addita fama, choris.
Quem Sathan astuta serpentis fraude fefellit, 5
Deinde quod et cœli fruge priuatus erat:
Solus quem Stygio reuocauit ab inguine Christus u. s. w.
Disce mori quoniam nihil est durabile mundi 19
Omnis ut humanis actio rebus habet,
Quæ vix æterni respectu durat ad horam —
Tam cito mortalis uoluitur ordo rei:
Nulla quod istius tandem sit mansio uitæ
Quæ cum perfecto splendida flore cadit..

Die Vorrede dieses „uiris* Wolfgango Christophero Reckio ciui Norinbergensi et filio ejus dilecto Georgio Fridell, Dominis et amicis suis familiaribus" zugeeigneten Buches schrieb Culmann „mense Junio 1550", und da ich kein früheres mit Vorstücken Lindeners kenne, so wird vor der Hand die Annahme erlaubt sein, dass er erst 1550 nach Nürnberg gekommen ist.

---

* „Quid enim Christophore charissime, nobilius genere Reckio apud Swobachenses? ... Deinde celebri ... memoria dignus Joannes Fridell parens tuus mi Georgi, qui ... titulo ... suæ probatæ vitæ et eruditionis a celebri Academia Lypsica donatus, professor olim poetices in schola apud Noricos frequentissima spiritus sancti (erat)" a. a. O. Bl. A 5[a].

Die erste meines wissens bei H. Daubmann gedruckte Schrift Culmanns: EXAMEN | THEOLOGICVM | ... | Jam denuo ... | .. recognitum ... | Norimbergæ apud Johan | Daubman XLVIII., an Philipp Hyrsching und Johannes Hoffman in Crailsheim gerichtet, enthält natürlich nichts von unserm Miniaturpoeten — vielmehr leitet dieselbe Hieronymus Licius Oetingensis mit 31 Distichen ein —, aber auch in Neuberschen und andern Nürnberger Drucken vor 1550 habe ich mich bis jetzt nach Lindenerschen Producten vergebens umgesehen. Z. B. ist auch die Culmannsche Schrift: INSTRU-| CTIO CONSO-| latoria de parentum | liberorum ... peccatis |, am Ende: Impressum Norinbergæ apud | Valentinum Neuberum. | 1550 |, 8°, welche die Berliner Bibliothek noch besitzt, ohne irgend welche Beigabe Lindeners. Nur vorübergehend wurde er also von diesem Drucker beschäftigt.

Nach seiner Ulmer Zeit hat dagegen unser Poet ein fahrendes Gelehrtenleben geführt, allein — wie er uns oben erzählt — „seinen studiis außgewartet, vnd denselben mit fleiß vnd lust obgelegen, vnd bißweilen durch reisen, bey gelerten leuten vnd in Libereyen etliche antiquitates Historiarum gesucht“. 1557 und vielleicht schon das Jahr vorher war er in Augsburg, wo er dem Marquard von Stain seine Loci scholasticorum egregii widmete, noch im selben Jahre schrieb er jedoch „am tag Philippi vnd Jacobi Apostolorum“ (= 1. Mai) seine Vorrede zu der Uebersetzung der „Syben schönen tröstlichen Predigen Savonarolas“ aus Wittenberg, und 1558 nennt er sich zum ersten Male unter der Widmung des „Rastbüchleins“ an Herrn Anthoni Baumgartner zu Baumgarten Poeta L(aureatus).

Wer gab ihm den Kranz? Der Kaiser natürlich nicht, aber wol auch schwerlich der in dieser Widmung als Patron genannte dritte Sohn des schon bei Kaiser Maximilian I., dann bei Karl V. und König Ferdinand I. in hohem Ansehen stehenden Juristen „Hans Paumgartner von Paumgarten, Freiherrn zu Hohen Schwangau vnd Erpach“ (sieh P. v. Stetten, Geschichte der adlichen Geschlechter in Augsburg. Augsb. 1762, S. 425, vgl. 195 ff.). Dass Anthoni das hierzu nöthige kleine

Comitiv eines kaiserlichen Hofpfalzgrafen* besessen, habe ich wenigstens nicht ermitteln können; so muss man sich wol eine andere hohe dem „Poeten“ bekannte Person als Verleiher

* Die Dissertatio de poetis rituque eos coronandi, tum antiquissimo tum hodierno ... sub præsidio M. Johann. Schultzens, Altenburg. Misn. Poët. Laureat. Cæsar. (sistit Joh. Christ. Geier). Jenae 1677. 4° (in Berlin Xa 424), ein von grosser Belesenheit zeugendes Schriftchen, sagt Bl. E 2ᵇ: ... hodie jus coronandi Poetas ... Imperatores et qui horum vicarii sunt, Comites Palatini exercent ... Qua de causa autem hoc jus ad Majestatem Imperatoriam accesserit, consule JCtos. Bl. E 3ᵇ ff. einige historische Daten, insbesondere auch über Verleihung des Comitivs an gewisse Universitäten. Bl. E 4ᵃ ff. über das dort gehandhabte Reglement. Bl. E 4ᵇ: Memorandum, quod jus Poetas coronandi, olim quibusdam Academiis concessum, hodie Imperatorum Vicarii exerceant, quos Comites Palatinos, Comites Sacri Palatii ... Germ. Reichshoffgrafen, Keyserliche Pfaltzgrafen, Keyserliche Pfaltz- vnd Hoffgrafen vocant, qui de juribus seu Reservatis Imperatoriis quædam communicata possident u. s. w. Bl. F 1ᵃ über gekrönte Dichterinnen. Bl. F 2ᵃ: Specialia, quæ in coronatione observant Comites Palatini sunt: Primo ante coronæ impositionem post examen juramento adstringuntur, ne quid blasphemum contra Deum, ne quid culpabile contra S. C. Majestatem Sacrumque Romanorum Germanicum Imperium, ne quid Satyricum contra proximum, ne quid obscœnum contra bonos mores etc. scribant. Bl. F 2ᵇ: Post juramentum annulo aureo digitus cingitur; post annulum corona laurea capiti imponitur; tandemque Privilegiis et præeminentiis ornatur et quasi munitur u. s. w. Bl. F 2ᵇ ff. druckt Joh. Schultze als Beispiel sein ihm von Volckmar Happe „JCtus, Sacri Palatii Cæsarei et Consistorii Imperialis Comes, Vice-Cancellarius Saxo-Vinariensis, Supremique quod ibidem est, Consistorii Præses“ ausgestelltes Laureatendiplom ab, datiert Vinariæ d. 7. April M.DC.LXXV. Weniger instructiv ist die Disputatio ... de poetarum corona ... in academia Lipsiensi sub præsidio ... Friderici Rappolti... M.DC.LXIIX. (sistit autor J. Fr. Hekelius, Geranus) in 4° (= Xa 2 Nr. 4 in Berlin), vgl. jedoch Bl. A 3ᵇ § 3—5, Bl. B 3ᵇ § 1—5. An ersterer Stelle heisst es u. a.: Etiam Universitates nonnullæ jus Coronandi Poetas illud solenniter exercent, præprimis qvod sub initium repurgatæ a situ tot seculorum Laureæ Poeticæ nihil aliud erat Poetam facere, qvam qvintæ cujusdam Facultatis Magistrum pronunciare, uti Politicorum Princeps Conringius Dissert. IV. de Antiq. Academ. p. 135 testatur. Als Universitäten mit diesem Recht nennt eine Anmerkung „Viennensis, Argentoratensis, Altdorfina pluresque aliæ“. Reliquæ vniversitates jus renunciandi Poetas illud prorsus recusarunt, præprimis qvod ita Poetæ qvondam odio proseqvebantur, ut a non paucis pro hæreticis haberentur u. s. w.! Die Erlangung des Laureatendiploms von den Hofpfalzgrafen — mit Errichtung des Reichsgerichts wurde dieses Amt zum

jener Auszeichnung denken, oder doch einen von Anthonis Brüdern.*

In und bei Augsburg hatte Lindener auch sonst bekannte. „ZV Augspurg inn der werden Stat ward ein gůt Gesell an der Herren Faßnacht zu gast geladen, vnd der het sich verseumbt vnnd kam doch zu einem küchlin vnd trüncklein ... weißt ju ein frommer Kautz, mit namen H. M.** in ein kuchen ... Also auch der gůte H. weyl er zu Landtsperg gůtte Assche, Forhen, Rupen, Hecht, Karpffen, Grundel isszt (zu sich spricht, als er Bratwurste im Rauchfang sieht): warumb woltest Du nit ein Wurst stehlen? ... stieß die (aller gröste) in ein Styfel, vnnd trůg sie gehn Popping, het der Würst vergessen. Wie jm aber sein heyliges Sacrament die Styfel abzog, fiel die wurst auß ... Also bleybet nichts verschwigen." Katzipori 1558, P 4^b—5^b. Dieser „außerwölte schnudelbutz als Wurststehler" ist wol der „Ersame vnd namhafftige Hans Greüther, Bürger vnd Papyrer zu Landsperg, auf der Mühle da man Lumpen macht", derselbe „Maister Hans" (a. a. O. Bl. A 2^a und 8^a), dem die „Katzipori" gewidmet

leeren Titel, oft führten letztern ganz gewöhnliche Juristen: s. die bei Pütter, Litteratur des Teutschen Staatsrechts III (1783), S. 305 ff. angeführten, der Mehrzahl nach in Berlin vorhandenen Schriften — war eine wenig schwierige, z. B. wissen wir, dass der Fraustädter Jurist Georg von Schönborn 1637 den Hauslehrer seiner Kinder, den bekannten Dramatiker Andr. Gryphius zum Dichter krönte und sogar adelte. Vinc. Lancetti, Memorie intorno ai Poeti Laureati d'ogni tempo e d'ogni nazione (Milano 1838. 8°), nennt Michael Lindener nicht.

* Ausführlich handelt über Johann und seine Söhne C. Aug. Muffat, Beschreibung und Geschichte des Schlosses Hohenschwangau (München 1837) S. 103 ff. Von unserm Anton heisst es S. 106, dass er „für sich und seine Erben gegen ein jährliches Leibgeding auf alle väterlichen und mütterlichen Erbfälle in Lehen und Eigen verzichtete". Somit gehörte ihm auch Baumgarten nicht, vielmehr wurde dieses Schloss 1561 von seinem Bruder David verpfändet: a. a. O. 110, vgl. 115. 126. Anm.

** Hans Müller, Buchfürer in Augsburg? vgl. Maier, Buchdruckerkunst in Augsburg, 1840, S. 27. Der im Lande hin und wider ziehende Briefmaler Hofer, von dem Bl. T 2^b eine sonderbare Praxis erzählt wird, ist vielleicht ebenfalls mit dem von Maier a. a. O. genannten Buchführer „Hans Hofer" identisch. „Getruckt zu Augsburg durch Hans Hofer Briefmaler, im kleinen Sachssen geßlin" eine Schrift bei Weller, Ann. I, 354 Nr. 342.

sind und von dem auch sonst die 73. (Bl. O 1[b]) und die 80. (P 5[b]) Zote zu handeln scheint.

„Wie vor ettlichen Jaren Künig Ferdinandus .... zu Augspurg einreit ... stůnden ettliche gůte Brůder bei einander, zů den auch trat Hans im Kittel (ein Kramer)“ Bl. G 7[a]—8[a].

„Es ware (e)in Parmasan käß ... einem Handelßman gen Augspurg vonn Potzen ... zugeschickt ... Von demselben redeten wolgewanderte Gesellen, vndter welchen auch war der geborne Franzoß ... Fing der .. an, vnd sonderlich im Schweytzerland wären die bessten (Käß), die auch vber die Böhemischen vnnd Engelländischen wären. Darauff einer, der auch Landt vnnd Leut gesehen, vnd sich zu Wasser vnnd Landt hat gebrauchen lassen (LINDENER?) saget: Mein lieber Franzoß, ich bin auch drey mol hinder dem Backofen gesin, vnd das Schweytzer oder Schewitzer Landt gesehen ... Mümpelkäß vnd Almkäß, die haben einen schmack wie pantoffel holtz oder püffelsläder u. s. w.“ (Der Franzose verlegt Holland nach der Schweiz) Bl. O 4[b]—6[a].

„Es war ein freuntlichs mädchen zu Lechhawsen ... mit welchem ich bißweylen begundt zuschertzen dergestalt, wann mein weib sterben solt, so wolt ich es zum hayligen Sacrament der Loröl* nemen vnd zů jr heyraten, welches alles sie inn windt bließ ... Nach dem aber sein änel drein redet vnd saget: wie kündst du besser heyraten? du bekombst dein lebenlang nit ein solchen Mann, es wirdt dir auch nimmermehr so gůt!“ u. s. w. Bl. E 4[b].

Berücksichtigt man ausserdem die an mehreren Stellen der „Katzipori“ deutlich hervortretende Ortskenntniss** Lindeners in

* Vgl. A 5[a]: „Torgisch Bier vnd rostige Häring ... zuuor ehe man schlaffen gehet, růhet einer trefflich sanfft darauff, als wann man ein Marcipan, drißnet, loröhl oder wurmsaamen eynneme u. s. w.“

** Z. B. „vngefähr biß von Augspurg gen Oberhawsen, ist ein kleine vierteil meyl von Sant Vlrichs kirchen, vnd nit von der Stattmawren, sonst gillt es nit“, Bl. a 4[b]; „von Landssperg biß gehn Augspurg das Leckfeldt“ Bl. b 3[a] u. s. w. Auch das Bl. A 6[b] erwähnte „Eselbad“ („hat der Eselbader yetzund alte knechte“) gehört wol nach Augsburg? Dagegen spielt die 6. Geschichte (Bl. C 2[a]) „zu Nürnbergk im Sand-

Augsburg und seiner nächsten Umgebung, ferner die verhältnissmässig grosse Zahl der in dieser Stadt spielenden Geschichten* und endlich, dass es in der Vorrede an den Landsberger „Papyrer“ heisst (Bl. A 3^b): „nachdem ich VOR ETLICHEN TAGEN mit ewern leüten gůter ding gewesen, jn von wegen meiner gůtten bekandten gesellschafft gelaystet vnnd nit der letzte im̃ spyl gesein bin“**; so kann̄ wol nicht bezweifelt werden, dass er seine „Katzipori“ in Augsburg vollendet und also vorher (1558 ist das Druckjahr dieses Schwankbuches) einige Zeit dort zugebracht hat.

Hier oder wahrscheinlicher noch in Ulm verheirathete er sich auch, die vorhin ausgehobene Stelle lässt wenigstens über das Factum keinen Zweifel. Wenn er Bl. P 1^a sagt: „Es war ein leyden gůter Compan mit nam̃en Jungkherr Michel von L., ein zim̃licher Poet. Es soll sich nyemand selber loben, dann

bad“. „Sandbad“, „Sandmühle“: s. Nopitsch, Wegweiser durch Nürnberg S. 143 und (Lochner) Abzeichen Nürnberger Häuser. Nürnberg 1855, S. 21—23. Es war auf der Sebalder Seite Nr. 1077.

* Vgl. ausser den schon angezogenen die 28. Bl. F 3^a: „Ein Poetische tawbe, zu Augspurg einem Sawrsenffer gerissen. Es ist der brauch, das in der Stat Augspurg die leut senff außschreien ... Geht aber einsmals ain allter ... inn der Beckengassen vor ainem Würdtshawß“ u. s. w.; ferner die 35. „schnagke von einer Diernen ... zů Augspurg inn der Reychstatt“ Bl. G 6^a, die 102. „glaubwirdige Historia von einem Sawrsenffer, der ein alltes Trampelthier nam vnd ein junger Rotzaff war zu Augspurg“ Bl. T 5^b, die 120. „Ein gůte bewerte artzney einer Magdt zů Oberhawsen von einem Balbierer eingegeben“ Bl. Z 1^a. Auch die „artige antwort auf ein frage eins nam̃haftigen Burgers an der Brugk“ Bl. N 2^b—3^b gehört wol nach Augsburg: der „gůtte Herr vnd freundt“, der „ein grosse Gasterey bei 500 Tisch ohn die Gackelsleutlein“ hatte, könnte wol einer der verschwenderischen Paumgartner sein. Den hierbei genannten „Westermaier“, „hinder“ dem Lindener (?) seine „frombkeit anlegèn“ wollte, vermag ich leider nicht nachzuweisen: eine Familie dieses Namens existierte jedoch in Augsburg, s. Dan. Prasch, Epitaphia Augustana III (1626), S. 90. Andere Namen, mit denen ich nichts anzufangen weiss, sind Bl. D 6^a: zu Koburck Hans Latz, Bl. V 7^a: Clauß von Batzenhofen, der Oppele Schäffer, Hansen Schäffers Tochter zu Perching „getröst“, Bl. F 1^a: Zu Bamberg ... Valentin Strasser u. s. w.

** Später Bl. Z 6^b heisst es: „wer mein benötigt, der verschraube sich zu mir in Maister Cůntzen Kellers gäßlein: ich bin zu finden!“

der, welcher vntrewe vnnd böse Nachtbawrn hat — das mir nit ist, Gott hab lob: dann ich waiß das mir die Schleyfferin wol gewegen ist, Vnnd wann jr Mann stirbt, hat sie mir verheyssen, daß sie mich zur Ehe nemen wölle, wann ich will, dann es an mir auch [Bl. P 2a] gelegen ist so ich ein lust bekomme mit der zeyt, yetzundt aber ist es nichts ...“; so löst sich der scheinbare Widerspruch, wenn man annimmt, einzelne Theile der „Katzipori“ seien früher entstanden*, — wie denn die hier angezogene 77. Geschichte, dieselbe in welcher sich Lindener als Gemälpoet vorstellt und das noch unaufgefundene Blatt des „Fräuleins mit der Kachel, der ein Bott einen Brief bringt“ (Zeitschr. f. Deutsches Alterthum, XXI, 441) beschreibt, zuverlässig noch in seine Nürnberger Zeit fällt. Auch E 3b spricht er von seiner Schwyger, „ainem frommen einfältigen Weib zů München im Beierlandt“ und kann damit doch kaum etwas anders als eine verwandte seiner Frau (seine Schwiegermutter?) meinen.

In Wittenberg, wo er 1557 am 1. Mai die Vorrede zu seiner Uebersetzung der „Syben tröstlichen Predigen“ Savonarolas unterzeichnete, hat sich Lindener kaum länger als ein Jahr aufgehalten. Die ebenfalls dort, wie die Typenvergleichung bestimmt ergibt, gedruckten, aber zu Augsburg geschriebenen „Katzipori“ mit der Jahreszahl 1558 auf dem Titelblatt bezeugen zwar einigermassen sicher seine Anwesenheit in dieser allmählich einer ziemlichen Verwilderung anheimgefallenen** Stadt bis zum Anfang jenes Jahres, aber

---

* Auch sonst zeigen die „seltzame zotten“, welche hier „zusammen in ein büchlein verordnet vnd gebracht“ sind, deutliche Spuren einer allmählichen Entstehung, ja einzelne Stücke, insbesondere die hier als Anhänge gegebenen, mögen bereits vorher gedruckt sein: z. B. die „Warhafftige newe zeytung von einem gar vnerhörten grossen Mann auß Calabrien bracht“ Bl. Z 4a, die Lieder, die oben S. 378 erwähnten Scherztestimonia Bl. R 7b und S 3b (= Nr. 93 und 95; die dort gegebene Zählung ist irrig) u. a.

** Ich verweise hier auf von Medems Schrift „Die Universitätsjahre der Herzoge Ernst Ludwig und Barnim von Pommern (in Wittenberg 1563—1565). Anklam 1867“, S. II ff. und dazu S. 112, insbesondere was über Martin, Luthers erstgeborenen, seine Verkommenheit und Lieder-

das „Rastbüchlein" und vielleicht auch eine andere mir nur aus J. A. Vockes Geburts- und Todten-Almanach Ansbachischer Gelehrten I (Augsburg 1796), S. 157 Nr. 25 bekannte Schrift* „Zeugnis aus Gottes Wort und Schriften christlicher Lehrer, Dr. Mart. Luthers, Urb. Regius, Joh. Bugenhagen, Geo. Majors, Philipp Melanchthons: was der Menschen Gerechtigkeyt sey, und wie der Gottlose vor Gott soll und kann gerecht werden, auctore Michael Lindnero, 4. 1558" stammt doch wol schon wieder aus Augsburg. Bestimmt lässt sich das wenigstens von einer historischen des folgenden Jahres sagen, welche G. Ad. Michel im I. Theile seiner Oettingischen Bibliothek (Anspach 1758) S. 3 folgendermassen beschreibt:

„Antiquität und Ursprung des uralten und sehr edlen Stamms der Hoch- und Wohlgebohrnen Herrn und Grafen

---

lichkeit im Hause des toten Reformators S. IV, 29, 31, 44 auf Grund der Berichte Christians von Küssow erzählt wird.

* Ein Exemplar dieser Schrift befindet sich nach freundlicher Benachrichtigung des Herrn Dr. Markgraf auf der Breslauer Stadtbibliothek mit dem erheblich in der Schreibung abweichenden Titel: Zeugknuss | Aus Gottes wort vñ Schrifften der Christenlichen lehrern etc. o. O. 1558. Die Vorrede und Empfehlung von „M. Lindener, poeta L." mit wichtigen Notizen ist an Graf Ulrich von Helfenstein gerichtet und „Gegeben auff den 25. Martii a° MDLVIII". Der Herr Herausgeber des „Archivs" wird die Güte haben am Schlusse [S. 482 ff.] näheres über dieses Buch nach einem zweiten in Dresden befindlichen Exemplare mitzutheilen und zugleich über eine weitere Entdeckung berichten, nach der unser Poet 1557 auch den Herzog Christoph von Württemberg belästigte. Graf Ulrich von Helfenstein ist derselbe, welcher L. Culmann 1556 auf Verwendung des milden Brenz in dem von Württemberger und Ulmer Gebiet umschlossenen Wiesensteig anstellte — vgl. über ihn und seinen Bruder G. Veesenmeyers schönen Aufsatz Von den Schicksalen der Evangel. Religion in Wiesensteig in der Sammlung zur Kirchen-, Litteratur-, Münz- und Sittengeschichte. Ulm 1827. S. 7 ff. 11, und H. F. Kerler, Geschichte der Grafen von Helfenstein. Ulm 1840. S. 142 ff. — und Zeichen der Antheilnahme Herzog Christophs an Culmann finden sich wiederholt in der Brenzischen Correspondenz: s. Th. Pressels Anecdota Brentiana (Tübingen 1868) S. 415 ff. Nr. 226. 227 und S. 453 Nr. 257. Der letzte Brief vom 22. Novbr. 1558 scheint sich auf unser Büchlein zu beziehen. Ein anderer, a. a. O. S. 420 Nr. 232 bestätigt, dass Culmann schon am 12. April 1556 in Wiesensteig war.

von Oettingen, wie alt und wes Herkommens sie endlich seyn, auch wie sie im Heil. Röm. Reich gestiegen, durch MICHAELEM LINDNERUM, poetam laur. et antiquitatis studiosum, aus alten Scribenten und Historien fleißig zusammen getragen. August. Vind. 1559. 4to.

Dieses alte und rare Tractätlein wird von vielen neuern Geschichtschreibern als eine Oettingische Pieçe recensirt, die viel fabelhaftes enthalte; es muss aber dieses nach der Beschaffenheit damaliger Zeiten beurtheilet werden, darinnen man sich ein Vergnügen machte, den Ursprung der deutschen Häußer bey den Römern zu finden."

Ergänzend sagt Michel im II. Theile (1762), S. 1:

„Gedachter Lindner ist einer von denen ältesten deutschen Historicis. Er hat noch mehrers geschrieben. Unter andern sind mir seine Loci Scholasticorum egregii, aureis uersibus et sententiis referti, insignibusque dictis scatentes 1557. 12. zu Gesicht* gekommen; ich besitze auch selbst einige von ihm ins Deutsche übersetzte opuscula Hier. Sauanarolae, die sehr rar sind: Von seinen Lebensumständen aber habe keine besondere Nachricht erhalten können."

Als Polemiker gegen Lindener wird S. 3 noch ein Leonhard von Berkenstein, in einem MSC. von 1570 auf dem „Hochgräfl. Oetting. Baldr. Archiv" namhaft gemacht, welcher „gar artig und umständlich" beweise, dass „es ein rechtes Gedichte, wann einige und Lindner zumalen vorgeben wollen, das Haus Oettingen stamme von den Römern ab".

1560 setzte Lindener seine Uebersetzung Savonarolas fort: zu „Nürnberg bei Christof Heusler" erschien in diesem Jahre sein oben besprochener „guldiner griff der gantzen Heiligen Schrifft" und 1561 bei demselben der „bericht Vom gewalt vnd ansehen der Obrigkeit".

Als er zuerst „etliche Exemplar des hayligen manns Hieronymi (Savonarola) zů verdolmetschen für die faust nam", 1557 oder kurz vorher, war er dazu zweifelsohne veranlasst

* Wol in München, wo W. Scherer die Schrift gesehen.

durch das Beispiel des „Bartholomeus Amantius*, beyder rechten Doctor vnd Kayserlichen Poeten, Auch Churfürstlichen Pfälzischen vnd Marggräflichen Radts, der zeit zů Laugingen", welcher „Der Durchleuchtigen ... Frauwen Aemilia, Marggräfin zů Brandenburg ... Im hauß Onoltzbach wonende Witwe" u. s. w. die „Kurtzeliche, | doch grundtliche außle- | gung deß heiligen Vatter vn- | sers ... durch ... Sauo- | narolam ... | M.D.LVI. | " 8°, am Ende: „Getruckt zů Laugingen, durch | Michael Mayer.** |" widmete. Dieser Fürstin Sohn, den Markgrafen Georg Friedrich, hatte Lindener ja schon 1552 mit der Schrift des Feurelius behelligt*** und dann vor 1561, nach seinen Auslassungen in der Widmung an den Decan die „Version auß dem Griechischen, inn das Latein ANTIOCHENI, declamatoris olim Græciæ, et D. Chrysostomi Præceptoris" zugeschrieben, „... darüber ein beschwerung der Sprach vorgewendet wardt, vnnd ist etwan nit recht verstanden worden": er hat sich also hier wol um Gunstbezeugungen à la Amantius bemüht — ob mit Erfolg, bleibt fraglich. In den „Katzipori" Bl. K 8b klagt er: „yetzundt zů

* „Ich (bin) vor acht verschinen jaren durch E. F. G. Herren Sun, Marggraff Georgen Friderichen zů Onoltzbach, meynem Gnedigen Fürsten ... mit einem Erlichen Järlichen Stipendio von Feuchtwang herrierend, mein lebenlang ... begabt", sagt er a. a. O. Bl. A 2a ff. „Bin also bewegt worden die außlegung des ... Vatter vnsers so ... Sauonarola ... Lateinisch gemacht, ... in die teutsche sprach zů uerkeren", Bl. A 7a. „(Ich) bin von ... Philippo Melanchthone, meinem ... praeceptore ... ermant worden, dise in den druck zu geben ... hat sich biß hero nit wöllen schicken, biß ich gehn Laugingen kummen, vnd alda ein drucker auß gnaden des ... Otho Heinrichen Pfaltzgrafen bey Rein ... erlangt", Bl. B 1a. Ueber diesen aus Landsberg stammenden, nicht unbedeutenden Mann s. Joach. Dellingers Gelehrte Männer aus Landsberg (Aus d. Oberbayer. Archive XIV), München 1853, S. 18 ff.

** = Cs 5630 in Berlin; dort auch eine zweite Ausgabe von 1561.

*** Interessant sind die dem Hofmeister der beiden Pommerschen Fürstensöhne 1563 mitgegebenen Instructionen wegen der Zudringlichkeit der Autoren, s. von Medem a. a. O. S. 17; über Geschenke an Professoren und deren Grund a. a. O. S. 37 ff. 41. Erwähnenswerth ist auch, dass die studierenden Jünglinge zu Ehrenrectoren gewählt wurden (a. a. O. S. 55 ff 57 ff.), wobei es doch hauptsächlich um Abdankung und Schmaus zu thun war: a. a. O. S. 75 ff.

vnsern zeyten die kunst nach Brot vnnd schier bäteln geht, deütsch daruon zu reden!"

Die unberücksichtigt gebliebene Schrift kann doch wol nur eine Uebersetzung des Rhetors Libanius sein — z. B. heisst es auf dem Titel eines Lindener wol nicht unbekannten Buches: „Libanii greci declamatoris disertissimi beati Johan-|nis Chrysostomi prȩceptoris epistolȩ: cum adiectis Jo|hannis Sommerfelt argumentis et emendatiōe et ca-| stigatione clarissimis. | Hexastichon Johannis Speiser forhemensis | in Libanii anthiocheni declamatoris epl'as | ...", unter der Widmung J. Somerfeldts (!) an „Mathias drebicius regni Poloniȩ ..: vicecancellarius": „Cracouie ... Anno ... 1504", in 4°* —, umsonst aber habe ich mich nach ihr auf Bibliotheken und in bibliographischen Handbüchern umgesehen. Da man auch Werke im Manuscript — um ihre Drucklegung zu ermöglichen — damals noch zu dedicieren pflegte, wie die vorhin erwähnte Uebersetzung des Amantius von 1556 mit einer Dankepistel der Markgräfin Aemilia für „Ewer schreiben sampt einem Büchlin der außlegung deß Heiligen Vatter vnsers ... jetzo in Teutsche sprach von euch tranßferiert, mit einer Vorrede vns zůgeaygent vnnd vberschickt" vom 13. Decbr. 1554 beweisen mag — von einer frühern Ausgabe ist wenigstens nichts bekannt** —; so mag das Opus Lindeners ungedruckt geblieben sein, zumal „dasselbe etwan nicht recht verstanden worden", der Autor auch schwerlich des Griechischen genügend kundig war. Im „Rastbüchlein" Bl. A 6^b gesteht er ja offenherzig: „ich den Aristotelem gestudirt vnd gefressen, aber nit verdeüet het".

Ausser dem gleich Anfangs erwähnten fliegenden Blatte von 1561 ist mir sonst nichts weiter von Lindenerschen Pro-

---

* = Vy 5920. 4 in Berlin. Ueber die Ausgaben des Libanius handelt Hoffmann, Bibliogr. Lexicon II^2, S. 518 ff.; Fabricius, Bibliotheca Graeca. Ueber ihn selbst s. G. B. Sievers, Das Leben des Libanius. Berlin 1868; über seine Beziehungen zu Johannes Chrysostomus dort S. 316. Vgl. auch A. Neander, Johannes Chrysostomus I^3 S. 14 ff. 17.

** Ein absolut sicheres Beispiel bietet das Msc. von Lindeners Namensvetter auf der Leipziger Stadtbibliothek mit Dedication von 1529: s. Naumann a. a. O. S. 136^b.

ducten bekannt: auf die im „Rastbüchlein“ und in den „Katzipori“ erwähnten oder verheissenen Schriften habe ich in der Zeitschr. für Deutsches Alterthum XXI S. 441 (Anm. 2) und S. 442 hingewiesen, vgl. auch Bobertag im „Archiv“ VI S. 135 und 136. Die „Dieta und Methodus für die guten Schlucker“, welche er lateinisch „mitler zeyt in druck zů fertigen entschlossen war“, wird aber kaum, wie hier vermuthet wurde, medicinische, sondern eben Sauf-Vorschriften enthalten haben nach Art der „Regulae potatorum AVTORE EBERHARDO potatore maximo, qui fuit Schweinhardi frater“ am Schluss der „Katzipori“ Bl. b 6ᵃ. Auch das ebendort Bl. b 3ᵇ ff. meines wissens zuerst vorkommende „gůte Magenpflaster für die, welche eine durstige Leber haben“, das nicht unbekannte Lied „Vinum quæ pars Verstehst du das“ (Hoffmann von Fallersleben, In Dulci Jubilo ², Hannover 1861, S. 105 Nr. 44; Fischarts Gargantua 1590 S. 171) dürfte eine Probe daraus und also von Lindener sein. Allerdings citiert er medicinische Schriftsteller, z. B. a. a. O. A 5ᵇ ff. „den heyligen Propheten Galenus vnd seine liebe Schwester Hypocras, der einen Bawren fraß, vnnd Auicenna“ — aber ebenso auch Juristen, wie (A 7ᵇ) „den frommen Baldus, den Vocabularium vtriusque Juris“ u. a., und wer in dieser Beziehung die Sitte seiner Zeit kennt, wird daraus keine Schlüsse ziehen. Freilich hat man wegen seiner medicinischen Arbeiten vor nicht zu langer Zeit selbst den Juristen Fischart noch für einen Mediciner gehalten!

Ueber die mögliche Identität der „Chronica für den gemeinen Man vnd einfältigen Leyen ... von anbeginn der welt“, so noch nicht aufgelegt, mit dem „Opus Chronicorum“ ist bereits oben gesprochen; damit stehen sicherlich auch die in der Widmung an den Decan des Stiffts Onoltzbach erwähnten „Antiquitates Historiarum, die er mit grosser mühe zusammen getragen“ und die „Genealogiae et stemmata* viler

* Ich kann mir nicht versagen hierbei auf eine Stelle von (C. Gesneri) Bibliotheca . . . amplificata per Johannem Jacobum Frisium Tigurinum (Tigvri 1583. 2⁰) in der Appendix S. 834ᵃ hinzuweisen, wo es heisst: Joannes Fischartus dictus Menzer J.V.D. Et antiquitatum diligentissimus indagator Genealogias omnium fere principum Germaniæ conscripsit, nondum quod sciam editas. . . . Scripsit item alia

Fürsten vnd Herren" in Verbindung, von welchen die von Michel besprochene „Antiquität und Ursprung der Grafen von Oettingen" eine Probe sein mag.

Dass die gleichfalls bereits angezogene „Chronica. | Des ... | Herrn Friderichen, Landgraffen in Düringen, | Marggraffen zu Meychssen etc. ... | des ersten ehrliche Geschicht vnd thaten. | Durch Johann Gerson von Bono-|nien ... | ... beschriben, vnnd volgendt | verdeutscht ... | Nürnberg. M.D.XLVI." | in 4°, am Ende: „Gedruckt zu Nürnberg, | durch Johann | Daubman*. | M.D.L. | " auch eine Arbeit Michael Lindeners sei, wie ich lange Zeit glaubte annehmen zu müssen, wird schwerlich richtig sein. In der an „Johann Friderich, Hertzog zu Sachsen ... Churfürst, Landgraff inn Düringen vnnd Marggraff zu Meychsen ..." gerichteten Vorrede sagt zwar der unbekannte Uebersetzer, er habe „verwunderung getragen", dass das Büchlein des Johann Garzon „bey vns Meychßnern" (A 2[b]) „nicht auch bekanndt sein solt vnnd demnach mit dem ... Georgio Spalatino**, Superattendenten vnd Pfarrherr zu Aldenburg, rede vnd handelung gehabt": dieser habe jedoch die Uebersetzung abgelehnt und ihn dazu aufgefordert, „obwol sonsten diser zeyt gelehrter leut genug, die solchs baser vnd schickerlicher, dann ich thun mögen" (A 3[a]). Aber Spuren Lindenerscher Eigenthümlichkeiten habe ich nirgends gefunden, und — was mir besonders dagegen zu sprechen scheint — die Berliner Bibliothek besitzt noch eine

---

plura, quæ aut suppresso suo nomine aut permutato edita sunt. Wenn vielleicht nach Lindeners oben genannter Schrift gesucht wird, bitte ich Fischarts gedruckte oder handschriftliche Genealogien nicht zu vergessen. Ich vermuthe, die von Frisius gemeinten werden zur deutschen Bearbeitung von des Wolfg. Lazius Schrift De Gentium migrationibus gehört haben, von der W. Crecelius in Birlingers Alemannia I, S. 113 ff. die Wolfenbütteler Fragmente herausgegeben.

* = Sr 1410 in Berlin, auch auf dem Germanischen Museum in Nürnberg. Ich will hier noch bemerken, dass die Typen dieses Drucks mich früher bestimmt haben, die Katzipori von 1558 als Erzeugniss der Daubmannschen Presse anzusehen.

** Dieser hatte bekanntlich eine „Chronica ... des lobl. Haus zu Sachsen" 1541 zu Wittenberg herausgegeben: s. Eichsfeld, Wittenberg. Buchdruckerjubiläum S. 108.

frühere Ausgabe derselben Uebersetzung „Des Durchleuchtigen, | ... | Herrn Fridrichen, Landtgraffen inn Düringen | ... thaten. | ... vol-|gent verdeutscht ... | Nürnberg M.D.XLVI|“, ebenfalls in 4°, am Ende: „Getruckt zů Nürmberg, durch Johann vom | Berg, vnd Vlrich Neuber, wonhafft auffm | Newenbaw bey der Kalckhütten“, welche den Druck Daubmanns von 1550 als Nachdruck kennzeichnet und nicht einmal die Möglichkeit bestehen lässt, dieser aus Torgau in Sachsen gebürtige Drucker, welcher auch sonst historische Arbeiten für seine Officin selbst ausführte, sei der Uebersetzer. Als Beispiel einer solchen nenne ich seine „CHRONICA. | Kurtzer Außzug | der Preussischen Chronicken, | von dem Jar 1200. bis auff die jetzige | vnsere zeit ... Im Druck verfer-|tigt, durch jrer F. D. Buchdruckern | Johann Daubman, 1566.|“ in 4°.

Aufgemuntert hat Daubmann aber jedesfalls Lindener zu seiner „Chronica für den gemeinen man vnd einfeltigen Leyen“ — die bei ihm in Königsberg 1569 erschienene, einen ähnlichen populären Zweck verfolgende „Chronica. | Das ist | Beschreibung der | fürnembsten gedechtnuswirdigen | Historien ... Anfangs der | Erschaffung aller sichtbarlichen dinge, biß auff diese vnsere gegenwer-|tige letzte zeit ... in artli-|che Teutsche Reimen gebracht | Durch | Johannem Hasentödter ...“, in 4°, will nach der Vorrede Bl. ? 3^b „allein für den gemeinen Mann vnd die schlechten Leyen, die es nicht besser haben können, verfertigt vnd an den tag geben“ sein.

Kaum gedruckt ist endlich das von Lindener noch 1561 verheissene Tractetlein „vonn dem Vrsprung vnd Namen der Stette in Germania“, das nach seiner Angabe „vil herrlicher gelehrter Leute begeren zu lesen“. Der 1543 in Wittenberg inscribierte Wolfgang Jobst, später Dr. med. und Professor zu Frankfurt a. O. (s. Förstemann, Album Vittebergense S. 205^b), widmete aus dieser Stadt „dinstag nach Thome Apostoli Anno 1562“, also etwa ein Jahr nach Lindeners verlautbarter Absicht, den „Herren Bürgermeistern vnd Radtman der Löblichen Stadt Lünenburgk“ ein ähnliches Schriftchen: „CHRONOLOGIA | Von erbawung vnd an-|kunfft

etlicher namhafftiger Stedt, | Schlösser vnd Klöster vor vnd nach der | geburt Christi, kürtzlich vor-|zeichnet vnd zusam-| men gezo-|gen. | Durch Wolffgangum Jobs-|ten, D. | Anno 1563." in 4°, am Ende: „Gedruckt zu Leiptzig, Durch Ja-|cobum Berwaldt", ohne weder in der Vorrede noch Bl. M 1ª im Register der Scribenten seines etwaigen Vorgängers Lindener zu gedenken. Das Buch scheint viel gelesen zu sein; 1564 erschien eine zweite in 8° und 1575 sogar eine dritte Ausgabe*: auch Fischart hat dasselbe fleissig ausgezogen. Lindener ist also wol mit dem seinigen nicht zu Stande gekommen, und wir erfahren vielleicht auch noch einmal warum, wenn ein glücklicher Fund den Schleier von seinen letzten Lebensjahren zieht.

Zum Schluss lasse ich hier als grössere Probe seiner wenig ansprechenden lateinischen Poetasterei das mehrerwähnte Epinicion ad Leonhardum Culmanum aus dem einzigen mir bekannt gewordenen Exemplar folgen.

INter honoratos uir non reticende patronos
  Norica quos apto rura decore colunt,
Hic ubi nempe fluunt humidæ Pegnesidos undæ
  Atque suis ornant fluctibus urbis agros,
Quæ uiget extremis animosa potenter in oris   5
  Iste ruinosi quas situs orbis habet.
Talis enim semper, si quis modo secla reuoluat,
  Qualis et in simili nec fuit ulla statu:
Quæ multis etiam reliquis est dotibus aucta,
  Quo celebri cunctis nota sit arte plagis.   10
Insignes ideo genuit uirtutis alumnos
  Quorum Palladiæ fama probata Deæ;
Qui uariis ipsam celebrarunt laudibus urbem,
  Posset ut illustri uix minor esse schola.
Nostris idcirco fertur clarissima terris,   15
  Cujus causa rei non aliunde uenit:
Sedula fautores nisi quod pietate colendos
  Thespiadum solida fouit amanter ope.
Vnde per omnigenas huius laus fulgida gentes,
  Nulla quæ poterit fraude perire mali.   20
Quam uates alti descripsit nominis Hessus
  Primus Apollinei qui solet esse Chori,

* Sämmtlich in Berlin.

3—6: vgl. vorher S. 462 V. 7 ff. Lindener benutzt sich selbst!

Cujus ego modulando sequor uestigia cantus,
Illius ut didici psallere Tyro modis:
[Bl. C3a] Quum me præteritis docuit præceptor in annis, 25
Cui debet tenerum quicquid acumen habet.
Sed satis est, alio meditabor id omine rerum,
Iam loquar ornatum pastor amande tuum.
Et cito perficiam, de quo breue scribere carmen
Hactenus incæpi, quod tibi munus erit. 30
Quale Nouenarum cupiunt dare turba sororum
Quæ sacra parnassi limina montis amant,
Quæ grauium recitant adeo monumenta uirorum,
Omnibus ut fiant hæc manifesta locis:
Ex harum fluidos ego lambi fonte liquores, 35
De quibus hæc modici gutta saporis erit.
Quam tu Pierias uir semper alende per artêis
Velles arbitrij mente uidere tui,
Dum tua sit (veluti nosco) sine labe uoluntas,
Quæ bene Castalio uelle parata gregi. 40
Quem uerum potero Nympharum dicere patrem,
Cum iuuat Aonias pronus ubique domos:
Vt sua testantur studii primordia passim
Quæ florent ipso magna sub axe satis —
Ac alios uigili taceo sudore labores, 45
Quos pius in uerbi dogmate pastor agit!
Sæpe quod explanat melioribus undique scriptis,
Omnia doctrinæ sint ut aperta phrasi,
In quibus auxilio rudibus solet esse ministris
Qui minus hæc proprio cernere marte queunt. 50
Viuito Nestoreos igitur Culmanne per annos,
Nobile qui Pindi culmen in ore geris!
Vnde tuum primæ puto nomen originis ortum,
Si quadrant satis singula uerba suis.
Quod probat euentus, mihi si quis credere nollet, 55
Hujus quique rei testis adesse ualet.
[Bl. C3b] Vt Momi faciunt, fera quorum lingua uagatur
Atque nihil laudat ni quod amare cupit:
Turpiter ex omni ludit quæ parte quod exstat,
Cujus et a morsu nemo nec hospes abest. 60

---

25. Dass Eobanus Hesse etwa sein Lehrer gewesen, wird hieraus nicht zu schliessen sein: dieser starb schon 1540 zu Marburg. In den Katzipori gedenkt er übrigens des „trefflichen Poeten“ ebenfalls Bl. O 6b ff. Meister Cůntze, der gute Groll, der nachher „zu Scheüditz Schůlmeyster gewesen“, legte ihm in Nürnberg (Bl. O 7a) seine Klipfelverse vor.

Quid prodest autem res carpere clade bonorum
  Et Rhodiis Phœbi ponere dona focis?
Qui facit hoc similis Thersitæ dicitur esse,
  Optans ingenio cuncta ferenda suo.
Pro quibus ecce graues malefactis improbe poenas, 65
  Crede mihi, stygio captus in amne dabis!
Mores ergo stude monitus uitare caninos,
  Nam malus his semper spiritus author adest.
Pestiferam potius memini damnare Mephitim
  Molliter effrænis quam quoque Bachus alit, 70
Et Veneris Paphio sancitam carmine Pompam
  Lubrica quam summo terra fauore tenet.
Sed ualeat Bauius ueterum quem secula damnant,
  M(a)euius in cuius fœdere prauus erat:
Nobis inuideant loca dum sublimia Solis 75
  Fœlices etiam sorte uolente petant!
Interea niteat doctorum fama uirorum,
  Vlla quæ nescit cum ratione mori —
Horum maius enim surgit post funera nomen,
  Illa quod eximio tempora flore ferunt! 80
Sic studium nulloque tuum uiolabile pacto
  Crescet, ut hac semper laude perenne micet:
Quam nec liuor edax potis est consumere, quanquam
  Cuncta Theonino rodere dente putat!
Quid nocet humanæ reor esse propaginis usum, 85
  Qui solet alternas sæpe notare uices?
Quilibet at nostrum fugiat contagia prolis
  Quæ uult egregios lædere falsa gradus!
[Bl. C 4ᵃ] Impetus ex imo discedat corde furoris
  Nilque uenenoso deuoret ore boni! 90
Lingua mali quamuis est inuitabile uirus,
  Peius et affectæ uulnere carnis hiat:
Erga quod fortes utemur Apollinis hasta
  Istos qua tuti uincimus inde dolos!
At mihi tu uita Leonarde propinquior omni, 95
  Illud amicitiæ pignus habeto meæ!
Quo tua Musa canit gracili præconia plectro,
  Clio tibi longos quæ dedit ante dies —
Quo memor esse potes LINDNERI metra canentis,
  Permessi donec fluminis unda meat! — — 100

Zusatz I. Nach dem Exemplar in der Dresdner Bibliothek füge ich hier den Titel einer oben (S. 473) angeführten Schrift bei, deren wörtlich mitzutheilende Vorrede sofort auf weitere Spuren von

Michael Lindeners litterarischer Thätigkeit, und zwar aus der Zeit seines Wittenberger Aufenthalts 1557, führt.

Zeügknuß. | Auß Gottes wort vñ | Schrifften der Christenliche lehrern, | D. Martin Luthers, Vrban Regij, Johann | Bugenhagen, Georgen Maiors, Philip-|pen Melanchtons gezogen, Was des Men-| schen gerechtigkeit sey, vnnd wie der Got-|loß für Gott soll from̄ vnnd gerecht | werden: Allen from̄en Chri-|sten zur Lehr vnnd | nutz gestellet. | Durch Leonhardt Culman | von Cräilßhaim. | Gallat. 2. | Wir wissen, daß der Mensch, durch | die werck des Gsetzs, nit gerecht wirt, | Sonder durch den glauben in Jesum | Christum. | 1558. (Ohne Ort oder Namen des Druckers. Sign. Aij — Liij 4°.)

Die Vorrede lautet: „Dem Edlen Wolgebornen Herren, herren Vlrichen, Grauen von Helffenstein, vnd Freyherren zů Guldelfingen [!], meinem gnädigen Herrn̄. EDler wolgeborner Graue, Gnädiger Herr, Ewren gnaden sein Gottes barmhertzigkeit, in seinem geliebtē Son Jesu Christo, beneben meinen vnderthänigen vnd gantz willigen diensten alle zeyt beuor. Nachdem vor fürgangener [!] zeyt, der achtpar vñ gelehrt Herr Leonhardt Culman, mein allter Patron, vnd wolbekandter freündt, von dem ich vil gůts willens vnd wolthaten weylandt zů Nürnberg empfangen, ein Mañ der Ehren vnd Lehr mänigklich wol bekandt vnd erkandt (der zů Regenspurg sage was er wölle) E. G. yetziger zeyt Superintendens vnnd Theologus, mir ein sehr schön bekañtnus Gottes worts vbersendet vñ schriftlich zůgeschickt, das auß hochwirdigen vnd gelehrter leüten Schrifften vnd zeügknussen mit fleiß zůsamen geordnet, Welches, nach dem ich es vberlesen, vnd auch andere hohe wichtige Leüte vnd Theologos hab sehen vnd Judicieren lassen, sie vor gůt geacht, dasselbige zů publicieren, vnnd offentlich in Truck zůuerfertigen. Wiewol der gůte Herr vor langen Jaren vil schöner Bücher geschriben, die der Jugendt vnd Kirchen dienen, vnnd sehr nutz sein, der wir etlich vil tausent gedruckt, vnd wol verkauft haben, die gantz Teütschlanden auch wol bekandt, vnnd das wercklein meines Cōmendierens mit nichte bedürfft,

Aij Hab ich

Hab ich aber nicht wölln̄ vnderlassen, ein Vorrede in das zustellen, vnd am meysten von der vrsach wegen, auf das ich E. Gnaden bekandt wurde, wie ich dann diß Jar darumb meinen weg auff Wysensteg genom̄en, da ich dem durchleüchtigen hochgebornen Fürsten vnd Herren, herren Christoffen von Würtenbergk, das Betbüchlein des hochlöblichen vñ seligen Churfürsten von Sachssen, zůgeschriben vñ vberantwort habe, E. G. geschlechts vnd Stam̄s Antiquiteten vnd vrsprung̃ zůerkunden, wie ich mich dañ domals bey dem allten Herren Wellero fleyssig befragt, welcher nachdem er mit kranckheit beladē, mir nichts gewiß hat künnen anzeygen, vñ mich allein in das Thurnier bůch gewisen, der

ich wol bedürffte, vnd mir in meinem fürhabenden werck dienstlich wären, vn̄ nit vbel zierete, des Titel ist, *Volumen historiarum de principibus et Heroibus Germaniae.* Derhalbē Edler wolgeborner Graf, gnädiger Herr, so etliche allte *Monumenta,* E. G. Stam̄ belangen, auch zůuor in Büchern oder Antiquiteten gedacht, noch verhanden wären, wöllen E. G. mir dieselbigen gnädigklich mittheylen, vn̄ bey dem Herren Leonhardt Culman vbersenden lassen, Das will ich vmb E. G. allezeyt willig widerumb wol wissen zůuerdienen.

E. Gnaden sein in den schirm̄ des aller höchsten in seinem Sone befolhen. Gegeben auff den 25. Martij, Anno M.D.LVIII.

E. G.
williger
Michael Lindener
Poeta L.

Das Buch:

Gebäth | DEs Hochlöblichen | Churfürstē, säliger gedechtnus, Johan̄ Friderichē | Hertzog zu Sachssen, vnd | seins Churfürst. Gmahels, | auch jrer Söne, sampt an=|dern Christlichen Psalmen, | die sie im̄ brauch gehabt | zůbäthen. Durch | Einen Wolgelehrten | Poeten, yetzundt newlich in | Truck geordnet. | Math. vij. | Bittet, so wirt euch gegeben. | Sůchet, so werdt jr finden. | Wittenberg, 1557. (Ohne Namen des Druckers; Sign. Aij—Pv 12⁰.)

enthält eine an Herzog Christoph zu Würtenberg gerichtete und „M. L. P." unterzeichnete „Vorred", in welcher man erfährt, dass der Verfasser ein ander Mal von gewissen leichtfertigen Prophezeiungen, sonderlich von den Prophezeiungen zur Zeit Constantini, des grossen Keysers, die vor 1249 Jahren gestellt worden und zuvor nie gesehen und an tag kommen seien, handeln und schreiben wolle, und dass er Sr. Fürstlichen Gnaden „als ein vnbekan̄ter vnd frembder, dises Bethbüchlin hab wöllen zuschreyben vnd dediciern", „nach dem" S. F. G. „der waren erkändtnus der Religion in dem Son Gotes beistehn, dieselbigen fördern vnnd lieben, vnd darumb von allen Gelerten leüten weyt vnnd brayt hoch gerühmet werden". Dieselbe Vorrede findet sich mit der Unterschrift „M. L." in dem Drucke derselben „Gebet", welcher zu Nürnberg bei Katharina Gerlachin vnd Johanns vom Berg Erben 1581 in 12⁰ erschien, unter einem Titel, der im übrigen gleichlautend ist, aber an die Stelle der Worte: „Durch einen Wolgelehrten Poeten" u. s. w. setzt: „mit fleiß zusammen getragen".

Schnorr von Carolsfeld.

Zusatz II: s. in den Nachträgen am Schlusse dieses Bandes.

Aus G. Kestners Briefsammlung.

X.

Lessing. Nebst einem Anhange Goethe und Goué betreffend.

Mitgetheilt von Robert Boxberger.

Wolfenbüttel, den 16. December 1776.*

Vor allen Dingen, liebſter Freund, danke ich Ihnen und Ihrer lieben Frau für den gütigen Antheil, den Sie an meiner Veränderung nehmen. Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen auf das Herzlichſte. Und nun, um nur geſchwinde auf den übrigen Inhalt Ihres Briefes zu kommen, muß ich Ihnen geſtehn, daß, wenn ich mir nur im Geringſten vorſtellen können, daß Ihr Mißvergnügen in Dresden ſo groß ſei, Ich Ihnen ſchon längſt von mir ſelbſt Eröffnung über die Manheimer Angelegenheit gemacht hätte. Ich habe ſie ganz allein in Händen gehabt und habe ſie noch ſo in meiner Gewalt, daß ich hoffen darf, daß Ihre Anträge nicht umſonſt ſein ſollen, Mutatis mutandis (denn in Parentheſi geſagt, an unſerm Hof iſt nichts zu thun, weil man für inſtehende Meſſe ſich wieder mit Burtelli eingelaſſen, wie Sie dort wohl werden gehört haben). Nur zwei Dinge müßte ich Ihnen wegen Manheim vorausſagen 1) daß ſich die Sache müßte bald thun laſſen, denn, da das Haus nun fertig iſt, ſo möchte man auch gern ſobald als möglich Schauſpieler darin. 2) aber durchaus keine muſicaliſche; denn da man nunmehro auch da angefangen, deutſche Opern aufzuführen, ſo bleiben die muſicaliſchen Schau-

* [Diese Abschrift hat der Schauspieldirector A. Seyler in einem Briefe vom 24. December 1776 aus Dresden dem Schauspieldirector Großmann mitgetheilt.]

ſpiele gänzlich für das Operntheater. Inwieweit Ihnen nun dieſe Punkte anſtändig ſein können, möchte ich gern von Ihnen im Voraus wiſſen, ehe ich Ihnen ſagen könnte, was weiter dabei zu thun ſei. Freilich dürften Sie deßwegen Ihre muſicaliſchen Acteurs nicht gehen laſſen, und wer weiß, was ſich für ein Medium deßfalls treffen ließe. Indeß will ich doch mit erſter Poſt (ich bedaure nur, daß es nicht ehender als künftigen Donnerſtag geſchehen kann) an Herrn Groß-mann in Frankfurt ſchreiben und ihm einen Brief an den erſten dortigen Finanzminiſter Baron v. Hompeſch, auf den alles ankommt, beiſchließen, und Sie vorläufig darin auf das Allerbeſte empfehlen. Alle andern Adreſſen würden Ihnen nichts helfen. Ich reiſe mit Ausgang dieſes Jahres ganz gewiß noch ſelbſt nach Manheim und von da aus können wir um ſo viel geſchwinder Alles aufs Reine bringen.

Leben Sie indeſſen recht wohl, beſter Freund, und ſein Sie verſichert, daß ich mich freuen werde, das Geringſte zu Ihrer Zufriedenheit beitragen zu können.

Ihr Freund

Leſſing.

Anhang.

Zur Goethe-Biographie.

Goethe erzählt in „Wahrheit und Dichtung“ von seinem Wetzlarer Aufenthalte (Hempelsche Ausgabe XXI, S. 82): „In dieses Ritterwesen verschlang sich noch ein seltsamer Orden, welcher philosophisch und mystisch sein sollte und keinen eigentlichen Namen hatte. Der erste Grad hiess der Uebergang, der zweite des Uebergangs Uebergang, der dritte des Uebergangs Uebergang zum Uebergang, und der vierte des Uebergangs Uebergang zu des Uebergangs Uebergang. Den mystischen Sinn dieser Stufenfolge auszulegen war nun die Pflicht der Eingeweihten, und dieses geschah nach Massgabe eines gedruckten Büchelchens, in welchem jene seltsamen Worte auf eine noch seltsamere Weise erklärt oder vielmehr amplifizirt waren.“ Da auch der gründliche Goethe-Kenner

v. Loeper in seinem vortrefflichen Commentar zu „Wahrheit und Dichtung“ (Hempelsche Ausgabe XXI, S. 326) über dieses Büchelchen schweigt, so wird es den Goethe-Freunden willkommen sein, eine Mittheilung über das in Ge. Kestners Besitz befindliche Exemplar zu erhalten. G. Kestner bemerkt, dass es von v. Goué verfasst sei, und citiert dazu: cf. „Gelehrtes Hannover“ von Rotermund. Das Büchelchen ist in Sedez und führt den Titel:

Der hoeere Ruf.
(Vignette.)
Gedruckt bei Georg Ernst Winkler.
(1. Blatt.)
Visu carentem magna pars veri latet.
Seneca.
(2. Blatt.)
(Vignette.)
Der Uibergang.

Wee dir, wann du keinen Uibergang kenneſt. Einen kanſt du nicht vermeiden, aber diſen haſt du mit iedem Tor gemein. Wann dir in der Ferne ein Zirkelzuindiger Stral leuchtschimmert und du zurückpraſſelſt, dann ſind alle er[d]klosſtralende Steine brodkruimigte Atome in den Ozean geſtamft. G.

(S. 7.)
Des Uibergangs Uibergang.

Gee uiber! und wohin? zittre Torenmaeſiger dich zu entwickeln. Du geſt uiber Menſchgebildeter. Was hilft es dir, wann du nicht wider deine ſchlaffe Nerven durch iene aromatiſche Befeſtigungen erhebſt und ſtark wirſt, dich in den Sturm eingehauchter Strudel zu ſtuirzen, aus dem du ins Ganze gezogen wirſt. G.

(S. 9.)
Des Uibergangs Uibergang zum Uibergang.

Du kanſt ein Adler ſein; die ſtralenhauchende Wolken naeer kennen als alle andre tifer in die Atmosfaere geblaſene Klumpen, in deren Bezirk ein raßlender Feuerball ſich waelzend bestaubet. Es bleibt etwas fuir dich aufgeſtemmet. Wag es enzuindungsvoll das Hoeere einzuatmen. Was denkſt du von dem Feuerduſt? kannſt du in gewoenen? dann, dann

lachſt du des Staubes. Nich
du bald wirſt kennen lernen,
gang zu des Uibergangs I

Dann folgen in demselbe
zeichnete Sachen.

Auch das nachstehende G
ist wahrscheinlich von Gou
larischen Papieren erst später

(Ein Octavblatt, gebroche

Herr Bräutigam

Zum letztenmal grüß dieſ
ſchaffner Junggeſellen. Was
Fällen? — Ich wills in Dein
wünſchen, was Du willſt. N
Freundes Wunſch erfüllſt, de
voll Ungeduld entgegen ſchau
— Geh, frage Deine Braut;
wohl verſtehen.

Unter die in Kestners „Go
der 2. Auflage mitgetheilte S
geschrieben:

Lotte gu
Am 17. J

Ungedruckte Briefe von Wieland.

Mitgetheilt
von
Ludwig Hirzel.

Die hier folgenden Briefe Wielands stammen aus dem Nachlass Salomon Gessners und sind als eine Ergänzung der Züricher Sammlung von Wielands Briefen zu betrachten, die seiner Zeit in der Meinung veranstaltet wurde, dass das geschäftliche, die Entstehung wie die äussere Herstellung von Wielands Schriften betreffende ohne Bedeutung und ohne Interesse für die Nachwelt, für die Freunde des Dichters wäre. Den veränderten Anschauungen der gegenwärtigen Zeit entsprechend bringe ich aus einer Menge von Briefen, welche von Wieland in der Gessnerschen Familie noch vorhanden sind, gerade die geschäftlichen zuerst hier zum Abdruck. Demjenigen, der sich mit Wieland ernstlich beschäftigt, werden sie von Werth sein; wie sie denn auch in keiner andern Absicht veröffentlicht werden als in der, zu einer noch zu schreibenden würdigen Biographie Wielands neues Material herbeizubringen. — Die in Klammern eingeschlossenen Zahlen geben die ursprüngliche Numerierung der Briefe und Actenstücke, nach welcher diese in der Gessnerschen Buchhandlung aufbewahrt wurden, und zeigen zugleich, dass auch die vorliegende Correspondenz Wielands nicht mehr vollständig erhalten ist.

I. Geschäftsbriefe.

1. (1.)

A Messieurs Messieurs Orell, Gessner et Compagnie
celebres Libraires à Zurich. franco.

Meine hochgeehrtesten Herrn und wehrteste Freunde.

Ohngeachtet ich darüber besorgt bin, dass ich von der Ausfertigung des 1. Theiles meiner poetischen Werke noch keine Nachricht habe, so verlasse ich mich doch so gewiss auf dero Zusage,

dass ich hiemit die Freyheit nehme Sie zu ersuchen, von denen mir zuständigen 160 Exemplaren 22 an Hrn. Brönner Buchhändler in Frankfurt und 100 an Hrn. Reich in Leipzig, in meinem Nahmen, franco (auf meine Rechnung) mit den Messwaren abzuschicken. Seyn Sie so gütig und lassen Sich die Beschleunigung davon angelegen seyn; ich meines Orts bin Zeit her, wegen der unglücklichen Division, in die unsre ganze kleine Republic über eine Prediger-Wahl gerathen, und der unendl. Chicanen, die uns unser Gegentheil noch bis diese Stunde macht, mit Arbeiten, Pro memoria, Decreten, Protocollen, Berichten nach Stuttgardt, und Wien, Repliquen und Dupliquen so überladen gewesen, dass ich kaum Athem holen konnte. Dessen ungeachtet werde ich Ihnen in Kurzem eine Probe geben, dass ich unser engagement nicht aus den Augen lasse. Ich habe die Ehre mit ausnehmender Hochachtung zu seyn, meine verehrtesten Herren und Freunde

Dero

Biberach, den 4. Sept. 1761.

ganz ergebner Diener
Wieland.

P. S. Wenn Sie Gelegenheit haben etwas nach Stuttgardt zu schicken, so belieben Sie unter der Addresse des Hrn. Prof. Volz auch 10 Exemplare franco dahin zu senden; wo nicht so schicken Sie mir die nach Abzug der Frankfurtischen und Leipzigischen an 160 übrigen Exemplare gelegenheitl. hieher.

2. (2.)

Hoch geehrteste Herren

Mit äusserstem Missvergnügen warte ich von Woche zu Woche, Ihrem so oft widerhohlten Versprechen nach, endlich etwas von meinen poetischen Werken zu sehen, ohne diese Stunde jemals zu erleben. Da ich nun nicht sehe warum Sie in diesem Stücke privilegirt seyn sollten, so wäre ich allerdings befugt die Bedingungen unseres gemachten Contracts ebensowenig zu erfüllen. Ich will aber hoffen, dass Sie endlich selbst anfangen werden zu begreiffen, dass es weder billig noch anständig war, mich durch eine Reyhe von Versprechungen, die nicht gehalten würden, in die unangenehmsten Schwierigkeiten zu verwickeln, die ich durch nichts hätte ausweichen können, als wenn ich Ihren so positiven Versprechungen nicht getrauet hätte. Ich sende also nichts desto weniger den 1. Theil meiner prosaischen Werke und bitte dagegen nur durch den Constanzer Boten mir unverzüglich ein Exemplar meiner Moralischen Briefe zu schicken, indem ich hier keines auftreiben und also desselben Correction nicht vornehmen kann. Vom Shakespear wird die

Fortsetzung folgen, wenn ich wegen des 1. Th. meiner poet. W. gewiss wissen werde woran ich bin. Glauben Sie indessen, dass die Klagen, die ich über Ihre Compagnie zu führen gezwungen bin, derjenigen Hochachtung und Freundschaft nichts benehmen, womit ich gegen jedes einzelne Glied derselben stets beharren werde

Dero

Ergebenster

Wieland.

Biberach den 23. Oct. 1761.

3. (5)

Mein wehrtester Freund!

Könnten Sie nicht mit dem Hrn. Wolf einen accord treffen, kraft dessen Sie ihm für einen jeden Druckfehler, den er stehen liesse, etwan eine piecette abzögen? Er würde dadurch entweder sorgfältiger oder sein Antheil an den Vortheilen Ihrer Handlung würde sehr gering werden. Anstatt ein paar Blätter umzusetzen hielte ich ohne Maassgab für besser in aller Eile beygelegtes Verzeichnis der hauptsächlichsten Erraten abzudrucken und dem 1. Theil beyzulegen. Doch könnte beydes geschehen, und in diesem Fall in dem Verzeichnis der Druckfehler die nöthige Aenderung gemacht werden. Ich habe nunmehr wegen der Fortsetzung des Shakespears meine letzte und unabänderliche resolution genommen. Die viele Zeit und die ausserordentliche Anstrengung die diese Unternehmung erfordert, macht es ebenso nothwendig als billig dass der Vortheil den ich davon habe in einiger proportion mit der Arbeit stehe. Da nun Ihre Handlung meine letztmals gemachte Forderung der 5 Louis für jede Piece zu oneros befunden, so habe solche abgeändert und bin zufrieden, dass Sie mir, ausser den 12 Louis für jeden Theil à 3 Stücken, noch 50 Exemplare in albo abgeben. Auf diesen Fuss habe ich den Contract eingerichtet, den ich Ihnen hiermit überschicke und welchen ich von Ihrer Societät unterschrieben zurück erwarte. Meine feste Entschliessung ist, es bey den Conditionen, die ich darinn mache, für beständig bewenden zu lassen, aber auch auf weniger mich nicht einzulassen. Nur muss ich noch beyfügen dass der Punct der 12 Louis sich bereits auf den 2. Theil und die 50 Exemplare auch auf den ersten extendiren sollen. Das Urtheil, das Sie, mein Freund, von dem Agathon fällen, ist für meine Eitelkeit allzuschmeichelhaft. Aber was werden Sie dazu sagen, wenn Sie den Agathon oder vielmehr seine Tugend der bezaubernden Verführung einer Danae unterliegen sehn werden. Es würde freylich der strengen Sittenlehre gemässer und an sich selbst erhabner, heroischer, Grandisonischer seyn, wenn er den Sieg erhielte; allein ich wollte kein idealisches Modell machen. Obgleich

Agathon ein sonderbarer Mensch ist, so ist er doch ein Mensch; und diese Tugendhelden, die keine Schwachheiten, keine Begierden und kein Fleisch und Blut haben, sind bloss abstracte Wesen. Die Moralisten werden über mich schreyen und ich werde ihnen unter die Nase lachen. Ich wundere mich nicht, dass etwas davon transpiriert ist, dass ich an einem Roman arbeite und dass er Agathon heissen werde. Es ist schon genug wenn meine Freunde thun als ob sie nichts davon wissen und wenn mein Nahme nicht vor das Buch kommt. Dieses ist alles was ein Autor nöthig hat um incognito bekannt zu werden. Womit beschäftigt sich Ihre Muse, mein wehrtester Freund? Ich vergeb es Ihnen nicht, wenn Sie nicht fortfahren Schauspiele zu machen. Es hängt nur von Ihnen ab, unser la Chaussée und unser Saint Foix zu seyn.

à propos, das Englische Wort, dessen deutsches aequivalent ich nicht habe finden können, ist nicht spider, sondern spinner. spider ist bekannt und heisst eine gemeine Spinne. Spinner aber bedeutet, wie ich glaube, eine Art von ungiftigen Spinnen, die einen kleinen aschfarbnen Leib und sehr lange Beine haben und bey uns in Schwaben Zimmermännchen genannt werden. Ich habe im Linneus nichts davon gefunden. Der Hr. Canonicus Gessner aber wird Ihnen vermuthlich die Auskunft darüber geben können.

Den beygelegten Accord erwarte unfehlbar bewilligt und unterschrieben zurück. Ich will nicht viele Worte darüber machen, der Success des Werks ist keinem Zweifel unterworfen, und es ist billig dass der Vortheil nicht bloss auf derjenigen Seite sey, welche am wenigsten dazu arbeiten muss.

Ich bin würklich an Uebersetzung der Tempest begriffen, wovon Sie bis Ausgang des October* das vollständige Msst haben sollen.

Inzwischen bitte ich Sie mich dero Hrn. Associés zu empfelen und der vollkomnen Freundschaft versichert zu seyn womit ich allezeit seyn werde

Dero

ergebenster

B. den 30. Sept. 62.

Wieland.

4. (6.)

P. P. Meine hochgeehrtesten Herren und wehrteste Freunde.

Ich übersende Ihnen hiemit Vier Aufzüge von dem Sturm oder der bezauberten Insel unsers Shakespears; der fünfte Aufzug soll nächstens folgen.

* W. hatte zuerst „Novemb." geschrieben, was ausgestrichen ist.

Ich habe unterdessen den Gedanken gehabt, ob wir, insofern Shakespear wohl aufgenommen werden sollte, und Sie Ihre Rechnung dabey finden, nicht künftig mit den schönsten Stücken von Ben-Johnson, Fletcher, Sir John Sukling und andern von dieser Art, welche theils seine coaetanei gewesen, theils bald auf ihn gefolgt, und so wenig sie in Deutschland bekannt sind, so sehr es zu seyn verdienen, ein gleiches versuchen wollten. Sie können sich hierüber bedenken, da wir Zeit genug dazu haben, und wenn Ihnen dieser Einfall gefällt, Anstalten machen, dass ich von vorgedachten Scribenten die besten Ausgaben zur Hand bekomme.

Wenn Sie denken, dass es avantageuser für Sie sey, wenn der Shakespear schneller zu Stande kommt als nach meinem neulichen Vorschlag, so kan ich vielleicht wohl versprechen alle Jahre drey Theile zu liefern.

In dem dritten Theile, wovon Sie noch in diesem Jahre mehr als die Hälfte erhalten sollen, werden der Kaufmann von Venedig, Timon der Menschenfeind, und die h. Drey-Königs-Nacht oder Was ihr wollt erscheinen.

Weil der Termin vor der Thür ist, woran Sie vor einem halben Jahre sich anheischig gemacht, sowohl die übrigen 50 fl. für die übernommenen 100 Ex. meiner Poet. Werke, woran jedoch die an Hrn. Meister für mich bezahlten 11 fl. 18 xr. abgehen, als die accordierten 12 Louisd'or für den 2. Theil Shakespear an mich zu übermachen, so habe Hrn. Faber und Comp. zu Mörspurg eine mit dem Termin Martini dieses Jahrs zahlbare Assignation auf 6 Louis neufs an dieselben zugestellt, welche seiner Zeit zu berichtigen, mir Selbst aber die übrige 6 Louis nebst denen restierenden 38 fl. 42 xr. wo immer möglich noch in diesem Monat und längstens bis auf den 3 Novemb. zuzusenden, angelegentlichst ersucht haben will.

Seyn Sie auch so gütig sich an unsre übrige seit einigen Jahren aus der Acht gelassene Angelegenheiten zu erinnern. Sie wissen, dass ich Ihnen bey meiner Abreise nach Bern einen beträchtlichen Bücher-Conto schuldig war, dessen Betrag ich aber nicht mehr weiss. Nachher machten wir wegen Araspes und Panthea einen accord, vermöge dessen Sie mir 6 Louis neufs baar bezahlten und 6 Louis sollte ich an Büchern von Ihnen empfangen. Seit meinem Hierseyn hab ich wieder eint und andere Bücher von Ihnen erhalten. Ich wünschte also dass Sie so gütig seyn und eine Rechnung hierüber machen möchten, damit ich wüsste, ob und wieviel ich von Ihnen allenfalls noch über die ged. 6 Louis an Büchern empfangen habe.

Ungeachtet ich Ihren Entschluss wegen meines letzthin übersandten accord noch nicht weiss, so zweifle ich doch nicht, dass er meiner Erwartung gemäss seyn wird. Es müste nicht mit natürlichen Dingen zugehen wenn der deutsche Shakespear nicht einen starken und immer zunehmenden Abgang fände, da schwerlich in

der Welt jemals ein amusanteres Buch existiert hat und dieses insbesondere so beschaffen ist, dass es nach dem Geschmack beynahe aller Leute ist. Es wird also der Vortheil auf Ihrer Seite allezeit ungleich grösser seyn als auf der meinigen. Nun weiss ich wohl, dass ein Scribent auch die reputation, die er sich bey dem Publico erwirbt, für etwas rechnen muss, allein da diese reputation eine zu subtile Nahrung für unser corpus organicum ist, so kan ein Autor, der mit der Fortuna so sehr brouillirt ist, wie ich, so gleichgültig gegen die solideren Vortheile nicht seyn als ich es seyn zu können wünschte. Fünfzig Exemplar mehr oder weniger sind für Sie ein kleines Object, für mich aber ganz beträchtlich; ich hoffe also dass dieses uns nicht aufhalten wird. Dem sey wie ihm wolle, so ersuche ich Sie inzwischen Befehl zu ertheilen, dass mit guter Gelegenheit an die Mademoiselle Bondely, fille ainée de feu Mr l'avoyer de Bertou, Ein Exemplar von dem 2. und zwey von dem 3. Theil meiner Poet. Werke nebst einem Exemplar vom Shakespear versendet werde.

In Erwartung baldiger Antwort habe die Ehre mit besonderer Ergebenheit zu seyn

Meiner hochgeschätzten Herrn und Freunde

B. den 14. Octob. 62.

gehorsamster Diener

Wieland.

P. S. Melden Sie mir doch auch wie weit Sie mit Shakesp. 2. Theil im Druck gekommen sind.

5. (9.)

[Fragment.]

wie er sich in seinem apostille an mich gezeigt hat, nicht viel auf sich; allein es ist doch wider alle Anständigkeit, dass an Briefe, die Sie an mich schreiben lassen, solche postscripte angehängt werden.

Ich widerhole nochmalen die Versicherung dass ich nichts mehr von Ihnen fordere, und mit allem zufriden seyn will was Sie gut finden mir zu geben. Die Uebersetzung soll nichts desto minder von statten gehen, und da ich, wegen einiger Hindernisse, in dieser Woche bis auf ein paar Blätter mit dem Tempest nicht fertig werden konnte, so verspreche ich, Ihnen den 5. actum in künftiger gewiss zu schicken, sodann aber sogleich den Kaufmann von Venedig vor die Hand zu nehmen, und mein möglichstes zu thun, dass

Sie keine Unehre von mir erleben mögen. Hiemit habe ich die Ehre zu seyn

Meine hochgeachtetsten Herren Dero
gehorsamster Diener

den 20. Oct. 62.

Wieland.

P. S. Wider Verhoffen ist der 5te Actus hiemit complet und zu dero Diensten.

T. s'il V. pl.

P. S. Mich däucht nach Ueberlesung meines Briefs dass ich wohl ein gutherziger Narr bin. Ich fange an gewohnt zu werden, dass jedermann mit mir anfangt was ihm beliebt, weil ich den Frieden liebe, so lass ich es gut seyn. Alles meine Herren, nur keinen Brief von Herrn Samuel Wolfen mehr; ich bin kützlicht und habe eine abscheuliche Antipathie gegen Flohstiche. Weil wir von nun an keinen debat über das meum und tuum mehr haben werden, sondern ich mich geduldig wie ein frommes Schaf dem Juri fortioris unterwerfe, so kan künftig Hr. Weber gar wohl der Interprète Ihrer Willensmeinungen gegen mich seyn; denn so wahr ich die Ehre habe Uebersetzer in dero Diensten zu seyn, so schicke ich auf den ersten Anblick der Handschrift des Herrn Wolfen den Brief wieder zurück und weise Sie mit dem Shakespear an den Uebersetzer des Bolingbroke, oder gar an Hrn. Magister Schwaben zu Leipzig. Lachen Sie nicht, es ist mein Ernst; bey Trinculo's Flasche!

6. (7.)

Endesunterschriebene, Orell, Gessner und Compagnie Buchhändler in Zürich, verpflichten sich hiermit gegen Herrn Wieland d. Z. Canzley-Director zu Biberach, demselbigen, zu Folge eines unter ihnen getroffenen Accords, für die von Ihnen Herrn Wieland übernohmene, und vorbenannten Orell, Gessner und Comp. zum Verlag überlassene theatralische Werke des Shakespear, nachstehende Conditionen einzugestehen und getreu zu erfüllen; als:

1° Engagiren sich Endesunterzeichnete ihm Herrn Wieland pro Honorario für jeglichen Theil, den Theil zu 3 Stücken gerechnet 10 Exemplar, und 12 Louisd'or neufs en especes richtig zu bezahlen und einzuhändigen, und zwar dergestalt, dass

2tens Die Bezahlung dieser zwölf Louis neufs jedesmal nach Empfang des ganzen Manuscripts eines jeden Theiles erfolgen, die zehn Exemplare von selbigem aber von ihnen Verlegern, sofort nachdem sie aus der Presse gekommen, franco bis nach Ulm, an eine von ihm Herrn Wieland anzuweisende Addresse übermacht werden sollen.

Wogegen dann Er, Herr Wieland, gegen mehr benannte Ver-

leger seiner Uebersetzung des Shakespear sich auf das Verbindlichste anheischig macht:

1⁰ Unter vorstehenden Conditionen, ihnen, Orell, Gessner und Comp. mehrbenanntes Werk dergestalt zu überlassen, dass er sich alles Rechts, selbiges entweder selbst oder durch andere, anderwertig nachdrucken oder auflegen zu lassen, gänzlich begeben haben will.

2⁰ Jedes Jahr, von Anfang des künftig 1763 an gerechnet, 2 Theile richtig zur Presse zu liefern.

Zu Urkund und rechtsgültiger Bekräftigung dessen, ist dieser gegenwärtige Accord sowol von Hrn Canzley-Director Wieland, als von uns den Verlegern eigenhändig unterschrieben worden.

Zürich, d. 15. Octob. 1762.

Orell, Gessner und Compagnie.

[Von Wielands Hand:] Tournés s'il V. pl.

[Rückseite, ebenfalls von Wielands Hand:]

Unter den Conditionen, dass

I. Für den nunmehr vollständig eingesandten 2. Theil ebensowohl wie für die folgenden 12 Louis neufs bezahlt werden, und

II. statt der benamsten 10 Exemplare, 15, zwey allezeit an mich hieher, 1 an Mademoiselle Bondely zu Bern, und 12 an meine ordre franco nach Ulm geschickt werden sollen,

Uebrigens aber unter Voraussetzung einer genauen Erfüllung vorstehenden Tractats benebst den so eben angefügten Bedingnissen, und einer künftig zu veranstaltenden sorgfältigen Correctur

unterschreibt diesen Tractat und ratificiert solchen hiermit an seinem Theil

Biberach den 21. Octob. 1762.

Wieland.

7. (14.)

Mein theurester Freund.

Ich hoffe Sie werden sich in der Hofnung des guten Successes Ihres dermaligen Verlages nicht betrogen finden; ohne Ihnen oder mir Selbst wegen des Antheils so wir dabey haben, zu schmeicheln, ist schwerlich eine Buchhandlung in Deutschland, die in Absicht der Güte ihrer Verlags-Werke ihnen den Vorzug streitig machen könnte.

Sie erkundigen Sich nach dem Agathon, mein Freund, und interessieren Sich für sein Schicksal. Meine Intention ist, ihn zu vollenden und dieser Sommer ist dazu bestimmt; zwey Theile davon liegen würklich fertig und die übrigen liegen ganz ausgewickelt in meinem Kopf. Aber Alles stösst sich nur an Einem. Sie wissen dass meine Umstände mich nöthigen, das talent das ich nun einmal

habe, tel qu'il soit, so gut ich kan, zu meinem Vortheil gelten zu machen. Ich sehe den Agathon als ein Buch an, das kaum anders als einen grossen Success in der Welt haben kan; es ist für alle Arten von Leute, und das solide ist darinn mit dem ergötzenden und interessanten durchgehends vergesellschaftet. Ich denke ein solches Buch sollte dem Verleger und dem Autor Vortheile bringen. Ihrer Societät habe ichs nicht wagen wollen es anzutragen, weil ich wusste, dass Sie mit Verlag überhäuft sind, und mir einbildete, Sie würden sich deswegen ein Bedenken machen, sich noch mit einem solchen ziemlich weitläuffigen und beträchtliche expensen erfordernden Werke zu chargiren. Auf der andern Seite bin ich so gesinnt, dass ich, wenn Ihre Societät den Verlag des Agathons wünschte, Ihnen den Vorzug vor allen Buchhändlern der Welt geben möchte, um so mehr da ich mich bey Ihnen darauf verlassen kan, dass die Einrichtung des Drucks meinem Geschmack entspricht. Es käme also darauf an, ob Sie Lust zum Agathon hätten und ob Ihnen meine Bedingungen anständig wären. Meine ehemaligen Schriften können nicht zum Maasstab genommen werden, um den success derjenigen zu beurtheilen, die ich nunmehr und inskünftige ediren werde. Wenn die ersten einen ziemlichen success gehabt haben, so darf ich mir von den andern einen grossen versprechen, da sie sowohl weit mehr nach dem allgemeinen Geschmack, als an sich interessanter und vollkommner seyn werden. Agathon ist das erste Buch das ich für die Welt schreibe, alles vorige war nur für mich und etliche gute Freunde oder Freundinnen geschrieben. Ausser dem Agathon habe ich noch den Entwurf zu zween andern Werken gemacht, womit ich mich einen Theil meines künftigen Lebens durch zu beschäftigen gedenke. Einer wird in einer Sammlung vermischter Abhandlungen aus der Philosophie, Historie und Litteratur bestehen, wozu ich die interessantesten Sujets habe, und die nach und nach in mittelmässig starken Bänden erscheinen sollte. Das andere wird Atlantide heissen und wie Agathon eine Art von philosophischem Roman seyn, worinn die Auflösung des Problems: „Welches die möglichst beste Legislation sey und durch was für Mittel und Gradationen die Menschen zu einem so vollkommenen Wohlstand, als die Natur erlaubt, gelangen könnten?“ theils in einer Unterredung zwischen zween Philosophen, theils in einer Geschichte der Atlantide versucht werden soll. Angenehm wär es mir, wenn ich für den Agathon sowohl als alles was ich künftig schreiben werde, mit einem einzigen Verleger über-ein kommen könnte und wenn es eben diejenigen wären, die es von meinen vorigen Schriften gewesen sind.

Der Agathon soll nach meinem Ueberschlag gedruckt zwischen 4 und 5 Alphabeten betragen. Ich wünschte dass die beyden ersten Theile zuerst edirt würden und die übrigen entweder auf einmal

oder paarweis erst ein halbes Jahr darauf nachkämen. Es kommt nun darauf an ob Ihre Societät, wofern sie überhaupt Lust haben, mein Verleger zu seyn, den gedruckten Bogen von dem Agathon mit einem Louis neuf bezahlen wollen. In Frankreich wird der mittelmässigste Autor um die Helfte stärker bezahlt. — Wenn Sie diese Conditionen nicht eingehen zu können glauben, so wollen wir von dieser Sache abstrahiren, nur wünschte ich bald darüber benachrichtiget zu seyn, weil mir von Buchhändlern in Deutschland bereits Anträge gemacht worden, worauf ich antworten muss. — Kennen Sie mein Freund die Histoire des filles celebres du XVIII Siecle, worin die Geschichte der Suzette so interessant ist? Der Autor davon ist seit einiger Zeit mein Nachbar und mein Freund. Er hat Lust Ihrer Societät etwas von seiner Arbeit, vielleicht eine Fortsetzung jenes ganz historischen Romans, in Verlag zu geben und wenn Sie Lust dazu haben, so werd ich Ihnen vielleicht in kurzem das Nähere davon berichten. Meine Uebersetzung des Shakespears ist in einer Englischen Zeitung mit Beyfall angekündiget worden. Haben Sie es etwan veranstaltet? Für das Griechische Theater danke ich verbindlichst. Es wird Hrn. Steinbrüchel und unserer Sprache grosse Ehre machen. Empfehlen Sie mich diesem würdigen Freund und versichern ihn meiner lebhaftesten Hochachtung. Den Hrn. Wegelin bedaure ich sehr und seine Kinder noch mehr. Gott behüte alle ehrlichen Philosophen vor solchen Hausmüttern. Ich bin von ganzem Herzen Ihr ergebenster

Biberach den 28 April 1763.

Wieland.

8. (13.)

Copia des Tractats de 20 May 1763.
mit Hrn. Wieland, über die Geschichte Agathon in 2 Bänden.

1⁰. Werden wir den Agathon in 4 Bänden in dem Formate der poet. Schriften auf gleiches Papier und mit gleicher Schrift drucken und vor den gedruckten Bogen 1 neuen Louisd'or oder 10 fl. bezahlen.

2⁰. Soll das Mscpt von den 2 ersten Bänden, die mit einander herauskommen sollen, an uns cplt ausgeliefert werden, ehe und bevor wir den Anfang des Drucks machen.

3⁰. Die Bezahlung des Werks betrefend: so behalten wir uns vor, von den 2 ersten Bänden, welche in circa 50 Bogen ausmachen, die Hälfte von 50 Louisd'or neufs, nämlich fl. 250 nach Verfluss 9 Monathen (von der Zeit an gerechnet da der Anfang des Drucks gemacht worden) und dann die übrigen fl. 250 — Drey Monathe darauf zu bezahlen. Einen gleichen Termin behalten wir uns auch auf die zwey letzten Bände vor.

9. (20.)

Monsieur Monsieur Gessner, à Zuric. In dem Orell-Gessner und Comp. Buchladen abzugeben.

Biberach den 20 Febr. 1764.

Theurester Freund.

Ich bedaure dass dero Societät gut befunden hat, meine Achtung für sie auf eine so harte Probe zu setzen, als es in der Erklärung geschehen ist, so ich dd. 3ten Hornungs erhalten habe. Es läge nur bey mir dieselbe so aufzunehmen als ob sie selbst des Agathon loss zu seyn wünschten und überhaupt sich wenig oder nichts daraus machten mit mir in weiterer Connexion zu stehen. Ich will aber, so lange sie mir das nicht ausdrücklich sagen eitel genug seyn und nichts solches präsumiren, sondern statt alles andern was sich auf das letzte etwas unglimpfliche Schreiben sagen liesse, über diese Sache meine letzte Erklärung geben. Ferne sey es von mir, dass ich Ihnen unsere bisherige Connexion so oneros machen wollte, dass sie genöthiget wären, sich derselben zu entschlagen. Es war auch letztmals meine Absicht gar nicht, mehr als den stipulirten Louis neuf f. gedruckten Bogen zu verlangen, sondern nur in dem Zahlungstermin eine Aenderung zu machen und auch dieses überliess ich gewissermassen ihrer Willkühr. Nach unserm ersten Tract. sollte das Werk 4 Theile haben, und allemal 2 und 2 successive herauskommen, und die Zahlung in gewissen Terminen dergestalt erfolgen: dass bey Empfang der beyden letzten Bände, die ersten beyden bezahlt würden. Nun hat sich dieses soweit abgeändert, dass auf Ostern 1765 das ganze auf einmal herauskommen soll; also ist der Punct wegen des Zahlungstermins nun unausgemacht. Für zehen Bogen haben Sie schon in vergangenem Jahre vorausbezahlt; und diesen Sommer werden Sie die andre Hälfte des ersten Theils und sodann zu rechter Zeit alles übrige erhalten. Würden sie mir nun den übrigen Betrag dessen was der erste Theil ausmacht, bis Martini zum ex. in gegenwärtigem Jahr, bis Ostern 1765 die Hälfte des 2. Th. u. dann Ausgangs desselben Jahres den Rest entrichten, so wäre ich völlig wohlzufrieden. Sollten ihnen aber ihre Handlungsumstände angelegen machen, die Bezahlung anders einzurichten, so will ich ihnen dieses Umstands halber keine vexen machen und bleibt also nun alles Ihrer Convenienz überlassen, doch so, dass ich mir hierüber eine Antwort ausbitte.

Hr. Albrecht Friedrich Bartholomaei junior in Ulm, der die Geschichte des Don Silvio in Verlag hat, wünschte mit Ihrer Societät bekannt zu werden und wegen der Exemplare, die etwan in der Schweiz davon debitirt werden mögen, mit ihnen in Unterhandlung zu treten. Die Kenntniss, die er durch mich und etwa per

bonam vestram famam, von der, bey den Hrn. Buchhändlern leider ungewöhnlichen, Rechtschaffenheit Ihrer Societät hat, macht es, dass er lieber mit Ihnen als einem andern, von dem er etwa Nachdruck zu besorgen hätte, zu thun haben möchte.

Ich habe also die Freyheit nehmen wollen, ihn bestens zu recommandiren und überlasse es Ihnen, ob wir und auf was Conditionen Sie eine Anzahl Exemplare allenfalls von ihm annehmen wollen, als worüber Sie, beliebigen Falls, selbst an ihn schreiben lassen werden. Das, wofür ich Ihnen stehen kan, ist, dass er den Ruhm eines sehr ehrlichen Mannes hat und zu behaupten sucht und dass sein Vater, der würklich im Begriff ist, aus dieser Welt zu gehen, für einen Mann von ansehnlichem Vermögen passirt.

Uebrigens habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu bleiben

Theurester Freund

Dero

ergebenster

Wieland.

10. (15.)

Messieurs Messieurs Orell, Gessner et Compagnie
Negocians Libraires à Zurich
Franche Stockach.

Messieurs et tres honorés amis.

J'ai l'honneur de Vous aviser par la presente que les 8 (huit) louis neufs, avec votre lettre du 12 cour. m'ont été bien remis par le messager ordinaire de Constance.

Mr. Gaum pressant extremement l'extradition du V. et VI. tome de Shakespear, je vous prie de lui en envoyer les 12. Exempl. qui m'appartiennent avec la premiere occasion —

Je ne cesserai jamais d'etre avec la plus parfaite consideration, Messieurs

Votre tres humble Sr
et devoué ami

à la hâte. B. le
19 8bre 1764.

Wieland.

11. (22.)

Biberach, den 18. Januar 1765.

Meine hochgeehrtesten Herren und Wehrteste Freunde.

Das Schreiben vom 12. huj., so ich den 16. Nahmens Dero Handlung erhalten habe, bezieht sich auf ein anderes, so mir in den

letztverwichenen Wochen von Ihnen zugeschickt worden seyn soll, welches ich aber nicht erhalten habe. Niemand kan mehr als ich selbst bedauern, dass die Vier Erzählungen, welche Sie von mir in Handen haben alles sind was ich vielleicht jemals in dieser und jeder andern Art von Versen werde componieren können, wenigstens so lange mein Geschick mich zu dem mühseligen und den Geist der Musen gänzlich dämpfenden Beruf, in welchem ich würklich als ein Galeeren-Sclave rudere, verurtheilen wird. Von dem zugleich glücklich und unglücklichen Tage an, da mich ein kayserliches Conclusum auf die honorabelste Art in die gänzliche Activitas meines weitschichtigen und eine Menge verschiedener Obliegenheiten in sich begreiffenden Amtes eingesetzt hat, bin ich bis anhero so sehr mit Raths und Cantzley-Geschäften überhäuft und davon jeden Tag so sehr erschöpft worden, dass mir kaum eine Erhohlungsstunde übrig blieb. Ich machte Ihnen und mir selbst Hofnung, dass es etwan in den verflossnen Ferien möglich werden würde, einen kleinen Besuch von der scherzhaften Muse zu erhalten, aber da ich sechs Wochen vorhero in einem fort durch Geschäfte, die ihre natürliche Widrigkeit durch nichts compensiren, hier angebunden gewesen war, so nöthigte mich die Pflicht sowohl als die Nothwendigkeit mich in etwas zu erhohlen, den grössten Theil der Ferien meinem alten würdigen Gönner, dem Grafen von Stadion zu Warthausen zu widmen, der von den vorigen Zeiten, da ich noch in gewisser massen mein eigner Meister war, so sehr daran gewöhnt ist mich um sich zu haben, dass er mir nicht verzeyhen würde, wenn ich ihm nicht die wenigen Tage im Jahr schenkte, die in meinen itzigen Umständen mein bleiben. Es ist nun also nicht anders zu machen; die Comischen Erzählungen werden vor dieses Mal nicht mehr als das Urtheil des Paris, den Endymion, den Ganymed und die Aurora enthalten. Weil ich Ihnen aber Hofnung gemacht, dass wenigstens noch zwey Stücke dazu kommen würden, und ich Sie auch nur für diese ohne meine Schuld falsch gewordene Hofnung gerne so viel an mir ist entschädigen möchte, so erlasse Ihnen hiemit dasjenige, was mir kraft unseres accords für die Aurora noch gebührte, und nehme die für die drey ersten Stücke schon empfangnen 8 Louis als die Bezahlung für alle 4 Stücke an, und hoffe Sie werden sich mit dem was Sie schon haben, um so eher begnügen können, da es doch gegen zwölf Bogen ausmachen wird. Hingegen erhalten Sie hiemit den grösten Theil Mspt. zum 7. Band des Shakespear, nehmlich Romeo und Juliette, und Othello, zwey der schönsten und zugleich der schwierigsten Stücke dieses unvergleichlichen Schriftstellers. Beyde waren schon fertig als ich in letztverwichenem September durch ein Schreiben im Nahmen Ihrer Handlung sehr dringend ersucht wurde, alles anzuwenden, damit sie auf nächste Frühlings-Messe 2 neue Bände vom Shakesp. liefern könnte. Nun

berichteten Sie mich zwar etliche Wochen darauf, dass es damit keine Eile hätte, indem Sie ihren Arbeits-Plan gänzlich verändert und auf nächste Messe gar nichts von Shak. liefern wollten; weil aber bald darauf auch meine Einsetzung erfolgte nnd diese dem kurzwährenden poetischen Taumel, worinn ich im Frühling und Sommer vorigen Jahres gewesen war, ein betrübtes Ende machte, so wusst ich die kleinen Zeitabschnitte, die mir das Rathhaus und die Canzley übrig liess, nicht besser anzuwenden, als den Romeo und Othello zu revidiren und noch ein Stück, (welches nebst einem Schreiben an die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften in 8 Tagen folgen soll) indessen, zu Ausmachung des 7. Theils hinzuzuthun; wodurch ich verhoffentlich nichts Ihnen unangenehmes gethan habe.

Nunmehr erlauben Sie, dass ich mit Ihnen über unsere künftige Einrichtung zu Rathe gehe. Bei meinen nunmehr, und so lange ich diesen Canzley-Karren ziehn werde, auch künftig von einem Tag zum andern ununterbrochen fortgehenden Geschäften, bleiben mir zu andern Arbeiten nur einzelne Abende oft und einzelne Stunden übrig; und in diesen Stunden, nur ein ermüdeter zerstreuter oder occupierter Kopf, der zu anderweitiger Anstrengung unfähig ist. Was wollen Sie in solchen Umständen von mir erwarten? wenig genug, meine Freunde. Indessen bin ich sowohl wegen des Shakespears als Agathons mit Ihnen engagirt. Beyde zugleich fortzusetzen ist schlechterdings unmöglich. Es fragt sich also nur, welchen Sie von beyden fortgesetzt [wünschen]. Vom Shakespear sind überhaupt noch acht oder 9 gute Stücke unübersetzt, und unter diesen sind nur fünf oder sechse vortreflich. Wollen Sie nun diese alle auch noch haben, so bin ichs zufrieden; wollen Sie aber beym 7. oder auch beym 8. Theil still stehen, so ist mirs sogar angenehm; denn ich gestehe, dass mich diese Uebersetzung mehr Mühe kostet als irgend eine eigene Composition. Im ersten Falle müsste also Agathon stille stehen; und da ohnehin in denen acht schon gedruckten Bogen, nebst einer gewissen Note unter dem Text die mir ärgerlich ist, etliche starke Druckfehler eingeschlichen sind, und ich im Text selbst manches gerne verändern möchte, so wollt ich Ihnen, sofern Sie sich verbindlich machen wollten, das ganze Werk seiner Zeit von Neuem umzudrucken, meines Orts hiemit willig offerirt haben, mir zu ihrer Indemnisation von der künftigen Bezahlung des completen Mspts soviel als Sie vor billig hielten abzuziehen. Dass ich den Agathon fortsetzen wolle daran dürfen Sie nicht zweiffeln; nur müsste dieses noch auf Jahr und Tag hinaus verschoben werden, wofern Sie nicht für gut finden, den Shakespear entweder mit dem 7. Bande gar zu beschliessen, oder doch auf ein paar Jahre ruhen zu lassen.

Alles dieses belieben Sie nun in Ueberlegung zu ziehen und

mir Ihre Gedanken und Convenienz hierüber zu wissen zu machen. Ueberhaupt ersuche ich Sie mich nach meinen Umständen zu beurtheilen und einen Theil der Geduld, die ich täglich haben muss, auch mit mir zu haben. Der Tod eines einzigen siebenzigjährigen Bösewichts kan eine grosse Veränderung in meiner Situation machen und mir von jeder Woche wieder drey oder vier Tage schenken, da ich izt nicht einmal an den Sonntagen Ruhe habe. Ich werde indessen, en situation quelconque alles mögliche anwenden meine schon contrahirten engagemens zu erfüllen; aber Himmel und Erde sollen mir Zeugen seyn, dass ich gewiss die Tage meines Lebens in keine neue von dieser Art treten werde, da ich je länger je mehr erfahre, wie wenig ein Mann der für andre existiren muss für sich selbst repondiren kan. Der Bogen ist voll und ich habe kaum so viel Platz übrig, mich Ihnen bestens zu empfehlen und Sie der ergebensten Hochachtung zu versichern, womit ich bin

Dero ergebenster Diener

Wieland.

12. (24.)

Herrn Herrn Orell, Gessner und Compagnie,
Buchhändlern in Zürich.

Messieurs.

Da ich nicht weiss was Sie für Ursachen zu diesem unbegreiflichen Stillschweigen, welches Sie gegen mich beobachten, haben mögen, so hoffe ich doch wenigstens auf die Frage: ob der erste Theil des Agathon gedruckt sey oder nicht? einer Antwort gewürdiget zu werden. Sollte das erste seyn so bitte mir nebst 2 Exemplaren von der neuesten und schönsten Edition der Gessnerischen Werke zwey oder drey Exemplare des Agathon auf künftige Abrechnung aus und bin in deren Erwartung

Messieurs

Votre tres humble Serviteur

Biberach den 10. May 1765.

Wieland.

13. (25.)

Herrn Herrn Orell, Gessner und Compagnie,
Berühmten Buchhändlern in Zürich.

Biberach den 11. Julii 1765.

Es sind bereits etliche Monate, dass ich von Ihnen auf verschiedene Briefe mit keiner Antwort beehrt worden bin. Sie wür-

den mich verpflichten, wenn Sie so geneigt sein wollten, mir wenigstens auf diesen und dessen Inhalt eine baldige und bestimmte Antwort zu geben.

Ich wünschte zu wissen, ob Sie den ersten Theil des Agathon schon haben drucken lassen oder nicht. Im ersten Falle bitte ich mir ein Exemplar, im andern aber soviel als davon gedruckt ist und das übrige an meinem Manuscript bald möglichst zu übersenden, weil ich sonst nicht fortfahren kan.

Ohne Zweifel wird Ihnen angenehm sein, wenn das Werk geendiget wird. Ich will mein möglichstes thun, um es zu beschleunigen und zu dem Ende den Plan beträchtlich zusammen ziehen. Was den Shakespear betrifft, so vermuthe ich, dass Sie geneigt seyn werden, mit dem 7. Theil aufzuhören; * sollte ihnen aber ja ein anderes belieben, so erwarte darüber Ihre Erklärung.

Ich höre von einem Hrn. Füssli, der zu Schinznach durch eine Rede über den Patriotismus eine von den glänzendsten Versammlungen, die jemals in Helvezien gesehen worden, in Rührungen gesetzt habe, welche den Stolz eines Pericles hätten befriedigen können. Seyn Sie so gütig mir zu melden, ob dieser Hr. Füssli ein Sohn des Mahlers ist, und mir seine Rede zu überschicken, wenn sie gedruckt wird.

In Erwartung dero beliebiger Antwort und des 1. Theiles von Agathon, gedruckt oder im Mscpt habe die Ehre mit ausnehmender Hochachtung zu seyn

Meiner hochgeachteten Herrn

Ergebenster

Wieland.

14. (28.)

Messieurs Messieurs Orell, Gessner et Compagnie
Libraires à Zurich. Franco Constance.

Meine wehrtesten Herrn und Freunde.

Die übersendeten 10 Louis neufs p. Abrechnung habe samt 6 Exemplaren vom 1. Theil Agathons richtig zu einer gez. Danks-Erstattung erhalten. Es ist bedauerlich, dass solche Druckfehler, da der Setzer sich die Freyheit genommen ein Wort für das andere, zum Exempel Reitzungen für Neigungen etc. etc. zu setzen, so häufig sind, dass die Leser an mehr als Zwanzig Orten glauben müssen, der Autor habe selbst nicht gewusst, was er sagen wolle. Ich bekenne, dass es mich recht empfindlich kränkt, dass ich die

---

* Unten am Rande steht, unzweifelhaft hieher zu beziehen, aber ohne irgendwelche Bemerkung: Hamlet.

Satisfaction nicht erleben kann, nur ein eintziges meiner Werke ohne beträchtliche Druckfehler zu sehen. — Ich arbeite würklich an der Fortsetzung zu Shakespears leztem Bande. Zu Ausfüllung des Vacui werde ich Hrn. Thomas Rowe Nachrichten von Shakespears Leben und Schriften beyfügen.

Belieben Sie mir durch den Boten mir [!] 2 Exemplare von Thomsons ins Deutsche übersetzten Werken zu überschicken, ingl. ein Exemplar von den Comischen Erzählungen, denn ich habe die meinigen längst verschenkt. Von dem Agathon belieben Sie, sur mon compte und in meinem Nahmen dem Hrn. D. Zimmermann in Brugg und der Mademoiselle Bondely l'ainée jedem ein Exemplar zuzufertigen.

Dem versprochenen Schreiben des Hrn. Gessners sehe ich mit Sehnsucht entgegen. Es ist Unglück genug für mich, dass ich den persönlichen Umgang des schönsten Genies unserer Nation auf immer verlohren habe, auch allen schriftlichen Umgang mit ihm zu verlieren wäre zu viel.

Ich habe die Ehre mich Ihnen insgesammt zu empfehlen und mit unveränderlicher Ergebenheit zu seyn

Dero

gehorsamster Diener

Biberach den 4 April
1766.

Wieland.

15. (29.)

Meine hochgeehrtesten Herren und sehr wehrten Freunde.

Endlich bin ich im Stande Ihnen auch den Rest des 8. Th. von Shakespear zu übersenden. Ich wünsche Ihnen und mir selbst zu dem erreichten Ziel dieser weitläufigen Unternehmung Glück. Ich habe dabey geleistet, was (zumal in den Umständen, in denen ich war, noch bin und so lang ich lebe bleiben werde, ohne Freunde, ohne einen Rathgeber, ohne einen Aristarch) möglich war. Ich schaudere selbst wenn ich zurücksehe und daran denke, dass ich den Shakespear zu übersetzen gewaget habe. Wenige können sich die Mühe, die Anstrengung, die oft zur Verzweiflung und zu manchem Fluch (der doch die Pferde nicht besser ziehen macht) treibende Schwierigkeit dieser Arbeit vorstellen. Ich sehe die Unvollkommenheit dessen was ich gethan habe; aber ich weiss es, dass Richter von ebensoviel Billigkeit als Einsicht mit mir zufrieden sind. Genug, diese Herculische Arbeit ist nun gethan, und, bey allen Göttinnen des Parnasses, ich würde sie gewiss nicht anfangen, wenn sie erst gethan werden sollte. Indessen hab ich doch sie nicht schliessen wollen, ohne ein paar Wörtchen mit den Berliner Kunstrichtern zu sprechen, welche ebenso boshaft als dumm über unsre

Uebersetzung geurtheilt haben. Ich hoffe, das Publicum soll nun mit mir zufrieden seyn; denn von Lessingen und seinen Freunden hab ich doch weder Gnade noch Gerechtigkeit zu erwarten.

Ich habe die Ehre, meine Herrn und Freunde, mich Ihnen zu empfehlen und mit alter unveränderlicher Hochachtung zu seyn

Dero

ergebenster Dr.

Biberach den 8 May
1766.

Wieland.

16. (31.)

An Herrn Orell, Gessner und Compagnie,

P. P.

Hochgeehrteste Herren,

Sie haben mir zwar den Empfang des lezten Mscpts womit der 8te Theil des Shakespears und das ganze Werk beschlossen wird, nicht gemeldet, ich hoffe aber Sie werden Ihn erhalten haben; und wünsche zu wissen, bis wann selbiger aus der Presse kommen soll. Ich ersuche Sie nun, da ich selbst und zu meinem eignen Gebrauch würklich weder von meinem Shakespear noch von den Comischen Erzählungen ein Exemplar übrig habe, (indem ich was ich bekommen habe alles nach und nach habe verschenken müssen) mir von allen Theilen des Shakespears und der Com. Erzähl. Ein Exemplar, welches ich für mich selbst zu behalten geschworen habe, jedoch NB so dass ich solches bezahle, und also auf Abrechnung, nächstens zu übersenden.

In dieser Erwartung habe ich die Ehre, mit ausnehmender Hochschätzung, wie allezeit zu seyn,

Dero

Biberach den 21 Jul. 1766

ergebenster Diener

In Eil.

Wieland.

17. (32.)

Hochgeehrteste Herren und Freunde.

Der Constanzer Bote hat mir 3 Exemplare von Shakespears 8tem Band und 12 louis neufs für selbigen richtig überbracht, wofür verbindlichst danke und die verlangte General-Quittung anschliesse. Herr Gessner wird Ihnen aus meinem leztern Schreiben gemeldet haben, dass ich lieber gesehn hätte, wenn der 2te Theil des Agathon noch Anstand bekommen hätte. Wofern es aber ratio status Ihrer Handlung schlechterdings erfordert, dass solcher auf die Ostermesse 1767 erscheine, so gilt es mir endlich

gleich; denn ich habe die Materialien davon so gut im Kopfe, dass ich, wenn es andere Geschäfte zuliessen, sie in 8 Wochen in gehörige Form gebracht haben wollte. Ich erwarte also dero Entschliessung mit der nächsten Post. Is sie für die Fortsetzung, so müssten Sie Sich gefallen lassen, das Mscpt nur Stückweise und den Anfang erst in 4 Wochen zu erhalten; folglich auch Ihre andern Einrichtungen darnach zu modificieren. Ich gestehe indessen, dass ich lieber sehen würde, wenn (ohne dero Nachtheil) zugewartet werden könnte.

10 Exemplare vom 8. Th. des Shakesp. belieben Sie an Hrn. Stettin in Ulm, der des Hrn. Gaums Handlung übernommen hat, einzusenden; die übrigen 3 Exempl. an gewöhnl. Behörde. Ich habe die Ehre nebst meiner höflichen Empfehlung mit vollkomner Hochachtung zu seyn

Dero

ergebenster

Biberach den 4ten Septemb. 66.

Wieland.

18. (34.)

Dass ich zu Ende unterschriebener von Tit. Herrn Orell, Gessner und Compagnie zu Zürich, für die denenselben von mir zum eigenthümlichen Verlag überlassene und würklich in 8 Bänden ans Licht gestellte Uebersetzung von Shakespears Theatralischen Werken, vermöge unter uns getroffenen accords, für jeden Theil 12 Louisd'or neufs, somit in allem für das ganze bemeldte Werk 96 Louis neufs oder Neunhundert und Sechzig Gulden (den Louis d'or neuf zu 10 fl. gerechnet) würklich, baar und vollständig zu meinen sichern Handen empfangen, desshalben auch wohlbemeldte Herren Orell, Gessner und Compagnie für mich und meine Erben in bester Form Rechtens hiermit quittirt haben wolle, und würklich quittire: Solches bescheiniget durch gegenwärtiges mit eigner Hand, Unterschrift und gewönlichem Petschaft, Biberach, den 4ten Septemb. 1766

C. M. Wieland,
Canzleyverwalter
allda mpp.

Siegel.
[ein halber aufsteigender Löwe.]

19. (33.)

Hochgeehrteste Herrn und Freunde.

Ich habe die Ehre Ihnen die Fortsetzung des Agathon hiemit zu übermachen. Gehäufte Geschäfte meines Amts, welche in diesen Monat zu fallen pflegen, haben mich aufgehalten. Künftig aber,

hoffe ich, dass es hurtiger gehen soll. Wir haben wegen der späten Ostern keine Gefahr, nicht noch zu rechter Zeit fertig zu werden. Ich recommandire nochmal die gute Besorgung der Correctur, und habe die Ehre mit stetiger Hochschätzung zu verbleiben

Mhgtsten HHrn

ergebenster

Biberach den 31 8bris
1766.

Wieland.

20. (35.)

Biberach den 5ten Dec. 66.

P. P. Hochgeehrteste Herren und Freunde,

Ein hartnäckiger Rhume, den mir die zeitherige Witterung zugezogen, hatt unvermutheter Weise einen Stillstand in die Arbeiten meines Geistes gemacht, welcher, in ein dickes Gewölk von Phlegma eingehüllt, die demüthigende Einschränkung an Fleisch und Blut gefesselt zu seyn in ihrer Beschwehrlichkeit fühlte ohne in acht Tagen etwas hervorbringen zu können, das einem Gedanken ähnlich sah. Nunmehr hoffe die Schuld der Natur für diesen Winter bezahlt zu haben und Ihnen ganz zuverlässig versprechen zu können, dass ich bis zu Ende des künftigen Februars mit dem Agathon fertig seyn werde, ob ich Ihnen gleich dermalen nur etwas weniges von der Fortsetzung übersenden kan.

Ich ersuche Sie mir baldmöglichst durch die Boten alles, was von dem 2ten Theil bereits gedruckt ist, nebst der Nachricht, wie das Werk von Statten geht, ingleich die Calliope des Hrn. Prof. Bodmers, nach der ich sehr begierig bin, zu übersenden.

In diesem Jahr werden Sie von dem Agathon nichts mehr, hingegen in der ersten Woche des Januars 67 eine desto stärkere Partie Manuscript erhalten. Inzwischen wünsche dieses Jahr gesund und glücklich zu beschliessen und verharre ohnabänderlich

Meiner hochgeehrtesten Herrn und Freunde

geh. und ergebenster

Wieland.

21. (36.)

Hochgeehrteste Herren und wehrteste Freunde.

Sie erhalten hiemit eine abermalige Fortsetzung des Agathons, welche bereits um ein merckliches über die Hälfte des zweyten Theiles hinausgeht. Ich ersuche Sie, mir von Zeit zu Zeit die aus der Presse kommenden Bogen, (wovon ich erst A, B, C, D habe) zu übersenden. Unserm theuren Herrn Gessner flüstre ich im Vor-

beigehen ins Ohr, dass ich mit dem Humor meines lezten Schreibens an Ihn, gar nicht zufrieden bin; indessen bitte ich doch um eine baldige Antwort, sie mag lauten wie sie will. Die Calliope unseres ehrwürdigen alten Freundes und poetischen Vaters hat mir recht vieles Vergnügen gemacht; wollte der Himmel er könnte ebenso zufrieden mit den Productionen eines seiner poetischen Söhne seyn, den er vielleicht (wiewohl mit mehr Schein als Wahrheit) mit dem Verlohrnen in eine Classe sezt. Ich bin zwar, aus Gründen, kein Freund der Hexameter mehr; aber das hindert mich nicht den ganzen innerlichen Wehrt der epischen Gedichte unseres alten Freundes zu empfinden, und ich bin gewiss, dass sie diesen Wehrt auch bey der spätesten Nachwelt nicht verliehren werden. Wenn Sie, meine Herren, mir eine hübsche Ausgabe von The Worcks of Spencer ingl. The Worcks (or Poëms) of Joseph [John?] Gay, verschaffen wollten, (wozu Sie mehr Gelegenheit haben als ein hieländischer Buchhändler:) so würden Sie mich unendlich obligiren. Inzwischen habe ich die Ehre, unter Anwünschung alles Wohlergehens und Vergnügens, mit Hochachtung und Ergebenheit zu beharren

Dero

geh[r] Diener

Biberach den 22 Januar 67.

Wieland.

22. (41.)

Hochgeehrteste Herren,

In den übersandten Bogen Q und R habe ich keinen Fehler gefunden, welcher des Bemerckens wehrt wäre, und da ich nicht zweifle, dass die übrigen Bogen ebenso sorgfältig corrigirt werden, so will ich mich deshalb lediglich dem Hrn. Correctori überlassen. Sie haben also nicht nöthig mir die übrigen Bogen eher einzuschicken, biss das ganze Buch fertig ist. Auf Gays Poems verlangt mich sehnlich — Hrn. Webers Postscript in dero lezterm Briefe berichtet mich der Promotion des Hrn. Gessners zu der Würde eines Rathsherrn der Stadt Zürich; Erlauben Sie, meine Herrn, dass ich mit Ihnen mich über eine Begebenheit erfreue, welche keinem gleichgültig seyn kan, der die ganze Familie, welche hiedurch einen neuen Zuwachs von Ansehn erhält, so sehr hochschäzt wie ich. Auch die Republick Zürich überhaupt steht in so gutem und danckbaren Andencken bey mir, dass ich ihr von Herzen glückwünsche einen rechtschaffenen Mann mehr in ihrem Senat zu haben. Denn in Republicken komt oft alles darauf an, ob ein einziger wohldenkender Mann mehr oder weniger zu den Sachen zu reden hat. Ich bezeuge Ihnen also den freundschaftlichen Antheil den ich hieran nehme, von

ganzem Hertzen und habe die Ehre besonders dem erwählten Herrn Rathsherrn mich zu geneigtem Andencken zu empfelen. Einschluss bitte ich an Hrn. Gessner, den Dichter, nicht den Rathsherrn, zu bestellen. Ich bin mit vollkomner Ergebenheit

MHGHerrn

geh[r] Diener

Biberach den 27. März 1767.

Wieland.

23. (42.)

Hochgeehrteste Herren

Der Gedanke des berühmten Fieldings, den er in seiner Amalia dem Booth irgendwo in den Mund legt, „dass eine gute Englische Uebersetzung der Werke Lucians ein unschätzbares Werk wäre", ist in Anwendung auf unsere Sprache und Nation schon lange der meinige. Lucian ist der sinnreicheste, witzigste, und vielleicht auch der gescheidteste und brauchbarste Autor, der uns aus dem griechischen Alterthum übrig geblieben ist — er ist seither das Modell aller satyrischen Geister unter den Neuern gewesen, und seine Werke empfelen sich noch überdiss durch eine Manchfaltigkeit, welche den Geschmack aller Arten von Leser unterhält. Aber so schön dieser Autor, so schwehr ist es ihn gut zu übersetzen und ebenso gewiss ist es, dass wir noch keine gute noch vollständige Uebersetzung von ihm haben. Da ich zu gleicher Zeit meine Nebenstunden auf eine mir angenehme Art zu beschäftigen und mich um die Liebhaber der schönen Litteratur in Deutschland verdient zu machen glaubte, wenn ich eine solche Uebersetzung unternehme, so habe ich mich solchergestalt dazu entschlossen, dass ich die sämtl. Werke Lucians nach und nach in etlichen Theilen herausgeben wollte. Jeder Theil sollte in klein 8.° niedlich und mit Geschmack abgedruckt etwan 18 Bogen ausmachen und das Ganze würde ungefehr 6 dergleichen Theile geben; von den[en] der erste auf die Ostermesse 1768 und fort jedes folgende Jahr ein Theil bis zum Schluss des Werks erscheinen sollte. Die Verhältnisse, worinn ich mit MHG. Herren zu stehen die Ehre habe, verbinden mich Ihnen von diesem meinem Vorhaben Nachricht zu geben, und zu vernehmen, ob Sie Lust haben, den Verlag dieser Uebersetzung der Wercke Lucians auf obige Art zu übernehmen, in welchem Falle sich dann weiters fragt, wie es einzurichten, dass diese ohne Zweifel zum Vergnügen und Nutzen des deutschen Publici dienende und vermuthlich eine gute Aufnahme zu gewarten habende Unternehmung auch Ihnen und mir den möglichsten Vortheil bringt.

Ich erwarte hierüber dero Gedanken um so bälder, als im Falle Sie Lust dazu haben, gut seyn wird, eine Ankündigung dieses

Werckes in die Mess-Catalogos einzurücken. Inzwischen habe die Ehre zu beharren

Meiner hochgeehrtesten Herren

Ergebenster

Biberach den 30 März 67.

Wieland.

P. S.

Gestern erhalte ich von der Post dero Schreiben vom 21. die Angelegenheit des Herrn Hessens betreffend. Sie glauben mir, wie ich hoffe, ohne dass ich viel Worte mache, dass mir nichts angenehmers seyn könnte, als jemandem zu dienen, welchen Sie mir empfelen. Der blosse Nahme eines Zürchers hat ein Recht an alle mir mögliche Diensterweisungen. — In dieser bedauerlichen Sache aber kan ich dem guten Herrn Hess (der, wo ich nicht irre, ein Verwandter des rechtschaffenen Hrn. Pfarrer Hess, meines alten Freundes und mir also auch hoc titulo

[Die Fortsetzung fehlt.]

24. (43.)

Messieurs Messieurs Orell, Gessner et Compagnie, Libraires à Zurich. Franco Constance.

P. P.

Meine Hochgeehrteste Herren,

Hiemit habe die Ehre, den richtigen Empfang der mir unterm 25. passato übersandten 15 Louis neufs, mit gez. Danck zu accusiren. Ich habe also nunmehr, unserm vor mehreren Jahren wegen des Agathon getroffenen accord gemäss, in dreymalen malen [sic], erstlich zehen, sodann zwölf und nunmehr fünfzehn, also zusammen 37 Louis bereits empfangen. Da nun das ganze Werk, dem Ansehen nach 47 biss 48 Bogen haben wird, so kämen mir pr. zehen Bogen noch 10 Louis zu gut, wogegen dieselben eine Abrechnung verschiedner sortiments und Verlagsbücher, so von Ihnen empfangen habe, zu machen haben. Da wir aber vermuthlich, es sey nun wegen einer Uebersetzung des Lucian oder wegen andrer Sachen, in kurzem einen neuen accord treffen werden, und ich dermalen an Hrn. Samuel Kirchberger in Bern, den Sohn des ehemaligen Hrn. Stadtschreibers Kirchberger daselbst, einiger von selbigem für mich übernommener Bestellungen halber, eine Zahlung von 10 Louisd'or zu machen habe, an deren baldiger Berichtigung mir viel gelegen ist; so werden meine hochgeehrtesten Herren mich ganz besonders verpflichten, wenn Sie eine assignation per dix Louis neufs, welche ich ihnen an dero Handlungscompagnie zugestellt habe, zu saldiren belieben und die Berichtigung meines Bücherconto dermalen

noch ausgestellt seyn lassen wollten. Es komt mich hart an, Ihnen soviel auf einmal zuzumuthen; indess hoffe ich doch, dass Sie mir diese Gefälligkeit, an der mir einer besondern Ursache wegen gelegen ist, nicht versagen werden. Ich werde mich hinwieder bemühen, jede Gelegenheit begierig zu ergreiffen, wo ich Ihnen werde beweisen können, dass ich mit unveränderlicher Hochachtung und Freundschaft sey,

Dero

Ergebenster Diener

Biberach den 3. April 1767.

Wieland.

25. (44.)

Mein Theurester Herr und Freund,

Unsere kleine Republick befindet sich seit etlichen Wochen in einer crisi, welche entscheiden wird, ob es sich mit ihr bessern, oder ob sie unter den Händen ihrer Aerzte und Operateurs den Geist aufgeben wird. In diesen Umständen bin ich mit mühseligen Geschäften überladen, und genöthigt meine beste Zeit übel zuzubringen, es wäre dan dass ich Hofnung hätte, meiner armen von etlichen unruhigen Köpfen unleidentlich misshandelten Vaterstadt dadurch nützlich zu seyn — und dieses zu hoffen habe ich keine Ursache. Ich würde Sie bitten mich zu bedauern, aber das könnte mir doch nicht helfen; ich erwähne meiner Umstände nur, damit Sie mich entschuldigen, wenn ich auf Ihren angenehmsten Brief vom 14 huj. nur mit etlichen Zeilen antworte. Ich danke Ihnen verbindlichst für den geschickten Apologisten, den Sie mir erweckt haben, und sehe seinem Mscpt mit Verlangen entgegen. Ich gestehe mit Beschämung, dass ich gegen das, was man von mir sagt und drucken lässt, empfindlicher zu werden anfange als ich jemals war; und dass der Beyfall der Besten nicht hinlänglich ist, mich zufrieden zu stellen, so lange ein jeder anonymus ungestraft seinen Muthwillen an mir ausüben darf, so arg als es ihm beliebt. Hr. V. kan mir also einen wahren Dienst thun, insofern ihn nicht etwan (welches ich sehr verbeten haben will) ein allzufreundschaftlicher Eifer zu einem Panegyristen macht. Harscher gährt noch, wie Sie sagen — er muss noch jung seyn — er wird mit der Zeit sehr gut werden, insofern er nicht noch vorher ins Tollhaus komt, eh er ausgerast hat. Hier, mein liebster Freund, ist Musarion, so gut als ich sie civiles inter fluctus habe vollenden können. Ich überlasse dieses Gedicht Ihrem Urtheil, — Seyen Sie so gütig, und sagen mir aufrichtig, was Sie anders wünschten. —

Weil Sie doch darauf bestehen, dass ich Vorschläge thun soll, so will ich sie thun und hoffe, Sie werden angenommen werden können. Ich überlasse der Societät das Mspt von Musarion für 16

Spec. Ducaten, und den Idris für Vierzig louisd'or, unter der fernern Bedingung, dass nach Verfluss von sechs Jahren von Ostern 1768 gerechnet, eine neue Auflage aller meiner neuern poetischen Wercke (von den comischen Erzählungen anzufangen) gemacht und mir oder meinen Erben alsdann in convenabeln Fristen für jeden gedruckten Bogen, den diese Samlung enthalten wird, ein halber Louisd'or bezahlt werde. Sollte es aber nach Verfluss dieser sechs Jahre der Societät nicht gefällig seyn, diese neue Auflage zu machen, so soll mir oder meinen Erben erlaubt seyn, die comischen Erzählungen, den Idris, Musarion und was sonst noch binnen sechs Jahren dazu kommen mag, und worüber wir, seiner Zeit, besonders tractirt haben werden, in einer Samlung wo und bey wem wir wollen auflegen zu lassen.

Mich verlangt sehr zu wissen, wie Sie mit dem 4. und 5. Gesang des Idris zufrieden sind. Unter uns, gestehe ich Ihnen, dass ich diese Ausgeburt meiner launischen Muse mit mehr complaisance ansehe, als ich vielleicht sollte — und dass mich die Kunstrichter böse machen werden, wenn sie mich für einen elenden Nachahmer des Ariost erklären — und ich wollte nicht davor stehen, dass sie es nicht thun.

Leben Sie wohl, mein Bester und Liebster Freund! Empfelen Sie mich, wenn ich bitten darf, gelegentlich, unsern würdigen alten Freunden, Br. u. B. welche noch einmal von Angesicht zu sehen mich recht herzlich verlangt — und Hrn. Waser — und besonders dem neuen Herrn Rathsherrn Orell, an dessen bestverdienter Erhöhung ich besondern Antheil nehme. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

Dero

ergebenster

Biberach den 19 August 1767.

Wieland.

26. (45.)

A Monsieur Monsieur Gessner, Seigneur Conseiller de la Republique de Zuric, à Zurich.

Mein theurester Herr und Freund

Gute Würckungen der Bade-Cur! Auch eine minder wichtige Ursache würde mehr als hinlänglich seyn, Ihr Stillschweigen bey einer so geduldigen Creatur, als ich zu seyn, entschlossen bin, zu entschuldigen.

Ich bin weit entfernt, mein Liebster Freund, unwillig darüber zu seyn, dass Sie meine neulich vorgeschlagenen Bedingungen nicht acceptabel finden; aber darüber möcht ich gern ein wenig ungehalten seyn, dass Sie mir meine Manuscripte zurückschicken. Doch, die

Ursache, die Sie davon angeben, rechtfertiget auch dieses. Sie stellen mir frey, ob ich es mit andern Buchhändlern versuchen wolle. Dass es mir an Verlegern nicht fehlen würde, werden Sie mir gerne auf mein Wort glauben; und vielleicht könnte ich den Idris und meine künftige Gedichte überhaupt gut genug anbringen, da sich ehdem einer gefunden hat, der unvorsichtig genug war, mir für ein Wercklein wie Don Silvio ist, 500 fl. zu bezahlen. Allein ich bin dieses unedeln trafics von Herzen müde und satt. Ich will keine andern Verleger als Ihre Gesellschaft. Ich habe Sie soviele Jahre lang als rechtschaffene Männer und gute Freunde erfahren. Ich traue Ihnen mit bestem Grunde zu, dass Sie jeder Zeit als solche gegen mich handeln werden. Wenn meine leztmaligen Conditionen übertrieben sind, so kam es aus erraneis suppositis her, die mir als einem der Handlung unkundigen zu übersehen sind. Es scheint, dass Sie Selbst noch immer wünschen, meine Verleger zu bleiben; unsere Gesinnungen stimmen also hierin vollständig überein. Sie sollen es bleiben, wenn Sie wollen, und ich überlasse es lediglich Ihrer Billigkeit, den Preiss meiner Manuscripte zu bestimmen. Das einzige, was ich mir ausbedinge, ist, dass meinem leztgethanen Vorschlag gemäss, die neue Ausgabe der Comischen Erzählungen mit Musarion und den fünf Gesängen des Idris durch den allgemeinen Titul, Comische Gedichte, verbunden und in 2 Bändchen klein 8. auf nächste Frühlingsmesse herausgegeben werden möchten. Ist Ihnen, mein liebster Freund, dieses gefällig, so sende ich Ihnen meine Mspte unverzüglich zurück, und Sie geben mir dafür, was Sie wollen. Sie können es am besten bestimmen, da Sie alles wissen und calculiren können, was dabey in Betrachtung kommen muss. Ich widerhohle es, dass ich nicht den mindesten Zweifel in Ihre Billigkeit setze und Sie würden mir unrecht thun, wenn Sie mir hierin eine Art von Schüchternheit sehen liessen, welche voraussetzte, dass ich gewinnsüchtiger sey als ich bin, und zu viel aus meinen Sachen mache. Ich ergötze mich an den Musen und verlange mich ebensowenig durch Sie zu bereichern, als ich nöthig habe von ihnen zu leben. Sie denken aber selbst zu edel, als dass Sie verlangen sollten, dass aller Vortheil nur auf der Verleger Seite seyn sollte. Die Nachdrücke lassen sich durch wohlfeile editionen verhüten und in diesem Falle kan in einigen Jahren die Menge ersetzen, was an dem geringeren Preiss des Exemplars abgeht; denn das ist doch ausgemacht, dass die Zahl der Lesenden immer grösser wird. Erlauben Sie mir, dass ich bey dieser Gelegenheit sage, wie ich mich schon oft gewundert, warum Ihre Societät so gerne Ausgaben in gross 8. macht. Agathon würde sehr vermuthlich weit schneller verkauft werden, wenn er in bequemerm Format und mit kleinern Schriften gedruckt wäre.

Ich erwarte nunmehr baldmöglichst Ihre Erklärung, ersuche

Sie aber künftig ja keine Complimente mehr mit mir zu machen. Zugleich bitte ich auch um Nachricht, ob die 10 Louisd'or, an welche Hr. Kirchberger in Bern eine Assignation hat, bereits an ihn oder seine Ordre bezahlt worden oder nicht.

Ich dancke Ihnen recht sehr, für das mir communicirte Urtheil des mir sehr schäzbaren Verfassers der Versuche über die Italiänischen Dichter. Vor wenigen Tagen ist mir ein Auszug aus einem Schreiben des Herrn Moses Mendelssohn an Hrn. Rathsh. Iselin in Basel communiciert worden, worinn dieser liebenswürdige Philosoph von dem Agathon wie mich däucht, richtig, obgleich mit zu vielem Lob und von mir selbst freundschaftlich urtheilt. Ich zweifle nicht dass sogar Herr Nicolai, und Hr. Lessing dem Agathon sein Recht anthun werden — aber was der närrische Kerl Harscher dazu sagen wird? Das wird nun allenfalls nicht viel zu bedeuten haben; aber es kan uns doch was zu lachen geben.

Was sagen Sie, mein liebster Freund, von einer gedoppelten Fortsetzung, welche ich künftig dem Agathon geben werde, wovon die eine Danae, und die andere Archytas heissen wird. Ich habe mich dazu bereits vorläufig gegen das Publicum anheischig gemacht; und ich gedenke, so der Himmel will, mein Wort zu halten.

Empfelen Sie mich, wenn ich bitten darf, dem Herrn Vögelin — Ich erkenne seine günstigen Gesinnungen für mich mit der lebhaftesten Dankbarkeit. Nur bitte ich Sie dafür zu sorgen, dass er nicht zu viel Rühmens von dem Agathon mache, damit der Neid der Deutschen nicht etwan erst dadurch gereizt werde. Denn es fällt doch ziemlich in die Augen, dass diese Herren auf uns andre Nachbarn der Alpen ein wenig eyfersüchtig sind. Leben Sie wohl, mein bester Freund. Ich bin so lang ich athme, mit der vollkommensten Hochachtung und zärtlichsten Freundschaft

Ihr

ergebenster

Biberach den 8. Octob. 1767.

Wieland.

27.

[Undatiert.]

à Monsieur Monsieur S. Gessner, Seigneur Conseiller de La Republique de Zurich à Zurich.

Mein theurester Herr und Freund,

Es kan nichts simpelrs seyn, als dass Leute wie wir sind (mit Erlaubniss unsrer Demuth) sich durch ein bisschen mehr oder weniger meum et tuum in ihrer Freundschaft nicht irre machen lassen. Es erfreuet mich, mein unschäzbarer Freund, dass Ihnen mein lezter Brief angenehm gewesen ist; wenn die Art wie ich mich darinn

erklärt habe, freundschaftlich ist, so ist es die Ihrige in Dero Schreiben vom 18. huj. (das ich diesen Morgen erhalte) nicht weniger; und so werden wir dann leicht mit einander eins werden.

Sie bieten mir 250 Exemplare als den vierten Theil der Auflage, welche Sie von den Comischen Gedichten zu machen gedenken, mit der Bedingung an, mir selbe sobald die ganze Auflage à 1000 Exemplare abgesezt seyn werde, in dem gewöhnlichen Verkaufspreiss zu bezahlen; hingegen sollen die Erzählungen, Idris und Musarion, so compress abgedruckt werden, dass Sie nur einen mässigen Band in mittler 8vo ausmachen, — das wäre ungefähr 20—24 Bogen wie mich däucht; welches doch immer einen ziemlich dicken Band macht.

Offenherzig zu sprechen, mein bester Freund, wäre mir freylich sehr lieb gewesen, wenn ich binnen 2 oder 3 Monaten etwan die Hälfte dessen, was Sie mir für die Gedichte en question hätten accordiren wollen, praenumerirt bekommen hätte. Wenn es aber ohne dero und der Societät Ungelegenheit nicht seyn kan, so muss ich sehen, wie ich mich sonst arrangire. — Ich nehme also Ihr Anerbieten willig an, und überlasse Ihnen, als die von solchen Dingen die beste Kenntniss haben, den ordinären Preiss des ganzen Buches zu bestimmen; doch däucht mich unter einem Reichsthaler oder halben Cronenthaler sollte er nicht gesezt werden. Leztern Falles würden Sie mir also, zu seiner Zeit, pr. 250 Exempl. 125 fl. gros Ecus oder $31^1/_4$ Louis neufs bezahlen. Wie wäre es denn also, wenn wir eine runde Zahl nehmlich 30 Louis sezten, denn weniger werden doch 250 Exempl. von einem Buch, das ein Alphabet beträgt, nicht gerechnet werden können? Nun seze ich voraus, dass Sie 1) bey einer solchen Ausgabe, wie Sie zu machen gedencken, keinen Nachdruck risquiren und 2) dass es, allem menschlichen Ansehn nach, bey dieser Ausgabe nicht bleiben, sondern mit der Zeit davon noch mehr folgen werden; welches als ein futurum contingens zwar nicht gewiss, aber doch, wie ich glaube, höchstwahrscheinlich ist. Dieses beydes vorausgesezt, dächte ich, dass Sie allerdings, ohne sich wehe zu thun, und mit hinlänglichen Vortheilen auf Ihrer Seite sich engagiren könnten, mir für diese Comischen Gedichte 30 Louis zu geben; und zwar 15 praenumerando noch in diesem Jahr; für die übrigen 15 L. oder 150 fl. geben Sie mir einen auf Ihre Societät gestellten Wechselbrief in einem gewissen Termin z. Ex. a dato in $1^1/_2$ oder 2 Jahren zahlbar. Dieser Vorschlag scheint mir von dem Ihrigen wenig zu differiren und würde mir hingegen, gewisser Umstände wegen, ungleich convenabler seyn, als der Ihrige, wobey ich vielleicht zwey Jahre warten müsste. Belieben Sie diese Sache nochmals in Erwägung zu ziehen. Können Sie mir mit der bemeldten Praenumeration (:welche per assegno an einen dasigen Freund geschehen würde:) zu Gefallen seyn, so wäre mirs sehr lieb, und wollte

ich solchenfalls, wenn es nicht anders seyn könnte, den Wechselbrief statt 150 fl. lieber auf 125 sezen lassen — wo nicht, so bleibt es bey Ihrem Vorschlag; insofern Sie den Preiss eines Exemplars nicht geringer als $1^1/_3$ fl. ansezen. Vergeben Sie, mein theurester Freund, dass ich Sie dieser Sache wegen noch einmal bemühe. Ich erwarte Ihre endliche Erklärung sobald als möglich und werde sodann die Mscpte ohne Anstand wider einsenden — Uebrigens sähe ich doch gerne, wenn Sie aus diesen Comischen Gedichten zwey Theile machten; wer Liebhaber von dicken Bänden ist, könnte Sie dennoch in einen Band binden lassen.

Hr. Vögelin macht so lange, dass ich bald auf seine Geschäfte fluchen werde.

Dieser Tage meldet man mir, dass der seltsame Mensch, der die Fragmente über die N. L. geschrieben hat, Härder heisse, und, mit Verlaub, Conrector der Schule zu Riga sey: Der Himmel sey seinen Schulknaben gnädig!

Agathon wird, wie ich hoffe, von Hrn. Moses Mendelson recensirt werden, welches mir angenehm seyn sollte — und noch angenehmer, wenn Sie mir längstens in 2 Jahren schreiben können, dass Sie eine neue Auflage machen wollten. Denn ich habe, sonderheitlich am Styl des 2ten Theiles bey einer kürzlich vorgenommenen Durchblätterung vieles zu verbessern gefunden. Ein dritter Theil wird, wenn ich sehe, wie die beyden ersten aufgenommen werden, unfehlbar folgen. Es ist wahr, Ihre Aufmunterung allein sollte mir mehr als genug seyn; aber ich muss Ihnen meine Schwachheit gestehen; lieber will ich müssig gehen, als mein Gehirn für eine ganz unempfindliche und undankbare Nation aufzehren. Leben Sie wohl, mein theurester Freund. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

Ihr

ganz ergebenster

Wieland.

28.

[Aeussere Adresse:]

An Herrn Orell, Gesner, Fuseli et Compagnie in Zürich

[Inwendig oben:]

Zürich Orell, Gessner, Fuessli und Compagnie.

Weimar den 14 May 1773.

Hochedle
Hochzuehrende Herren,

Die verlangten 40 Exemplare des deutschen Merkurs, nebst 4 für Provision, sind mit der heutigen Post, in einem Päckgen, O. G. F et C. gezeichnet, franco Nürnberg abgegangen. Den Be-

trag von 20 Louisd'or dafür werden Euer Hoched. mir indessen gut zu schreiben *und gegen das, was ich Ihnen schuldig bin, auszugleichen** belieben. Ich bin übrigens mit aller *Hoch* Achtung und Freundschaft, die Sie kennen

Eur. Hoched.

gehorsamst ergebenster Diener

Wieland.

P. S. Durch Hrn. Reich werden E. E. den Rest meiner Schuld mit rthl. 224 erhalten. Ich habe itzt unmögl. Zeit zu berechnen ob Sie zu viel oder zu wenig erhalten; genug ich verlasse mich mit völliger Sicherheit und Ruhe darauf, dass Sie rechnen und mir weder zu Viel noch zu wenig fordern werden.

* Nur das so im Druck bezeichnete ist von Wielands eigner Hand.

Zu Herders Gedichten.

Von

Heinrich Düntzer.

Wielands Merkur vom Jahre 1782 beginnt mit sechs Gedichten, von denen das letzte dessen Neujahrsglückwunsch an die Herzogin Mutter ist; an zweiter und vierter Stelle stehen kleine E. unterzeichnete Stücke: „Das Mädchen und die Rose“ und „Freundschaft und Liebe“; die übrigen mit der Chiffre J. bezeichneten sind von Herder. Das zweite: „Hannibal. Aus dem Italiänischen“ findet sich in Herders Gedichten. Das erste ist eine Uebersetzung der Einleitung von Saadis „Rosengarten“, die Herder später in seinen „Blumen aus morgenländischen Dichtern“ ganz verändert in Hexametern gab. Vgl. meine Bemerkung in der Hempelschen Ausgabe VI S. 20. Die wol in das Jahr 1781 fallende Uebersetzung lautet:

Lobgesang
nach dem Persischen des Sadi.

Lob sei dem Ewigen!
Gehorchen ihm, ist näher zu ihm gehn:
Mit Dank von ihm empfangen,
Heisst: mehr erlangen.

So oft der Athem in uns zeucht,
Erneut er unser Leben:
So oft der Athem von uns fleugt,
Erfreut er unser Leben.
In jedem Athemzug ist zwiefach seine Huld
Und unsre Schuld.

Doch wessen Hand vermag
Dem Höchsten Dank zu bringen?

Ich trete jeden Tag
Als Knecht vor meinen Herrn
Und sprech': „Ich möchte gern
Und kann dich, Herr, nicht singen."

Der Regen seiner Huld ergeusst sich überall:
Auf seinem weiten Erdesaal
Steht milde Tafel aufgedeckt.
Da kommt sein Knecht, der warme Ost, und streckt
Den weiten smaragdnen Teppich hin
Zum Freudenmahl;
Und Er, der Hausherr, winkt der Amme-Frühlingswolke,
Die zarten Kinderchen, der Erde Grün,
Wie Säugling' in der Wiese zu erziehn:
Er kommt jedwedes Jahr
Und bringt den Bäumen neubelaubt
Und ihrer jungen Kinderschaar,
Den Zweigen, Blütchen auf ihr Haupt.*
Der Mächtige verwandelt durch sein Wort
Hier dürres Schilf in hellen Zucker, dort
Muss aus der Erd' ein Kern aufgehn
Und jung und schlank ein Palmbaum vor uns stehn.
O du mildreicher Gott, der seinen Schatz aufthut
Und sättigt Gläubige und Heiden
Mit Gut und Freuden,
Mit reichem Gut! —

Nein! er entzeucht uns nicht um unsrer Sünden Schuld
Die Decke seiner Huld,
Er reisst den Ehrenteppich nicht,
Der lang auf unsern Fehlern lieget;
Und wenn ein Reuiger sich vor ihm schmieget
Und tritt vor sein Gericht
Und sucht die Gnadenthür und hört nicht auf zu flehn,
Wollt' auch sein Herr von dannen gehn
Und thät', als hört' er nicht;
Demüthig hält er an, bis dass der König spricht:
„Ihr Engel, freilich ist mein Knecht
Nicht meiner werth;
Doch weil er Huld begehrt,
Sei ihm verziehn!

* Die Perser feiern das neue Jahr, wie es sich auch eigentlich ziemt, im Frühlinge. Die Blüten der Bäume werden hier mit Mützchen verglichen, die der Hausvater der Natur den jungen Sprossen, die ihr erstes Leben geniessen, zum Neujahrsgeschenk mitbringt. (Anm. des Uebersetzers.)

Verliess' ich ihn,
Wen hätt' er ohne mich?"

O Nachtigall, die mit so starkem Triebe
Des Höchsten Lob zu singen wagt:
Sieh jene Mücke, die verzagt
Und liebekühn sich um die Flamme schwingt
Und in sie dringt:
Und schweigt und stirbt für Liebe.

Der Stolze, der von Gottes Tiefen
Viel wissen will, bleibt ohne Wissenschaft;
Wem je gegeben ward von seiner Kraft
Ein Fünklein zu erblicken,
Verstummet im Entzücken.

Ein Forscher wollte kühn
Sich auf das hohe Meer
Der Grösse Gottes wagen: er
Verhüllete sein Haupt und schien
Im Denken wie versunken.
Zuletzt kam er wie trunken
Aus tiefer Tief' empor.
„Ich war an Gottes Thor,
In Gottes Garten", sprach er, „hatte vor,
Am ersten Rosenbusch das Kleid mir ganz zu füllen,
Und meinen Brüdern zu enthüllen,
Was ich gesehn. Ich stand davor,
Und sieh, vom Dufte trunken,
War mir die Hand gesunken,
Ich liess mein Kleid mit allen
Den Rosen fallen."

Unendlicher! weit über allen unsern Sinn,
Gedanken, Witz und Geist und Sprach' und Meinung hin
Ist, was Du bist. Wir höreten und lasen,
Was unsre Väter sich gesagt,
Was alle Wesen sich gefragt
Von Dir, von Dir:
Was hörten wir?
Und ob wir täglich für und für
Fort denken über Dir,
Des Menschen Leben ist am Ziel,
Eh' er es weiss; am Ende sieht er frei,
Dass er am Anfang sei,
Und dass die Weisen allzusammen
Studiren nur an — Gottes Namen.

Höchst anziehend ist die Vergleichung mit der spätern, durch den Zwang des Hexameters manches verwischenden Fassung und mit dem zu Grunde liegenden Olearius. Noch bedeutender aber ist für uns Herders erste ganz verschollene Legende. Sie lautet also:

Sanct Johannes.

Willt du lang was treiben, treibs nicht immer;
Sonst ersinket deine matte Seele:
Ruh und Arbeit wechsle, dass die Arbeit
Treu dir sei und deine Seel' erquicke.

Sanct Johannes, nun im hohen Alter,
Lebete zu Ephesus, und ruhte
Nach und zwischen seines Amts Beschwerden.
Um ihn spielete ein zahmes Rebhuhn,
Dem er täglich Trank und Speise reichte,
Das in seinem Schoosse schlief: er streichelt
Freundlich sein Gefieder, redet mit ihm
Und es horcht ihm, zwitschert Dank ihm freundlich.

Einst tritt aus dem Wald ein fremder Jäger
Blutig ihm vors Antlitz. Um die Schulter
Hing sein Köcher, an dem Arme hing ihm
Der entspannte Bogen. Lange wünscht' er
Diesen Heiligen zu sehn, und sah ihn —
Spielend mit dem Rebhuhn. Hoch verwundert
Stand er vor ihm, rief unwillig endlich:
„Heiliger Johannes! fern gekommen,
Einen Göttlichen zu sehen, seh' ich
Einen Menschen, der die Zeit vertändelt."

Und der Greis antwortet' ihm so milde:
„Guter Fremdling, warum dass dein Bogen
Da entspannet hängt?" „Entspannet", sprach er,
„Dass er tauge, wenn ich ihn nun wieder
Zielend spanne. Kann des Bogens Senne
Immer straff sein, dass sie nicht erschlaffe?"
Spricht Johannes: „Kann des Lebens Senne
Stets gespannt sein, dass sie nicht erschlaffe?*
Lerne von mir Ruhe nach der Arbeit,
Sanfte Ruh, den Reiz zu neuen Kräften,
Und denn sage frei, dass ein Apostel,
Dass Johannes dich die Ruhe lehrte."

* Hier steht „erschlaffte".

Als Herder im Jahre 1796 seine Legenden sammelte, scheint ihm diese entgangen zu sein. Auch seine Gattin fand sie wol nicht vor, als sie den Nachlass zum Zwecke der Ausgabe der Werke durchgieng, da der Herausgeber sie sonst aufgenommen haben würde. Die Geschichte findet sich in des Baptista Fulgosus (Fiegoso) Factorum dictorumque memorabilium libri IX (VIII, 8 de otio), woraus spätere sie geschöpft. Gelegentlich sei hier bemerkt, dass Herders Legende „Das Teufelchen mit dem verbrannten Daum“, dessen Quelle ich früher nicht nachweisen konnte, wol durch die Auszüge veranlasst wurde, die Wieland im Merkur 1777 II, 154—160 aus des Jesuiten Angelin Gazée (Gazey) Pia Hilaria nach der französischen Uebersetzung, Les pieuses Recréations (Rouen 1647) gab, auf die neuerdings auch Dunlop hingewiesen. Die betreffende Geschichte steht dort S. 156 f. Vgl. Wielands Werke in der Hempelschen Ausgabe XXXV, 402 f., wo ich bereits auf Herder Bezug genommen habe.

Pfeil.

Von

Karl Goedeke.

Wir alle, die wir uns mit Goethe beschäftigen, wissen, dass in „Dichtung und Wahrheit“ mancherlei Irrthümer als Thatsachen mitgetheilt sind, entweder weil die Erinnerung verblasst war oder weil Goethe andrer Zwecke wegen absichtlich ein späteres mit einem früheren vertauschte. Daneben sind noch die Theile zu berücksichtigen, die mehr Dichtung als Wahrheit enthalten. In der Prüfung jedes einzelnen Punctes ist Behutsamkeit und Vorsicht geboten, da man im allgemeinen annehmen darf, Goethe sei, besonders was Personen betrifft, deren er gedenkt, besser unterrichtet gewesen als wir.

Bekanntlich wird im Siebenten Buche (1812; 2, 131) als Mitglied der Leipziger Tischgesellschaft ein „Hofmeister, Hofrath Pfeil, Verfasser des Grafen von P., eines Pendants zu Gellerts schwedischer Gräfin“ genannt. Das Personenverzeichniss zu Goethes Werken nennt diesen Pfeil Johann Gottlob Benjamin und bezeichnet ihn als „nachmals freiherrlich Friesenschen Justizbeamten zu Rammelsburg“. Als ich in den Einleitungen zu Goethes Werken dieser Nachweisung folgte, während ich im Grundriss 1, 628 Johann Gebhard Pfeil als Verfasser der Geschichte des Grafen von P. genannt hatte, war mir wolbekannt, dass Meusel im Lexikon verstorbener Schriftsteller (1810; 10, 394) andere Angaben macht, indem er dem Magdeburger Prediger Joh. Gebh. Pfeil nicht nur die Geschichte des Grafen von P., sondern auch die von mir genannten Moralischen Erzählungen und das Trauerspiel Lucie Woodwil zuschreibt, aber vorsichtig hinzufügt: „diese Schriften werden hier und da z. B. noch zuletzt von Ernesti dem folgenden Pfeil (Joh. Gottlob Benjamin) beigelegt“. Schon 1786, S. 489 hatte er gesagt: „Die dem J. G. B. Pfeil beygelegte Geschichte des Grafen von P., die moralischen Erzählungen und das Trauerspiel sollen zuverlässig nicht von ihm her-

rühren, sondern von dem verstorbenen Joh. Gebhard Pfeil." Er verweist dabei auch auf Weidlichs biographische Nachrichten von den jetztlebenden Rechtsgelehrten. Th. 4. Halle 1785, S. 157 ff. Trotz dieser Bemerkungen Meusels hat es W. Frhr. v. Biedermann (Goethe und Leipzig. 1855; 1, 71 f.) doch vorgezogen, Goethe und Ernesti zu folgen, indem er den J. Gottlob Benjamin für den Goetheschen Pfeil erklärt und demselben „einen Roman, einige Erzählungen, ein Trauerspiel" u. s. w. zuschreibt. Erst G. v. Loeper (Goethes Werke. 21. Thl. Dichtung und Wahrheit. Berlin, Hempel. S. 280 f.) ist gegen Goethe, Ernesti, Biedermann und mich zu dem Irrthume Meusels zurückgekehrt. Er schreibt: „Nun gibt es noch einen andern erheblich ältern Pfeil, einen Magdeburger, Johann Gebhard mit Vornamen, Prediger in Thüringen, Magdeburg, Pommern, Günstling Baumgartens in Halle, seit 1740 Uebersetzer theologischer Schriften aus dem Englischen und zuletzt in Berlin verschollen. Dieser Pfeil war der Verfasser der «Geschichte des Grafen P**» 1755, welche mehre Auflagen erlebte und eine ephemere Berühmtheit erlangte, ferner der «Versuche in moralischen Erzählungen» 1757 und des bürgerlichen Trauerspiels «Lucie Woodwill», welches Gervinus 5, 339 anführt. Die ältern literarischen Handbücher schrieben diese letztgedachten drei Schriften dem Rammelburger Pfeil zu, bis Meusel dies berichtigte. Goethe, der sich sowol eines Pfeil als jener Geschichte des Grafen P. erinnern mochte, liess sich durch jene Handbücher zur Annahme verleiten, der von ihm gekannte Pfeil sei der Verfasser dieses Romans gewesen."

Das klingt recht sicher. Und ebenso sicher tritt Düntzer (Goethes lyrische Gedichte erläutert. Leipzig 1874, oder wie der Umschlagstitel angibt: Leipzig 1877; 1, 464) in den Zusätzen und Berichtigungen auf. Im Texte selbst 1, 20 hatte er Goethe noch geglaubt. Nun lesen wir: „Goethes Freund Pfeil war nicht, wie dieser selbst annahm, der bedeutend ältere Verfasser der Geschichte des Grafen P**, Johann Gebhard Pfeil, sondern der am 10. Nov. 1732 zu Freiberg geborne Johann Gottlob Benjamin Pfeil, der sich an den letzten Bänden der zu Leipzig bis 1760 erscheinenden «Erweiterungen des Erkenntnisses und des Vergnügens» betheiligte."

Leider ist das unrichtig. Bei den widersprechenden Angaben beschloss ich den Johann Gottlob Benjamin Pfeil, den ich schon vor zehn Jahren befragt hatte, nochmals zu „interviewen“, um die für mich längst abgemachte Sache auch für die übrigen Goethe-Freunde zu erledigen. „Die Geschichte des Grafen von P. Leipzig, in Lankischens Buchhandlung. 1756“, 4 Bll. u. 360 SS. 8°, die ich besitze, gibt über den Autor keinen Bescheid. Das Vorwort: „Der Herausgeber an den Leser“ unterscheidet zwischen des Verfassers, der eben der Graf von P. selbst sein soll, da er seine Verirrungen direct erzählt, und des Herausgebers Person, natürlich nur zum Scheine: „Die Verachtung der Bewunderer des Sopha oder des Angola wird der grösste Lobspruch für den Verfasser und den Herausgeber der folgenden Geschichte seyn. Der letztere wünscht seinen Lesern eben die Unpartheylichkeit, mit der Graf von P. sein eigenes Herz beurtheilt, die wahre Hoheit der Seele, mit der er seine eigenen Schwachheiten gesteht, und den Eifer, mit dem er eine verlorne Tugend wieder zu gewinnen gewusst hat.“ Er spricht von dem Glück der letzten Lebensjahre des Grafen von P. „Ich bin ein persönlicher Zeuge davon gewesen. Seinem Beispiel habe ich es zu danken, dass mein Herz den Werth der zwey kostbarsten Güter des Lebens zu schätzen gelernt hat. O Freundschaft und Liebe!“ Der Roman selbst gewährt keinerlei Anhaltspuncte. Die übrigen Schriften des Verfassers, die Moralischen Erzählungen und das Trauerspiel Lucie Woodwil, das im dritten Bande des Theaters der Deutschen, Königsberg 1769, nachgedruckt ist und 1787 nochmals in Leipzig nachgedruckt wurde, lassen die Person des Verfassers gänzlich im dunkeln. Die Erzählungen erschienen anonym zu Leipzig 1757 bei Lankischens Erben, also in gleichem Verlage wie der Roman. Das Trauerspiel hat in dem Theater der Deutschen keinerlei Namen eines Verfassers. Aus allen drei Schriften, die, beiläufig bemerkt, von den Litteratoren immer zusammen genannt und alle drei immer entweder dem einen oder dem andern Pfeil beigelegt sind, kann keine Lösung der Zweifel geholt werden. Wol aber gibt das „Journal von und für Deutschland. Herausgegeben von S. Frhrn. von Bibra.“ 1787 (Vierter Jahrgang, S. 92—93) die

vollständigste Gewissheit, dass Meusel, Loeper und Düntzer sich geirrt haben.

Im „Journal“ steht eine „Berichtigung und Entdeckung des Plagiats eines französischen Schriftstellers“, unterzeichnet: „Rommelburg am 31sten Januar 1787. D. J. G. B. Pfeil“, was Doctor Johann Gottlob Benjamin Pfeil bedeutet. Aus dieser Berichtigung hebe ich, da sie keinem Goethe-Forscher bekannt zu sein scheint, das wesentliche hervor.

Die Allg. Lit.-Ztg. 1786 Nr. 255 Sp. 167 hatte eine Ankündigung gebracht, dass eine Uebersetzung von Merciers *homme sauvage* in Hamburg zum Preise von 14 Gr. Gold erscheinen werde. „Dieser *homme sauvage*“, sagt Pfeil, „ist nichts mehr und nichts weniger, als die von mir in meinem Jünglingsalter vor 30 Jahren aufgesetzte Erzählung: Der Wilde, welcher sich in den bey Lankischens Erben 1757 von mir herausgegebenen moralischen Erzählungen befindet. Herr Mercier hat Plan der Erzählung und Behandlung des Gegenstandes gänzlich von dem deutschen Original genommen und er hat von dem Seinigen nichts hinzugefügt, als dass er dem nackten Wilden bisweilen ein französisches Gewand umgehangen und ihn das hat denken und sagen lassen, was er nicht hätte denken und sagen sollen. Nur zweymahl ist Herr Mercier von der deutschen Erzählung abgegangen in Kleinigkeiten und jedesmahl ohne Grund. Herr Mercier gab zuerst 1767 zu Paris bei der Wittwe du Chesne *l'homme sauvage traduit d'* heraus, aber das *traduit d'* blieb in der Ausgabe dieser Schrift zu Neuchatel 1784 weg, vielleicht, weil Herr Mercier nicht die Schande haben wollte zu übersetzen, am wenigsten aus dem Deutschen. Eben dieser Herr Mercier hat in seinem *Bonnet de Nuit* S. 35 der deutschen Uebersetzung: Das Gesicht des Mirza, welches in eben diesen 1757 von mir herausgegebenen moralischen Erzählungen S. 1 ff. steht, unter dem Titel: Die beste Welt, Traum, mit veränderten Namen der handelnden Personen, als seine Arbeit, eingerückt.“

Pfeil sagt dann, er habe im „Wilden“ keine geringere Absicht gehabt als die eigentliche Grenzlinie der natürlichen und geoffenbarten Religion, nicht nach den Grundsätzen der philosophischen Systeme, sondern nach den Zeugnissen der

Erfahrung zu bestimmen. „Eine Unternehmung, welche die Kräfte eines Jünglings von einigen zwanzig [25] Jahren wohl weit übertraf.“ Er habe wol Lust, falls seine gegenwärtige Lage es zulassen solle, die Sache einmal neu und besser aufzunehmen. „Bis dahin kann man bey Junius in Leipzig dasjenige noch mit anderer lesbarer Waare für 12 Gr. haben, was der Uebersetzer für 14 Gr. ankündigt.“ Er erwähnt wiederholter Auflagen, derentwegen er von dem „buchhändlerischen Eigennutz“ nicht begrüsst war und die er der Fehler wegen kaum noch für seine Arbeit anerkennen könne. — Als Verfasser der Erzählungen steht also der Rommelburger Pfeil fest. Auch als Verfasser des Trauerspiels gibt er sich zu erkennen.

„Ich ergreife diese Gelegenheit“, sagt er, „zu erklären, dass ich das Trauerspiel Lucie Woodwill, welches Schneider zu Leipzig, leider! im Jahr 1786 aus einer längst vergessenen Monatsschrift wieder abdrucken lassen, für nichts als unreifes, längst verdienterweise vermodertes Product meiner Jugendjahre erkenne und an diesem Abdruck nicht den geringsten Antheil habe. Da ich in verschiedenen literarischen Nachrichten als der Verfasser dieses Trauerspiels genannt bin, so bin ich, da ich freilich diese Autorsünde auf meinem Gewissen habe, diese Erklärung dem Publicum und mir schuldig.“

Von der Geschichte des Grafen von P., die seit 1765 nicht wieder gedruckt war, sagt er nichts, weil er sie wol auch zu den längst vermoderten Producten rechnete und hier, wo es ihm nur auf „Anzeige französischer Freibeuterey gegen deutsche Autoren und des sonderbaren Speculationsgeists deutscher Buchhändler“ ankam, keinen Grund hatte davon zu reden. Da aber bisher noch niemand eine Theilung der in Frage kommenden drei Producte (Graf P., Erzählungen, Trauerspiel) unter zwei Pfeile versucht hat, so darf man sagen, dass mit der sichern Unterbringung zweier dieser Schriften auch die dritte steht und fällt und dass Goethes Tischgenoss Johann Gottlob Benjamin Pfeil Verfasser der „Geschichte des Grafen von P.“ ist. Auf seine Aussagen gestützt schrieb ich den Passus meiner Goethe-Biographie, der freilich zu weiterem nachforschen keine Veranlassung geboten hat, weil ich meine Quelle nicht ausdrücklich nannte.

Goethes Lothringische Reise.

Von

G. von Loeper.

Der Ritt, welchen Goethe als Student von Strassburg ins untere Elsass und bis Saarbrücken unternahm, ist bisher in den Sommer 1771 gesetzt worden. Goedeke hat neuerdings in einem obige Aufschrift führenden Artikel in Lindaus „Gegenwart“ (1878, Nr. 1) zu beweisen versucht, dass die Reise schon in den Juni und Juli 1770 falle. Ich glaube, man wird seiner Ansicht beitreten können.

Für die Aufklärung der kurzen und doch so einflussreichen Strassburger Periode des Dichters ist in neuester Zeit unter der Gunst der gegenwärtigen dortigen Verhältnisse viel geschehn. Die nach Form und Inhalt etwas sonderbare Schrift von A. Baier, „Das Heidenröslein“ (Heidelberg 1877) enthält manches unbekannte über die ehemaligen Strassburger Universitätsverhältnisse und die neueste des Pfarrers Lucius zu Sessenheim über Friederike Brion fasst die reichen Ergebnisse langjähriger Forschungen zusammen. Dazu die Mittheilungen von Erich Schmidt in zwei Artikeln des vorjährigen Jahrgangs der Zeitschrift „Im Neuen Reich“ gleichfalls über Friederike Brion und über O' Feral, einen von ihm entdeckten Genossen des Goetheschen Kreises, sowie über andre Mitglieder desselben. Was Lenz betrifft, so hat sein Strassburger Aufenthalt durch sein im vorigen Jahre durch Urlichs in Druck gegebenes Tagebuch vom Jahre 1775 neues Licht erhalten; von Suphans und Hayms Arbeiten über Herder ist das gleiche auch für die den letztern betreffenden Partien von „Dichtung und Wahrheit“ zu erwarten.

Nun bringt Goedeke auch die Frage betreffend die Zeit der Lothringischen Reise zur Erörterung. Er stützt seine neue Annahme hauptsächlich auf die Darstellung in Jung-Stillings Leben, woraus Goethes Anwesenheit in Strassburg zu Ende Juni 1771 und daher die Unmöglichkeit einer gleichzeitigen Reise nach Saarbrück klar folge. Müsse man dann sein Briefconcept an „Fränzchen“ aus Saarbrück vom 27. Juni dem Jahre 1770 zuweisen, so werde jener freundschaftliche Erguss erklärlicher, da der Briefsteller erst ein Vierteljahr vorher von „Fränzchen“, d. h. nach Goedekes Annahme Francisca Crespel zu Frankfurt, Abschied genommen, womit dann das Octoberdatum und der Inhalt des ferneren Briefes an dieselbe aus dem Jahre 1770, sowie die Einordnung des Reiseberichts in „Dichtung und Wahrheit“ sich bequem verbinden.

Alles dies unterstützt Goedekes Annahme, scheint mir jedoch nicht zwingend. Die Stelle bei Jung wäre es, wenn sie etwa aus einem gleichzeitigen Briefe stammte. Die Schilderung seines Lebens ist aber im einzelnen nicht authentisch, will es nicht einmal sein, und beruht zumeist auf oft täuschender Erinnerung, nicht auf Documenten aus der Zeit. Vieles kann man jedoch auf Treu und Glauben annehmen, und dazu gehört vielleicht jene Zeitbestimmung, weil sie den Schluss von Jungs Hochzeitsreise betraf und diese mit allen Nebenumständen wol fest in des Verfassers Erinnerung haftete.

Als das entscheidende Zeugniss möchte ich dagegen Goethes eigne Darstellung von der Reise ansehn. Sie konnte in solcher Ausführlichkeit und Genauigkeit nur auf Grund gleichzeitiger schriftlicher Aufzeichnungen gegeben werden, wie auch die fast wortgetreue Wiederholung einer Stelle aus dem Briefconcept an Fränzchen vom 27. Juni in „Dichtung und Wahrheit“ beweist. Zu Anfang des Zwölften Buchs dieser Lebensgeschichte spricht Goethe auch selbst von „Reisebemerkungen“ der Art, die ihm 1812 vorgelegen haben müssen. Dann aber wird auch seine Darstellung das Gepräge der Zeit, und zwar das ganz bestimmte Gepräge des Jahres 1770 in offnen oder versteckten Zügen tragen, und es käme nur darauf an, solche Züge herauszufinden, welche die Physiognomie dieses Jahres von der des folgenden unterscheiden. Ein derartiges Charak-

teristikon des Jahres 1770 scheint mir in der Erwähnung der „drohenden Hungersnoth“ anlässlich des Sonntagbesuchs in Pfalzburg vorzuliegen. Ergibt sich, dass dort nur im Sommer 1770 und nicht im folgenden von einer drohenden Hungersnoth die Rede sein konnte, so ist der Beweis für das erste Jahr erbracht.

Man spricht zwar allgemein von den Hungerjahren 1770 und 1771, und so könnte es den Anschein gewinnen, jene Worte fänden gleichmässig auf beide Jahre Anwendung. Da indessen Hungerjahre durch Missernten entstehn, so könnten in jedem der beiden Jahre verschiedene Monate gemeint sein, in dem ersten vorzüglich die Monate von der fehlgeschlagenen Ernte oder von da an, wo sie als solche erkannt wurde, bis zum Jahresschluss, in dem zweiten die Monate vom Jahresanfang bis zur neuen Ernte. Meine Materialien reichen nicht aus, um ganz klar hierüber zu werden. So viel ich jedoch ersehn kann, traf die Missernte, wenigstens im südlichen Deutschland, in das Jahr 1770, hervorgerufen durch ein vom April bis zum October währendes regnerisches Wetter. Nach einer Notiz in den Mittheilungen der Frau Belli-Gontard (VI, S. 3 und 6) regnete es zu Frankfurt in diesem Zeitraum an 134 Tagen. Dieser Regen zerstörte alle Hoffnungen auf den Erntesegen, und so konnte schon zu Ende Juni 1770 in Pfalzburg eine Hungersnoth drohen. Die grosse Theurung hatte dieselbe Quelle, und dazu noch andre; denn schon bei der Reise der Dauphine, Marie Antoinette, durch das Elsass im April 1770 war die allgemeine Noth bemerklich. Auch in Goethes Reisebericht fehlen nicht Symptome der Regenzeit. In der Region der Saar und Mosel „fing der Himmel an sich zu trüben“, und in dem erwähnten Briefconcepte steht: „Heute regnet's.“ Freilich wechseln in jedem Sommer Regentage mit hellen. Aber alles zusammengenommen gibt den Eindruck eines andern Jahres als des später im Eilften Buche geschilderten, wo „uns Monate lang ätherische Morgen beglückten“ und die Wolken „Tage, ja Wochen lang“ über den Bergen standen, „ohne den reinen Himmel zu trüben“, Schilderungen, die nur auf den Frühsommer 1771 passen. Ebenso drückt die in demselben Buch erzählte Reise ins obere Elsass einen Gegensatz zu dem

Bericht von der Lothringischen aus; denn die dort erwähnten „Hymnen an Ceres“, der „Verbrauch so vieler Früchte“ und die Erörterung der Ausfuhrverbote deuten klar auf eine ergibige Fruchternte. In demjenigen Jahre, worin die jungen Leute solche Hymnen dichteten, konnte zu Ende Juni nicht eine Hungersnoth „drohen“. Beide Reisen gehören nothwendig in verschiedne Jahre.

Zu demselben Resultat gelangt man durch Folgerungen aus Engelbachs Theilnahme an der ersten Reise, wenigstens bis Buchsweiler. Dieser, am 7. September 1744 geboren, daher 1770 schon im 26. Lebensjahre stehend, befand sich im nächsten überhaupt nicht mehr in Strassburg. Um Johanni 1771 konnte er an einem Ritte von Strassburg nach Pfalzburg und Buchsweiler sich nicht mehr betheiligen. In der einzigen gleichzeitigen Spur, die sich von Goethes Bekanntschaft mit ihm erhalten hat, in Goethes Brief an ihn vom 10. September 1770, erscheint Engelbach als ein soeben aus dem Strassburger Kreis ausgeschiedener („Der ganze Tisch grüsst Sie“), und wenn Goethe darin „seiner Freunde“, mithin seiner Buchsweiler Freunde gedenkt — denn der Brief ist nach Buchsweiler gerichtet —, so wird man diese Bekanntschaften nicht aus andern, unbekannten, Reisen Goethes nach Buchsweiler, sondern aus der uns bekannten Lothringischen erklären, diese also vor jenen Brief an Engelbach setzen müssen. Die sonstigen Briefe Goethes aus diesem Sommer, die an die beiden Hetzler, an Trapp, an die Klettenberg, enthalten allerdings keine Anspielungen auf Reisen der Art, aber ihr Inhalt widerspricht auch nicht. Sein „unstätes Leben“ in dem an Trapp vom 28. Juli und das in dem vom 14. Juli hervorgehobene längere stillschweigen lassen auf längere Abwesenheit vom Orte schliessen.

Dazu noch folgende Erwägung. Da der Dichter im Herbste 1770 sich einer juristischen Prüfung zu unterziehen hatte, so bliebe für die Vorbereitungen genügend Zeit disponibel, auch wenn in die Johannisferien vorher die Lothringische Reise gesetzt würde. Grade in der ersten Zeit fühlt man Beruf sich in einem neuen Lande weiter umzusehn. Dagegen käme man mit den doch unvermeidlichen Vorbereitungen zur Doctor-

promotion zu Anfang August 1771 sehr ins Gedränge, wenn für die vorhergehenden drei Monate ausser der ganz sichern mehrwöchentlichen Abwesenheit zu Sessenheim und der Reise ins obre Elsass auch noch diejenige nach Lothringen anzusetzen wäre. Eine solche ist unwahrscheinlich, fast unmöglich. Dem bereits zweiundzwanzigjährigen Dichter darf man bei aller seiner Genialität doch eine richtigere Zeiteintheilung zutrauen. Man kann sogar noch weiter gehn und die bisher unausgefüllte Zeitlücke zwischen der Doctorpromotion vom 6. August und der Ankunft zu Frankfurt in den letzten Tagen dieses Monats dadurch erklären, dass der Dichter das Elsass nicht sogleich verliess, sondern die Zwischenzeit nach absolvierter Promotion zu der vergnügten Fahrt ins obre Elsass benutzte. Denn dass er in diesem Jahre wirklich solche Reisen unternommen, beweist wiederum sein erster Brief an Herder aus Frankfurt, worin er den Liederertrag aufzählt der „noch", also nach Herders Abgange von Strassburg (April 1771) im Elsass gemachten „Streifereien".

Wie es sich auch mit der letztern Reise verhalte, jedesfalls folgt aus der Verweisung der erstern in das Jahr 1770, dass dann unter der Person der Ueberschrift des Sessenheimer Gedichts: „als ich in Saarbrücken war", in dessen zweiter Strophe gleichfalls eine Regenzeit erscheint, nicht Goethe verstanden werden kann, es müsste denn nachgewiesen werden, dass seine erste Bekanntschaft mit den Brions schon vor den Herbst 1770 falle. Dass innere Gründe die Autorschaft Goethes bedenklich machen, ist meine Ansicht. Die Situation des Gedichts verlangt ein verreisendes Mädchen und einen an dem gemeinschaftlichen Wohnorte verbleibenden Liebhaber als Dichter. Nach beiden Richtungen fehlen alle Anhaltspuncte, sobald in dem letztern Goethe erblickt wird.

Zum Schlusse bemerke ich jedoch, dass die ganze Hypothese von einer früheren Datierung der Lothringischen Reise in nichts zusammenfällt, sobald sich ergeben sollte, dass das Concept zu dem Briefe an Fränzchen vom 27. Juni jünger sei als das zu dem Briefe an dieselbe vom 14. October. Hierüber kann nur Einsicht der Handschrift Aufklärung geben.

Goethes Tanzlehrer in Strassburg und das „Princesschen" in Neapel.

Von

Woldemar Freiherrn von Biedermann.

In seinem vortrefflichen Commentar zu „Dichtung und Wahrheit" (Goethes Werke. Berlin, G. Hempel. XXI, 380) hat Herr Dr. v. Loeper die Tanzmeister aufgeführt, welche, wenn nicht schon, als Goethe in Strassburg studierte, so doch 1781, also ein Jahrzehent später, dort thätig waren; sie hiessen Beck, Carl, Deborde, Du Camp, François, Leconte, Lepi und Sauveur. Uns andern bleibt nun die Aufgabe, zu ermitteln, ob und beziehentlich welcher unter diesen Goethes Lehrer war. Zu diesem Zweck haben wir uns zunächst die Stellen des Neunten Buchs, in denen Goethe von seinen Tanzstunden erzählt und welche die Person des Lehrers betreffen, zu vergegenwärtigen. Nachdem er von dem längern Zeitraum gesprochen, während dessen er aus der Uebung des tanzens gekommen war, führt er die Umstände an, die in Strassburg ihn zur Wiederaufnahme bewogen, und fährt dann dabei fort: „Ingleichen waren auf den Landhäusern Privatbälle, und man sprach schon von den brillanten Redouten des zukommenden Winters. Hier wäre ich nun freilich nicht an meinem Platz und der Gesellschaft unnütz gewesen; da rieth mir ein Freund, der sehr gut walzte, mich erst in minder guten Gesellschaften zu üben, damit ich hernach in der besten etwas gelten könnte. Er brachte mich zu einem Tanzmeister, der für geschickt bekannt war; dieser versprach mir, wenn ich nur einigermassen die ersten Anfangsgründe wiederholt und mir zu eigen gemacht hätte, mich dann weiter zu leiten. Er war eine von den trockenen, gewandten französischen Naturen und nahm mich freundlich auf." Wie hier der Mann als Franzose bezeichnet ist, so wird auch weiterhin von seinen Töchtern bemerkt:

„Sie sprachen nur französisch." Sind nun aber auch demnach die beiden oben zuerst genannten Tanzmeister, offenbar Deutsche, ausgeschlossen, so bleiben doch nach den Namen zu urtheilen immer noch sechs, aus denen Goethes Lehrer herauszusuchen ist, wenn er sich überhaupt darunter befindet.

Goethe hatte die Absicht, sich durch die Tanzstunden für „die besten Gesellschaften" zu bilden; er wird also an denjenigen Tanzmeister sich gehalten haben, der für den vornehmsten galt und daher für die beste Gesellschaft zu bilden verstand, wie er ja sich ohnehin stets bei der Wahl seiner Lehrmeister an die Spitzen hielt. Sollte sich der als erster geltende Strassburger Tanzlehrer jener Zeit erforschen lassen, vielleicht sogar derjenige, der in Goethes Kreis bekannt war, so würden wir der Lösung unsrer obigen Aufgabe schon sehr nahe gerückt sein.

Beides geht nun aus einer Stelle des 1776 erschienenen Trauerspiels von Leopold Wagner: „Die Kindermörderin" hervor. Erinnern wir uns, dass Wagner gleichzeitig mit Goethe in Strassburg lebte und zu dessen Umgang gehörte, dass Goethe ihn beschuldigte den Plan des genannten Trauerspiels aus seinen vertraulichen Mittheilungen über „Faust" entwendet zu haben, endlich dass Wagner für sein Stück angibt: „Der Schauplatz ist in Strassburg", sowie dass es in der damaligen Zeit selbst spielt, so werden wir von vornherein auf eine Aufklärung gespannt sein dürfen, die wir dorther erhalten. Die gedachte Stelle findet sich im ersten Act und lautet, wie folgt.

„v. Gröningseck. ... Aber eins, Evchen, musst Du mir, wenn wir wieder auf den Ball fahren, versprechen: dass Du mir keinen Deutschen mit jemand anders, als mit mir tanzest; Contretänz' so viel Du willst. — Frau Humbrecht. Gelt! Sie kann nichts? Hat's eben wieder verlernt. — v. Grön. Nicht doch! Sie tanzt nur zu gut, macht ihre Figuren, Wendungen, Stellungen mit zu viel *grâce*, zu reizend, zu einnehmend. Ich kann's ohne heimlich eifersüchtig zu werden nicht mit ansehn. — Fr. Humbr. Ei, Sie belieben halt zu scherzen! Sie hat zwar drei Winter hintereinander beim *Sauveur* Lection genommen. — v. Grön. Beim *Sauveur? Pardieu!* Da

wundert's mich nicht mehr. Ich hab' auch bei ihm repetirt. *C'est un excellent maître pour former une jeune personne!* ... Aber, *comment diable!* kamen Sie an den *Sauveur?* Der hat ja immer soviel mit Grafen und Baronen zu thun. — Evchen. Es waren auch drei Barone und ein reicher Schweizer, die beim Herrn Schaffner neben uns logirten, und weil sie noch Frauenzimmer brauchten, so luden sie mich ein. — v. Grön. Wie lang' ist's her? — Fr. Humbr. Schon fünf Jahr, glaub' ich. — Evchen. Ja, so lang' ist's gewiss! wenn's nicht gar sechse sind."

Diese Zusammenstellung und insbesondre die in dem Trauerspiel aus der Gegenwart von 1776 gemachte Zeitangabe, dass Evchens Tanzstunden vor 5—6 Jahren stattgefunden haben, also gerade zur Zeit von Goethes Aufenthalt in Strassburg, führt mit höchster Wahrscheinlichkeit zu dem Schluss, dass Sauveur am Broglie-Platz Goethes Tanzlehrer in Strassburg war. Darf man ferner annehmen, dass die Vornamen seiner Töchter von Goethe in „Dichtung und Wahrheit" ebensowenig willkürlich geändert worden sind, wie die von Friederike, Lotte und Lili, so mag man nur unbedenklich bis auf besseren Nachweis künftig unter den Frauengestalten aus Goethes Leben auch nennen: Lucinde und Emilie Sauveur.

Weiteres mögen die Strassburger ausforschen!

Aber welchen Fürstennamen trug „das lockere Princesschen" in Neapel, Filangieris Schwester? (Hempelsche Ausgabe von Goethes Werken XIX, 55. XXIV, 186 f. 190 ff. 309 f.) Jedesfalls Belmonte; denn niemand anders als eben sie kann jene *Principessa Belmonte* gewesen sein, welche in Neapel in einer Gesellschaft bei der Herzogin Amalie von Weimar 1789 zu dieser sagte: *Altezza mia! io passo la vita mia colle tre cose: un poco di musica, un poco di pittura e un poco di pazzía.* (Aus Tischbeins Leben und Briefwechsel. Herausgeg. von F. v. Alten. S. 94 f.)

Anmerkung. Eine nicht erwünschte Bestätigung für die Richtigkeit seiner Vermuthung bezüglich Sauveurs war für den geehrten Vf., dass ihm, wie er nachträglich bemerkte, Dr. von Loeper (Dichtung und Wahrheit III S. 285) dieselbe unter kurzem Hinweis auf „die Kindermörderin" vorweg genommen hat.

S. v. C.

Ungedruckte Gedichte von Goethe aus Hirzels Sammlung.

Von

Woldemar Freiherrn von Biedermann.

Je unzugänglicher der reiche Goethe-Schatz in Weimar ist, um so eifriger ist dafür Sorge zu tragen, dass alle zugängliche Goethe-Sachen der Oeffentlichkeit eigen und nutzbar gemacht werden. Nachstehend werden daher ein paar kleine Dichtungen abgedruckt, welche sich in Hirzels Sammlung abschriftlich befinden. In dem „Neuesten Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek" sind sie Seite 219 und 235 aufgeführt. Das an letzterer Stelle ebenfalls eingereihte Distichon „Eva, verziehn sei die Schuld" hat sich bei Uebergabe der Sammlung an die Universitätsbibliothek zu Leipzig nicht vorgefunden.

Bezüglich der Rechtschreibung hat man sich an die der vorliegenden Abschriften nicht gehalten, da für deren Genauigkeit keine Gewähr gegeben war.

1.

Edelknabe und Wahrsagerin.

Das unter dieser Ueberschrift entworfne Gedicht in antiker Form ist in der hier angedeuteten Gestalt nicht ausgeführt worden, sondern hat eine ganz andre in der IV. Römischen Elegie erhalten, die mit den Worten „Fromm sind wir Liebende" beginnt und zuerst im 6. Heft der „Horen" 1795 erschien. Mehrere Verse sind jedoch aus diesem Entwurf in jene Elegie übergegangen. Da das Versmass nur in der ersten Zeile ein ausgeprägt hexametrisches und da in der vorliegenden Abschrift nicht die Einrückung von Pentametern kenntlich

gemacht ist, so lässt sich daraus nicht entnehmen, ob Goethe eine Dichtung im elegischen oder im heroischen Versmass, worin er z. B. damals seine „Episteln“ geschrieben hat, beabsichtigt hatte.

Kennt ihr die Dirne mit lauerndem Blick und raschen Geberden?
Die Schalkin, sie heisst Gelegenheit; lernt sie nur kennen!
Sie erscheinet euch oft, immer in andrer Gestalt.
Gern betrügt sie den Unerfahrenen, den Blöden,
Schlummernde neckt sie stets, Wachende flieht sie eilends,
Und die Unschuld bethört sie, der kömmt sie am leichtsten.
Einst erschien sie dem Knaben, ein bräunliches Mädchen, die Arme,
Nacken und Busen und Leib nicht allzusittig verhüllt.
Zukünftges deutend zeigte ihr Finger nach oben,
Bog ihren Hals sie nach vorn;
Ungeflochtnes Haar krauste vom Scheitel sich auf;
Lockend war ihre Miene, doch schaute der Bube nicht auf,
Wie sehr sie sich mühte des Harmlosen Auge zu fangen,
Er hört sie nur halb,
Dacht' an sein Lieb. Doch stille! — Die Dirne ist weg —
Degen und Schärpe verschwunden, die ihm die Liebste gab.

Die übrigen Abschriften enthalten nur kleinere Reimgedichte und zwar zunächst

2.

ein ohne Kenntniss der Veranlassung kaum recht zu deutendes:

Er ist noch weit vom Schluss entfernt,
Er hat das Ende nicht gelernt.

Weimar
am 7. Januar 1814. Goethe.

Die folgenden drei Reime sind insgesammt datiert „Berka, d. 21. Juni 1814“ und ebenfalls mit „Goethe“ gezeichnet.

3.

Logogryph.

Das erste gibt mir Lust genug,
Das zweite aber macht mich klug.

Da die Bedeutung des ganzen nicht mit angegeben ist, so ist die Auflösung dieses Sylben- oder Worträthsels unmöglich oder vielmehr, es sind unzählige Lösungen möglich. Die richtige wird nur dem offenbar gewesen sein, dem sie

galt oder der doch mit den veranlassenden Umständen bekannt war.

4.

Seit einigen Tagen
Machst du mir ein bös Gesicht:
Du denkst wol, ich soll fragen,
Welche Mücke dich sticht?

5.

Dass ich bezahle
Um zu verführen,
Das gilt in Westen,
Das gilt in Osten;
Dass ich bezahle
Um zu verlieren,
Das sind, ich dächte,
Sehr schlechte Kosten.

Man könnte hierbei an ein Spiel, vielleicht Lotterie denken.

Endlich gehört noch zu diesen Abschriften

6.

mit dem Datum „Weimar d. 10. Jan. 1814" und gleichfalls mit der Unterschrift „Goethe" das Sprichwort:

Wen Gott betreuget,
Der ist wol betrogen.

Goethe amplificierte dasselbe bekanntlich in seiner Weise, indem er die Zeile vorsetzte:

Sogar dies Wort hat nicht gelogen.

Der so gebildete Reim steht zuerst 1815 im 2. Bande von Goethes Werken.

Zum Schlusse sei an die werthvolle Gabe Burkhardts im II. Bande dieses „Archivs" erinnert, worin sich Seite 512 ebenso Aufzeichnungen Goethes aus Weimar vom Januar 1814 und aus Berka vom Juni desselben Jahres finden. In Berka schrieb Goethe damals auch das in Riemers „Briefen von und an Goethe" zuerst veröffentlichte Gedicht „Der Ring", sowie das in Hempels Goethe-Ausgabe V, 261 zuerst gedruckte „Liebe".

Zweite Fortsetzung der Nachträge zu Hirzels „Neuestem Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek".

(Archiv f. L. VI, 179—214. 567—571.)

Von

Woldemar Freiherrn von Biedermann.

Schon als die erste Fortsetzung obiger Nachträge in die Oeffentlichkeit trat, war Salomon Hirzel nicht mehr unter den lebenden; nachdem ein Staarleiden die letzten Jahre seines Lebens verbittert hatte, nahm die Operation am 9. Februar 1877 einen tödtlichen Ausgang. In ihm schied ein Litteraturfreund, der mehr als irgend ein anderer für die Goethe-Forschung gethan hat. Obwol er selbst ausser einigen Recensionen keine selbständige Schrift über Goethe verfasst hat, vielmehr das, was er zum Druck beförderte, nur eben das Verzeichniss seiner Goethe-Bibliothek und eine Anzahl kleiner Hefte war, durch welche letztere er ungedruckte oder doch verschollne Gedichte, Briefe und sonstige Schriften Goethes befreundeten mitstrebenden mittheilte, so war doch seine auf einen bestimmten wissenschaftlichen Zweck gerichtete Sammlung ein Halt für alle, die über Goethe schrieben, und zahlreiche Bände der Goethe-Litteratur wurzeln mehr oder weniger in ihr. Er muss als Begründer der Goethe-Litteratur auch insofern anerkannt werden, als er zuerst lehrte sie in ein System zu bringen und dabei das wesentliche von dem allerhand zu scheiden. Er ordnete das Chaos etwa wie Werner einst in der Mineralogie. Die Selbstbeschränkung, die Hirzel sich zu diesem Zweck auferlegen musste, lag weniger nahe, als es jetzt scheinen mag. Kömmt es doch heute noch vor, dass man unter dem vielversprechenden Namen „Die Goethe-Litteratur" eine Schrift angekündigt findet, die bei Lichte be-

sehn ein planloses Zusammengestopple und daher nur theure Maculatur ist.

Hirzel war durch das alles ein Mittelpunct für die Goethe-Litteratur geworden, dem sich manches selbst ungesucht entgegentrug; es wird andern nicht sobald gelingen, als Erben seines Rufs das Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek in der gleichen Vollständigkeit fortzusetzen. Nur die grössere Publicität, die diese Nachträge im „Archiv“ erhalten, mag vielleicht zur Folge haben, dass man den Schreiber derselben zum Zwecke thunlicher Annäherung an Vollständigkeit auf Veröffentlichungen hinweist, die sich dem Auge des Sammlers leicht entziehen; derselbe hat schon die Freude gehabt, einige werthvolle Einzeldrucke zugeschickt zu erhalten, von denen er ohne die freundliche Aufmerksamkeit der Spender nichts erfahren hätte.

Die gegenwärtige zweite Fortsetzung der Nachträge zu Hirzels neuestem Verzeichniss setzt sich zusammen aus Nachträgen zu den früheren Jahren und aus den Erscheinungen des Jahres 1877.

1775.

In diesem Jahre liess Goethe selbst — besage der „Literarischen Correspondenz. Herausgegeben von H. A. Stöhr“ Nr. 1 Leipzig den 10. März 1877 — drucken

Herr Nicolai auf Werthers Grabe. 1 Bl. gr. 4. Mit Vignette.

1776.

Nur nach der Bibliotheca Haeberliniana — s. unten 1877 — führe ich an:

Erwin und Elmire, ein Schauspiel mit Gesang von Goethe; in Musik gesetzt, und seinem gnaedigsten Landesherrn dem Durchl. Fürsten von Isenburg u. Büdingen, unterthaenigst zugeeignet von André. Offenbach a. M. bey dem Verfasser und sonstigen Musikadressen. 1776. fol. 37 Seiten. Clavierauszug.

1782.

Laut Goethes Brief an Knebel vom 3. Februar 1782 war das Gedicht zum 30. Januar 1782, Die weiblichen Tugenden, auf Bändern gedruckt worden.

1794.

Flora. Teutschlands Töchtern geweiht. Eine Monatsschrift von Freunden und Freundinnen des schönen Geschlechts. Zweeter Jahrgang. Erstes Bändchen. Drittes Heft. März. Tübingen 1794. In der J. G. Cottaischen Buchhandlung. [S. 302 f. Inschriften im Park zu Weimar, abweichend vom Druck in den Werken, aber auch nicht originaltreu.]

1802.

Ohne eigne Einsichtnahme nenne ich:

Dramaturgisches Journal für Deutschland. Nr. 8 (Fürth) den 26. Februar 1802. 8. [Das Gedicht „Wenn von der Ruhmverkünderin“ u. s. w. zu dem Maskenzug von 1802, hier mit der Ueberschrift „Zum 30. Januar 1801“.]

1808.

Zeitung für die elegante Welt. 83. Dienstag den 24. May 1808. [S. 663. Das Gedicht „Guter Rath“ mit abweichenden Lesarten, zwischen der Form von 1776 und der von 1789 stehend.]

1809.

Archiv für Theater und Literatur. Herausgegeben von Carl Reinhold. Erster Jahrgang 1809. Hamburg, bey Friedrich Hermann Nestler. Nr. 2. Mittwoch, den 5. July 1809. Gr. 4. [„Johanna Sebus“.]

1817.

Denkschrift über Lord Elgins Erwerbungen in Griechenland. Nach der zweiten englischen Ausgabe bearbeitet. Mit einem Vorwort von C. A. Böttiger und Bemerkungen der Weimarischen Kunstfreunde. Nebst einem Kupfer. Leipzig und Altenburg, F. A. Brockhaus. 1817. Gr. 8. [S. 61—76. Nachträge, unterzeichnet W. K. F.]

1828.

Nach der „Zeitung für die elegante Welt“ 1837 S. 388 erwähne ich:

Frankfurter Telegraph. 1837. [Brief G.s an N. Borchardt v. 1. Mai 1828.]

1840.

Nach Dr. Uhde in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ Nr. 33 1878 ist hier einzuschalten:

Nürnberg'sche Denkblätter oder Stimmen der Gegenwart und Vergangenheit über Nürnberg, zur Beherzigung für Einheimische und Fremde. Nürnberg, Druck der Campe'schen Offizin. [S. 156. Schreiben G.s an d. Magistrat etc. Nürnberg, 21. Apr. 1828.]

1842.

Neuer Nekrolog der Deutschen. — — entflohen dem Erdball, lebt ihr Geist und Gemüth spätern Geschlechtern noch fort. Mahlmann. Achtzehnter Jahrgang, 1840. Erster Theil. Mit einem Portrait. Weimar 1842. Druck und Verlag von Bernh. Friedr. Voigt. [S. 15. Brief G.s an Jul. Heinr. Glieb. Schlegel.]

1847.

Erinnerung an Karl Kaaz, nebst einem bisher ungedruckten Schreiben von Goethe an Kaaz. Dresden 1847. [Separatabdruck aus dem Dresdner Album.]

1848.

Nach „Maler Müller" von B. Seuffert verweise ich auf die erste Veröffentlichung des 1869 in der „Neuen Preussischen Zeitung" wieder abgedruckten Goetheschen Briefs an Müller im

Frankfurter Conversationsblatt 1848. Nr. 323 u. 324.

1849.

Zu Goethes Jubelfeier. Studien zu Goethes Werken. Von Heinrich Düntzer. Denn bei den alten lieben Todten etc. Elberfeld und Iserlohn. Julius Bädeker 1849. [S. 375—385. Neudruck des Gutachtens über die Unterdrückung von Okens Isis. Vergl. 1846.]

1850.

Morgenblatt für gebildete Leser. Vierundvierzigster Jahrgang. 1850. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. [Nr. 128—145. Aus G.s Briefwechsel mit Graf Reinhard vor dem erscheinen des Buchs.]

Mit Bezugnahme auf „Hamburger Nachrichten" 1877, Nr. 57 ist zu erwähnen ein Brief G.s an Langer in

Deutsche Reichszeitung. 1850. Nr. 1.

1852.

Antiquarische Bibliographie der J. E. Hofmeister'schen Buch- Kunst- und Antiquarhandlung in Ronneburg (Herzog-

thum Sachsen-Altenburg). Heft II. Autographen-Katalog II. [S. 11. Data verschiedener Briefe von 1778—1819.]

1854.

No. XVII. Bulletin de Librairie ancienne. Catalogue VII. etc. Verzeichniss einer Sammlung von Manuscripten, Documenten, Autographen, Portraits etc. von J. A. Stargardt etc. Berlin 1854. [S. 17. Data etc. von Briefen.]

1855.

Nach gefälliger Mittheilung von Dr. Weisstein führe ich auf:

Leipziger Bücher-Auction den 15. October 1855. Verzeichniss der von den Herren Ihling in Leipzig und Hofrath Dr. Joh. Pet. Eckermann in Weimar nachgelassenen Bibliotheken, Kunst- und Autographen-Sammlungen. .... Druck von L. P. Melzer in Leipzig. 1855. [S. 48. Widmung an Gräfin Hopffgarten. S. 51. Brief an Peucer. S. 159. Zwei an Eckermann. S. 211, 221 u. 222. Bruchstücke aus Briefen und Dichtungen.]

1856.

Dresdner Album. Herausgegeben von Elfriede von Mühlenfels. Zweite umgearbeitete und mit neuen Beiträgen versehene Auflage. Zu Unterstützung der durch die Ueberschwemmungen an der Weichsel und am Rhein Verunglückten, sowie für eine schon bestehende wohlthätige Stiftung. Berlin. Nicolaische Buchhandlung, 1856. [Erste Abtheilung S. 75 f. G.s Brief an Kaaz; S. 78 f. Neudruck zweier Briefe an Zahn.]

1859.

Nach A. Diezels Verzeichniss der Briefe Goethes führe ich an:

Stargardt's Auctionskatalog für den 12. November 1859. [Data und Adressen von Briefen.]

1861.

Neue Goethestudien. Von Heinrich Düntzer. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1861. [S. 74—86. Neudruck einer ältern Gestalt des Triumphs der Empfindsamkeit. Vergl. 1849.]

1862.

Catalogue d'une excellente collection de lettres autographes, documents et livres illustrés. No. III. 1862. Verzeichniss einer ausgezeichneten Sammlung von Autographen

etc. von der Buch- und Antiquarhandlung von Otto August Schulz. Leipzig etc. [S. 14. Stellen aus e. Brief G.s an Merck.]

Catalogue d'une excellente collection de lettres autographes, manuscrits, miniatures et livres rares. Verzeichniss etc. von Otto August Schulz. Leipzig. [S. 5. Neudruck der Stelle e. Briefs an Merck v. 16. Sept. 1776.]

1864.

Nach gütiger Notiz des Dr. Weisstein ist zu erwähnen:

Aus alten Stammbüchern von Siebenbürger Sachsen. Sylvestergabe für Gönner und Freunde von Johann Karl Schuller. ... Hermannstadt 1864. Druck und Verlag von Th. Steinhäusser. [S. 24. Einzeichnung ins Stammbuch von Michaelis vom 28. Nov. 1777.]

1865.

Catalogue d'une collection de lettres autographes, patentes etc. ayant appartenu à Mr. J. de Reichel. St. Pétersbourg, en vente à la librairie de la cour impériale H. Schmitzdorff. (Ch. Roetger.) 1865. [S. 29. Inhalt e. Briefs an Unzelmann v. 11. Nov. 1802.]

Bücher- und Kunst-Auction in Dresden, den 1. November 1865. Verzeichniss etc. durch Karl Gotthelf Bautzmann etc. Dresden. [S. 162. Unterschrift d. Briefs an Bergschr. Schmid v. 10. Jan. 1828.]

VIme Catalogue d'une excellente collection de lettres autographes etc. zusammengestellt von Otto August Schulz. [S. 6. Briefdatum von 1790.]

1866.

Bücher- und Kunst-Auction in Dresden, den 7. März 1866. Verzeichniss etc. durch Karl Gotthelf Bautzmann etc. Dresden. [S. 129. Notizen über Briefe von Goethe.]

Verzeichniss einer Sammlung sehr interessanter Autographen sowie Kupferstiche und Oelgemälde, welche Donnerstag den 7. Juni 1866 etc. versteigert werden sollen durch Karl Gotthelf Bautzmann. Dresden. [S. 5. Nachricht üb. Brief an Hess von 1821.]

Bücher-Auction in Dresden, den 27. August 1866. Verzeichniss etc. durch Karl Gotthelf Bautzmann etc. Dresden.

[S. 98. Nachricht über Brief an Riemer von 1821 aus Marienbad.]

1868.

T. O. Weigel's Bücher-Auction. 14. December 1868. Dorer-Egloff's Bücherschatz etc. [S. 110. Nachricht über e. Brief v. 13. Jan. 1832.]

1869.

In meinem Verlag erschien so eben J. W. v. Goethe in seinem 81. Lebensjahre etc. Gotha, December 1869. J. G. Müllersche Buchhandlung. - Franz Conrad. [Diese Buchhändleranzeige über ein Goethe-Bildniss theilt einen Brief G.s an Schmeller von 1829 mit.]

Catalog einer bedeutenden Sammlung von Autographen und Stammbüchern, welche Montag, 28. Juni 1869 zu Leipzig etc. im Auctions-Locale der Herren List & Francke durch etc. Hermann Francke etc. versteigert werden wird etc. Leipzig, 1869. [S. 10. Anfang einer zahmen Xenie u. Briefangaben.]

1871.

Goethe zu Strassburg. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Dichters von J. Leyser. (Mit Abbildungen und Facsimilen.) Neustadt a. d. Haardt. Verlag von H. A. Gottschick-Witter's Buchhandlung. 1871. [Beilage zu S. 183. Facsimilierter Brief G.s an Salzmann, wol auch revidierter Neudruck aller Briefe an Salzmann.]

1872.

Das Frommannsche Haus und seine Freunde. Von F. J. Frommann. Zweite vermehrte Auflage. Jena, Druck und Verlag von Fr. Frommann. 1872. [Berichtigter Neudruck von G.'s Briefen an Frommanns S. 54—66.]

1874.

De Nederlandsche Spectator. Gedrukt bij C. A. van Reyn te 's Gravenhage. 1874. Nr. 50. 12. December. [G.s Brief an van Goens v. 31. Dec. 1794 französisch.]

1875.

Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau. Herausgegeben von Ludmilla Assing-Grimelli.

Siebenter Band. Berlin. Wedekind und Schwieger. 1875. Gr. 8. [S. 388. G.s Brief an Pückler.]

Die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts in ihren bedeutendsten Erscheinungen. Populäre Vorlesungen von Karl Julius Schröer. Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel. 1875. Gr. 8. [S. 437. Anfänge von 8 Briefen G.s.]

1876.

Hier ist zu berichtigen, dass das im vorigen Bande des „Archivs“ S. 570 unterm Jahr 1875 aufgeführte XI. Heft des „Salon“ ins Jahr 1876 gehört.

Zwei Goethe-reliquien, zum jahreswechsel in druck gegeben für herrn Dr. Salomon Hirzel von seinem aufrichtigen verehrer Gotthilf Weisstein. Marburg, December 1876. [Brief und Gedicht von G., letzteres beginnend: „Wage der gewandte Stehler“.]

1877.

Hamburger Nachrichten. Morgenausgabe. Begründet 1792. Herausgegeben verlegt und gedruckt von Hermann's Erben. Chefredacteur: Emil Hartmeyer, Dr. jur. in Hamburg. Nr. 57. Hamburg, Donnerstag, den 8. März 1877. [5 Briefe G.s an verschiedne, mitgetheilt von Uhde.]

— — — Nr. 59. Hamburg, Sonnabend, den 10. März 1877. [14 dergl.]

— — — Nr. 60. Hamburg, Sonntag, den 11. März 1877. [11 dergl.]

— — — Nr. 61. Hamburg, Dienstag, den 13. März 1877. [10 dergl.]

Greizer Zeitung. Erscheint täglich mit Ausnahme der Montage. Verantwortlicher Redacteur: V. J. Schlossmacher in Greiz. Nr. 59. Dienstag, den 13. März 1877. 6. Jahrg. [Briefe G.s an Conta und wahrscheinlich an Herzog August von Gotha, da das Original Archivrath Dr. A. Beck in Gotha besass; mitgeth. v. Diezel.]

Allgemeine Zeitung. Nr. 120 (ohne Beilage). Augsburg, Montag, 30. April 1877. [S. 1822 f. Briefe G.s an Kanzler v. Müller, mitgeth. v. Uhde.]

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Nr. 259. Sonntag,

16. September 1877. [S. 3898 f. Brief G.s an v. Voigt v. 27. Fbr. 1816.]

Die Gegenwart. Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Herausgeber: Paul Lindau in Berlin. Verleger: Georg Stilke in Berlin. Nr. 24. Berlin, den 16. Juni 1877. XI. Band. [S. 387. Brief G.s an Kanzl. v. Müller v. 8. Mai 1820, mitgeth. v. Uhde.]

Die Presse. Nr. 166. Wien, Dienstag, den 19. Juni 1877. [Brief G.s an Rosette Schädel.]

— — — Nr. 171. Wien, Sonntag, den 24. Juni 1877. [Forts.]

— — — Nr. 185. Wien, den 8. Juli 1877. [Schluss.]

Der literarische Verkehr. Literaturblatt. Unter Mitwirkung von Graf Ulrich Baudissin etc. Nr. 14. Juli 1877. VIII. Jahrgang. [S. 106. Brief G.s an Kanzl. v. Müller v. 19. Nov. 1824.]

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung. Nr. 60. Sonntag, den 29. Juli 1877. [S. 361. Stellen aus G.s Tagebuch.]

Zwar nach genommener Einsicht, aber ohne das Blatt vor mir zu haben, gedenke ich der

Nationalzeitung. Berlin, den 5. September 1877, worin in einer Besprechung des Goethe-Zimmers im Panopticum zu Berlin neben mehreren nur aus völliger Sachunkunde Goethen zugeschriebenen Sachen auch einiges wirklich von G. herrührendes angeführt ist.

Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst. XXXVI. Jahrgang. II. Semester. Nr. 38. Ausgegeben am 13. September 1877. Inhalt: Zwei ungedruckte Goethebriefe. Burkhardt. Seite 441. Leipzig, 1877. Friedrich Ludwig Herbig (Fr. Wilh. Grunow). [An Voigt.]

Im neuen Reich. Wochenschrift für das Leben des deutschen Volkes in Staat, Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Dr. Konrad Reichard. 1877. Nr. 37. Inhalt etc. Zwei noch ungedruckte Briefe Goethe's, mitgetheilt von E. Zais. Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1877. [An Lehne.]

— — — Nr. 41. Inhalt etc. Ein noch ungedruckter Brief Goethe's. Veröffentlicht von K. Kehrbach S. 564. [An Voigt.]

Blätter für Autographen- und Portraitsammler. Herausgegeben und redigirt von Dr. Alfred Moschkau, Gohlis-Leipzig. Erster Jahrgang. Nr. 4. 1877. [Neudruck der Briefe G.s an die Gebr. Ramann von 1801, 1810, 1816.]

Goethe's Werke. Nach den besten Quellen revidirte Ausgabe. (Goethe's Wappen.) Dreiundzwanzigster Theil. Dichtung und Wahrheit. Mit Einleitung und Anmerkungen von G. v. Loeper. Vierter Theil. Berlin. Gustav Hempel. [S. 157 u. 177. Stellen aus Briefen G.s an Fr. v. La Roche.]

— — — Dreiunddreissigster Theil. Zur Morphologie. Zur Mineralogie und Geologie. Herausgegeben und eingeleitet von S. Kalischer. Berlin. Gustav Hempel. [Mehrere ungedruckte geologische Schriftstücke von G. enthaltend.]

Goethe's Briefe an Soret. Herausgegeben von Hermann Uhde. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1877.

H. A. O. Reichard. (1751—1828.) Seine Selbstbiographie überarbeitet und herausgegeben von Hermann Uhde. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1877. [S. 123, 397 ff. Briefe G.s an Knebel und an Reichard.]

Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer (Suleika). Herausgegeben mit Lebensnachrichten und Erläuterungen von Th. Creizenach. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1877.

Goethe und das sächsische Erzgebürge. Nebst Ueberblick der gesteinkundigen und bergmännischen Thätigkeit Goethe's. Von Woldemar Freiherrn von Biedermann. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1877.

Goethe-Briefe aus Fritz Schlosser's Nachlass. Herausgegeben von Julius Frese. Mit Goethe's Bild nach Kügelgen (1810) und mit H. P. Schlosser's Portrait nach Goethe's Zeichnung von 1775. Stuttgart. Verlag von Carl Krabbe. 1877.

Goethe's Leben. Von J. W. Schaefer. Zweiter Band. Dritte Auflage. Leipzig. Friedrich Brandstetter. 1877. [S. 404. Dritter Neudruck der Rede bei Stiftung des Falkenordens.]

Goethe an Göschen. Am 28. August 1877 mitgetheilt. H. G. Y. v. W. [Aus der Gräfl. Yorck-von-Wartenburgschen Fideicommissbibliothek zu Schleibitz.]

Allerlei von Goethe zum 29. December 1877 für Frau Professor Steinthal herausgegeben von Gotthilf Weisstein. Stuttgart. Druck von Emil Müller. 1877. [Reime und Briefe.]

Bibliotheca Haeberliniana. Verzeichniss der von den Herren Dr. Ernst Mich. u. Dr. Conrad H. Haeberlin dahier hinterlassenen werthvollen Bücher, welche zu den beigesetzten billigen Preisen bei Ludolph St. Goar Buchhändler u. Antiquar in Frankfurt a. M. Zeil 30 zu haben sind. Dritte Abtheilung: Verschiedene Wissenschaften. (Hic mortui vivunt, hic muti loquuntur.) Antiquarisches Verzeichniss Nr. 43. Frankfurt a. M. Februar 1877. [S. 201 f. Bruchstücke aus Briefen von G.; der 2. und 3. wahrscheinlich an Gebler, bz. an J. F. Frh. v. Fritsch.]

Catalogue des livres la plupart rares et précieux, des manuscrits et des autographes, composant la bibliothèque d'un amateur. La vente aura lieu à Berlin Jeudi le 11. Octobre 1877 etc. Verzeichniss einer werthvollen Sammlung von Werken, Manuscripten und Autographen etc. Rud. Lepke, Auctionator etc. [Unterschrift u. Datum e. Briefs an Riemer v. 1829.]

Vente d'une importante collection de lettres autographes et de documents historiques à Berlin, le 26. Février 1878 et jours suivants. Katalog der Sammlung von Autographen und historischen Documenten des im J. 1861 verstorbenen Herrn F. H. W. Wagener, Bankier und K. Schwed. u. Norweg. Konsul in Berlin etc. [S. 88 ff. Bruchstücke v. Briefen u. Gedichten G.s.]

Blätter für Autographen- und Portrait-Sammler. Herausgegeben und redigirt von Dr. Alfred Moschkau. Gohlis-Leipzig. Erster Jahrgang. Nr. 4. 1877. [S. 13 f. Neudruck v. Briefen an Ramann.]

Nach Diezels Verzeichniss von Goethe-Briefen verweise ich auf die mir noch nicht zugegangne

Hallische Zeitung. Zweite Beilage zu Nr. 56, 8. März 1877. [Brief an Sprengel v. 24. Sept. 1824.]

Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur des XVI. und XVII. Jahrhunderts von Dr. Hermann Palm. Mit einem Bildnisse von M. Opitz. Breslau. E. Morgenstern. 1877. 302 SS. 8.

Der durch seine Arbeiten über unsere Nationallitteratur rühmlichst bekannte Verfasser bietet hier 6 oder genauer gezählt 11 Aufsätze, die er grösstentheils in früherer Zeit an verschiedenen Orten veröffentlicht hat und von denen der älteste vor 23 Jahren erschienen ist. Ein sehr lobenswerthes Unternehmen, nicht allein weil diese Aufsätze für viele nicht leicht zugänglich waren, sondern auch weil sie hier in vermehrter und verbesserter Bearbeitung vorliegen. Was uns als Hauptvorzug der „Beiträge" namentlich von Nr. III an (Paul Fleming und Georg Gloger, IV. Das deutsche Drama in Schlesien bis auf Gryphius, V. Martin Opitz, VI. Daniel Czepko von Reigersfeld) entgegentritt, ist die ausserordentlich breite und sichere Grundlage, welche Palms Forschungen in der „schlesischen" Litteratur durch seine Arbeiten über die Geschichte seines Heimatlandes gewonnen haben. Man kann wol sagen, dass aus allein litterarhistorischen Studien solche litterarhistorische Abhandlungen nicht hätten hervorgehen können, und wenn vielleicht die provincialhistorischen Arbeiten des Verfassers die Schuld daran tragen, dass wir von ihm noch nicht eine vollständige Biographie Opitzens haben, so haben sie doch andererseits zu dem beigetragen, was die hier vorliegenden 6 Opitz-Aufsätze beweisen, dass nämlich schwerlich bald ein zu einer Opitz-Biographie besser als Palm berufener und vorbereiteter Mann kommen wird.

Die besonderen Themata, welche unter Nr. V zusammengefasst sind, lauten: 1) Zur Opitz-Litteratur. Mit 1 Beilage. 2) Opitz und Ludwig Camerarius. Mit 1 Beilage. 3) Martin Opitz im Verkehr mit Janus Gruterus und in Siebenbürgen. Mit 3 Beilagen. 4) Opitz im Hause des Kammerpräsidenten Karl Hannibal von Dohna 1626—32. Mit 3 Beilagen. 5) Opitzens Erhebung in den Adelstand. Mit 1 Beilage. 6) M. Opitz im Dienste der Herzoge von Brieg und Liegnitz. Mit 7 Beilagen. Anhang. Zum Titelbilde. Hieraus ergibt sich, dass das biographische Interesse bei Palms Opitz-Forschungen stets das massgebende war, und dies tritt auch in den anderen Abhandlungen hervor, ohne dass, wo es

die Sache erfordert, die Würdigung des poetischen Werthes und des Inhalts der Werke überhaupt dadurch beeinträchtigt würde. Wer da weiss, wie geringe Ansprüche man im XVII. Jahrh. an das, was wir poetischen Werth und Ideengehalt nennen, überhaupt machen muss, wenn man nicht an der Litteratur dieser Zeit einen die Beschäftigung damit hindernden Ekel empfinden will, der wird die Milde und Anspruchslosigkeit, welche Palm namentlich Christian Weise entgegen bringt, angemessen und wolthuend finden, wenn ich auch gestehen muss, dass mir die Geschmacklosigkeit und der Mangel an poetischem Schwunge aus der Lectüre der Weiseschen Schriften selber denn doch noch um ein bedeutendes crasser entgegen getreten sind als aus Palms Abhandlung. Ein Punct, welcher noch der Untersuchung bedarf, scheint mir die Frage betreffend Weises Kenntniss von und Beziehungen zu den Haupt- und Staatsactionen zu sein, allerdings weiss ich nicht, ob sich darüber wird genügendes feststellen lassen. Wenn der Verfasser S. 102 von Rebhun sagt, dass er „das übel im herrschenden versbau nicht allein erkannt, sondern auch das richtige gegenmittel gefunden" habe, so möchte ich damit nicht ganz übereinstimmen, da Rebhun nicht allein in zu grosser Abhängigkeit von den alten steht, sondern auch zu wenig Einsicht in das Wesen des deutschen Versbaues besitzt, um mit seinen Reformen organisch an das schon vorhandene anzuknüpfen. Seite 109 nennt Palm irrthümlich Bartas, Sidney und Sannazar Neulateiner, wozu die Strophe Flemings

Unser wird, was Andern war.
Tass' Torquat, Petrarca weichen.
Unsern Deutschen mag nicht gleichen
Bartas, Sidney, Sannazar.
Wenn Katz, Heins' und Opitz singen,
so will ganz nichts Fremdes klingen

keine Veranlassung bot. Vergl. Lappenbergs Fleming II, 371 und die Anm. dazu.

Ich nehme schliesslich Gelegenheit im Auftrage des Verf. folgende Druckfehler zu verbessern:

S. 150 Anm. 2. Distichon 4 lies: habitant für habitent, und Distichon 7 lies: Odera Rheno für Odero Rhenus.

S. 183 Z. 18 Muraenas für Maraenos. Ueber die Bedeutung vergl. Plinius hist. nat. IX. 39.

S. 238 Z. 5 lies 1636 für 1630.

Einer Verbesserung bedürfen auch S. 139 die Worte: „jenes ..... codicillum epistolarum".

Breslau, December 1877.

Friedrich Bobertag.

Heinrich Rückert in seinem Leben und in seinen kleineren Schriften dargestellt von A. Sohr und Dr. Al. Reifferscheid. Erster und zweiter Band: Heinrich Rückerts kleinere Schriften, erster und zweiter Theil. Weimar, Hermann Böhlau. 1877.

Der zu früh für die Wissenschaft aus dem Leben abgerufene würdige Sohn unsers grossen Dichters hat in den beiden Herausgebern des vorliegenden Buches zum Glück zwei pietätvolle Hüter seines litterarischen und persönlichen Nachruhms gefunden, die dafür Sorge getragen haben, dass die Früchte seiner wegen seiner äusseren Lebensbedingungen meist zerstreuten litterarischen Thätigkeit in ihren wichtigsten und würdigsten Producten in ein kleines Corpus gesammelt und so der Vergessenheit entrissen würden. Heinrich Rückerts Geisteskraft und energischer Fleiss reichten hin zwei grosse Gebiete menschlichen wissens in seiner amtlichen und litterarischen Thätigkeit zugleich zu umfassen und durch grössere und kleinere Geisteswerke zu befruchten: die Geschichte und die deutsche Litteratur, denn für beide war er bekanntlich in Breslau angestellt. Als Geschichtslehrer wird man ihn in den beiden vorliegenden Bänden besonders zu würdigen wissen als den Bannerträger deutscher Cultur gegenüber slavischer und particularistischer Anmassung und Borniertheit (vertreten u. a. durch Hanka, Onno Klopp und Vilmar); die Leser dieser Zeitschrift aber werden sich mehr an seine Forschungen über deutsche Litteratur halten, die besonders der zweite Band bietet. Zwei dieser Aufsätze: „Ueber Hartmanns Iwein" und „Ueber das Epos von Gudrun" erscheinen übrigens hier zum ersten Male gedruckt. Von seinen sämmtlichen, auch den nicht aufgenommenen Arbeiten gibt ein durch die sorgsamen Bemühungen beider Herausgeber zu Stande gebrachtes bibliographisches Verzeichniss Rechenschaft.

Der dritte Band, welcher hoffentlich nicht allzu lange auf sich warten lässt, wird uns das Leben Heinrich Rückerts und den werthvollsten Theil seines Briefwechsels, darunter auch viele Briefe seines Vaters bringen. Robert Boxberger.

Verbesserungen und Nachträge.

Bd. 4. S. 271. Das Gedicht „Ermanung an die kaiserliche Majestät" wird von Weller, Hans Sachs, eine Bibliographie, Nürnberg 1868, S. 29 f. Hans Sachs zugeschrieben.

Bd. 7. S. 1—5. Das Verzeichniss der Büchersammlung von Hans Sachs ist bereits in dem Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft, herausgegeben von Julius Petzholdt, Jahrgang 1853, Halle 1854, S. 242—245 veröffentlicht worden.

S. 10, Z. 11 lies per statt pauer.

S. 11, Z. 7 lies IX statt VI.

S. 11, Z. 8 lies Hafen statt Hasen.

S. 134, Z. 10 v. u. lies Ernst und Liebe statt Lust und Liebe.

S. 176—178. Dem Herausgeber ist eine vom 30. Nov. 1877 datierte Nr. von „Összehasonlitó Irodalomtörténelmi Lapok. Zeitschrift für vergleichende Litteratur etc.", gedruckt in Kolozsvár (Klausenburg), zugeschickt worden, welche zwei Artikel (Sp. 379 und 383 f.) enthält, die dem Verfasser des Aufsatzes „Ein zweites Exemplar des ältesten Faust-Buches" das Verdienst bestreiten, das in Budapest befindliche Exemplar des Faust-Buches „entdeckt" zu haben. Indem ich mich zu dem Empfang der Sendung an dieser Stelle bekenne, füge ich nur hinzu, dass Herr Gustav Heinrich, Professor an der Universität zu Budapest, auf befragen die Richtigkeit seiner Angaben aufrecht erhalten hat.

S. v. C.

S. 178, Z. 7 v. u. lies uerfelsch- statt verfelsch-.

S. 310, Z. 12 v. u. Schulsack] oder Decretalienbuch?

S. 350, Z. 8 v. u. lies links statt rechts.

S. 358, Z. 13: Astronomia Teutsch 1612.

Die von Franz Pfeiffer benutzte Ausgabe ist nicht die erste. Seit kurzem befindet sich in meinem Besitz: „ASTRONOMIA | Teutsch. | HImmels Lauff | Wirckung vnnd Natürliche | Influentz der Planeten vnnd Gestirn, | Auß grund der Astronomei, nach jeder Zeit, Jar, Tag vnnd | Stunden Constellation. In Natiuiteten, zur Artznei, wolfart, vñ al-|lem leben der Menschen zuwissen von nöten. Mit sampt Astronomischer vñ Ma-|thematischer Instrument, als Astrolabien, Quadranten, Compäst, Sonn|vhren, vnd Nocturnal, Künstlicher zurichtung vnd nützli-|chem gebrauch .... | 15 (Mondtafel) 71. | Getruckt zu Franckfort, Bei Chr. Egen. Erben. | " in 4° 2 Bogen Vorstücke (Kalender und Register) und Bl. A 1ᵃ—Z 4ᵇ + a 1ᵃ—d4ᵃ Text. Der letztere ist höchst mannigfaltig und stellenweise nicht ohne Interesse. Z. B. Bl. L 1ᵃ: „Das Nocturnal oder die Nachtuhr, Durch H. Jacob Köbeln zůgericht". Bl. M 3ᵇ: „Von Aspecten Jo. Justinger". Bl. O 1ᵇ: „Vier Zeiten des Jars". Bl. O 3ᵃ: „Vier Elemente" und „Vier Complexionen der Menschen". Bl. P 2ᵃ ff: Diaetetische Regeln, u. a. Bl. P 3ᵇ: „Vom

Baden, Schrepfen" u. s. w. Bl. P 4^b: „Der sieben Planeten Natur": Bl. R 4^a: „Von den 12 Zeychen". Bl. V 3^a ff: „Die 36 Bilder des Himels". Bl. Y 3^a ff: „Was in jedem Zeychen zu thun oder zu lassen sei". Bl. Y 4^b ff: „Regiment Hippocratis der 12 Monat", zum Theil gereimt und, wie auch sonst, mit Holzschnitten. Bl. Z 4^a ff: „Von dem Aderlassen". Bl. a 4^b ff: „Cisio Janus für die Leyen". Bl. b 2^b ff: „Wetterbüchlin oder Bauren Practica", endlich Bl. c 4^b — d 4^a: „Der alten Weiber Philosophei". C. W.

S. 372, Z. 11 v. u. lies III statt II.

S. 378, Z. 14 lies Nr. 93 und 95; das Original hat keine Zählung.

S. 459. Wie bereits oben S. 459 Anm. in Kürze gesagt ist, erhielt ich nachträglich vom kgl. Kreisarchiv in Nürnberg durch die Herren DDr. Heinrich und Mummenhoff in ausführlicher Beantwortung meiner Anfrage folgende Auskunft.

Beiden Herren Archivaren spreche ich hiemit zugleich öffentlich meinen ergebensten Dank aus.

„Ueber Michael Lindener und dessen Beziehungen zum Nürnberger Buchdrucker und Buchführer Hans Daubmann konnte nichts aufgefunden werden. Bezüglich des Letztern sind jedoch in den Rathsverlässen, dieser Fundgrube für die mannigfaltigsten culturhistorischen Verhältnisse und mehr oder weniger für die Geschichte aller hervorragenden wie unbedeutenden Persönlichkeiten, die zum Nürnberger Rath in irgendwelche Beziehung traten, höchst interessante Notizen enthalten.

Daubmann stand mit dem Schulmeister Joachim Heller bei S. Egidien in Verbindung, auf dessen Veranlassung er das Büchlein des Magisters Röting gegen Andreas Osiander ohne Wissen und Erlaubniss des Raths druckte. Er wurde deshalb in den Thurm gesperrt.

Das Vorgehen des Raths gegen Hans Daubmann war, wie aus weitern Rathsverlässen hervorgeht, infolge kaiserlichen Auftrags geschehen. Der Rath wies daher alle Gesuche desselben um Beschränkung seiner Haft mit dem Hinweis, sich an den Kaiser zu wenden, zurück. So konnte er nicht nach Leipzig ziehen, wo er höchst wahrscheinlich den Büchermarkt besuchen wollte. Es wird ihm bemerkt, er solle was er dort auszurichten habe, durch Andere bestellen — ein Rath wolle ihm gern vergönnen, sich deshalb mit seinem Weib und Andern zu unterreden.

Weiterhin wird er noch im selben Jahre (1551) von Rathswegen beschickt und befragt, ob er ein Büchlein von Erasmus Sarcerius unter dem Titel einer „Warnung, wie man sich vor der alten papistischen groben und tolpischen und der neuen listigen und täuschenden Lehre hüten soll etc." gedruckt oder sonst verkauft habe? wie es ihm zugekommen, oder auf wessen Befehl es geschehen?

1553 wird er wegen Verkaufs von Schmähliedern abermals mit einer achttägigen Thurmstrafe belegt.

Ebenso sind über Hans Betz am selben Orte einige kleinere Mittheilungen enthalten."

Das mir nicht weiter bekannte Buch des Magisters Röting* „Testimonium optimi viri et doctissimi, D. Mich. Rotingi, unius ex populo Ecclesiastico contra falsam Andr. Osiandri de justificatione sententiam, quam in Prussia libellis et propositionibus spargit", 7 Bll. in 4 s. l. et a. (s. W. Möller, Andreas Osiander. Elberfeld 1870. S. 553 Anm. 104; wie es jedoch scheint, in zwei Ausgaben vorhanden: Will-Nopitsch III, 414 und VII, 326) eröffnete den Kampf des Lutherthums gegen Osiander. Als Schüler und Freund Melanchthons sah dieser Schulmeister in der Lehre des letztern „die letzte satanische Anfeindung der evangelischen Grundposition der Rechtfertigung allein aus dem Glauben". Möller hat a. a. O. S. 454 ff. interessante Zeugnisse zusammengestellt über die damals durch Osiander an verschiedenen Orten hervorgerufene Erregung der Gemüther, insbesondere auch in Nürnberg, wo ihm viele Freunde unter Bürgern und Handwerkern geblieben waren. Er stand sogar in Correspondenz mit einigen derselben und erkundigte sich am 9. Septbr. 1551 bei Hans Fürstenhauer, in Antwort auf dessen und „etlicher ehrbaren Frauen Klageschreiben" direct, „wie ein Ehrbarer Rath gegen Röting gesinnt sei, der das henkermäßig Lästerbuch wider mich meuchlings hat lassen ausgehen". Man begreift, weshalb dem Rath unter diesen Umständen die Publication einer neue Erregungen hervorrufenden Schrift unangenehm war und warum er andererseits doch wieder nur den armen Drucker dafür verantwortlich machte.

Fürstenhauers Antwort vom 18. Octbr. gedenkt ebenfalls der Bestrafung desselben, aber auch der des Schulmeisters zu St. Aegidien Joachim Heller.

„Roting bekenne sich jedoch zu der Schrift. Dazu stärken ihn sonderlich Euer A. W. Eidam (Besold) und die andern zween (Wolfgang Waldner und Michael Bessler?). Roting werde übrigens von meinen Herrn ehrlich gehalten, wie vor in seinem alten Amt", a. a. O. S. 456 ff.

Osiander hat dem Magister wie vielen andern in einem Quartbande geantwortet, überschrieben: „Schmeckbier. | Aus D. Joachim Mörleins Buch. | Aus M. Michael Rötings Buch. | Aus des Nürmbergischen Vhu Buch. | Aus Justi Menij Buch. | Aus Mathiae Illirici, vnd Nicolai Galli Buch. | Aus Johannis Policarij Buch. | Aus Alexandri Halesii Buch. | Aus Nicolaj Amsdorffs Buch. | Aus Johannis Knipstro Buch. | . . . aus denen man leichtlich Iren Gaist, Glauben vnd | Kunst kan pruefen, Gleich wie man aus einem Trunck, | was im Faß fur Bier ist, kan schmecken. | Andreas Osiander. | . . . | Konigsperg in Preussen. | MDLII. |" (In Berlin = Dm. 900. 4.)

„Mit was bösem gewissen Michel Röting, ein Schulmaisterlin zu Nurmberg, wider mich geschriben hab — sagt er darin Bl. C 2^b ff. — ist aus disen stücken zu mercken. Erstlich das er Lateinisch schreibt, so er billicher vmb des Armen gemeynen hauffens willen solt deudsch

* Ueber ihn s. Will-Nopitsch, Nürnberg. Gel.-Lexicon III, 410 ff. VII, 325 ff. VIII, 469.

geschriben haben. Zum andern, Das er sein Latein so kraus, so finster, so verwickelt hat gemacht, das es kein gemeiner Priester verstehen kan, ja das noch mer ist, man hats an vilen orten versucht, aber nimand gefunden, ders wolle deudsch machen, glaub auch nicht das ers selbs deudsch machen könn, darzu haben seine gutte freund vnd Pundgenossen ... bekent, sie wissen nicht, was er sagen wöl" u. s. w.

„Ich hett jhm auch zwar nichts geantwortet, wann er nicht ein Schulmaister were, vnd die aller geschicktesten Knaben vnd jüngling, zu Nürmberg mit seiner gotlosen schwirmerey verfürete ..." „Ich mein lebtag kein lügenhafftigere, gifftige, mördischere schrifft gelesen hab" u. s. w.*

Ueber den als Mathematiker bekannten Joachim Heller aus Weissenfels, den Veranlasser der Rötingschen Schrift, und sein Leben — er wurde 1563 aus Nürnberg vertrieben — verweise ich ebenfalls auf Will-Nopitsch II, 84 ff. und VI, 57 ff. Seine Schriften enthalten, soweit sie mir erreichbar waren, keine Vorstücke von der Hand Michael Lindeners, trotzdem mehrere Neubersche Drucke von 1549 sich darunter befinden. Den von letzterm erwähnten Cometen von 1556 hat er in seiner „Practica, auf das M.D.LVII. | Jar, sampt Anzeygung vnnd erclerung, Was | die erscheinung, vnd bewegung, des vergangenen vnnd | zuuor angezeygten Cometen Im sechs vnd funfftzigsten | Jar gewesen, vnd bedeutet habe" (19 bedruckte Bll. in 4°) behandelt.

Ganz unerfindlich bleibt endlich, wie man Daubman für den Druck der Sarcerischen Schrift verantwortlich machen konnte. Sie ist in Berlin in zwei Exemplaren vorhanden (B. Diez. 4. 1843 vnd Dg 5232): „Ein warnung büch-|lein, wie man sich für der alten Pa-|pisten groben vnd dölpischen, | vnd vornemlich für der | newen listigen vnnd | teuschenden le|ren hüten | sol. | Durch Erasmum Sarcerium beschrieben, | des jars | M.D.LI. |" und nach der Schlussschrift „gedruckt zu Leipzig, durch | Jacobum Berwaldt. | In der Nickels strasse". Die Dedication an „Herren Wolffen, Fürsten zu Anhalt" trägt das Datum „zu Leipzig des jars 1551. Den vierden Junij. Erasmus Sarcerius, Pastor zu Leipzig". C. W.

* Ob die an dritter Stelle behandelte Schrift „des Nurmbergischen VHV" Bl. D 1^{b}ff. auch von Daubman gedruckt ist, weiss ich nicht. Osiander sagt: „Es hat ainer zu Nürmberg ettliche sprüch aus der heyligen schrifft zusamen geraspelt, vnd zaigt nicht an, warumb oder zu welchem end, vnd an die selbigen D. Luthers Außlegung, vber das 53. cap. Jesaiæ gehenckt, sampt andern wenigen sprüchen Lutheri, Vrbani Rhegii, vnd Johann Brentii ... Vnd wiewol mir von vilen zugeschriben wirt, es habs Wolff Waldner gethon ..., will ichs ... von wegen seiner zwen buchstaben W.W. den Nürmbergischen VHV nennen" u. s. w.

Register.

Die Zahlen weisen auf die Seiten.

